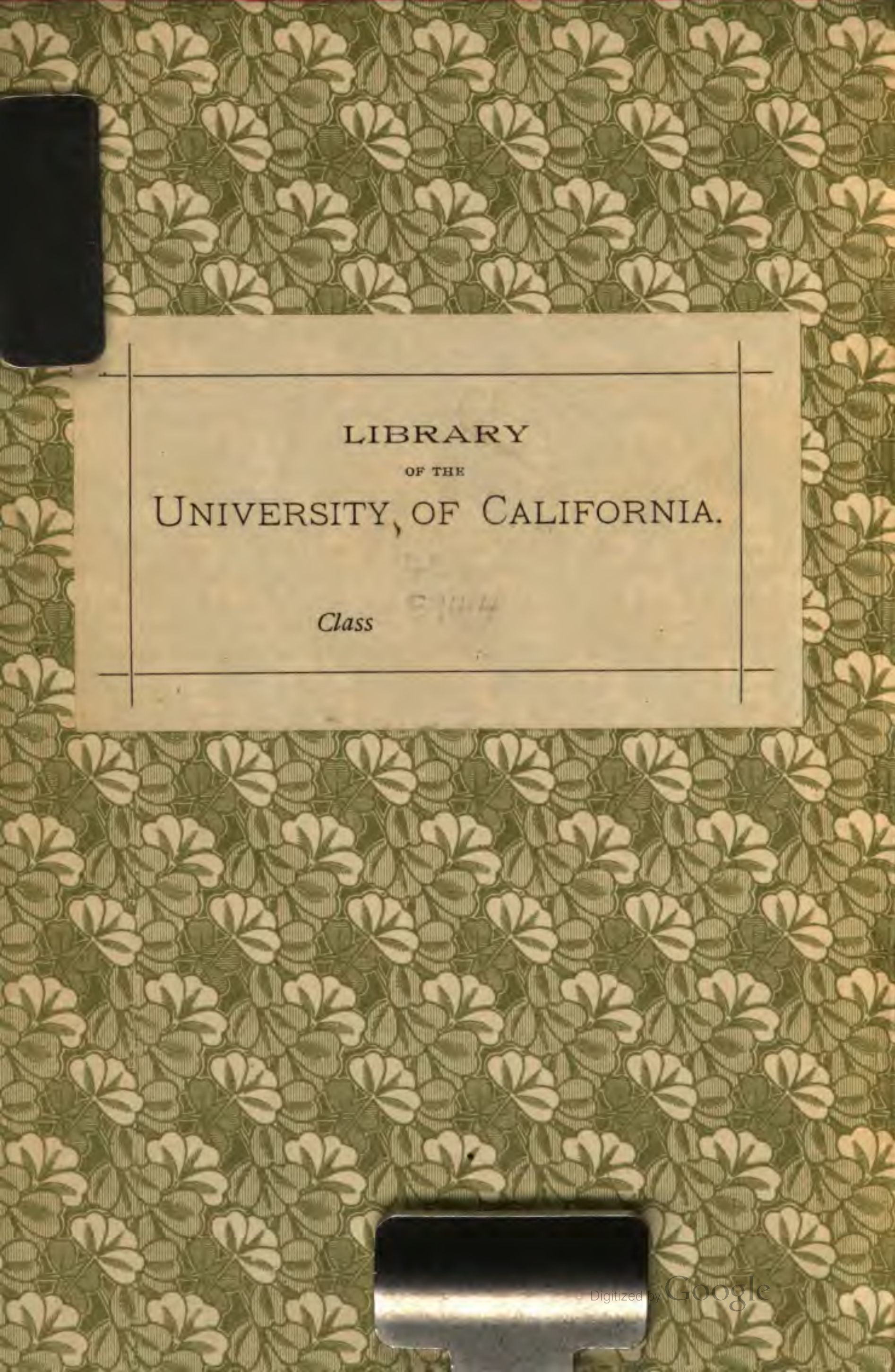
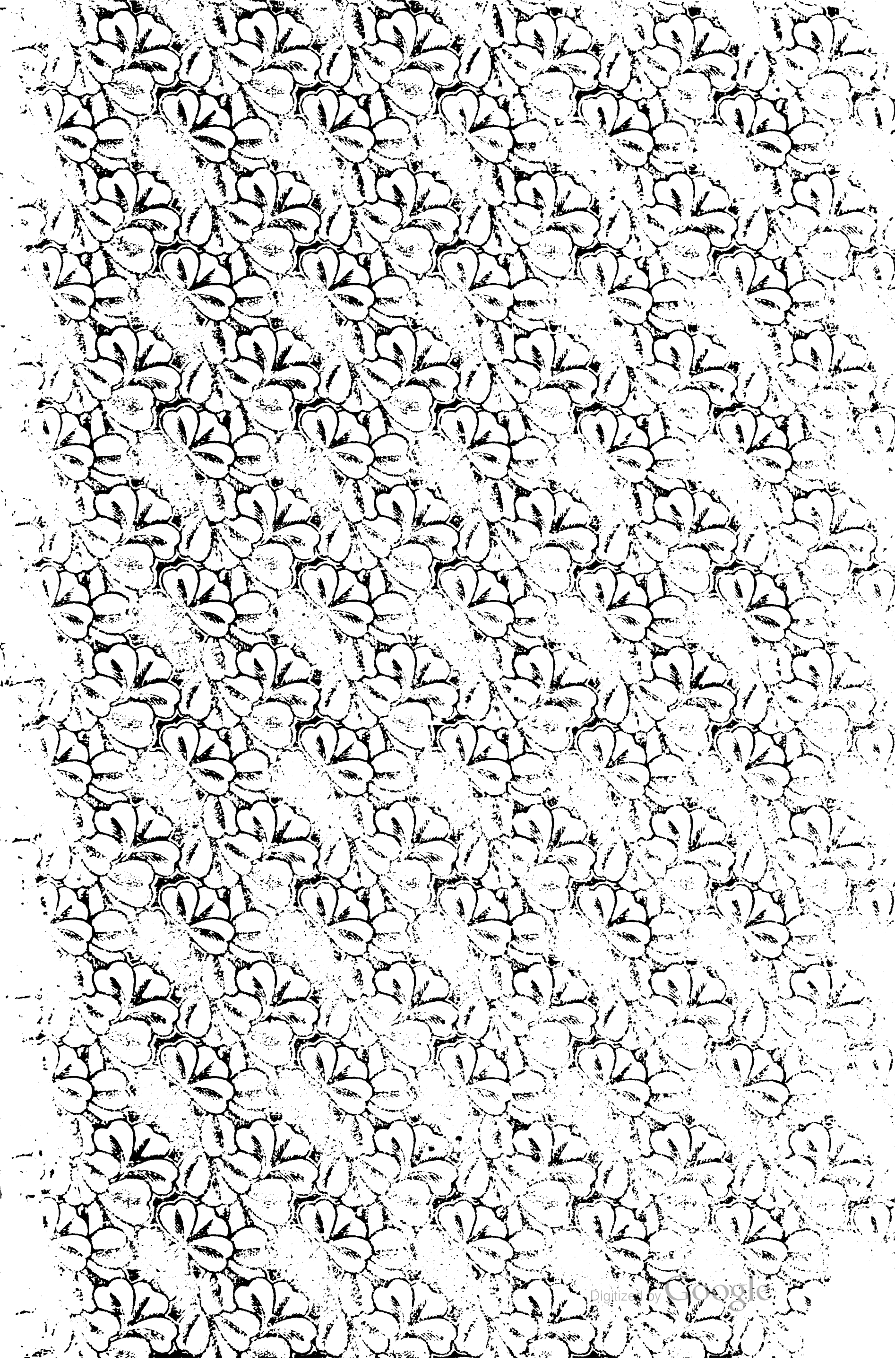

Süssmilch
Das Erzgebirge



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class



Das Erzgebirge

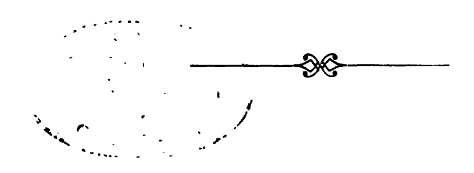
in

Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart

von

M. von Süßmilch gen. Hörnig,
Oberst z. D.

Zweite wohlfeile Volks-Ausgabe.



Annaberg 1894.
Hermann Graser's Verlag.

Meinem Allergnädigsten Herrn

Seiner Majestät

Albert

König von Sachsen

im Jahre der 800jährigen Regierung

des

Hauses Wettin

unterthänigst gewidmet.

Moritz von Süßmilch gen. Hörnig
Oberstleutnant z. D.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Mitte des Erzgebirges.

Die Gebirgserhebung zwischen der Zschopau und der westlichen Mulde.

Der Westen des Erzgebirges.



Glück auf!

Mit diesem alten Bergmannsgruße, der mit dem ganzen Leben und Weben auf dem Erzgebirge innig verbunden, mit welchem die Geschichte seines Gebietes, die Entdeckung seiner Reichthümer, die Entwickelung seiner Besiedelung und die Entfaltung seiner gesammten Kraft an Arbeit und Industrie, an Erfahrung und Wissenschaft, an Gewerbfleiß und Technik auf das Engste verknüpft ist, tritt dieser Versuch einer Heimathkunde des Erzgebirges in die Oeffentlichkeit hinaus.

Mit diesem Gebirgsgruße und in seinem tief liegenden, innigen Sinne und Wunsche sei er begonnen und ausgeführt; mit diesem Gebirgsgruße sei aller Derer dankend gedacht, welche von den Gefühlen der Heimathliebe durchdrungen durch zahlreiche, freundlich gewidmete, ebenso interessante, wie lehrreiche Mittheilungen zur Erweiterung und Vertiefung der ganzen Arbeit beigetragen haben.

Zu verschiedenen Zeiten und zu wiederholten Malen ist es unternommen worden, eine mehr oder weniger systematische Heimathkunde des Erzgebirges zu geben. Verschiedene dieser Unternehmen sind in den ersten Anfängen stecken geblieben, verschiedene haben sich nur auf einzelne Theile des Gebirges, oder auf einzelne Zweige der eingeführten Industrieen erstreckt; ein großer Theil derselben ist veraltet und giebt heute nicht mehr das zutreffende Bild der erzgebirgischen Verhältnisse.

Mit einem echt erzgebirgischen „Glück—auf!“ sei diese Darstellung des Erzgebirges in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart begonnen und durchgeführt, im Vertrauen auf die Nachsicht des Lesers und die freundliche Gesinnung des Kritikers, welche Beide dem Verfasser hülfreich und wohlwollend die Hand bieten mögen, um Irrthümer aufzuklären, Fehler zu beseitigen, einseitige Auffassungen zu berichtigen, und auf diese Weise das Streben, ein vollständiges Bild vom Erzgebirge, seinen Verhältnissen und ihrer Entwickelung zu geben, auch zum dankenswerthen, richtigen und sachgemäßen Ziele zu führen.

Eine der Hauptschwierigkeiten bei allen Darstellungen des Erzgebirges bildet die Vorführung seiner Formen und die Bestimmung seines Nordfußes, welcher vollständig unbemerkt in das hügelreiche Vorland übergeht. In das Gebiet der nördlichen Ebene, an die Elbe oder an die Fuhne kann man ihn nicht setzen; denn in diesem Falle müßte man das ganze Hügelland, welches zwischen diesen Punkten und dem Erzgebirge liegt, und welches unzweifelhaft nicht zum Erzgebirge gehört, demselben zurechnen — und weiter aufwärts giebt es keine scharf ausgeprägte Linie, welche den Gebirgsfuß bezeichnet.

Daher die ganz verschiedenen Angaben über den Nordfuß des Gebirges, welche selbst in den neuesten Schriften über das Erzgebirge und erzgebirgische Verhältnisse ziemlich willkürlich gezogen sind, zum Theil nach Linien der Oberflächengestaltungen, zum Theil nach Linien der geognostischen und geologischen Bestimmungen, zum Theil nach Linien der klimatischen Verhältnisse, oder selbst nach einer Verbindung von allen diesen Bedingungen.

Für eine Darstellung des Erzgebirges in der Gegenwart erscheinen unzweifelhaft die Linien der Oberflächengestalt (das Relief) als die maßgebenden, und man kann denselben um so leichter und um so unbedenklicher folgen, als die eingehendsten und zuverlässigsten Unterlagen hierzu vorhanden sind.

Die Richtung des Gebirgskammes ist, wie allgemein bekannt, von Südwestsüd nach Ostnordost. Das Gebirge hat zwei Haupt-Abdachungen, eine nördliche und eine südliche. Die erstere gliedert sich in die nach Nordwestnord gerichtete auf dem westlichen Theile ihres Gebietes und in die nach Nordost gewendete, auf dem östlichen Theile, nach dem Elbkessel zu. Die Südabdachung des Gebirgskammes liegt nach Südostsüd. Der Einfachheit wegen sind, da eine Verschiebung der Begriffe doch kaum möglich ist, der letztere als Südostfuß, als Südostabhang, oder auch als Südfuß oder Südabhang genannt, während die nach Norden gerichtete Abdachung als nordwestlicher, bez. nordöstlicher Abhang, Gebirgsfuß u. s. w. bezeichnet werden.

Von Norden und Nordwesten her gewinnt man an keiner Stelle eine Ansicht des Gebirges, weder von dem außerhalb desselben gelegenen Rochlitzer Berge, noch von dem ungefähr am Fuße des Gebirges liegenden Taurastein. Denn wenn man auch von dem ersteren über die prächtigen Formen der nächsten Umgebungen hinaus, oberhalb der flachen Linien des Hohensteiner und Stollberger Höhenrückenzuges bei hellem Wetter den Erzgebirgskamm vom Schneckensteine bis zum Kahlenberge, und vor Allem die in der Mitte desselben liegenden Gipfel des Fichtelberges, Keilberges, Haßberges u. s. w.,

sehen soll, so gewinnt man doch keinen Ueberblick über die Erhebung des Gebirges bis zu der Kammlinie selbst. Vom Taurastein hat man gebirgsaufwärts nur die langen flachen Linien der Limbacher, Hohensteiner und Stollberger Höhenzüge vor sich, über welche bei hellem Wetter vielleicht noch die Linien des Geyerschen Waldes erkennbar werden.

Bedeutend charakteristischer ist die Gebirgsansicht von Hohenstein aus, vom oberen Ende des Marktes, besonders aber vom Pfaffenberge, wo man über das Thal des Lungwitzbaches den Anstieg des Gebirges zu dem Höhenzuge von Kirchberg sieht, dahinter den Stollberger Bürgerwald, über diesem den Höhenzug von Greifenstein und Schatzenstein und am Horizont in der Ferne die Gipfel des Gebirgskammes, vom dem vorspringenden Auersberge bis zum Haßberge. Aber man ist hier schon im Erzgebirge drin, und hat doch nur ein kurzes Stück der Erhebung vor sich.

Den nach dem Elbkessel zu gerichteten nordöstlichen Abhang des Gebirges kann man z. B. vom Porsberge bei Pillnitz vortrefflich übersehen. Auf dem vorderen Rande desselben den Cottaer Spitzberg, Ziegenrück, Sandberg, Golberoder Kiefer, Windberg; in zweiter Linie dahinter die Höhen bei Berggießhübel, den Lederberg bei Groß-Röhrsdorf, den Wilisch, die Hermsdorfer Höhe; in dritter Linie die Höhen von Breitenau, von Börnchen, den Luchberg, die kahle Höhe bei Reichstädt, den Tharandter Wald; und endlich auf dem Gebirgskamme den Sattelberg, das Mückenthürmchen, den Geising bei Altenberg, daneben den Kahlenberg. Nordwärts davon die Schwarze Tellkoppe und an sie angeschlossen die nach Norden gerichteten Höhenzüge zwischen Weißeritz und Mulde und westlich der Mulde. Im Südwest Schloß Frauenstein, dahinter die Höhe von Sayda und den Höhenzug nach Norden in nebliger Ferne.

Um aber für das ganze Gebirge einen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus man eine richtige Vorstellung seiner Oberflächen-Verhältnisse erlangen kann, muß man auf die Südseite des Gebirges gehen, wo dasselbe aus einer scharf gezogenen Grundfläche emporsteigt.

Hier erhebt sich das Erzgebirge aus einer Hochebene, welche aus der Meereshöhe von 300 m in allmäligem Anstiege zu 400 und 500 m Meereshöhe gelangt, von welcher aus aber immer der Wall des Gebirges in schroffer, scharf gezeichneter, und zweifellos erkennbarer Weise emporragt.

Von dieser Grundfläche ausgehend, deren tiefster Punkt von 300 m Veranlassung giebt, auch den Nordfuß des Gebirges in die gleiche Meereshöhe zu legen, wird man im Stande sein, die ganze Erzgebirgs-Erhebung mit Hülfe der beiden von diesem Gebiete vor-

1*

handenen besten Karten in gleichgemessene Höhenschichten zu theilen und dementsprechend die Formenverhältnisse im Ganzen, wie auch in einzelnen, besonderen Beziehungen zu betrachten.

Von der Südseite gesehen, erhebt sich das Gebirge, dessen Verbindung mit dem Fichtelgebirge, dem Knotenpunkte der Mittelgebirge im Innern Deutschlands, die sich im Gipfel des Riesengebirges bis zu 1603 m erheben, durch das Egergebirge und Elstergebirge hergestellt wird, außerordentlich charakteristisch, theils absatz- und terrassenförmig, theils in ununterbrochenem Anstiege bis zum Kamme des Gebirges. Hierdurch tritt der Eindruck der Erhebungsformen unmittelbar heran, und ist von dem Eindrucke von der Nordseite, bez. Nordwestseite her so durchaus verschieden; der Anstieg zur Kammhöhe ein so allmählicher, durch verhältnißmäßig unbedeutende Zwischenerhebungen verdeckter, und durch diese hervorgerufen die Gestaltung der Erhebung eine wellenförmig sanft bewegte, so daß man wiederholt, und nicht mit Unrecht, gesagt hat, das Erzgebirge erhalte den Charakter eines Gebirges erst durch seine Thäler.

Die absolute Erhebung desselben würde jedoch schon die Bezeichnung als Gebirge mit sich bringen, selbst wenn alle Thäler nur muldenförmige Einbiegungen wären, in denen die Quellenbäche sich vereinigten und auf der sanft geneigten Fläche niederwärts eilten. Das Erzgebirge erhält aber nicht seinen Charakter durch die Thäler, sondern diese Thalbildung und alles was ihr zugehört, diese flachen, langgestreckten Bergrücken, welche die Hauptthäler trennen, und Alles, was mit diesen im Zusammenhange steht: — Alles dies sind charakteristische Merkmale des Erzgebirges.

Allerdings wird der Eindruck des Erzgebirges erst zu einem interessanten und ansprechenden, wenn man die Thäler besucht. Reich an landschaftlichen Bildern, schon am Fuße des Gebirges mit schroffen Thalhängen beginnend, mit Felsenzacken, senkrechten Wänden, steilen Wiesenabhängen geschmückt; voller Abwechselung, bald mit Laubholz, bald mit Nadelholz besetzt, einem thätigen, kulturfrischen Leben eröffnet, bietet der ganze Abhang des Erzgebirges, sowohl nordwärts wie südwärts eine Fülle von besuchenswerthen Punkten.

Die wellenförmige Hochebene mit ihren langgestreckten Höhenzügen, aus denen einzelne flache Kuppen emporragen, und nur selten einmal ein steiler, charakteristisch geformter Bergkegel, ist mit Feldern oder mit Wald bedeckt; die Abhänge der sanft geneigten Thäler bilden grasreiche Wiesen. In der Ferne wird der Horizont von dunkeln Nadelholzwäldern eingefaßt. Aus den sanft geneigten Thalmulden, aus dem Grün von Obstbäumen und Laubholz schimmern die Häuser und Bauerngüter, mit ihren hellgrauen Schieferdächern,

und überall geben die zahlreichen Ortstheile, Dörfchen und Dörfer u. s. w. der Landschaft das Gepräge außergewöhnlichen Lebens und Strebens.

Die lauschigen Schluchten und Thäler mit ihren lebhaft thalabwärts eilenden Wassern, den durch Felsenblöcke und Steingeröll rauschend und lärmend absatz- und treppenförmig blitzend und glitzernd stürzenden Bächen, die Wiesenthäler mit ihrem kräftigen Grün, der hohe, ernste Wald mit seiner erhabenen Ruhe, — Alles das sind Eindrücke und Bilder von höchstem Reiz. Kaum ist die Schneeschmelze vorüber, da ergrünt Alles in ungeahnter Schnelle. Nichts ist schöner, als Anfang Mai durch die weit ausgedehnten Waldungen zu wandern mit ihren duftend aufsprossenden jungen Trieben, — selbst hinauf bis auf die Hochebene des Gebirgskammes, von welchem trotz großer, weiter Moorflächen und Sumpfstrecken, und schwerer, tief auf dem Boden liegender Nebel die verkümmerte Sumpfföhre immer mehr verdrängt wird; Alles athmet schnell erwachtes, kräftiges Leben. Selbst auf dem öden, unerquicklichen Hochplateau des Gebirgskammes und seiner weitaus nach Norden erstreckten Arme wird es frisch und lebendig, bis der Hochsommer, vor Allem hier, die eintönigen, unschönen und unerquicklichen Färbungen schafft, welche dem Farbenhauche des frischen, erwachenden Frühjahrs, und des in buntem Blätter- und Farbenschmuck absterbenden Herbstes so entgegengesetzt sind.

Mitte Oktober, weiter aufwärts sogar Ende September, beginnt es kalt und neblig zu werden, Fröste treten ein, der Schneefall beginnt — und die Höhenlage vor Allem ist es, welche die Zustände bedingt; örtliche Einflüsse, günstige oder ungünstige, geschützte und warme, oder schutzlose und preisgegebene Lage, erhöhen oder mindern die allgemeinen Verhältnisse, immerhin ist es aber in erster Stelle die absolute Höhe, welche den Ausschlag giebt.

Allgemeine Darstellung.

1. Begrenzung. Oberflächengestalt. Gewässer.

Das Erzgebirge ist das Hauptgebirge Sachsens und reicht in einem geschlossenen Zuge von der Felsenklippe inmitten der Stadt Schöneck bis zum Kaibler Berge bei Jungferndorf anscheinend geradlinig fortgesetzt durch das Quadersandsteingebirge bis zum Durchbruche der Elbe durch den das Böhmische Becken im Norden abschließenden Gebirgswall.

Die Kuppe des „steinigen Fichtig" bei Schöneck bildet den westlichen Endpunkt des Erzgebirgshöhenzuges, dessen Kammrichtung von Südwestsüd nach Ostnordost bis zum Kaibler Berge bei Jungferndorf, ungerechnet die verschiedenen Krümmungen, eine Länge von 135 km besitzt. Der äußerste Ostpunkt des Gebirgsrückenzuges liegt „auf der Schöne" (607 m), bei Schönstein, 4 km weiter östlich vom Kaibler Berge.

Die Westgrenze des Erzgebirges wird daher durch eine Linie gebildet, welche südwärts im Wolfsbache und der Zwota bis zur Eger reicht und nordwärts auf der schmalen, flachen Wasserscheide zwischen der Mulde und der verschiedenen Quellenzuflüsse der Göltzsch sich hinzieht bis zum Höhenzuge des Brändel zwischen Ober-Neumark und Ebelsbrunn. Von diesem an, auf dessen Abhängen die Pleiße entspringt, wendet sie sich auf der Wasserscheide zwischen Pleiße und Mulde nordwärts bis zum bewaldeten Höhenzuge der „Hartha" zwischen Lauterbach und Mosel.

Die Ostgrenze des Erzgebirges wird durch die Telle zwischen dem Lötschbache, einem Zufluß der in die Gottleube mündenden Bahre, und dem nach Königswald abstürzenden Bächlein gebildet, in deren Sattel der „Ziegelteich" in ungefähr 560 m Meereshöhe liegt,

nahezu auf der Grenzlinie der erzgebirgischen Gesteinsbildungen und der Sandsteinformation.

Der Südfuß des Gebirges reicht, nahe von Zwotau, oberhalb der Mündung der Zwota in die Eger, aus der Höhe von 500 m bis an den Holzbach, tritt von diesem an die Eger in 350 bis zu 285 m; sodann in der Gegend von Klösterle wieder zurück in die Höhe von 400 m und reicht ziemlich geradlinig bis Vorder-Tellnitz, von Görkau an in der Schwebung von 300 m liegend.

Der Kamm des Gebirges ist von der Mündung der Zwota 25, vom Gebirgsfuße bei Neu-Rohlau 12, von der Mündung des Holzbaches 7,5, vom Gebirgsfuße bei Klösterle 5,5, bei Eisenberg 5, bei Graupen und Vorder-Tellnitz nur 3 km entfernt.

Der Gebirgsrücken des Erzgebirges.

Im Westen erhebt sich vom Felsen in Schöneck an das Gebirge bis 769 m im „steinernen Fichtig“ vor dem Tannenhause, weiter östlich bis 783 m und in der Wasserscheide von Kottenhaide bis zu 780 m, während es im Sattel bei den Saubachhäusern wieder auf 769 m sinkt. Der Schneckenstein steht auf dem 866 m hohen Gebirgsrücken, welcher im „Kiel“ bis 941 m ansteigt, im Sattel von Mühlleiten 860 m, zwischen Heroldsbach und Silberbach 858 m erreicht und vom 900 m hohen Großen Rammelsberge überragt wird. Der Sattel vom Kranichsee liegt 940, der Straßensattel zwischen Weiters-Glashütte und Frühbuß 930 m hoch; der Straßensattel vom Buchkamm 938 m, der Sattel südlich von Platten, zwischen Breitenbach und Wistritz sogar nur 908 m; dagegen der Sattel zwischen Schwarzwasser und weißer Wistritz, bei Irrgang, 974 m. Der Plattenberg erhebt sich bis zu 1040 m.

Der Gebirgsrücken steigt in der Umgebung von Gottesgab über 1000 m an. Der Gottesgaber Spitzberg erhebt sich bis 1118 m, der Sattel südlich von Gottesgab bis 1000, der Sattel am Kreuz bei Gottesgab bis 1071 m; der nordwärts vorgeschobene Fichtelberg bis 1213 m, der Keilberg bis 1243 m. Die Wirbelsteine sinken schon auf 1094 m; der Hohehau auf 1004 m; der Sattel westlich vom Kupferhübel auf 869 m, der Sattel zwischen Köstlwald und Wenkau auf 810 m, so daß der Kupferhübel (910 m) selbst ihn um volle 100 m überragt. Zwischen Reischdorf und Pöllma erhebt sich der Gebirgsrücken zu 848 m, zwischen Reischberg und Mückenbühl, am Kalkofen, zu 810 m; zwischen schwarzer Pockau und Assig-

bach zu 860 m. Der Haßberg steigt zu 909 m an. Der Sattel zwischen Raitzenhainer Bach und Assigbach hat 813 m, der Bärenalleeberg 861 m, der Sattel bei Bernau, zwischen Steinhübel und Beerhübel, nur 781 m; der Sattel am Rabenstein, nördlich von Neuhaus, 800, der Sattel von Gebirgs-Neudorf dagegen nur 760 m Meereshöhe; der zwischen beiden liegende Bärensteinberg 921 m. Auch der Gebirgssattel südlich von Böhmisch Einsiedel (westlich vom Haselstein) hat nur 760 m; dagegen der Sattel am Schwarzen Teich 800 m; der am Farbenhübel 860 m, der Farbenhübel selbst 885 m, der hoch aufragende Wieselstein sogar 956 m. Bei Langewiese erhebt sich der Gebirgsrücken bis 871 m, am Niklasberger Kreuz 811 m; bei Zinnwald zu 855 m; der Bornhauberg auf 908, der nördlich vom Gebirgskamm liegende Kahle Berg 904 m. Mit Ausnahme der Einsenkung bei Gebirgs-Neudorf und Böhmisch Einsiedel reicht der Kamm des Gebirges in 800 m vom Kupferhübel bis zur Höhe über dem Siebengiebler Forsthause. Der Straßenpaß beim Mückenthürmchen hat nur 773 m; das Mückenthürmchen 808 m; das Goldammerkreuz oberhalb Voitsdorf 731 m, der Sattel in Ebersdorf 760 m, der Sattel bei Adolfsgrün 750 m. Der Gebirgsrücken sinkt vom Siebengiebler Forsthause östlich immer mehr, so daß der Sattel oberhalb Schönwald nur noch 670 m, der Sattel bei Jungferndorf, zwischen Löschenbach und Rothwiesengraben nur noch 620 m beträgt. Der Kaibler Berg erhebt sich zu 721 m, der nordwärts vorgeschobene Sattelberg zu 724 m.

Die Länge des Gebirgskammes mißt von der Höhe beim Tannenhaus bis zum Kranichsee, in der Schwebung von 800 m = 20 km, von da bis Irrgang in der Höhe von mehr als 900 m = 18 km, von Irrgang bis östlich von Gottesgab in der Höhe von 1000 m = 9 km und östlich vom Keilberge in gleicher Höhe, bis über den Hohen Hau = 5 km. In der Höhe von 1100 m und darüber, zu beiden Seiten des Keilberges = 4,5 km, und in der Höhe von 900 m vom Hohen Hau bis über die rothe Sudel 3,5 km. Demnach mißt der über 900 m sich erhebende Theil des Gebirgskammes 40 km.

Von der Rothen Sudel bis zur Höhe am Siebengiebler Forsthause, in der Schwebung von über 800 m, beträgt die Länge des Gebirgskammes = 77 km; von der letzteren Höhe bis zum Sattel am Ziegelteiche = 19 km. Die Länge des Gebirgskammes im Höhenrückenzuge mit seinen verschiedenen Krümmungen ist daher 156 km. Davon überschreiten Neunzehntel die Höhe von über 800 m und selbst wenn man die 7 km der Gebirgseinsenkung bei Gebirgs-Neudorf und Böhmisch Einsiedel davon abrechnet, bleiben immer noch

sechs Siebentel des Kammes mit über 800 m Meereshöhe. Beinahe der vierte Theil des Gebirgskammes hat jedoch eine Meereshöhe von mehr als 900 m*).

Südabhang des Gebirges.

Der Südabhang des Gebirges, welcher von dem Thale des Tellnitzbaches an, auf seinem Ostende, einen steilen Gebirgswall von mehr als 400 m Höhe bildet, der auf einer Grundlinie von kaum 3, an vielen Stellen 2½, an einzelnen nur 2 km, aus der Thalebene zum Gebirgsrücken ansteigt, wird durch zahllose kleine Einbuchtungen, Thälchen und Schluchten, mit fast eben so vielen Wasseradern und Rieseln unterbrochen und bietet, trotz scheinbarer Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit eine zahllose Menge der verschiedenartigsten Formen und Landschaftsbilder.

Bis zum Abhange des Bärensteinberges, an dessen Fuße der Gebirgswall allmälig eine Höhe von 600 m gewonnen hat, bilden die Thäler des Flößbaches bei Eichwald (der Seegrund), des Grundbaches bei Niklasberg, des Ohrenbaches bei Riesenberg, das großartige Thal des Flößbaches oberhalb Ober-Leutensdorf, das Marienthal bei Ober-Georgenthal und das Thal des Au-Baches bei Rothenhaus die Hauptabschnitte in diesem Theile des Gebirgsabhanges.

Zwischen dem Bärensteinberge und dem Haßberge, auf beiden Seiten des tief eingerissenen Assigbaches fällt der Gebirgsabhang von dem halbkreisförmig gebogenen Kamme terrassenförmig zur Thalebene, um erst wieder vom Höllenbache und Hassenbache an steiler und kürzer sich abzeichnende Absätze zu bilden, von welchen die Höhenlage zwischen 500 und 600 m eine breit markirte Fläche mit zahlreichen kleineren Gipfelhöhen bildet.

Bei Klösterle tritt der Gebirgsfuß an die Eger heran und bleibt an derselben bis zur Mündung des Holzbaches, von der Meereshöhe von 285 m bis zur Meereshöhe von 350 m, so daß der höchstens 7 km entfernte Gebirgskamm mit seiner bis über 1000 m erreichenden Erhebung auf dieser kurzen Strecke 600 und 700 m ansteigt. Dieser Theil des südlichen Gebirgsabhanges, welcher bis an den

---

*) Zum Vergleich mit den früher gebräuchlichen Höhenmaßen in par. Fuß (Toisenfuß) diene:

0,325 m = der alte pariser Toisenfuß,		600 m = 1846 par. Fuß,
300 m = 923 par. Fuß,		700 m = 2154 „ „
350 m = 1077 „ „		800 m = 2462 „ „
400 m = 1231 „ „		900 m = 2770 „ „
500 m = 1539,2 „ „		1000 m = 3078,4 „ „

Thaldurchbruch der Eger herabreicht, steht in der Großartigkeit seiner Erscheinung, seinen Berg- und Thalformen, und deren Mannigfaltigkeit zweifellos der Landschaft in den Voralpen nahe, wo nicht gleich. Die Thäler von Kleinthal und Weigensthal, von Wotzsch, des Krampus-, Kessel-, Eichel- und Holzbaches sind von unübertrefflicher Schönheit.

Von Marletzgrün, unweit des Holzbaches tritt der Gebirgsfuß in die 500 m-Linie, und der Gebirgsabhang steigt vorwiegend mit terrassenförmigen Absätzen, welche besonders ausgedehnt in der Höhenlage von 600 m erscheinen und südlich der Linie Neudeck-Schönlind eine bedeutende Ausdehnung gewinnen. Von der 600 m-Terrasse fällt der Südrand des Gebirges steil abwärts. Die Thäler der Weseritz, Wistritz, Rohlau und Zwota mit ihren zahlreichen Neben- und Quellenbächen bieten eine außerordentliche Anzahl herrlicher Landschaftsbilder mit köstlichen Berg- und Thalformen, um so überraschender und großartiger, je steiler und unvermittelter die Berge, und zwar bis zu 500 m, in einem Zuge ansteigen.

Der Südfuß des Gebirges.

Der Südfuß des Gebirges bildet eine so scharf gezogene Linie, daß man von ihm ausgehen muß, will man die Erhebung des Gebirges, seine Formen und Einzelbildungen eingehend betrachten. — Hier steigt das Gebirge aus einer Hochebene auf, welche westlich von dem niederen Höhenzuge, der die Verbindung mit dem Mittelgebirge bildet und auf der Wasserscheide zwischen Eulabach und Tellnitzbach die Höhe von nahezu 400 m erreicht, von Vorder-Tellnitz an, als dem Ostpunkte des scharf ansteigenden Gebirgswalles bis Klostergrab, der in nahezu 300 m Meereshöhe bleibt. Von Osseg, über Ober-Leutensdorf bis Görkau liegt dieselbe in etwa 350 m Meereshöhe, während die 300 m-Linie zum großen Theile mit nur geringem Abstande vor dem Steilhange des Gebirges dahin zieht. Erst in der Gegend von Görkau tritt der Gebirgsfuß in die Linie der 400 m-Erhebung, in welcher er, ziemlich geradlinig, bis an den Lohbach bei Ziebisch, nordöstlich von Klösterle bleibt. Hier tritt er einer Biegung bis an die Thalrinne der Eger südwärts heran, und hat in dieser bei Klösterle 285 m Meereshöhe, an der Mündung des Holzbaches, oberhalb Warta, ca. 350. Von hier tritt der Fuß des Gebirges wieder näher gegen den Kamm heran und liegt in der Meereshöhe von 500 m, nahezu geradlinig, nur theilweis mit einer kurzen Vorterrasse in der Hochebene und Seenplatte, welche von Schlackenwerth bis Doglasgrün sich erstreckt, von wo die 500 m-Linie im leichten Bogen über Lanz nach der Zwota, kurz oberhalb Zwotau, nordwestlich

von Falkenau an die Eger reicht. Die Höhenlage dieser Hochebene wird durch die Teiche von Unter-Brand bei Schlackenwerth, 430 m, den Großen Teich bei Lichtenstadt, 450 m, die Teiche bei Neu-Rohlau, 450 m, das Teichplateau unter Pechgrün, 445 m, die Teiche von Doglasgrün, 475 m, als eine von 430 auf 475 m ansteigende bezeichnet.

Der Nordfuß des Gebirges.

Ganz anders gestalten sich die Formen und Verhältnisse auf dem Nordabhange des Gebirges.

Der Fuß des Gebirges liegt hier wenig klar gezeichnet in einem Hügellande, aus dem das Gebirge ohne scharfe Begrenzung allmälig emporsteigt, so daß man schon ziemlich hoch gekommen sein kann, ehe man sich des Ueberganges von einer Höhenstufe zur anderen bewußt wird.

Wollte man den Nordfuß des Gebirges in die Ebene legen, so käme man weit über die Grenzen Sachsens hinaus, und der Spielberg bei Collmen, der Löwenberg bei Hohburg, der Schildaer Berg u. s. w. würden die nördlichste Gipfelreihe bezeichnen. Man würde eine Strecke Landes einbezirken, welche wohl Hügelland, keineswegs aber Gebirge ist.

Alle Schriftsteller über das Erzgebirge haben die Schwierigkeit anerkannt, dessen nördliche Begrenzung festzustellen, denn sowohl in Bezug auf die Oberflächenformen, wie in Bezug auf die Bestandtheile des Untergrundes lassen sich keine ganz unanfechtbaren Grenzlinien ziehen.

Anknüpfend daran, daß der Südfuß des Gebirges auf der langen Strecke von Vorder-Tellnitz bis Görkau in 300 m Meereshöhe liegt, wird man den N o r d f u ß d e s G e b i r g e s in gleiche Höhe verlegen.

Auf dem Höhenzuge des Harthwaldes, auf der Wasserscheide zwischen Mulde und Pleiße beginnend, reicht die Grenzlinie quer durch das Thal der Mulde, bei Schlunzig, am Fuß der Höhen des Rümpfwaldes hin, und wendet sich längs der Höhen oberhalb der Muldenufer bei Langen-Chursdorf nordöstlich, und dann von Burgstädt bis zur Höhe oberhalb Crossen; von hier gewinnt sie, das Zschopauthal überschreitend, die Höhe bei Reichenbach. In der Anhöhe von Gersdorf, zwischen Striegis und Mulde, erreicht sie ihren nördlichsten Punkt, geht von da in leicht gebogenen Linien über den Rothig bei Nossen, die Höhe von Neukirchen, die Struth bei Wilsdruf, bis zur Scheibe bei Kesselsdorf, wo sie sich nach Südost biegt, um den Windberg, nach der goldenen Höhe und dem Fuße des

Wilisch, von wo sie um den Sandberg bei Wittgensdorf vorspringt, nach dem Fuße des Cottaer Spitzberges geht und an der Mündung des Langhennersdorfer Baches die Gottleuba erreicht.

Das Gebiet des Erzgebirges umfaßt bei dieser Grenzlinie 6300 qkm.

Wollte man die nördliche Begrenzung des Gebirges auf die Linie von 350 m Meereshöhe verlegen, so würde das Gebiet desselben nur 5535 qkm enthalten.

Bleibt man jedoch bei der 300 m-Linie als der Basis der ganzen Gebirgserhebung, so theilt man den Nordabhang in nachverzeichnete Höhenschichten von je 100 m bis zur Linie der 700 m-Erhebung.

Die 400 m-Erhebung.

Die Umfassungslinie der 400 m-Erhebung beginnt auf der Höhe des „Neugebornen Kindleins“ bei Stenn, auf der Wasserscheide zwischen Pleiße und Mulde, und greift von hier über Bockwa, den Steinberg unweit des Freitages, den Kiefernberg bei Callnberg zum Höhenzuge nördlich von Hohenstein und dem Rabensteiner Walde vor. Von hier reicht sie in weitem Bogen südwärts gebirgsaufwärts über die Höhen von Leukersdorf, Adorf, Harthau, den Einsiedler Wald bis zum Beuthen Berge und sodann wiederum südwärts gebogen über die Höhen von Euba und Grünberg bis zu den Höhen von Langenstriegis und Bockendorf. Von hier zur Struth bei Klein-Waltersdorf und in östlicher Richtung sodann über die Höhen von Lößnitz und Tuttendorf zur Schmolhöhe bei Naundorf, von wo sie nordwärts vorgreift bis zur Höhe des Landberges bei Porsdorf, während die Hauptmasse der 400 m-Erhebung von der Höhe bei Wüsthetzdorf in südöstlicher Richtung gegen den Gebirgskamm zurückreicht durch den Tharandter Wald bis gegen Ruppendorf. Die Höhen des Steinbruches und des Markgrafensteines im Tharandter Walde sind nach Nordost vorgeschoben. Vom Mückenberg bei Höckendorf bis zu den Höhen von Rückenhain bei Glashütte bildet die Linie der 400 m-Erhebung wiederum eine weiter nach Osten vorgeschobene, wenn auch wiederholt von Thalzügen unterbrochene, gekrümmte Linie, vor welcher nahezu parallel, in der Entfernung von nicht viel mehr als 4 km die langgestreckte, schmale Erhebung der Höhe von Börnchen und von Hermsdorf mit dem Wilisch vorgeschoben ist, an welche sich ideell die Fortsetzung in den Höhen des Lederberges bei Groß-Röhrsdorf, und nach einer Biegung gegen Süden, bis zum Jagdstein und zum Eulenstein bei Berggießhübel anschließt, wo sie an das Gebiet des Quadersandsteines anstößt.

Der Flächeninhalt des über 400 m sich erhebenden Theiles der Nordseite des Erzgebirges beträgt 3950 qkm.

Es fällt vielleicht auf, daß die Höhenschichten-Umgrenzung über die Thäler hinweg gezogen ist, ohne die betreffende Schwebung in die enger werdenden Thalstrecken hinein zu verfolgen. Hierzu bestimmte nicht die absolute Höhenlage, sondern der Erfahrungssatz, daß zwischen bedeutenderen Erhebungen liegende Thäler nicht den Charakter ihrer absoluten Höhenlage behalten, sondern dem Einflusse ihrer Umgebungen unterliegen, und zum großen Theile, wo nicht vollständig den Charakter derselben annehmen.

Wenn sich dieses auch in geringeren Höhenlagen vielleicht weniger auffallend zeigt, wie in größeren, so ist es doch auch bei diesen schon bemerkbar. So wird z. B. die flache, breite Einsenkung zwischen dem Höhenzuge des Pfaffenberges und des Rabensteiner Waldes bei Hohenstein einerseits und dem Höhenzuge von Ursprung, Kirchberg, Lugau andererseits, welche beide die Höhe von 400 m übersteigen, dieser ganze Landstrich in Bezug auf Temperatur, Niederschläge und atmosphärische Zustände, ebenso wie in Bezug auf Wachsthum und Gedeihen der Pflanzenwelt dem Charakter der 400 m-Erhebung weit näher stehen, wie dem der 300 m-Erhebung.

In bedeutenderem Maaße fällt dies bei höheren Lagen auf. Denn z. B. der in etwa 650 m Meereshöhe im Thale des Grenzbaches bei Weipert liegende Blechhammer wird von den Höhenzügen der 700 m-Erhebung, und zum Theil sogar von der 800 m-Erhebung dergestalt in klimatischen und Vegetations-Verhältnissen beeinflußt, daß die Grenzlinie der 700 m-Erhebung unbedenklich zwischen Königswalde und dem Forsthause durch das Thal des Pöhlbaches gezogen werden kann.

Bestimmt man auch auf diese Weise nur Mittelwerthe, so werden diese doch ausreichende Genauigkeit besitzen, um die Verhältnisse zu charakterisiren.

Besonders auffallend wird der Anstieg des Gebirges, wenn man den Abstand der 350 m-Linie von der 400 m-Linie ins Auge faßt.

Auf dem Rückenzuge zwischen Pleiße und Mulde beträgt derselbe nur 3 km; östlich der Mulde am Nordende des Burgwaldes bei Heinrichsort nur 2 km. Von hier leicht nach Süden gebogen, reicht der Höhenzug nordöstlich bis zum Galgenberge bei Markersdorf. Parallel diesem Höhenzuge, nur 7 bis 5 km entfernt, zieht sich der Höhenzug von Langenberg und dem Rabensteiner Walde und schließt die Einsenkung von Mittelbach ein. Wiederum parallel streicht der Höhenzug der 400 m, nur durch das breite Thal der Würschnitz mit seinen sanften Abhängen getrennt, vom Stollberger Bürger-

walde bis zur Struth bei Erdmannsdorf, greift das Thal der Zschopau überschreitend nach den Höhen von Grünberg, und von da über das Thal der Flöha nach dem Oederaner Walde. Von der Höhe bei Hausdorf, fast in geradliniger Fortsetzung des Höhenzuges von Stollberg bis zur Struth, weiter zum Lerchenberge bei Riechberg, und von da ostwärts zur Struth, zwischen Langen-Hennersdorf und Klein-Waltersdorf. Von hier, fast genau ostwärts bis zur Schmolhöhe bei Hilbersdorf, und von da nordwärts zu den Höhen im Tharandter Walde, vor denen nordöstlich vorgelagert mehrere Höhen vom Landberg bis zum Markgrafenstein sich erheben; überall ist der Abstand zwischen der 350 m- und 400 m-Linie ein kurzer, häufig nur 1 km, oft sogar noch bedeutend weniger breiter, besonders auf dem Nordostabhange des Gebirges. Von der Höhe bei Wüst-Hetzdorf wendet sich die 400 m-Erhebung scharf nach Südost, bis gegen Ruppenhain und in den weiter östlich vorgeschobenen Höhen, in derselben Richtung vom Mückenberge bei Höckendorf über den Schrammberg bei Reinhardsgrimma nach der Höhe von Rückenhain und Neudörfel nach dem Lederberge bei Groß-Röhrsdorf; von da in südöstlicher Richtung nach dem Schärtling und nunmehr über den Jagdstein und Eulenstein nach der Grenze des Gebietes.

Der Flächeninhalt der 400 m-Erhebung beträgt 3990 qkm; das sind fünf Achtel der Erzgebirgs-Erhebung. Rechnet man den vorgeschobenen Höhenzug von Börnchen und Hermsdorf mit dem Wilisch dazu, so umfaßt die 400 m-Erhebung über 4000 qkm.

Die 500 m-Erhebung.

Die Höhenlinie von 500 m durchschneidet die Westgrenze des Erzgebirges zwischen Stangengrün und Röthenbach, und wendet sich von hier, anfangs leicht nach Südost gedrückt, durch Ober-Crinitz und Bärenwalde über den Höhenzug des steil aufragenden Hirschensteins (610 m) nach den Höhen von Griesbach und Wildbach, von welchen sie bis zu den Höhen bei Klaffenbach und Eibenberg reicht und sich in der vorgeschobenen Dittersdorfer Höhe und dem Augustusberger Schloßberge bis zur Lindaer Höhe fortsetzt, während die Masse der 500 m-Erhebung durch zwei große Einbuchtungen bis zu dem vorgeschobenen Nordpunkte der Lindaer Höhe begrenzt wird. Die erste reicht vom Wachberge bei Klaffenbach über die Höhen von Weißbach, Griesbach und Hohendorf bis zum Heidelberge bei Waldkirchen; die zweite vom Heidelberge über die Höhenzüge von Börnchen und Borstendorf und die Waltersdorfer Höhe nach der großen und kleinen Struth und der Lindaer Höhe. Von hier ist der Nordrand der 500 m-Erhebung ziemlich genau von West nach Ost gerichtet, jedoch wieder-

holt durch mehr oder weniger breite und tiefe Thaleinsenkungen unterbrochen, über die Höhe der Drei Eichen bei Brand, der Jupiter-Linde bei Berthelsdorf, die Höhe von Süßenbach, die Höhen von Pretzschendorf und von Reichstädt nach den Höhen von Frauendorf und von Luchau, von welchen letzteren der Luchberg (576 m) vorgeschoben ist. Von hier setzt sich, etwas nach Südost abgebogen die Begrenzung der 500 m-Erhebung über den Wachsteinrücken bei Dittersdorf nach dem Lerchenhübel bei Hartmannsbach und den Wachstein bei Gottleuba fort, um in südöstlicher Richtung auf die Grenzlinie des Gebirges zu stoßen.

Der Flächeninhalt der 500 m-Erhebung der Nordseite umfaßt 2700 qkm; das sind drei Siebentel der ganzen Gebirgserhebung, oder nahezu fünf Achtel des Nordabhanges.

Die 600 m-Erhebung.

Die Höhenlinie von 600 m überschreitet zwischen dem Steinberge (661 m) bei Wildenau und dem Mausberge bei Ober-Crinitz (634 m) die Wasserscheide zwischen dem Elster- und dem Muldengebiete und reicht von hier, ziemlich genau in der Hauptrichtung von West nach Ost über den Hohen Stein bei Lichtenau bis gegen Zschorlau und Albernau heran, wo sie um den Fuß des Steinberges herumbiegend, das Muldenthal überschreitet und oberhalb Bockau zum Spanhübel (644 m) bei Lauter vorspringt. Von hier greift sie südöstlich zurück, über das hohe Rad (625 m) zwischen Erla und Klein-Pöhla, und im Bogen über die Höhen von Raschau und Scheibe nach den Höhen von Schwarzbach und Waschleithe und am Fuße des Spiegelwaldes vor, wo sie bei Ober-Pfannenstiel sich wieder nach Nordost wendet, und nahezu gradlinig bis in den Abtwald bei Gelenau reicht. Die äußersten Punkte der 600 m-Erhebung liegen von hier an in der Richtung von West nach Ost und werden durch das Wolpertsbüschchen bei Hohendorf, 621 m, den Langen Stein bei Neunzehnhain, 613 m, die Höhe zwischen Ober-Saida und Zethau, 615 m, Bellmannshöhe bei Dorf Chemnitz, 612 m, den Thurmberg bei Frauenstein, 632 m, die Platte bei Steinbrückmühle, 615 m, die Windleite bei Naundorf, 615 m, die Büttner Höhe bei Schmiedeberg, 620 m, bezeichnet. Hier wendet sich die Linie der 600 m-Erhebung scharf nach Südost, bis zum Gemeindebusche, 640 m, zwischen Bärenstein und Lauenstein, gebirgsaufwärts. Nun geht die 600 m-Linie, das Thal der Müglitz überschreitend, wieder ostwärts, nach den Höhen von Liebenau, Breitenau, Oelsen und Peterswalde, auf welcher letzteren sie sich scharf nach Südost biegt und oberhalb des Ziegelteiches, zwischen der Thaleinsenkung des Löschbaches und der Thaleinsenkung

des nach Königswald fließenden Riesels sich nach der Südseite des Erzgebirges wendet.

In das Massiv der 600 m = Erhebung sind aber die Thalzüge der westlichen Mulde, der Zschopau und Preßnitz, der Flöha, der östlichen Mulde mit dem Dorf=Chemnitzer und dem Gimmlitzbache und selbst der rothen Weißeritz mit ihren Nebenbächen bedeutend breit und tief eingeschnitten. Das Thal der westlichen Mulde mit dem Schwarzenberger Kessel und seinen zahlreichen Neben=Wassern, bis an den Fuß des Scheibenberger Hügels zurück; das Thal der Zschopau und Preßnitz mit seinem breiten Kessel zwischen dem Höhenzuge des Schatzensteines und Greifensteines im Westen und dem Höhenzuge von Lauta und Heinzebank im Osten, im Süden, an der Gebirgs=erhebung, bis zu den Höhen von Tanneberg, Hermannsdorf, Frohnau, Geyersdorf, Mildenau, Arnsfeld, dem von West nach Ost reichenden Abschlusse des Thalkessels reichend. Im Gebiete der Flöha mit der Pockau, Seidenbach, Biela &c. breitet sich das Thalgebiet zwischen dem Höhenzuge von Lauta und Lauterbach und dem Höhenzuge von Sayda über die Vorhügel des Hahnbusches südöstlich bis zu dem Höhenzuge von Brandau und an der Flöha aufwärts bis weit über Purschen=stein aus.

Die 600 m=Erhebung legt sich in breier Fläche im Westen ihres Gebietes um den Kühberg bei Schnarrtanne, 795 m, und um den Steinberg bei Burkhardsgrün, 725 m. Auf dem wellenförmigen Rücken, welche nordöstlich bis gegen die Wiltzsch vor reicht, erheben sich in gerader Linie, gewissermaßen in der Fortsetzung der Mulden=spalte, der Spiegelwald bei Grünhain, 727 m, der schwarze Stein oberhalb Zwönitz, 705 m, der Schatzenstein bei Elterlein, 763 m, der Geyersche Wald, 738 m, der Greifenstein, 727 m. Auf dem breiten Rückenzuge zwischen Mittweida und Zschopau der Scheibenberger Hügel, 805 m., auf dem Rückenzuge zwischen Sehma und Pöhlbach der Pöhlberg, 832 m, westlich der Flöha die Höhe im Thesenwalde, 708 m, bei Sayda die Saydaer Höhe, 729 m.

Der Nordabhang charakterisirt.

Das Gebiet der ganzen 600 m = Erhebung, ebenso wie das Gebiet der 500 m = Erhebung bezeichnet sich im Allgemeinen als ein wellen=förmiges Hügelland, aus welchem nur in der Gegend von Zwönitz die Höhen von Lenkersdorf, 625 m, vom Katzensteine 627 m und vom Hohen Steine 610 m ein wenig schärfer bezeichnet emporragen. Während zwischen dem Thale der Zwönitz und dem Thale der Flöha die Grundfläche zwischen beiden Höhenlinien eine schmälere wird, und

folgedessen sich Höhenzüge und Abhänge mannigfacher und schärfer ausgeprägt gestalten, nimmt die Gegend zwischen Flöha und östlicher Mulde, wie auch weiterhin bis zu den Thalrändern der rothen Weißeritz hin die Form breit ausgedehnter, sanft geneigter Abhänge, wellenförmig gehobener Rücken- und Höhenzüge an, um erst zwischen Weißeritz, Müglitz, Seidewitzbach, und Gottleuba wieder abwechslungsreichere Gestaltungen zu erhalten.

Auf dem Gebiete der 400 m-Erhebung, wie zuletzt nicht viel anders auf dem der 300 m-Erhebung, wiederholen sich diese Erscheinungen beinahe in derselben Anordnung. Der Erhebungslinie von 600 m zwischen Schwarzwasser und Wilsch ist die Erhebungslinie von 500 m zwischen Mulde und Zwönitz, und dieser wiederum die Erhebungslinie von 400 m in ihrer allgemeinen Richtung aus der Gegend von Wolfsgrün bei Kirchberg bis in die Gegend von Riechberg bei Hainichen auffallend gleichlaufend. Selbst die weit vorgeschobenen Grenzlinien der 350 und der 300 m-Erhebung zeigen dieselbe Anordnung in ihren Hauptzügen.

Der nordöstliche Abhang des Gebirges zeigt eine ähnliche Anordnung. Die 600 m-Linie von der Höhe bei Schmiedeberg bis zu ihrem Wendepunkte bei Jungferndorf; die 500 m-Linie vom Kieferberge bei Reichstädt, 539 m, bis in die Gegend von Schönstein und Tyssa; die 400 m-Linie von ihrem nördlichen Endpunkte bei Hetzdorf und Wüstenhetzdorf bis zum Eibschstein bei Bahra — alle wiederholen, wenn auch die letztere in drei Absätzen, aber ebenfalls auch in ihren vorgeschobenen Punkten im Tharandter Walde und bei Vorlaß, wie im Höhenzuge von Börnchen und von der Hermsdorfer Höhe dieselbe allgemeine Anordnung.

Der nordwärts gerichtete Theil des Gebirgsabhanges, besonders auf der Linie der 500 m-Erhebung von der Höhe bei Linda bis zur Höhe bei Reichstädt, auf der 400 m-Erhebung von der Höhe bei Langenstriegis bis zur Höhe bei Hetzdorf, bis zur Nordgrenze des Gebietes von 300 m Meereshöhe, von der Höhe bei Reichenbach bis zur Höhe bei Wilsdruf bietet die Erscheinung des allmäligen, wellenförmigen Sinkens der Gebirgs-Erhebung, ohne außerhalb der Thalrinnen einen besonders ausgesprochenen Charakter zu gewinnen. An einzelnen Stellen nur spricht sich der Uebergang schärfer aus, besonders an den Abhängen der Flußthäler.

Der Flächeninhalt des Gebirgsgebietes auf dem Nordabhange umfaßt von 300 m Meereshöhe bis zu dem Fuße der 700 m-Erhebung 4280 qkm etwa vier Fünftel des Nordabhanges, oder ungefähr zwei Drittel der ganzen Gerbirgserhebung. Von dem Nordabhange liegen zwei Fünftel über 500 m, drei Fünftel über 300 m.

In der oberen Höhenlage verhält sich die 500 m= zur 600 m=Stufe wie 8 : 7, in der niederen die 400 m= zur 300 m=Stufe wie 12 : 13, so daß die Höhenstufe zwischen 400 und 500 m überhaupt den größten Flächenraum einnimmt.

Die 700 m=Erhebung.

Die 700 m=Erhebung bezeichnet den eigentlichen Kamm des Gebirges. Sie erstreckt sich von dem Fuße der mitten in Schöneck liegenden Felsenklippe ununterbrochen bis an den Ostfuß des Kaibler Berges bei Jungferndorf, nur in den zwei Gebirgseinsattelungen zwischen Katharinaberg und Georgenthal und zwischen Böhmisch=Einsiedel und Hammer auf einer Längenausdehnung von etwa 4 1/2 km an der schmalsten Stelle bis zu 3/4 km eingeschnürt. Hier reichen die Quellenbäche der Schweinitz so nahe an den Gebirgskamm heran, daß der Sattel zwischen dem Rainflössel und dem Flößteichbache, der Sattel zwischen dem Gebirgs=Neudorfer Wasser und einem Nebenbache des Marienthales, sowie der Sattel zwischen einem nach Brüderwiese gerichteten Bächel und dem Hammergrundwasser, kaum über 3/4 km breit ist.

Die 700 m=Erhebung reicht von der Höhe im Heroldswalde, oberhalb Rißbrücke, wo zwischen dieser und dem großen und kleinen Affensteine bei Grünbach die ausgedehnten Moor= und Sumpfstrecken liegen, denen die zahlreichen Quellriesel des Göltzschbaches entspringen, in nordöstlicher Richtung über den Fuß des Thierberges bei Friedrichsgrün, nach dem Krünitzberge bei Eibenstock, 748 m, dem Beckerberge zwischen der großen und kleinen Pockau und um Sosa herum bis zur Höhe oberhalb Conradswiese bei Schwarzenberg. Von hier führt die 700 m=Linie in weitem, südwärts gerichteten Bogen über den Magnetenberg bei Crandorf, 753 m, den Sonnenberg bei Rittersgrün, 758 m, nach dem Steinberge bei Ober=Mittweida und von hier wieder in nordöstlicher Richtung über den Liebenstein bei Crottendorf, 763 m, die Höhe der Morgensonne, südlich vom Fuße des isolirt nach Norden vorgeschobenen Pöhlberges, 833 m, und die Herrmannshöhe bei Mildenau, 704 m, nach der Höhe bei Arnsfeld. Oestlich der Preßnitz springt die 700 m=Erhebung bis gegen Groß=Rückerswalde gegen Nordwest vor, biegt sich aber um das Quellengebiet des rothen Wassers zurück, und dann bis kurz vor den Katzstein, von wo sie über den Wolfstein, die Königstanne in den Höhenzug der Katzenhaide bei Rothenthal reicht. In langgestreckten Bogen überschreitet das Gebiet der 700 m=Erhebung die Thalspalten des Tölzschbaches, der Schweinitz und der Nebenzuflüsse, zwischen denen Katharinaberg,

731 m, auf schroff vorspringendem Berggrate sich erhebt, nach dem Fuße des Schwartenberges, 788 m, und nunmehr wiederum in nordöstlicher Richtung längs der Thalhänge der Flöha. Zwischen Cämmerswalde und Neu-Claußnitz geht die Grenzlinie der 700 m-Erhebung wieder nach Nordwesten vor und reicht von der Höhe oberhalb Claußnitz über das Buschhaus bei Hermsdorf, 704 m, den Spitzberg bei Bärenfels, 745 m, nach der Schwarzen Tellkoppe, 759 m, um deren Fuß sie sich scharf nach Südost wendet, um den Geising, 823 m, und die Nebenbäche des rothen Wassers herum nach den Höhen südlich von Löbenhain bis östlich von Streckenwald, wo die 700 m-Erhebung auf eine Länge von $^3/_4$ km durch eine sumpfige Niederung in der Höhenlage von etwa 680 m unterbrochen wird. Oestlich derselben bildet ein Dreieck, welches im Osten durch den Kaibler Berg, 722 m, geschlossen wird, das Ende der 700 m-Erhebung, während im Norden, nur wenige km vorgeschoben, der Schönwalder Spitzberg oder Sattelberg, 724 m, den Endpunkt bildet.

Die Südgrenze dieser ganzen Hochfläche wendet sich auf ihrem Westende von dem Sattel südwestlich des Bahnhofes von Ober-Zwota, in ca. 670 m, welcher das Erzgebirge vom Elster- und Erzgebirge trennt, den Zwischen- und Bindegliedern, welche nach dem Fichtelgebirge hin reichen, längs der Thalrinne der Zwota und ihrer Zuflüsse nach Südost, um den Eibenberg, 802 m, und den Glasberg, 813 m, bis zum Mittelberg bei Rothau, 721 m, und von hier ostwärts, ziemlich geradlinig bis zum Spitzberge bei Neudeck, 780 m, und zum Fuße der Hochtanne bei Neudeck, 844 m, von wo sie bis zum Pecherberg, 749 m südöstlich, und von da wieder nach Osten reicht, bis zum Wölfingsberge, 971 m. An den Ufern des Wistritz- und Lindigbaches tritt die 700 m-Erhebung wieder näher nach dem Gebirgskamme zurück, so daß eine breitere Vorterrasse bleibt, welche in 600 und 500 m absatzweise bis zum Gebirgsfuße abfällt. Die 700 m-Linie geht von Unterkaff über den Ullersberg, Pfaffengrün, die Höhe von Arletzgrün, 745 m, das Honnersgrüner Kreuz nach Hüttmesgrün und den obersten Häusern von Engertl. Im Bocksgrüner Plateau springt die Höhenlinie bis über die Steinkoppe, 774 m, weit nach Süden vor, geht aber aus dem Dorfe Bocksgrün in nahezu nordöstlicher Richtung über Pöllma, Ziberle, Wisset bis zur Klinger Höhe bei Troschig, 754 m. Von hier sich thalaufwärts wendend überschreitet sie zwischen Krima und den obersten Häusern von Platten, im Bogen über Grundmühle und Gröllmühle die Thaleinschnitte des Assigbaches und seiner Nebenwasser und wendet sich über Rodenau, Gersdorf, nach dem oberen Ende von Stolzenhan, um von hier an mit mannigfachen Ausbiegungen über den Kapuzinerhauberg, bei Nickelsdorf, 741 m, den Haselstein bei Böhmisch-Einsiedel, 727 m,

die oberen Häuser von Zettel nach dem Abhange des Wieselsteines zu reichen, und nunmehr unterhalb des Strobnitzberges, 853 m, sich herumwendend nach Nicklasberg zu führen. Sodann geht sie längs des Abhanges des Bornhauberges nach dem Nesselberge (Franzosenstein) 776 m und unterhalb des Mückenberges, 806 m, und Schauplatzberges, 792 m, nach dem oberen Ende von Nollendorf, 722 m, um hier am Fuße des Kaibler Berges zu schließen.

Der Gebirgskamm, in der Schwebung von 700 m, hat eine Länge von etwa 125 km, und im westlichen Theile eine Breite von ungefähr 20 km; auf der Linie Schönlind — Eibenstock 19 km, auf der Linie Pfaffengrün — Gottesgab — Stahlberg 20 km, auf der Linie Sonneberg — Marienberg 20 km; dagegen ist er zwischen Katharinaberg und Georgenthal bis auf $^3/_4$ km eingeschnürt und wird erst weiter östlich wieder breiter, zwischen Neustadt und Nassau, wie zwischen Neustadt und Bärenburg 14 km, um sodann in einem lang ausgespitzten Dreieck zu endigen.

Die 800 m-Erhebung.

Auf der Fläche dieser 700 m-Schwebung ragt das Gebiet der 800 m-Erhebung in zwei von einander getrennten Gruppen empor, der westlichen und der östlichen.

Das große Westgebiet der 800 m-Erhebung reicht vom Affenstein, unweit des Schneckensteines, bis an den Flößteich, westlich von Nickelsdorf, in gerader Linie etwa 80 km lang, bei einer Breite von 15 km zwischen Schönlind und Eibenstock und 16 km zwischen Pfaffengrün, Gottesgab und Crottendorf, um bei Kupferberg, Köstelwald, Reischdorf und Preßnitz auf $1^1/_2$ und 1 km und oberhalb Neuhaus sogar auf nur $^1/_2$ km Breite zusammengeschnürt zu werden. Es entstehen hierdurch im Westgebiete der 800 m-Erhebung wiederum drei Abschnitte. Der westliche umfaßt 440 qkm, der mittle 80 qkm, der östliche 30 qkm, das Ganze 550 qkm. Das Ostgebiet der 800 m-Erhebung, welches nur etwa 23 km lang und an der breitesten Stelle 7 km breit ist, wird durch die kaum $^1/_2$ km breite Einschnürung zwischen Neustadt und Niklasberg ebenfalls in zwei Gruppen getrennt, von denen die westliche etwa 13, die östliche 77 qkm umfaßt, das Ganze also 90 qkm. Die 800 m-Erhebung auf dem Gebirgskamme hat im Ganzen 640 qkm.

Die 900 m-Erhebung.

Auf dem ganzen Kamme des Gebirges erheben sich östlich vom Kupferberger Hübel nur einzelne Gipfel über 900 m.

Im Osten beginnend, und nach der Haupterhebung des Gebirges

ansteigend der Kahle Berg bei Altenberg, 904 m, der Bornhauberg bei Niklasberg, 908 m, der Wieselstein bei Langewiese, 956 m, der Bärensteinberg bei Eisenberg, 921 m, der Beerhübel bei Bernau, 914 m, der Haßberg bei Preßnitz, 993 m, der Kupferhübel bei Kupferberg, 900 m.

Von der Höhe bei Ober-Hals, 905 m, bis zur Höhe des Kiel bei Winselburg, 921 m, bildet die 900 m-Erhebung ein geschlossenes Ganze, dessen Haupttheil um den Gebirgsstock herum eine Breite von 10 km überschreitet, während der durch den schmalen Rückenzug vom Plattener Rammelsberge, 1004 m, und vom Buchschachtelberge, 968 m, mit diesem verbundene westliche Theil nur in der Linie zwischen Frühbuß und Carlsfeld eine Breite von etwa 8 km erreicht. Nördlich vom Buchkamm vorgeschoben ist der Auersberg, 1017 m. Das Gebiet der 900 m-Erhebung nimmt eine Fläche von 230 qkm ein.

Die 1000 m-Erhebung.

Auf der 900 m-Erhebung bildet der kleine Theil des Gebirgsrückens, welcher sich über 1000 m erhebt, eine geschlossene Linie, welche vom Hohen Hau bei Weigensdorf, 1003 m, 19 km lang, bis nach Irrgang reicht; westlich vor ihr vorgeschoben der Große Plattenberg bei Platten, 1040 m, in der durchschnittlichen Breite von 2 und selbst 3 km. Diese Linie ist charakteristisch in drei Theile getheilt; auf dem ersten, östlichen, Schnittpunkte liegt der Keilberg, 1244 m hoch, von einem langgestreckten Oval der 1100 m-Erhebung umgeben, auf dem zweiten, westlichen Schnittpunkte, der Gottesgaber Spitzberg 1111 m. Von diesem aus, genau in nordöstlicher Richtung, auf der Nordseite der 1000 m-Erhebung vorgeschoben, ist der hintere, 1206 m und vordere 1213 m, Fichtelberg, ebenfalls von einer ovalen, langgestreckten Basis der 1100 m-Erhebung umfaßt, mit einem breiten, besonders nach West und Nordwest weit vorgestreckten Fuße der Umgebung. Die 1000 m-Erhebung umfaßt ungefähr 40 qkm.

Wiederholung der Erhebungs-Verhältnisse.

Der Flächeninhalt der ganzen Erzgebirgs-Erhebung beträgt 6300 qkm und stuft sich in nachstehender Weise. Die Höhenlage zwischen 300 und 400 m umfaßt 1200 qkm, davon 770 qkm unter 350 m, 430 qkm über 350 m.

Die Höhenlage zwischen 400 und 500 m umfaßt 1250 qkm.
Die Höhenlage zwischen 500 und 600 m = 950 qkm.
Die Höhenanlage zwischen 600 und 700 m = 880 qkm.

Die Höhenanlage über 700 m = 870 qkm (davon 320 qkm über 800 m).

Der Südostabhang des Gebirges hat eine Fläche von 1150 qkm.

Den Eindruck, welchen der Gebirgskamm im Allgemeinen macht, ist der einer öden welligen Hochfläche, über welche nur einzelne Höhen und Höhenzüge, etliche schroff und steil, die Mehrzahl jedoch flach und abgerundet emporragen, reichlich mit Sumpf- und Moorflächen, Steingeröll und Felsenblöcken, vorwiegend aber mit Wald bedeckt, rauh, schnee- und niederschlagsreich, den Stürmen offen und nur an einzelnen Stellen bevölkert und einem gewissen, wenn auch unbedeutenden Anbau zugänglich gemacht.

Das Erzgebirge stellt sich als eine große, buckelförmige Erhebung der Erdkruste dar, in welcher die Thäler bei der Erhebung selbst sich als breite und tiefe, nach verschiedenen Richtungen hin gesprengte und nach Beschaffenheit der Grundbestandtheile des Bodens vielfach gezackte und gewundene, steil eingerissene oder flach abgeschliffene und abgeschwemmte Spalten aufgethan haben.

Wenn man eine große, mächtige Erdscholle in die Höhe hebt, so daß sie auf der einen Seite liegen bleibt, während sie auf der anderen Seite hoch aufgerichtet wird, so wird sie, je nach Maßgabe ihres Umfanges und ihrer Ausdehnung, eine Anzahl von Rissen und Sprüngen zeigen, welche sich in verschiedenen Richtungen erstrecken. Die mit dem Höhenzuge der Erhebung parallel laufenden Spalten wird man als Längenspalten, die mit dem Abhange und seiner Richtung gleichlaufenden als Querspalten bezeichnen; die aus diesen Spalten und Risse entstandenen Thäler als Längenthäler und als Querthäler.

Die Entstehung der zahlreichen Thäler und ihrer Formen, sowohl auf dem Nordwestabhange, wie auf dem Südabhange des Gebirges, läßt sich füglich auf keine andere Weise erklären.

Diese Risse, deren Ränder durch den Jahrtausende hindurch fortwirkenden Einfluß der atmosphärischen Zersetzung und der durch die Niederschläge aller Art bewirkten Abspülung allmälig abgeflacht und abgeebnet, zum Theil in ihrer Tiefe mit Schutt und Geröll ausgefüllt, und auf diese Weise wenigstens streckenweise zu einer mehr oder weniger gleichmäßigen Thalsohle ausgeglichen wurden, bilden die zahlreichen Thäler und Thälchen, Thalmulden und Thalanfänge, mit denen die Abhänge des Gebirges bedeckt sind.

Thäler und Gewässer.

Die Thalformen auf dem Südabhange sind nur im Westen, wo der Abhang in breiten Terrassen sich zum Fuße des Gebirges hernieder senkt, zusammengesetzter; weiter ostwärts werden sie zu ein-

fachen Rissen, welche fast geradlinig vom Gebirgskamme zum Gebirgsfuße herabreichen.

Das Thal der Zwotau in seinem Oberlaufe bis Klingenthal geht dem Gebirgskamme ziemlich parallel und nimmt bis zu seiner am Einflusse des Döbrabaches stattfindenden scharf ausgeprägten Biegung gegen Südostsüd vom Erzgebirge her acht, und mit den Quellenbächen des Döbrabaches elf Zuflüsse auf. Zwei kurze Bäche münden bis zum Silberbache, welcher wiederum in seinem Oberlaufe in der von Ost nach West gerichteten Thalspalte des Buchhämmelbaches dem Gebirgskamme parallel läuft, um nach Aufnahme von vier Quellenbächen, von der Seite des Gebirgskammes her, mit dem von Nord nach Süd gerichteten Silberbache sich am Forsthause von Silberbach zu vereinigen. Die Rothau mit ihren fünf Quellenbächen entspringt am Gebirgsvorsprunge des Spitzberges, 993 m. Weiter abwärts münden in die Zwotau noch drei kurze, auf dem Hochplateau von Heinrichsgrün entspringende Bäche.

Auf diesem Hochplateau sind auch die Quellen der kurzen fünf Bäche gelegen, welche auf der am Fuße des Gebirges gelegenen Seenplatte von Doglasgrün und Poschetzan sich zum Chodaubache vereinigen.

Die Rohlau mit ihren achtzehn Quellenbächen, zwischen Sauersack und Neuhaus, fließt in einer dem Gebirgskamme parallelen Spalte, ebenso der von Bernau nach Neudeck gerichtete Nebenbach, während die tief eingerissene Hauptspalte des Schwarzwassers von Hirschenstand bis zum Einfluß in die Eger bei Fischern die Richtung nach Südostsüd innehält.

Vom Thale der Wistritz ist nur der Theil von Lichtenstadt bis zum Einflusse des Weidmannsgrüner Baches, auf der Hochebene, am Fuße des Gebirges, als dem Gebirgskamme parallel zu bezeichnen. Alle Zuflüsse der Wistritz, von denen nur einer, und zwar erst auf der Hochebene, von Westen zutritt, der Fischbach, Aberthamer Bach, Reinbach, Zinnbach, die Weseritz mit den Bächen von Rauscher Erb, Elbecken, Edelen Stollen und Dürrenberg, sind tief eingerissene, mehr oder weniger lange, von Nord nach Süd gerichtetete Thalspalten, deren Sohle zum großen Theile absatz- oder treppenförmig von der Höhe zur Tiefe geht.

Die kurzen Bäche, welche vom Centralstocke des Erzgebirges direkt in die Thalspalte der Eger stürzen, der Holzbach, der Hauensteinbach mit dem Kesselbache, den Krampusbach oder Höllbach, der Rummelbach mit dem Kleingrüner Bach, den Weigensdorfer Bach mit dem Kleinthaler Bach, kommen ziemlich geradlinig vom Kamme des Gebirges herab, und nur der Bach vom Kleinthal ist zwischen Unter-

hals und der unteren Hammermühle in eine dem Gebirgskamme parallele Spalte eingebettet.

Auch der Battloh-, Kolla-, Loh- und Radisbach sind kurz und geradlinig vom Kamme zum Fuße des Gebirges gerichtet. Dagegen ist der Fleckelmühler Bach, welcher weiter abwärts den Namen Hassenbach und noch weiter hin Brunnersdorfer Bach erhält, ganz eigenthümlich gewendet. In der Einsattelung 801 zwischen Reischberg, 873 m, und Haßberg, 992 m, entspringend, fließt der Bach in flacher Niederung von West nach Ost, wird aber am Neuteiche abgeleitet und in einem Kunstgraben durch Sonneberg nach der Thalspalte der Markusmühle, bez. nach der Thalspalte von Zobietitz geführt. Der eigentliche Wasserlauf würde über den Alten Teich gehen, wo zwei Quellenbäche, vom Abhange des Mückenhübels kommend, sich vereinigen, sodann in südöstlicher Richtung zur Fleckelmühle, von dort einer Thalspalte nordöstlich folgend bis oberhalb der Holzmühle, wo der Bach sich nach Südost wendet, und unterhalb der Holzmühle, etwa 1$^1/_2$ km davon, nach Südwest fließt, bis zur Hassenmühle, von welcher an, abgesehen von einem halbkreisförmigen Bogen um den Fuß des Hassensteines, die Richtung nach Südostsüd bis zum unteren Ende von Brunnersdorf bleibt.

Die kurzen Thalrinnen des Lohbaches, Gliedenbaches und Höllenbaches entspringen an der 700 m-Linie und sind dem Vorsprunge des Gebirges entsprechend gebogen und gerichtet.

Der Assigbach, dessen Quelle am Ostfuße des Haßberges liegt, fließt in der Richtung Ostnordost bis an den Fuß des Ottensteines, nahezu in der Richtung des Gebirgskammes, wendet sich hier scharf nach Südost und behält nach einigen Biegungen bei der 1. und 2. Grundmühle diese Richtung seines scharf und tief eingeschnittenen Thales bis zum Austritt in die Ebene bei. Der lange Assigbach hat in dem unteren Theile keine Zuflüsse, oberhalb der zweiten Grundmühle etwa zwei Nebenbäche mit im Ganzen etwa acht Quellen.

Der Töltschbach fließt von Rodenau bis Uhrissen dem Gebirgskamme parallel von West nach Ost, während die Quellenbäche vom Beerhübel, 914 m, her ihm zustürzen, und sein Thal von Uhrissen an sich gegen Südostsüd wendet.

Von hier an nehmen die Bäche des Südostabhanges des Erzgebirges beinahe ausnahmsweise die gerade, kurze Thalrichtung von Südostsüd, bez. Südost an. Der Aubach bei Rothenhaus, der Dörferbach bei Schimberg, die kurzen Wasserläufe der treppenförmig abwärts geneigten Thalspalten am Fuße des Bärensteinberges, das Marienthal, das Thal des Hammergrundbaches mit seinen sechs Quellen- und Nebenbächen, das tief eingerissene Thal des Flößbaches mit

seinen elf Nebenwassern, welcher nur in einem kurzen Theile seines Oberlaufes dem Gebirgskamme parallel fließt; die kurzen Thalbäche am Fuße des Hohen Schußberges, 866 m, eines Gebirgsvorsprunges am Fuße des Wieselsteines; der Brückner Grund, Ladunger Grund, der Uhrengrund am Fuße der Riesenburg, mit seinen vier Quellenbächen; der Deutzendorfer Grund, der Krinsdorfer Grund, das Thal des Grundbaches bei Niklasberg mit seinem kraterförmigen Thalansatze und Absturze, der Seegrundbach bei Eichwald mit seinen Quellenbächen, von denen der oberste, vom Ludwigsteine, 864 m, herabreichende, dem Gebirgskamme nahezu parallel fließt.

Unter den kleinen Bächen und Wasserrinnen des östlichen Endes des Gebirgsabhanges ist außer dem kraterförmigen Absturz von Ober-Graupen nur noch der Sernitzbach und der Tellnitzbach zu nennen.

Im Ganzen kann man die Zahl der Quellenbäche, welche ihre Wasser auf den Südostabhang des Erzgebirges ergießen, auf 180 veranschlagen.

Die Wasserläufe des Nordabhanges charakterisiren sich anders.

Hier wiegen große, langgestreckte Wasserläufe vor, welche zahlreiche Nebenwasser und Quellenbäche in sich aufnehmen.

Das Thal der westlichen Mulde, um ebenfalls im Westen zu beginnen, bildet von Hammerbrück bis Aue eine von Südwest nach Nordost gerichtete, mehrfach gebogene und gezackte Thalspalte, welche der Richtung des Gebirgskammes nahezu parallel läuft. Während vom Gebirgskamme her die von Südost nach Nordwest gerichteten Thalspalten der kleinen Pyhra, der großen Pyhra mit dem Markersbache, der Wilsch mit ihren Nebenbächen, im ganzen 17 Quellenbäche, und noch 5 kurze Nebenwasser, einschließlich des unterhalb Eibenstock mündenden, aus der Vereinigung von Dönitz- und Kohlbach entstehenden Dorfbaches, der Mulde zuströmen, hält die fast gerade Thalspalte der großen Pockau, mit der rechterseits ihr zufließenden kleinen Pockau, und dem Sosa-Bach ziemlich genau die Richtung von Süd nach Nord ein, während die Bockauer Dorfbach sich unterhalb Bockau in einer scharf von Ost nach West gerichteten Thalspalte in die Mulde ergießt. Von Süden fließen derselben weitere 12 Quellenbäche zu, während von Norden her, von der Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Göltzsch, bezw. weiter abwärts der Pleiße, im Ganzen nur 10 Quellen, zu 6 Bächen vereinigt, der Mulde zu eilen. Unter diesen der Hauptbach, die durch Zschorlau fließende Gößnitz, welche oberhalb der Tauscher Mühle in einer dem Gebirgskamme, und dem Muldenthale parallelen Thalspalte fließt, unterhalb derselben aber ziemlich rechtwinklich nach der Mulde biegt.

Das Schwarzwasser fließt von seinen Quellen am hinteren

Fichtelberge in der Richtung von Ost nach West, und erst von den Försterhäusern an in einer dem Gebirgskamme nahezu parallelen, scharf ausgeprägten, gezackten Thalspalte, welche sich bei der Vereinigung mit dem von Süden kommenden Breitenbache, bei Wittigsthal, scharf nach Norden wendet. An der Mündung des Steinbaches nimmt dasselbe die dem Gebirgskamme parallele Spalte dieses Baches anwendet sich bei Breitenbrunn wieder nach Norden, und von der Mündung des Fällbaches an wieder in die demselben eigenthümliche Nordostrichtung bis Erla um sodann nach einigen Krümmungen sich unterhalb Schwarzenberg mit der Mittweida zu vereinigen.

Die Mittweida, oder wie sie früher genannt wurde „die Miepe“ vereinigt alle Quellenbäche vom Nordwestabhange des Centralstockes des Erzgebirges. Die vom Fuße des Scheibenberger Hügels ziemlich genau nach West gerichtete Thalspalte, nimmt die sämmtlichen Wasseradern in sich auf, welche hier entspringen. Das oberhalb der Tellerhäuser quellende Pöhlwasser, der Luchbach und der Friedrichsbach fließen nach Nordwest nahezu parallel, bis sie mit dem oberhalb Globenstein sich scharf nordöstlich biegenden Pöhlbach vereinigen, welcher von Biedermanns Hammer an die Nordrichtung annimmt, und in seinem Laufe von Unter-Rittersgrün bis Raschau dem Laufe des Schwarzwassers von der Fällbachmündung bis Wildenau vollständig parallel ist. Das Thal der großen und kleinen Mittweida geht bis zum Mittweidaer Hammer nach Norden, von da bis Markersbach nach Nordwest. Bei Wildenau mündet, von Nordost kommend, aus einer Thalspalte, welche in der Hauptrichtung, wenn auch etwas seitswärts geschoben, eine Verlängerung der Thalspalte zwischen Unter-Rittersgrün und Biedermanns Hammer bildet, der Oswaldbach.

An dem Vereinigungspunkte von Schwarzwasser und Mittweida trifft auf dem Laufe des Schwarzwassers die Zahl von 20, auf dem des Pöhlwassers oder Kaffbaches von 12, auf dem der Mittweida von 15 Quellenbächen zusammen.

Von Wildenau bis zum Schloß Stein bildet das Thal des Schwarzwassers, und nach der Vereinigung mit der Mulde, das Thal dieser eine von Südost nach Nordost gerichtete, gegen den Kamm des Gebirges nahezu senkrechte Spalte mit verschiedenen Krümmungen und Windungen. Bis zur Vereinigung mit der Mulde nimmt das Schwarzwasser aus nordöstlicher Richtung vier Bäche auf, aus südlicher einen. Der Mulde fließt von Südwest, parallel dem Gößnitzbache, der Schlemmbach zu, und von Nordost, der Rumpelsbach, der Lößnitzbach mit seinen fünf Nebenbächen, der Thierfelder Bach. Der dem Lößnitzbache zunächst einmündende Schiffelbach ist mit Ausnahme seines unteren Kniees von Nord nach Süd gerichtet.

Von Stein bis Wiesenburg ist die Richtung der Mulde nach West, von da bis Mosel, resp. Schlunzig, nach Nord, und von da bis zur Mündung der Chemnitz nach Nordost.

Die Zschopau mit ihren fünf Hauptquellenbächen auf dem Centralstocke des Gebirges entspringend, hat in ihrem Gesammtlaufe, bis zu ihrer Vereinigung mit der östlichen Mulde die Richtung von Süd nach Nord; nimmt man den Pöhl- oder Grenzbach als die Magistrale, sogar auffallend. Die Oberläufe der Zschopau mit ihren von West nach Ost folgenden Quellenbächen, Zschopau, Sehma, Pöhlbach, Schmiedeberger Schwarzwasser und Preßnitz sind nahezu parallel. Die Zschopau biegt bei Tanneberg in eine nach Nordost gerichtete, dem Gebirgskamme parallele Spalte, welche sie bis zu ihrer Vereinigung mit der Preßnitz innehält und auf dieser Strecke die Sehma und den Pöhlbach aufnimmt. Die Zschopau hat bis zu diesem Punkte nur 13, meist unbedeutende Nebenbäche, von denen nur der Greifenbach durch seine Nordwestrichtung auffällt, der Thalspalte der westlich gelegenen Mulde, wie der der östlich gelegenen Preßnitz parallel, und nahezu senkrecht gegen den Gebirgskamm. Die weiße Sehma hat überhaupt nur einen unbedeutenden Nebenbach, die rothe Sehma; der Pöhlbach nur den Konduppelbach und den Stolzenhaner Bach. Die Preßnitz, in einem weiten Thalkessel entspringend, aus sechs Quellenbächen mit im Ganzen 13 Quellen, verläßt bei Schmalzgrube die nördliche Richtung und folgt einer anfangs nach Nordwest, dann jedoch nach Nordost, und von Schmiedeberg bis zum Zusammenfluß mit der Zschopau wieder nach Nordwest gerichteten Thalspalte. Die Zahl der Nebenbäche und Quellenzuflüsse des Preßnitz beträgt 25.

Unter den zahlreichen Wasserläufen auf dem ausgedehnten Gebiete zwischen der mittlen westlichen Mulde und der Zschopau, machen sich die nachstehenden durch ihren ausgeprägten Parallelismus bemerkbar. Der Wilischbach von Herold bis zu seinem rechtwinklichen Knie unterhalb Weißbach, die Zwönitz von Thalheim bis zu dem Knie oberhalb Dittersbach, wo sie in die nach Nordwest gerichtete Thalspalte einbiegt, welche den Lauf der Chemnitz bis zu ihrer Mündung in die Mulde bezeichnet. Ferner die Würschnitz von Neu-Wittendorf bis Harthau bei Chemnitz; der Kappelbach bei Chemnitz, im Zusammenhange mit dem oberen Laufe des Lungwitzbaches im Westen, und der Thaleinsenkung zwischen Hilbersdorf und Braunsdorf mit ihrem namenlosen Wasserlaufe im Osten, der Pleißenbach von Pleißa bis Löbenhain; das Thal des Claußnitzbaches mit seiner Fortsetzung im Osten durch das Thal von Alt-Mittweida bis an die Zschopau, und viele andere kleinere Wasserläufe mehr.

Der östliche Hauptzufluß der Zschopau, die Flöha, entspringt weit ab vom Centralstocke des Gebirges und sammelt alle Quellenbäche, welche zwischen dem Haßberge, 992 m, und dem Waltersberge bei Neustadt, 876 m, entspringen. Es ist ein reich verzweigtes Netz von Quellen, Rieseln und Bächen, welche von der schwarzen Pockau an, mit der rothen Pockau, der Natzschkau mit dem Töltzschbache, der Schweinitz und der eigentlichen Hauptwasserader, der Flöha mit ihren großen Nebenbächen, der Biela, der Seidenbach und der großen Lößnitz gebildet wird. Man zählt bis zur Mündung der Flöha in die Zschopau 121 Quellenbäche, welche ihre Wasser mit derselben vereinigen, während die Zschopau selbst bis zu diesem Punkte nur 88 Quellenbäche besitzt; darunter allerdings außerordentlich starke und kräftige, wie die fünf Quellenbäche am Centralstocke des Gebirges. Die Natzschkau und Flöha bieten in einem großen Theile ihres Laufes, oberhalb ihrer Vereinigung, das Bild einer Thalspalte, welche einerseits von Kallich bis Rothenthal und andrerseits von der Schweinitzmühle bis oberhalb Deutsch-Georgenthal reicht. Dieser Spalte ist das Thal des Schweinitzbaches von Deutsch-Neudorf bis zur Quelle parallel; ebenso die Thäler der Biela und des Seidenbaches.

Das Thal der östlichen Mulde, deren Quellen auf der Nordseite des Waltersberges liegen, ist bis zum nördlichen Ende des Dorfes Mulde eine nach Nordwest gerichtete Spalte, biegt sich dann nördlich bis Conradsdorf, sodann wieder nordwestlich bis unterhalb des Kurprinzen, dann wieder nördlich, bis zur Vereinigung mit der Bobritzsch, deren Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest sie bis zum Muldenkniee bei Nossen beibehält.

Hier biegt die Mulde in eine scharf nach West gerichtete Thalspalte ein, bis zum Einfluß der Striegis, deren Lauf in der Hauptsache dem Laufe der Mulde vollständig parallel ist, so daß selbst die von dieser gemachten großen Kniee und Biegungen sich bei der anderen mit großer Aehnlichkeit wiederholen.

Bei Döbeln wendet sich die Mulde nach West, bis zu ihrer Vereinigung mit der westlichen Mulde, bei Sermuth, unterhalb Colditz, resp. Leisnig.

Zwischen der Bobritzsch und Mulde ist das Thal der Gimmlitz, mit ganz ausgeprägter Richtung von Südost nach Nordwest, eingeschaltet; auf dem Norduser der Bobritzsch mündet der Nebenbach von Collmnitz, fast genau in derselben Richtung.

Das Gebiet der östlichen Mulde ist bis zur Vereinigung mit der Striegis, arm an Nebenwassern. Abgerechnet ein paar kleine, kurze Bäche, sind der Chemnitzbach, der Zethauer und Randecker Bach, der Bach von Müdisdorf, der Münzbach und Walthersbach doch eigent-

lich alles kurze Wasseradern; nur Gimmlitz, Bobritzsch und Collmnitz bedeutender. Die Einfachheit der Terrainformen kennzeichnet sich durch die geringe Anzahl der Quellenbäche. Das Muldengebiet zählt bis zum Einfluß der Striegis linkerseits und des Eulabaches rechterseits nur 46 Quellenbäche. Das Gebiet der Striegis, welche doch weitab vom Gebirgskamme entspringt, 42 Quellenbäche.

Unweit des nördlichen Endpunktes der 400 m = Erhebung quillt im Tharandter Walde die Triebisch, welche in nordwestlicher Richtung in das Hügelland fließt, nachdem sie aus flacher Thalmulde in eine mäßig tiefe aber mit prächtigen Landschaftsbildern geschmückte Thalspalte übergegangen ist.

Die wilde Weißeritz hat bis gegen Klingenberg eine nahezu nordnordwestliche Richtung, während die rothe Weißeritz von Schmiedeberg bis Rabenau, und in ihrem Quellenzuflusse links, dem Pöbelbache von Süd nach Nord fließt. In Verbindung mit der ostwärts gerichteten Abbiegung der unteren Weißeritz, der Lockwitz und Gottleuba zeigt dieß an, daß die allgemeine Abdachung des Gebirges von dem zwischen Mulde und wilder Weißeritz nordwärts gerichteten Höhenzuge an eine nordöstliche geworden ist.

Die wilde Weißeritz tritt bei Klingenberg aus der Richtung Nordwestnord scharf in eine nach Nordost gerichtete, wenn auch mehrfach gekrümmte Thalspalte, in welcher der Theil von Edle Krone bis Tharandt gewissermaßen als Fortsetzung des Thales vom Höckendorfer Bache nach Nord, der Theil von Tharandt bis Hainsberg dagegen genau nach Ost gerichtet ist. Der Oberlauf der am Ostfuße des Waltersberges entspringenden wilden Weißeritz zeigt bis Zaunhaus von Süd nach Nord.

Am Fuße des Kahlen Berges entspringend, die rothe Weißeritz. Sie fließt von Schmiedeberg bis Rabenau von Süd nach Nord. Der Hauptquellenbach, welcher dem Sumpfgebiete westlich des Galgenteiches entspringt, hält ebenso wie der Pöbelbach anfänglich die Richtung nach Nordwest ein, wendet sich aber, ebenso wie dieser, der erstere östlich, der letztere westlich von Bärenfels, gegen Norden, um sich sodann mit dem nordwestlich fließenden Grundbache zu vereinigen. Bei Rabenau mündet der ebenfalls nach Nordwest gerichtete, auf der mittlen Stufe des Gebirgsabhanges entspringende Oelsenbach, dessen Richtung der aller westlich gelegenen Thalrinnen von wilder Weisseritz, Bobritzsch, Gimmlitz und Flöha vollständig parallel ist.

Die Lockwitz (das Grimmsche Wasser) entspringt nahe der Oelsenbachquellen, ebenfalls auf der mittlen Stufe des Gebirgsabhanges. Sie ist in ihrem Oberlaufe dem Gebirgskamme parallel, und der Richtung des Oelsenbaches fast rechtwinklig entgegengesetzt,

nach Nordost, biegt sodann nach Norden, nimmt aber bei Kreischa wieder die Nordostnordrichtung an.

Der mehrfach gekrümmte Lauf der Müglitz hält von den Quellen bis nahe an Glashütte die Richtung nach Nordwest ein, biegt sodann nach Nordost, und von der Mündung der Drebnitz an gegen Nord, um bei Mühlbach wieder die Nordostrichtung, und bei Weesenstein die Nordrichtung anzunehmen.

Die Quellenbäche der auf der mittlen Gebirgsstufe entspringenden Seidewitz fließen von Süd nach Nord, während die Hauptwasserrinne, unterhalb Liebstadt, nach Nordostnord gerichtet und im Ganzen dem Laufe des Müglitzthales nahezu parallel ist.

Die mit einem verhältnißmäßig breiten Quellengebiet auf dem Ostende des Gebirgskammes entspringende Gottleuba zeigt nur an einzelnen Stellen besonders charakteristische Richtungen ihrer Thalspalte, so vor Allem unterhalb Berggießhübel, so wie in der Nähe von Gottleuba; der Bahrabach zwischen Bahra und seiner Vereinigung mit der Gottleuba. Das Quellengebiet der Gottleuba umfaßt 15 Wasserrinnen, welche zum größten Theile am Gebirgskamme entspringen; die Seidewitz hat 9 Quellenzuflüsse, welche sämmtlich der mittlen Gebirgsstufe entstammen. Von den 19 Zuflüssen der Müglitz quellen nur 8 dem eigentlichen Gebirgskamme, während die übrigen, in zwei von West kommenden Gruppen und zwei von Ost einfließenden Bächen der mittlen Gebirgsstufe angehören. Die Lockwitz hat 11 Zuflußquellen, sämmtlich auf der mittleren Gebirgsstufe, nur der von West nach Ost gerichtete Bach von Quohren läuft der Erhebung der Hermsdorfer Höhe mit dem Wilisch in ganz charakteristischer Weise parallel. Die rothe Weißeritz zählt 13 Quellenbäche, von denen jedoch nur 3 auf dem Gebirgskamme entspringen; die wilde Weißeritz ebenfalls 13 Quellenbäche, von denen nur 4 dem Gebirgskamme angehören. Die Armuth des östlichen Theiles des Gebirgskammes an Wasserläufen ist wenigstens ostwärts der Muldenquellen und des Flöhagebietes ganz auffallend.

Der Fall der Thalsohlen und Gewässer.

Es lassen sich aber auch aus dem Fall der Thalsohlen, oder aus dem natürlichen Gefäll der Gewässer gewisse Rückschlüsse auf die allgemeine Abdachung des Gebirges ziehen.

Aus allen Messungen, welche den Fall der Gewässer angeben, ergiebt sich auch für den Bereich des Erzgebirges, daß die schiefe Ebene der Thalsohle, auf welcher die Gewässer abwärts fließen, keine stetige Neigung besitzt, sondern sich allmälig verflacht, je weiter sie

sich vom Gebirgskamme, beziehendlich vom Quellengebiete entfernen. Da die Gewässer breiter und tiefer werden, so wird sich auch ein gewisses Verhältniß von Breite und Tiefe der Hauptwasserrinne, Neigung der Thalsohle und Geschwindigkeit des fließenden Wassers, je nach Zahl und Größe der aufgenommenen Wasseradern, für jedes selbständige Flußgebiet feststellen lassen.

Im Osten des Gebirges beginnend, ergeben sich nachstehende Ausmaaße für das Gefäll der Wasseradern auf je 1000 m Länge des Wasserlaufes. Die Bahra hat in ihren Quellen 40 m, die Gottleuba 50, im Dorfe Schönwald sogar 60 m. Der Mittellauf beider Bäche mäßigt sich aber bald auf 15 m in Markersbach, wie bei Oelsengrund und Haselberg. Nur unterhalb Bahra hat die Bahra 27 m, bei Gottleuba die Gottleuba 20 m, während sie unterhalb Berggießhübel nur 10 m, unterhalb Rottwernsdorf nur 5 m hat. Die Müglitz hat in ihren Quellenbächen bei Vorder-Zinnwald 50 m, bei Ebersdorf gegen 45 m; im tiefen Bach bei Altenberg aber 80 m; oberhalb der Sandermühle bei Geysing 50 m, bei Kratzhammer 25 m, bei Bärenklau 15 m, bei Schlottwitz 10 m, bei Häselich 8 m, unterhalb Dohna 7 m.

Das Grimmsche Wasser hat 50 m oberhalb Reinhardsgrimma, der Quohrner Bach bei Quohren 50 m; die Lockwitz unterhalb Kreischa 9 m.

Die rothe Weißeritz hat oberhalb der Schinderbrücke nur 30 m, dagegen beim Gasthofe Bärenburg 38 m, und im Pöbelbache, westlich von Schellerhau 35 m, in Nieder-Pöbel 25 m, in Ober-Karsdorf 12, bei Dippoldiswalde 10, im Rabenauer Grunde dagegen wiederum 40 m.

Die wilde Weißeritz hat oberhalb Zaunhaus 25 m, bei Rehefeld 15, von Schönfeld bis unterhalb der Beerwalder Mühle 12, bei Edler Krone jedoch über 20 m.

Die vereinigte Weißeritz bei Hainsberg 7 m.

Die östliche Mulde hat im Hirschbache bei Fischerhaus, wie im Muldenbach oberhalb Moldau in Böhmen 30 m, im Dorfe Moldau 25, oberhalb des Grenzteiches 11, unterhalb Bienmühle 13, bei Nassau 10, bei Weißenborn 5, bei Tuttendorf 4, bei Nossen 3 m Fall. Von ihren Nebenwassern die Gimmlitz an der Schmutzler Mühle 30 m, unterhalb der Frauensteiner Rathsmühle 12 m; die Bobritzsch in Hartmannsdorf zunächst der Quelle 35 m, in Ober-Bobritzsch 5, bei Krummen-Hennersdorf 10; die Colmnitz in Ober-Pretzschendorf 11 m.

Die Striegis hat in Wegefahrt 7 m.

Die Flöha hat im Fleyhbache bei Willersdorf in Böhmen

20 m, oberhalb der Hohenbrücke bei Deutsch-Georgenthal 20 m, bei Purschenstein 10, am Einfluß der Schweinitz 8 m Fall. Von den Nebenbächen der Wernsbach 50 m, das Rauschenfloß an den Quellen sogar 100 m, nahe der Mündung 40, der Frauenbach unter Bad Einsiedel 75 m.

Die Schweinitz hat bei Deutsch-Einsiedel 20 m, bei Hirschberg 12 m; die Natzschung an den Quellen 30, bei Gabrielahütte 35 m, der Tölzschbach oberhalb Gabrielahütte über 35 m.

Die Schwarze Pockau, unterhalb des Haßberges 20 m; unter dem Katzsteine 40 m, oberhalb Pockau 15 m Fall.

Die Flöha oberhalb der Rennigmühle 8 m, unterhalb derselben 3 m, bei Rauenstein 8 m, bei Grünhainichen 15 m, am Einfluß in die Zschopau nur 2,5 m.

Von den Zschopauquellenbächen haben die Preßnitzquellen bei Reischdorf 30 m, am Kupferhübel 25 m, oberhalb Orpus 30 und 40 m; die Preßnitz bei Schmalzgrube 20 m, bei Nieder-Schmiedeberg 15 m, am Einfluß in die Zschopau 10 m. Das Schmiedeberger Schwarzwasser hat an der Königsmühle 50 m, bei Pleil 10 m. Der Grenzbach oder Pöhlbach, unmittelbar an der Schlauderwiese 175 m, in dem auf dem Nordabhange des Keilberges entspringenden, oberhalb der Albinusmühle einfließenden Nebenbache sogar 215 m, in dem Bache unterhalb der Gahlerhäuser 105 m. Bei Weipert hat derselbe nur 5 m, zwischen Grundmühle und Königswalde wiederum 35 m, unter Königswalde 10 m. Die weiße Sehma hat im Quellengebiet 125 m, am Zusammenfluß mit rother Sehma 40, diese selbst 35 m, in Neudorf 20, in Buchholz 20 m, weiter abwärts 15 m. Die Zschopau hat im Quellengebiete 95 m, östlich von den Kalkbrüchen 38 m, in Crottendorf 15 m, in Herrmannsdorf 10, bis zum Einfluß der Preßnitz 10, bei Waldkirchen 3, an der Vereinigung mit der Flöha 2 m, bei Frankenberg 2 m, bei Kriebstein 8 m, am Einfluß in die Mulde 1,2 m. Die Wilisch hat am Kalkofen 10, bei Gelenau 12 m.

Im Schwarzwassergebiete hat die große Mittweida im Quellenbache 160 m, unter dem Gifthüttenberge 50 m, unter dem Hemmberge 35 m, am Mittweidaer Hammer 25 m, in Mittweida 20, in Raschau 15 m, unter Raschau 12 m. Der vom Scheibenberger Hügel herkommende Nebenbach hat in Ober-Scheibe 50 m. Die kleine Mittweida hat im Quellengebiet 100 m, an der Flößzeche 45 m. Die westlich gerichteten, zum Pöhlwasser oder Kaffbache fließenden Nebenbäche haben im nördlichen, namenlosen Quellenbache 112 m, im Friedrichsbache 80, im Luchsbache 110,

im Cunnersbache 75 m; die nördliche Quelle des Kaffbaches 110, die südliche Quelle desselben, bei den Tellerhäusern, 95 m Fall; der Quellenbach von Halbmeil 90 m. Der Pöhlbach an der Böhmischen Mühle 20 m, bei Hammer-Rittersgrün 18 m. Das Schwarzwasser hat in seinem Quellenbache am Südwestfuße des Fichtelberges 85 m, unter Jungenhengst 50 m, oberhalb Zwittermühl 15 m, bei Wittigsthal 20 m Fall. Der Breitenbach in Breitenbach 30 m, der Pechofenbach unter der Quelle 120 m, der unterhalb Johanngeorgenstadt mündende Steinbach unterhalb Steinbach 50 m. Das Schwarzwasser oberhalb Breitenhof 15, bei Erlahammer 7 m, bei Sachsenfeld 10, oberhalb Zella 9 m.

Die Quellenbäche der westlichen Mulde folgen von Ost nach West in nachstehender Reihe. Die kleine Bockau, an den Auersberghäusern mit 80 m, die große Bockau, an der Quelle mit 60 m, bei Wildenthal und unterm Nonnenhause mit 30 m. Die Wiltzsch unterm Kranichsee 45 m, unterhalb Carlsfeld 36 m, am Forsthaus Wiltzschhaus 30 m, unterhalb Wiesenhaus 20 m; die große Pyhra unterm Brückenteiche 50 m, bei Sachsengrund 25 m, unterhalb Morgenröthe 18 m; die kleine Pyhra unterhalb des Neuberger Teiches 70 m, unterhalb Tannebergsthal 15 m.

Die weiße Mulde an der Quelle bei Kottenhaide 30 m; die rothe Mulde an der Quelle bei Tannenhaus 36 m. Die westliche Mulde bei Friedrichsgrün 8 m, bei Jägersgrün 12 m, bei Rautenkranz 6 m, bei Wiltzschhaus 10 m, am Bahnhof Eibenstock 6 m, an Schindlers Blaufarbenwerk 8 m, oberhalb Auerhammer 9 m, bei Stein 4 m, bei Fährbrücke 3 m, bei Zwickau 2,3 m, unterhalb Glauchau 1,5 m.

Von den auf dem Höhenrücken zwischen Mulde und Zschopau entspringenden Wasserläufen sind zu nennen: der Mülsener Bach, im Quellengebiet am Promnitzwalde 60 m, dann aber schnell verflachend, in Neudörfel auf 12 m, in Ortmannsdorf auf 10 m, unterhalb Thurm 6 m. Auch der Rödlitzbach hat an der Quelle nahezu 60 m, in Lichtenstein aber nur 10 m. Der Lungwitzbach hat nur 5 und 4 m, dagegen seine Quellenbäche von Oelsnitz 40 m, von Lugau 60 m, von Kirchberg 45 m, von Ursprung 25 m. Die Würschnitz entspringt in flacher, hochgelegener Mulde und hat bei Neukirchen 5 m; die Zwönitz hat oberhalb Thalheim 20 m, oberhalb Einsiedel 15 m, bei Erfenschlag 5 m, die Chemnitz bei Glösa 2,5 m, an der Mündung in die Mulde 5 m.

Auffallend anders gestalten sich die Verhältnisse auf der Südseite, dem Südostabhange des Gebirges. Hier stürzen die Bäche im

steilsten Falle von den Quellen zur Hochebene hinunter, und aus den vielen Beispielen seien nur einzelne genannt.

Der Sernitzbach mit 150 m, der Geyersbach mit nahe an 200 m, der Waldbach bei Tischau mit über 150 m, der Grundbach bei Bruch mit 150 m, der Flößbach bei Ober-Leutensdorf, dessen Quellenzuflüsse im Langen Gründel 130 m, im Goldgründel 140 m, im Absturz vom Schwarzen Teich 150 m Fall haben, während der Hauptbach bei Rauschengrund auf 35 m verflacht. Der Hammerbach bei Johnsdorf, dessen Quellen im Göhrner Wasser 120 m, im Bach vom Steinhübel 150 m, im Haselsteinbache 125 m haben. Der Bach vom Rothengruber Forsthaus bei Eisenberg hat in der Mitte seines Laufes über 200 m. Der Assigbach unter der Sebastiansberger Mühle 60 m, der Neuhäuser Bach 50 m, aber ein Nebenbach desselben 120 m, und der Bach bei Metzdorf 100 m.

Noch steiler werden die Wasserrinnen in der Mitte des Gebirges. Der Bach bei Pöllma hat 160 m, der Bach bei Tamitzschan 120 m, der Bach von Wenkau 130 m, der Bach von Steingrün 170 m, der Bach von Ober-Hals bei der unteren Hammermühle 230 m, der Bach von Unter-Hals 190, der Bach von Weigensdorf 190 m.

Auch auf dem westlichsten Flügel des Gebirges, im Thale der Zwota, ist der Absturz ein bedeutender. Der Fünfebach über Brunndöbra hat 65 m, sein Nebenbach 55 m, der Bach von Steindöbra unterhalb des Teiches 110 m. Die Zwota unter der Quelle 52 m, der Silberbach 100 m und die beiden Bäche oberhalb Nancy 100 m und 80 m; der Zwieselbach 60 m, der Hohnbach 60 m, die Rothau in Frühbuß 30 m, an den Mühlhäusern 60 m, unter dem Waffenhammer bei Schönlind 70 m, die Zwota unterhalb Graßlitz 10 m.

Obgleich das Erzgebirge auf seinen Abhängen eine ganz außerordentlich große Anzahl von Wasserläufen besitzt, hat dasselbe keinen Wasserfall von einiger Bedeutung. Trotzdem die Thalrinnen sehr oft selbst auf kurze Entfernungen ganz ansehnliche Höhenunterschiede aufweisen, gestalten sich die Thalabsätze meist treppenförmig mit niedrigen Stufen, wie zahlreiche Beispiele belegen. Es sei hier nur an die stufenförmigen Fälle im Rabenauer Grunde und an die verschiedenen Stellen in den Thälern von östlicher Mulde, Flöha, Zschopau, Schwarzwasser und westlicher Mulde erinnert, welche letztere besonders charakteristisch oberhalb Auerhammer einen längeren stufenförmigen Absatz herabströmt.

In den Formen der Grundbestandtheile des Gebirges wird an keiner Stelle eine Querschwelle gebildet, welche mit einem hohen

Steilabsatze die obere Thalrinne mit der unteren verbindet. Es ist das eine Erscheinung, welche fast in allen deutschen Gebirgen von mittler Erhebung sich wiederholt.

Schon aus den Umrissen des Flußnetzes und seiner Verzweigungen lassen sich jedoch entsprechend Rückschlüsse auf die allgemeinen Formen der zwischen den Thalrinnen befindlichen Höhen- und Rückenzüge gewinnen.

Formen der Zwischenrücken.

Wie schon erwähnt, giebt die östlich des Rückenzuges zwischen Mulde und Weißeritz auffallend werdende Abbiegung der Wasserläufe gegen Nordost schon den Hinweis, daß auf dem östlich dieser Linie gelegenen Territorium eine allgemeine Abdachung gegen Nordost vorwiegt. Der wasserarme, trockene Höhenrücken, welcher sich westlich der wilden Weißeritz vom Walterberge, 876 m, bei Neustadt bis zur Höhe bei Klingenberg, 459 m, erstreckt und von da zwischen Bobritzsch und Triebisch sich noch weit in nordwestlicher Richtung in das vorliegende Hügelland fortsetzt, bildet die gegen 37 km lange Grenzlinie zwischen der Nordostabdachung und der Nordwestabdachung des Gebirges.

Schon aus dem Flußnetze erkennt man die langgestreckten, wellenförmigen, plateauartigen Rücken, welche sich zwischen den Thälern der Weißeritz, Lockwitz, Müglitz, Seidewitz und Gottleuba vorschieben, um in terrassenähnlichem Abstiege gegen die Elbe und ihre breite Thalfläche niederzugehen.

Westlich des genannten Rückenzuges vom Walterberge zur Klingenberger Höhe, bez. der Höhe von Wüsthetzdorf, wiederholt es sich, daß zwischen je zwei Hauptthalrinnen ein flachrückiger Höhenzug sich weit vorwärts streckt, dessen beide Seiten durch zahlreiche Bachläufe und Nebenthäler unterbrochen und wechselsvoll gestaltet werden. So reicht der Rückenzug zwischen Mulde und Flöha, bez. Zschopau über 42 km weit nordwärts, um von der Kammhöhe von 800 m bis auf 400 m zu sinken. Der Höhenrückenzug zwischen Zschopau und westlicher Mulde ist sogar an 49 km in nördlicher, und 45 km in nordwestlicher Richtung lang, um von der Kammhöhe von 1100 m auf die Höhe von 400 m herab zu gehen. Berücksichtigt man aber hierbei, daß auf 15 km vom höchsten Punkte des Gebirges die Abdachung desselben gegen Nordwest bereits die Höhenlage von unter 700 m erreicht hat, so beträgt der Fall dieser Rückenzüge auf eine Länge von etwa 30 km, oder weiter östlich vom Centralstocke des Gebirges auf etwa 25 km nicht einmal 300 m; also wenig mehr als 1 : 80.

Aus der Richtung der Wasserläufe der Quellenbäche stellt sich jedoch auch der Centralstock des Gebirges in seiner kuppelförmigen Erhebung um die Gipfel des Keilberges, Fichtelberges und Gottesgaber Spitzberges ganz deutlich erkennbar durch die strahlenförmig von ihm aus nach allen Richtungen hin sich erstreckenden Wasserrinnen dar. Die allgemeine Anordnung derselben kennzeichnet den Umfang der Haupterhebung; ihre Kürze nach Süden die Steilheit des Absturzes; die langgestreckten, zum Theil parallelen Linien nach Norden hin die Verflachung des Abhanges.

Ganz ähnlich, wenn auch in bedeutend geringerem Maße, kennzeichnet sich die Erhebung des Gebirgszuges vom Schatzenstein mit seinem südwestlichen Ende im Spiegelwalde und seinem nordöstlichen Ende im Geyerschen Walde durch die nach allen Richtungen hin sich ergießenden Wasserläufe. In noch geringerem Maße, aber doch immer noch aus der Richtung der Wasserläufe erkennbar, erhebt sich der Höhenzug vom Pfaffenberge und Rabensteiner Wald.

Treffend wird der Charakter des ödesten dieser Höhenrücken, des Hochplateaus bei Brand, zwischen dem Gebiete der östlichen Mulde und der Flöha geschildert: „Wie eine weite, magere Trift mit unzähligen Maulwurfshaufen liegt die Gegend vor uns; so weit das Auge reicht, Hügel an Hügel, mit Steingeröll, Alles kahl und grau, lauter verfallene Halden, nur hier und da noch ein kleines Bretterhäuschen auf dem kleinen Hügel, selten ein Göpelhaus mit seiner zeltartigen Bretterüberdachung. Die Obstbäume an der Straße sind längst verschwunden, und Ebereschen mit ihren prächtigen rothen Fruchtbüschen sind an die Stelle getreten.“ (Europa. 1855, Nr. 50.)

Ebenso wie der Rücken des Gebirges und die Rückenzüge der nach Norden, bez. nach Nordwest weit vorgeschobenen Gebirgszweige den Charakter der einförmigen Hochebene annehmen, ebenso entbehrt ein großer Theil der nach den Thälern gerichteter Abhänge der Abwechselung und Mannigfaltigkeit. Die Thaleinsenkungen sind wenig geneigte, einförmige Mulden mit langgestreckten, wenig gesenkten Einfassungen, und erst nachdem sie einen gewissen Abschnitt durchlaufen haben, tritt ein Wechsel der Oberflächengestaltungen ein.

Das Erzgebirge in seiner breiten Erhebung wird durch eine Reihe von Thälern in Abschnitte zerlegt, und alle Thäler kennzeichnen sich als Spalten, welche in die Oberfläche eingerissen sind.

Schlußsätze.

Nur in den tiefen, zacken- und klippenreichen Einschnitten der Hochfläche, deren Erhebung an sich schon den Begriff des Gebirges

bedingen würde, erhält man, wenigstens auf der Nordseite des Gebirgskammes, den eigentlichen Eindruck eines Gebirges.

Reich an landschaftlichem Schmuck, köstlichen Formen, Interesse erregender Bildung und anmuthiger Gestaltung, schon am Fuße des Gebirges mit schroffen Thalhängen beginnend, mit aufragenden Felsensporen und vorstehenden Klippen, steilem Geröll, großen und kleinen Blöcken, hoch aufgerichteten Wänden ..... reich geschmückt mit Gräsern und Blumen, umkränzt mit Buschwerk und Gesträuch, mit Nadelholz oder Laubwald; bald zu frischen Thalschluchten sich verengend, in welchen der rauschende Bach über Absätze und Klippen glitzernd dahinschießt, bald zu breiten Auen sich erweiternd, wo in zahllosen Biegungen und Windungen der Bach langsam dahin fließt. .... An jeder einzelnen Wasserader wiederholen sich anmuthige wie ernste Bilder.

Eine große Anzahl der schönen Punkte auf dem nördlichen Abhange des Erzgebirges ist bis heute noch nicht hinreichend gewürdigt, und es ist vielleicht am Orte, die hauptsächlichsten kurz zusammenzufassen.

Im Osten beginnend das Thal der Gottleuba von Rottwernsdorf bis oberhalb Gottleuba und das Nebenthal des Bahrabaches bis Bahra; das Thal des Seidewitzbaches oberhalb Seidewitz bis über Liebstadt; das Thal der Müglitz von seinem Austritt in die Elbniederung an aufwärts bis oberhalb Kratzhammer, und das Nebenthal des rothen Wassers bis an seine Quellen bei Zinnwald; das Thal des Lockwitzbaches zwischen Lockwitz und Reinhardsgrimma, ferner das köstliche Thal der rothen Weißeritz zwischen Coßmannsdorf und Rabenau und von Schmiedeberg an bis zu den Quellen, wie das Nebenthal des Pöbelbaches. Das Thal der wilden Weißeritz von Coßmannsdorf aufwärts in seinem ganzen Laufe bis zu den Quellen bei Neustadt in Böhmen; das Thal der östlichen Mulde von Nossen bis Altväter-Wasserleitung, und aufwärts von Mulda bis gegen die Quellen, so wie das Nebenthal der Bobritzsch bis oberhalb Krumm-Hennersdorf und das Nebenthal der Gimmlitz oberhalb Lichtenberg bis zu den Quellen. Das Thal der großen Striegis von Striegis bis gegen Wegefahrt. Das Thal der unteren Zschopau von Schweta bis Flöha; das Thal der Flöha mit den Nebenthälern der großen Lößnitz, des Seidenbaches und des Bielabaches, der Pockau, der Schweinitz und der Natzschung mit dem Töltzschbache; das Thal der Zschopau aufwärts bis Hermannsdorf mit dem Nebenthal der Wilisch bis Gelenau, der Preßnitz bis Christophshammer, des Schmiedeberger Schwarzwassers bis Pleil, des Pöhlbaches zwischen Königswalde und Weipert, der Sehma bis Buchholz. Gebirgsabwärts das



Thal der Zwönitz zwischen Einsiedel und Burkhardsdorf, das Thal der Chemnitz zwischen Steina und Auerswalde. Im Westen das Thal der Mulde von Haßlau aufwärts bis Hammerbrück, mit den Nebenthälern des Lößnitz- und Rumpelsbaches bei Zella, der großen Bockau, der Wiltzsch, der großen und kleinen Pyhra, des Schwarzwassers in seinem ganzen Laufe, bis zu den Quellenbächen bei Zwittermühl, Breitenbach und Steinbach, der großen Mittweida oberhalb Markersbach, des Pöhlwassers oder Kaffbaches oberhalb Groß-Pöhla.

Der Eindruck des Erzgebirges wird erst ein vollständiger, wenn man seine Thäler besucht, und von den Thälern aus die Höhenrücken und Berggipfel. Zahlreich sind die Höhenpunkte, welche umfassende Rundsichten gewähren, und von nicht wenigen hoch gelegenen Punkten blickt man auf Landschaftsbilder voller Anmuth und Lieblichkeit. Es ist nicht möglich, sie alle zu nennen, doch mögen unter den Höhenpunkten die nachstehenden besonders hervorgehoben sein: der Cottaer Spitzberg, die Hermsdorfer, die Seydaer Höhe, Schloß Augustusburg, der Lauterbacher Knochen, der Kemtauer Felsen, der Elterleiner Thurmaustritt, der Spiegelwaldthurm, der Gleesberg, alle mit ihren vortrefflichen Gebirgsansichten; der Bärensteinberg, der vordere Fichtelberg und der Keilberg auf dem Kamme des Gebirges.

---

2. Geognostische und geologische Verhältnisse.

Während der Nordabhang des Gebirges aus der Ebene und dem Hügellande nur allmälig, und wenn man so sagen soll, einförmig gegen den Rückenzug des Gebirges aufsteigt, bietet es in seinem inneren Aufbau die außerordentlichste Mannigfaltigkeit. Die sich über einander schichtenden verschiedenen Gesteinsmassen bilden fünf verschiedene Gebirgsglieder (drei Erhebungen und zwei Einsenkungen), von denen nur das südlichste Glied mit dem eigentlichen Kamme des Gebirges besonders scharf hervortritt, während alle anderen, wenigstens äußerlich, völlig mit einander verbunden und in einander übergegangen scheinen.

So sehr die Oberflächengestalt eines Landes durch seinen inneren Bau bedingt wird, giebt gerade das Erzgebirge den Beleg, daß die äußere Form wohl von den zu Grunde liegenden Bestandtheilen abhängt, dieselben aber in den meisten Fällen nicht schon durch den ersten Anblick zu erkennen sind.

Die Erhöhungen, Vertiefungen und Einsenkungen, die Buckel und Falten der Oberfläche hängen von den Lagerungsverhältnissen

der hauptsächlichsten Gesteinsarten des Gebirges ab, welche durch ihre Neigung oder Aufrichtung die verschiedenen Formen hervorgerufen haben,

Dem allgemeinen geologischen Aufbau der erzgebirgischen Erhebung liegt im großen Ganzen ein System von drei Falten zu Grunde, welche sich in der Richtung von Südwestsüd nach Ostnordost erstrecken. Das Gebiet derselben besteht aus den ältesten geschichteten Gesteinsformationen, hauptsächlich der Thonschiefer-, Glimmerschiefer- und Phyllitformation, der Gneiß- und Granulitformation, so wie in geringerer Ausdehnung der Grauwackenformation. Nächstdem, wenn auch in weniger bedeutendem Umfange aus Eruptivgesteinen, als Granit, Porphyr, Basalt u. s. w.

Die größte und südlichste dieser drei Faltenerhebungen bildet das Erzgebirge, dessen Kamm über 700 m hoch erhoben ist, zu neun Zehnteln über 800 m, zu fast einem Viertel sogar über 1000 m, welches mit seinem steilen Absturz gegen Südost die Bruchkante seiner Erhebung bezeichnet.

Die zweite, mittle dieser Falten bildet das sächsische Mittel- oder Granulitgebirge, welches aus der Gegend von Glauchau bis gegen Roßwein reicht, und in dem Höhenzuge von Hohenstein und vom Rabensteiner Wald seine höchste Höhe mit 485 m erreicht.

Die dritte, niedrigste dieser Falten liegt im nördlichen Hügellande, weit vom eigentlichen Gebirgsfuße entfernt und hat im Collmberge bei Oschatz, 314 m, ihre höchste Erhebung.

Zwischen dem Erzgebirge und Mittelgebirge liegt das erzgebirgische Becken mit seinen aus erzgebirgischen und mittelgebirgischen Gesteinstrümmern zusammengesetzten Schichten des Rothliegenden, zwischen welchen mannigfaltig Eruptivgesteine und vulkanische Tuffe eingeschaltet sind *).

Das große trapezförmige Gebiet der Erzgebirgserhebung, dessen südöstliche Begrenzung eine nahezu gerade Linie von Falkenau an der Eger bis Vorder-Tellnitz, bez. Königswalde unterm Schneeberge bildet, wird auf der Nordostseite wiederum ziemlich geradlinig etwa von Berggießhübel bis gegen Lommatzsch, auf der Westseite von der Linie Falkenau-Schöneck und der Wasserscheide zwischen Pleiße und Mulde begrenzt, wenn auch die geognostische Formation weiter nach Westen reicht; endlich nach Nordwest von der Linie Glauchau, Rochlitz, Döbeln. Diese Linien umfassen ein großes Gebiet, welches in der Hauptsache von Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer eingenommen wird, während Granulit, Granit, Serpentin, Porphyr, Phono-

*) Vergl. H. Credner, Oberbergrath, Das erzgebirgische Faltensystem. 1883 (im Bericht des Allgem. Bergmannstages).



lith und Basalt an zahlreichen Stellen durch die sedimentären Gesteinsformen durchgebrochen sind *).

Die westliche Grenzlinie des Erzgebirges zieht sich durch das Gebiet der Thonschiefer, cambrisch-phyllitischen Schiefer und im Höhenzuge der Hartha durch Rothliegendes hin.

Die erzgebirgischen Schiefer sind bei aller scheinbaren, äußerlichen Einfachheit und Einförmigkeit von einer ganz außerordentlichen Mannigfaltigkeit und die althergebrachten Bezeichnungen Thonschiefer, Glimmerschiefer u. s. w. reichen nicht mehr aus, seitdem die Bestandtheile derselben wissenschaftlich bestimmt und gegliedert worden sind. Die chemische Analyse, die Untersuchungen vermittelst des Mikroskopes in Bezug auf Form und Verhalten der Bestandtheile u. s. w. haben zahlreiche Unterschiede und Verschiedenheiten erkennen lassen, welche früher vollständig unbekannt waren. In den ältesten Schieferformationen hat man versteinerte Pflanzenblätter und Pflanzenüberreste, so wie Pflanzenabdrücke gefunden, und diese sämmtlichen Formen mit dem Namen Phyllite bezeichnet, so daß man glimmerige (die untere Stufe) Phyllite und thonschieferähnliche (die obere Stufe), graue, grüne, violette Phyllite von einander unterscheidet. Auch die tiefsten Schichten der oberen, schwarze Kohlenstoff führende Grauwackenformation (das Cambrium) hat man dort nachzuweisen vermocht, wo man sie bis jetzt nicht kannte.

Die Grauwacke bezeichnet man als das älteste der durch Niederschlag im Meere entstandenen Gesteine, und zeigt sie sich theils als grob- oder feinkörniger Grauwackensandstein, oder als grobkörniges Grauwackenconglomerat, eine Anhäufung von Grauwackenbruch, oder als thoniger, schiefriger Grauwackenschiefer. Man unterscheidet ferner ältere (untere) und jüngere (obere) Grauwackengesteine, welche letztere außerordentlich reich an Versteinerungen sind.

Der Thonschiefer ist entweder feinerdiger, dick- oder dünnschiefriger, verschieden gefärbter gemeiner Thonschiefer, oder beim Uebergange zum Glimmerschiefer Glimmerthonschiefer, oder an den Berührungsflächen mit Granit, Syenit u. s. w. Fruchtschiefer oder dünnschiefriger, bläulich- bis schwärzlich grauer Dachschiefer. Kalkthonschiefer und Alaunschiefer sind im Erzgebirge selten. Der Thonschiefer ist ein sehr feines und inniges Gemenge von Quarz und Glimmer, sehr dünnschiefrig, deutlich geschichtet, leicht

*) Vergl. Erläuterung zur geologischen Specialkarte von Sachsen in 1 : 25000 d. n. Gr. H. Credner, Oberbergrath, Leipzig, Engelmann. Die Erläuterungshefte der betr. Blätter sind bearbeitet von Herrn R. Beck, G. R. Credner, K. Dalmer, E. Dathe, J. Hazard, J. Lehmann, H. Mietzsch, H. Müller, A. Rothpelz, A. Sauer, F. Schalch, M. Schröder, Th. Siegert, T. Sterzel.



spaltbar, vorwiegend bläulich-grau oder grünlich-grau, doch auch verschiedenfarbig, weiß, grün, blau roth, grau, schwarz.

Der Glimmerschiefer besteht aus Quarz und Glimmer mit schiefriger Textur. Er enthält sehr häufig Erze, Alaun, Hornblende u. s. w. Der Glimmerschiefer ist eine weit verbreitete Gebirgsart. Sein Name und äußeres Ansehen beruht auf dem ihm beigemengten Glimmer. Der Glimmer besteht aus dünnen, elastischen, biegsamen, spaltbaren Blättchen mit metallähnlichem Perlmutterglanze, daher Katzengold und Katzensilber, ist optisch theils einachsig, theils zweiachsig, im Zusammenhang mit seiner chemischen Beschaffenheit, und wird als Kaliglimmer, Magnesiaglimmer, Lithionglimmer u. s. w. unterschieden.

Der Kaliglimmer (Muscovit) ist außerordentlich verbreitet und bildet einen wesentlichen Bestandtheil vieler Gebirgsarten, nicht blos des Glimmerschiefers, sondern auch des Granites und Gneißes. Besonders schön wird er bei Zinnwald gefunden. Derselbe besteht hauptsächlich aus kieselsaurer Thonerde. Man findet hellen Glimmerschiefer (Muscovitschiefer) am vorderen und hinteren Fichtelberge und vielen anderen Stellen, doch ist auch der dunkle Glimmerschiefer weit verbreitet.

Der dem Kaliglimmer sehr ähnliche Lithionglimmer wird bei Altenberg und Zinnwald gefunden. Der Magnesiaglimmer bildet einen Bestandtheil von Basalten, Trachyten, Porphyren und Graniten, ist aber selten.

Im Glimmerschiefergebiete sind zahlreiche Erzlagerstätten von Kupferkies, Roth-, Braun- und Magneteisenstein, Blende (Spießglanz-, Mangan-, Zink-, Silber-Blende), Feld-, Kalk-, Flußspath u. s. w. in Gängen, Flötzen oder Nestern.

Glimmerschiefer, heller und dunkler, Thonschiefer, Gneißglimmerschiefer, Gneiß, Granit u. s. w. stoßen an zahllosen Stellen an einander und geben beinahe ebenso zahlreiche Uebergangsbildungen von der mannigfachsten Verschiedenheit.

Der Gneiß, ein schiefriges, krystallinisches Gemenge von Quarz, Feldspath und Glimmer ist in Bezug auf seine Bestandtheile nicht vom Granit zu unterscheiden, sondern nur durch seine schiefrige Textur und durch den Parallelismus der Glimmerblättchen. Nach Leopold v. Buch ist der Gneiß bei Erhebung des Granites aus Schiefern entstanden.

Der Gneiß gehört zu den Gesteinen, in denen der Feldspath die Grundmasse bildet. Der gemeine Feldspath (Pegmatolith) ist ein Hauptbestandtheil von Gneiß, Granit, Syenit und einzelnen Porphyren; der feinkörnige und dichte Feldspath (Feldstein) des Granulit



und der meisten Porphyre. Der Feldspath besteht aus kieselsaurer Thonerde und kieselsaurem Kali in verschiedenen Varietäten und bildet bei seiner Verwitterung das Kaolin.

Die Gneißformation bildet den ganzen östlichen Theil des Erzgebirges und reicht, allerdings vielfach von Graniten, Porphyren und Basalten u. s. w. durchbrochen, bis an den Centralstock des Gebirges und bis an den Oberlauf der Zschopau bei Schlettau und Tanneberg heran. Auf der Nordostgrenze der Gebirgserhebung geht sie bis Tharandt und bis in die Gegend von Nossen. Ihre Westgrenze zieht sich über Bräunsdorf und Oederan ungefähr an der Zschopau südwärts herauf bis gegen Ehrenfriedersdorf und Geyer.

Das Gneißgebiet hat die denkbar einfachsten Formen, scharf eingeschnittene Thäler zwischen schwach wellenförmigen Plateaus. Zweiglimmeriger oder grauer Gneiß und Muscovit- oder rother Gneiß herrschen bald hier, bald dort vor; bald mehr oder weniger glimmerreich, bald kleinschuppig, bald großschuppiger, mehr oder weniger von Einlagerungen und untergeordneten Gliedern der Formation durchsetzt, wie Serpentinstein, Hornblendegneiß, Eklogit, krystallinischen Kalkstein, Quarzitschiefer, Granatfels- und Strahlsteinlager mit Magneteisenstein. Die rothen Gneiße, Muscovitgneiße, wiegen im Westen des Gneißgebietes vor, während die zweiglimmrigen Gneiße, von weißem bis zu schwarzem Gneiße die geringere Menge bilden, und die grauen Gneiße, Biotitgneiße, ihr Vorkommen auf die östlichen Theile des Erzgebirges beschränken.

Der Kupferhübel bei Kupferberg ist ein in die Höhe gehobenes Granat-Strahlstein-Magneteisenerzlager an der Grenze von Gneiß und Glimmerschiefer.

Das ausgedehnte Gebiet von Glimmerschiefer, Thonschiefer und Gneiß wird an zahlreichen Stellen von Eruptivgesteinen durchbrochen. In erster Stelle vom Granit, in zweiter von den Porphyren, in dritter von den Basalten und basaltähnlichen Gesteinen, welche allem Anscheine nach in glühend flüssigem Zustande durch die Erhebungsspalten des Gebirges emporgedrungen und erkaltet sind.

Der Granit besteht aus einem grob-, mittel- oder feinkörnigen, krystallinischen Gemenge von Feldspath, Quarz und Glimmer. Der Feldspath ist entweder gemeiner Feldspath (Orthoklas oder Pegmatolith) oder Oligoklas (eine Abart des Feldspathes, ein veränderter Albit). Der Granit ist oft reich an Erzgängen. Besonders zu nennen ist der in ihm vorkommende Turmalin, meist schwarze, glasglänzende Krystalle von sehr complicirter chemischer Zusammensetzung, welche beim Erwärmen elektrisch werden. Der Turmalin, gewöhnlich Schörl genannt, wird bei Eibenstock, Ehrenfriedersdorf, Geyer u. s. w. gefunden.

Das Territorium der Sedimentformationen wird zunächst von dem großen Gebiet des sogenannten Eibenstocker Granites unterbrochen, das sich aus der Gegend von Graßlitz bis über Platten, so wie aus der Umgebung von Morgenröthe bis Schlackenwerth erstreckt. Die Granitformation besteht aus dem sogenannten Eibenstocker Turmalingranit, von Gängen jüngerer Eruptivgesteine, wie auch von Erzgängen durchsetzt. Nahe dem Nordostrande desselben liegen kleinere Granitpartien bei Oberschlema, Aue und Lauter, weiter davon im Nordosten inselförmig die Granitdurchbrüche bei Geyer und Ehrenfriedersdorf; im Nordwesten das rings vom Schiefergebirge umgebene Granitmassiv von Kirchberg. Weit im Osten des Gebirges die Granitdurchbrüche auf dem Kamme des Gebirges, bei Kühnhaide und bei Rübenau, so wie am Bärensteinberge und seinen Abhängen; ferner bei Fleyh und Moldau und bei Altenberg, so wie auf dem Gebirgsabhange bei Sohra und Bobritzsch.

Der Eibenstocker Granit ist vorwiegend grobkörnig, aber auch fein- und mittelkörnig; die Granitparthieen bei Geyer sind arm an Glimmer, reich an Plagioklas und haben ein ziemlich gleichmäßiges, mittelgroßes Korn. Dagegen hat der Granit, besonders am Geyer'schen Stockwerk eine eigenthümliche, riesengranitische Struktur angenommen. Alle freistehenden Granitkuppen haben, wie dies besonders an den Felsen des Greifensteines bemerkbar wird, aber auch am Bärensteinberge und anderen, eine ausgeprägt plattenförmige, matratzen- oder wollsackähnliche Form angenommen, wie dies verhältnißmäßig entwickelt an allen freistehenden Felsenecken und Vorsprüngen nachgewiesen werden kann. Ueberall da, wo der Granit den Einwirkungen der Atmosphäre ausgesetzt war, hat er eine tiefgreifende Zersetzung erlitten, so daß man ihn früher, besonders durch die Formen des Greifensteines in dieser Ansicht bestärkt, allgemein für ein geschichtetes Gestein hielt. Teufelstein, Hefenklöße und zahlreiche andere Felsen der granitischen Formation mit ihrer Staffage unterstützten diese Ansicht lange Zeit.

Alle Ablagerungsstrecken der zahlreichen Gewässer im Granitgebiete waren in früheren Zeiten Zinnseifen. Zahlreiche Ueberreste von Raithalden, Ausschachtungen, Dammschüttungen u. s. w. lassen noch heute, trotz mannigfacher Veränderungen viele dieser Stellen ganz deutlich erkennen.

Die zahlreichen Varietäten des P o r p h y r s bilden eine zweite, zum Theil über die Grenzen der Erzgebirgserhebung hinaus greifende Reihe von Durchbrüchen und Spaltenauffüllungen der älteren Ablagerungsmassen. Der Porphyr ist ein dichtes, feinkörniges, meist feldspathreiches Gestein, dessen zahlreiche Varietäten in den verschiedenen

Arten von Felsitporphyr oder eigentlichem Porphyr, Quarzporphyr, und dem Porphyrit oder quarzfreiem Porphyr, ferner den Granitporphyr, Grünsteinporphyr, Basaltporphyr, Serpentinporphyr u. s. w. zusammengefaßt werden.

Besonders die Osthälfte des Gebirges, vor Allem die Gegend von Altenberg, Frauenstein, Nassau, Sayda, Dippoldiswalde, Freiberg wird von zahlreichen Porphyrgängen durchschnitten, von denen einzelne eine Länge von 15 und 20 km haben. Eine ganze Gruppe derartiger Gänge ist bei Liebstadt, Dippoldiswalde, Randeck; eine kreisförmige Gruppe von Porphyrstöcken im Tharandter Walde; ein größeres, geschlossenes Porphyrgebiet zwischen Klostergrab und Graupen einerseits und Dippoldiswalde andrerseits. Auch zwischen Chemnitz, Frankenberg und Oederan befindet sich eine Gruppe von Porphyrdurchbrüchen. Besonders zu nennen ist der Burgberg bei Lichtenberg (Quarzporphyr), eine mächtig aufragende, ruinenartig verwitterte Kuppe; ferner die Felskuppe, auf welcher das Schloß Frauenstein steht; vor Allem aber der aus dem weiten, durch Abschwemmung der rings umgebenden Gneiß-Glimmerschiefer- und der Phyllit-Formation angehörenden Hornblendeschiefer, Kalkschiefer u. s. w. entstandenen, umfangreichen Beckens der 500 m-Erhebung inmitten derselben aufragende Schellenberg mit dem Schlosse Augustusburg.

Der Serpentin, ebenfalls eine Eruptiv-Gesteinsart, welche jedoch nicht selten den Charakter des Porphyr annimmt, kommt an verschiedenen Stellen des Obergebirges vor, hauptsächlich bei Zöblitz, aber auch anderwärts. Im niederen Erzgebirge findet man ihn bei Hohenstein, Lichtenstein, Waldenburg, sowie in der Gegend von Waldheim.

Die dritte Reihe der eruptiven Durchbrüche auf dem Erzgebirge wird von den Basalten und basaltähnlichen Gesteinen gebildet. Der Basalt, unzweifelhaft vulkanischen Ursprunges, ein dichtes Gemenge von Feldspath, Augit und Magneteisenstein, bläulich schwarz, jedoch bald heller, bald dunkler, erscheint meist in abgesonderten, vorwiegend sechsseitigen Säulen, von verschiedener Stärke. Von nur wenigen Centimentern bis zu ganzen Metern Stärke, und ebenso von wechselnder Länge bis zu 20 m und mehr. Die Säulen sind nicht selten gegliedert, so daß die Enden in einander passen. Der derselben Gattung angehörende Klingstein (Phonolith) ist ebenfalls sehr hart und wird in plattenförmiger Absonderung gefunden, wo die dünnen Platten beim Anschlagen hell klingen. Er ist grau, gelblich- oder dunkelgrünlich und besteht aus einem dichten Gemenge von Feldspath und Zeolith oder Nephelin.

Vom Schönauer Felsen an (bei Graßlitz, westlich der Zwota)

bilden der Pleßberg bei Abertham, die Steinhöhe bei Seiffen, der Spitzberg bei Gottesgab (die letzteren beide Nephelinbasalt), der Weberberg bei Hofberg, der kleine, mittle und große Spitzberg bei Preßnitz, der Haßberg, der Hirtstein bei Satzung, die Basaltgruppe bei Neudorf eine nahezu geschlossene Linie in der Haupterhebung des Gebirges. Weit östlich vorgeschoben ist die Steinkuppe bei Holzhau, mit ihren ausgezeichneten säulenförmigen Absonderungen von Nephelinbasalt, $^1/_3$ m stark, 5 m lang, nach dem Gipfel der Kuppe convergirend. Weit im Norden liegt die Basaltkuppe des Landberges im Porphyrgebiet des Tharandter Waldes.

Von dem Centralstocke des Gebirges liegen die drei charakteristischen Basaltberge: der Bärenstein, der Pöhlberg, der Scheibenberger Hügel. Der Bärenstein und der Pöhlberg zeigen, namentlich von Ost und West ein außerordentlich kenntliches Profil. Der Pöhlberg, ein mächtig langgestreckter Steinwall mit waagerechtem Scheitel, hat einen steilen Südabfall; seine Nordseite ist fast senkrecht. Der Bärenstein hat dieselbe Form, nur sind Nord- und Südabfall gleich steil. Den Scheibenberg nennt Naumann*) (Lehrbuch der Geognosie) den unbezweifelt interessantesten von allen Basaltbergen Sachsens. „Wie kaum an einem anderen Basaltberge dieses Gebietes ist die säulenförmige Absonderung ausgeprägt. An der nördlichen Kuppe sind die Säulen durchschnittlich 1 bis 2, ja fast 3 m stark, gegen 20 m lang, meist vertikal und regelmäßig neben einander geordnet. An der südlichen Kuppe sind die Säulen schwächer und vielfach geneigt. Die Säulen sind stumpfkantig, sechsseitig.“ Der Scheibenberg gab Werner**) Veranlassung, die Frage über den neptunischen oder vulkanischen Ursprung des Basaltes anzuregen.

Auf dem Südostabhange des Gebirges ist zwischen Neu-Rohlau und Kaaden ein höchst interessantes Gebiet basaltischer und phonolithischer Gesteine und Formen.

Zwischen dem nordwestlichen Erzgebirgsabhange des Stollberger Höhenzuges und dem in nordöstlicher Richtung sich erstreckenden Glimmerschieferrücken der Langenberger Höhe und des Todtensteines ist die breite Mulde durch das Rothliegende und die Steinkohlenformation ausgefüllt. Die flachhügelige Ebene, die breitsohligen Thäler mit ihren sanften Hängen, die bewaldeten Bergkuppen und vor ihnen die saftig grünen Wiesen und stattlichen Felder bieten zahlreiche anmuthige Landschaftsbilder. Auf dem Glimmerschiefer-

*) Naumann, Karl Friedrich, Mineralog und Geognost., geb. 1797.
**) Werner, Abraham Gottlob, geb. 1750, seit 1775 Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg, gest. 1817 in Dresden.



rücken steht Wald, die fruchtbare diluviale Lehmdecke ist mit Feld und Wiese geschmückt.

Das Rothliegende reicht von den Höhen bei Langen=Bernsdorf, westlich von Werdau in breitem, allmälig schmäler werdenden Gürtel über Zwickau, Lichtenstein, Chemnitz bis zu den vereinzelten Parthieen von Flöha und weiter östlich. Man trennt das Rothliegende in drei verschiedene Zonen. Das obere Rothliegende, bis zu 800 m mächtig, besteht aus ziegelrothen Letten, Conglomeraten von Porphyr, Melaphyr, Tuff, rothen Quarzsandsteinen, von Quarz, Kieselschiefer u. s. w. und rothen Schieferletten. Das bis gegen 500 m mächtige mittle Rothliegende wird vorwiegend aus braunrothen, kalkspathigen Kaolinsandsteinen und Conglomeraten mit verschiedenartigen Geröllen gebildet. Das untere Rothliegende, bis zu 300 m mächtig, ist aus groben Conglomeraten und Geröll, besonders von Porphyr und Melaphyr, Schieferthonen u. s. w. zusammengesetzt. Man findet in demselben verkieselte Araucarien, Walchien (Walchia piniformis und filiciformis), Calamiten (Calamites gigas und infractus), Annularien (annularia carinata) u. s. w.

Das Würschnitzthal mit seiner breiten Sohle und den flachen Hängen liegt auf der Grenze zwischen dem Rothliegenden und dem Cambrium. Im Südost ragen die erzgebirgischen Schiefer der Tabakstanne (561 m) empor, im Nordosten in Adelsberge die Phyllitformation, im Beuthenberge Quarzporphyr.

Die S t e i n k o h l e n f o r m a t i o n trat nur an einzelnen Stellen des Rothliegenden zu Tage, wie z. B. bei Ober=Würschnitz.

Die Steinkohlenformation ist sowohl bei Zwickau wie bei Lugau und Oelsnitz, so wie im Döhlener Becken hoch vom Rothliegenden u. s. w. bedeckt. Die Steinkohlenterrains bei Flöha gehören ebenfalls der Steinkohlenformation an, während die Steinkohlenterrains bei Schönfeld und Sayda, so wie bei Brandau einer älteren Steinkohlenbildung entstammen.

Längs des Nordwestfußes des Erzgebirges, in der Richtung seiner Längenachse über 45 km, in einer Breite von etwa 15 km zieht sich das Gebiet der G r a n u l i t f o r m a t i o n, in elliptischer Form, von Südwest nach Nordost, aus der Umgebung von Langen=Chursdorf bis gegen Nossen, rings von erzgebirgischen Schiefern umschlossen, wenn auch auf der Nordwestseite nur in einem schmalen Streifen.

Der Granulit ist ein meist krystallinisch schiefriges Gemenge von feinkörnigem Feldspath und Quarz, in welchem sich parallele Lagen von Glimmer und Körner von edlem Granat und Cyanit befinden. Er tritt sowohl massig auf, als auch plattenförmig gesondert.

Das Granulitgebiet ist eine Hügellandschaft mit zahlreichen Kuppen und rückenartigen Erhebungen, auf welchen flache Thalrinnen auf dem Plateau eingeschnitten sind. Dagegen bilden die Hauptwasserläufe, sowohl die Chemnitz, als vor Allem die Zschopau tief eingerissene Thäler mit steil aufgerichteten, senkrechten Felsenwänden. Auch die Thalrinne der Mulde, auf der Grenze dieses Gebietes, ist bis zu 100 m Tiefe in die dort auftretenden Porphyrmassen eingeschnitten. In landschaftlicher Beziehung ist dieser Theil des Erzgebirgsfußes außerordentlich mannigfaltig und anziehend gegliedert, während das Ganze sich von der 400 m-Erhebung abwärts senkt.

Das Granulitgebiet selbst ist an vielen Stellen von Glimmerschiefern und Thonschiefern, von Graniten und Serpentinen unterbrochen, von letzteren besonders in zwei Gruppen, bei Callenberg und bei Waldheim. Der sogenannte Granat-Serpentin, splittrig, von unrein grüner, wenig glänzender Farbe und sehr geringer Härte, kommt vielfach vor.

Man kann nur wiederholen, daß die Zusammensetzung des Erzgebirges in Bezug auf seinen geologischen Bau nur scheinbar eine einfache ist, daß sie sich aber in Wirklichkeit zu einer außerordentlich mannigfaltigen und zusammengesetzten gestaltet.

---

3. Die Boden-Verhältnisse.

Der Einfluß des Sauerstoffes der Atmosphäre, die verschiedenen Temperaturen derselben und die in ihr sich bildenden Niederschläge, in Verbindung mit dem Einflusse der fließenden und stehenden Gewässer, bedingen einen Verwitterungs- und Zersetzungszustand der ursprünglichen Erdoberfläche, welche in Folge ihrer schon Jahrtausende andauernden Wirkung die oberste Schicht derselben in eine den Grundbestandtheilen der Unterlage entsprechende Erdform verwandelt haben.

Die Beschaffenheit der auf diese Weise entstandenen und immer wieder neu entstehenden Bodenkruste, sobald der Untergrund dem atmosphärischen Einflusse blosgelegt wird, hängt also hauptsächlich von der Beschaffenheit der Grundfeste ab, aus deren oberster Schicht sich die dem Pflanzen- und Thierleben angemessene Bodenfläche bilden kann.

Es steht also die Verwitterungskruste der Erdoberfläche, der Pflanzenboden, die Ackerkrume in Bezug auf ihre Bestandtheile im engsten Zusammenhange mit dem Material, aus welchem die zersetzende Kraft des Sauerstoffes, welcher vor Allem als der wirksame Theil der atmosphärischen Niederschläge betrachtet werden kann, die-

selben bildet; wenngleich die Erwärmung einerseits und die Abkühlung, bez. der Frost andrerseits viel dazu beitragen, die Einwirkung des Sauerstoffes zu erleichtern und zu erhöhen.

Die Grundfeste, welche sich am schnellsten und leichtesten in eine fruchtbare, erdige Masse auflösen läßt, wird rücksichtlich der Güte und Menge, d. h. der Tiefe der Krustenbildung jeder anderen voranstehen, wo der Zersetzungsproceß langsamer vor sich geht und das zersetzte Material an erdig werdenden und Erde bildenden Bestandtheilen ärmer ist.

Die dünne, kaum erkennbare Zersetzungskruste, welche sich auf der Oberfläche eines Felsblockes bildet, und die reiche, üppige Ackererde, welche aus dem vollständig in seine kleinsten Bestandtheile zertrümmerten und zersetzten Felsblocke sich herstellt, wie es z. B. bei Granit, Phonolith und Basalt, rothem Gneiß, Serpentin, Porphyr u. s. w. stattfindet, können als die beiden äußersten Grenzpunkte der verschiedenen Bodenkrustenbildungen bezeichnet werden, zwischen denen eine unermeßliche Reihe von Zwischenstufen geschaffen werden kann.

Der rohe Waldboden enthält zwar alle Bestandtheile, welche der Untergrund ihm gewähren kann, aber er ist noch vielfach mit Steinen und Geröll gemengt, mit Felsblöcken und Brocken übersät, so daß die Wurzeln des Anwuchses sich zwischen denselben hindurch drängen und die ihrem Wachsthume und ihrer Ernährung günstigen Bestandtheile gewissermaßen aufsuchen müssen.

Wird der Waldboden, sobald er sich seiner Bestandtheile und seiner Lage wegen zum Ackerbau eignet, in Cultur genommen, so werden Blöcke, Steine und Geröll möglichst entfernt und eine reine Ackerkrume durch die Arbeit des Menschen geschaffen, während in Thal- und Anschwemmungsgebieten die Macht der Abspülung und die mit ihr an günstigen Terrainstellen in Verbindung stehende Ansammlung fast reine Ackererde auf natürlichem Wege herstellt.

Fallou sagt in seinem 1853 erschienenen, und heute noch mustergültigem Werke „Die Ackererden Sachsens“ (Freiberg, Engelhardt):

„Der Felsgrund, aus welchem sich die Ackererden durch Zersetzung gebildet haben, besteht aus verschiedenen Gebirgsarten. Die größte Fläche nimmt der Gneiß in Anspruch; dem Umfange nach folgen Thonschiefer, Glimmerschiefer, Granit, Rothliegendes, Porphyr u. s. w. in größeren und kleineren geschlossenen Revieren.“

„Auf der ganzen oberen Terrasse der Gebirgsregion herrschen schüttige Ackererden vor; die Ackererde ist mit unzähligen größeren und kleineren Brocken der ihr zu Grunde liegenden Felsart durchmischt, welche erst allmälig der Zersetzung anheimfallen und in der

Hauptsache wohl niemals bündige Ackererde liefern. Besonders auffallend wird dies im Granitgebiet, wo kaum eine schwache Lage von grobkörnigem Grus und Gebröckel, ohne alle Bündigkeit, den Felsboden verhüllt und Flächen, wie Abhänge mit zahllosen Trümmerstücken übersäet sind. Nicht viel anders sieht es in den Basalt- und Porphyrgegenden aus."

„Bei Frauenstein, Sayda, Olbernhau, Zöblitz, Marienberg, Annaberg, Jöhstadt und Wiesenthal bietet zwar die einförmige Hochebene mit ihren langgestreckten flachen Hängen dem Ackerbau an sich keine Schwierigkeiten, da Blöcke, Trümmer und Trümmerhaufen im ganzen Schiefergebirge seltener sind, aber von eigentlicher Ackererde kann nirgend die Rede sein. Der ganze Ackerboden besteht nur aus einer Auflockerung der ausgehenden Platten und Schichten des Grundgebirges, aus einem losen Gemenge von Grus und Schiefersplittern, welches die Umwandlung zu Ackererde nur eben beginnt. Bündig und tiefgründig wird diese Bodengattung erst auf der unteren Terrasse des Gebirges, in der Gegend von Dippoldiswalde, Rabenau, Tharandt, Siebenlehn, Freiberg, Oederan u. s. w. in der Höhenlage von weniger als 400 m Meereshöhe. Hier erst tritt der Gegensatz dieses zusammenhängenden, mit seinen festen Grundbestandtheilen innig verbundenen Bodens zu dem losen Schutt des bröckligen Gesteinsbodens ganz augenfällig auf."

Die Grundfeste des Gebirges in der ganzen Ausdehnung seines Hochwalles von Gottleuba und Hellendorf aus bis in die Gegend von Weipert hinauf ist Gneiß, der sich nordwärts bis in die Gegend von Rossen erstreckt. Die ausgedehntesten Flächen urbaren Ackerbodens verbreiten sich über die flachen Höhenzüge zwischen Gottleuba und Müglitz, Müglitz und Weißeritz, Weißeritz und Bobritzsch, Bobritzsch und Mulde, Mulde und Flöha, Flöha und Zschopau und zwischen den Quellenbächen der letzteren. Die Auflagerung des urbaren Ackerbodens ist so seicht, daß sie im Durchschnitt 13 bis 14 cm nicht übersteigt, an einzelnen Stellen aber kaum 5 cm beträgt. Man muß häufig staunen, daß dieser Schutt noch überhaupt Früchte trägt, denn die Ackererde der Gneißformation ist in der Hauptsache nichts Anderes, als ein Gemenge von Staub, Grus und Gebröckel, zum Theil stark mit Glimmer gemengt. Erst in den niederen Lagen gewinnt der Boden an zusammenhängenden, lehmigen Bestandtheilen und verliert allmälig das schüttige, rauhe und wüste Wesen.

Aus dem glimmerreichen rothen Gneiße bildet sich ein rothbraun gefärbter, tiefgründiger, milder Lehmboden mit zahlreichen Glimmerschüppchen.

Der bündige Gneißboden der unteren Terrasse in der Gegend

von Dippoldiswalde, Pretzschendorf, Oberbobritzsch, Lichtenberg, Mittelsayda, Lengefeld und von da abwärts bis an die nordwestliche Grenze des Gebiets enthält 73 Prozent reiner Erde, der schüttige Boden der oberen Terrasse nur 57 Prozent.

Den unfruchtbarsten Boden des ganzen Gneißterrains haben die Höhenlagen bei Altenberg, Frauenstein, Seiffen, wo die dünne Verwitterungskruste des Grundgebirges kaum 30 bis 40 Prozent reiner Erde enthält. Unter allen Einlagerungen im Gneißgebiet haben die Basaltkuppen des Pöhlberges und Bärensteines den sterilsten Boden.

An das Gebiet des Gneißes schließt sich westlich das Gebiet des Glimmerschiefers, in Nord und West von Thon- und Grauwackenschiefern, im Südwest von Granit begrenzt. Die Auflagerung des Ackerbodens ist noch niedriger, die Ackerschicht ist nur ganz selten gegen 50 cm hoch und immer mit Schiefergesplitter gemengt. Auch hier besteht die Ackererde nur aus Staub, Grus und Splittern bis zu 30 und 40 cm tief, mit 62 Prozent, bei Oberwiesenthal und Johanngeorgenstadt jedoch mit nur 43 Prozent Erde. Dies ist der unfruchtbarste und armseligste Boden der ganzen Formation.

Der Glimmerschieferboden auf dem nördlichen Rande des Rothliegenden, bei Hohenstein, Wüstenbrand, Rabenstein, hat auf dem Plateau nur etwa 40 bis 50 cm bis zum Felsengrunde, aber die dünne Ackerschicht dieses Gebietes enthält doch 74 Prozent reiner Erde.

Das Thonschiefergebiet auf dem westlichen Theile des Erzgebirges ist zum größten Theile mit Wald bedeckt. Von Auerbach reicht es in einem zwischen Hartenstein und Grünhain breiter werdenden, aber weiter nordöstlich sich zuspitzenden Streifen bis über die Flöha. Auch dieser Theil des Gebietes ist zum großen Theile bewaldet. Auf dem nordöstlichen Theile des Erzgebirges reicht das Thonschiefergebiet von Gottleuba bis Lockwitz, von Tharandt bis Döbeln. Zwischen der Gottleuba und dem Lockwitzbache bilden die Thäler nur schmale, felsige Schluchten mit steilen, trümmerbedeckten Böschungen. Der Feldbau ist auf die Hochfläche gewiesen, wo die zwar bündige, aber lockere und leicht zerreibliche Ackerkrume mit etwa 69 Prozent reiner Erde einen nur wenig tiefen urbaren Boden bildet.

Das große Granitgebiet von Eibenstock umfaßt die dem Ackerbau am wenigsten zugängliche Fläche des Gebirges. Zum größten Theile ja beinahe vollständig bewaldet, enthält es Höhen und Thäler, Berge und Schluchten mit Fichten- und Tannenwald, mit düsterem und hochstämmigem Nadelholz und dichten, frischen, enggeschlossenen Anpflanzungen, einzelnen Buchengehauen, Felsentrümmern und Felsklippen, Schutthalden und Schlackenhaufen, vormaligen Seifenwerken, Sumpf, Moor, düster eingerahmten Teichen, von dicken Nebeln ver-

hüllt und mit schweren Wolken umzogen. An den äußeren Grenzen des Gebietes befinden sich, mit Wald und Moorwiese wechselnd, einzelne zerstreute angebaute Flächen mit armseligem Ertrage. Wohl sind verschiedene groß und bevölkerungsreich gewordene Walddörfer da angesiedelt, aber der wenig tiefe, reich mit Grus und Geröll durchsetzte Ackerboden enthält nur 33 Prozent Erde.

An das Thonschiefergebiet lehnt sich nordwestlich das Gebiet des Rothliegenden. Ebenfalls ein langgestrecktes Dreieck bildend, dessen breite Basis von Thierfeld bei Hartenstein bis bei Crimmitschau reicht, dehnt es sich, mehrfach von Porphyren, Serpentinen, Grünsteinen u. s. w. unterbrochen, bis an den Zellaer Wald, eine tiefe Einsenkung in den älteren Schiefergebilden ausfüllend. Auf dem ganzen Gebiete herrschen Conglomerate und körnige Gesteine vor. Der Ackerboden dieses Gebietes, welcher schon durch seine Farbe sich scharf von den nördlich wie südlich an ihn anstoßenden Schieferterritorien unterscheidet, übertrifft alle übrigen Bodenarten des Erzgebirges durch seine hervorragende Fruchtbarkeit, selbst da, wo, wie in dem mittlen Theile des Gebietes, das Grundgebirge nur höchst spärlich von Ackerkrume überdeckt wird. Der Ackerboden ist entweder schüttig oder bündig. Der schüttige Ackerboden des Rothsandsteines ist ein Gemüll von Staub und Gebröckel des Grundgebirges, von rothem Sand und Letten; er ist gegen 75 cm tief, besitzt aber nur bis zu 48 Prozent reiner Erde. Dagegen enthalten die bündigen Ackererden des Rothsandsteingebietes eine scheinbar gleichartige, lehmige, zusammenhängende Masse der vollständig zersetzten und verbundenen Bestandtheile des Gebirges bis zu 87 Prozent reiner Erde.

Auf dem schüttigen Ackerboden ist der Feldbau schwierig und kostspielig und wird noch an vielen Stellen durch mächtige Kiesbänke gehindert. Dagegen sind die weiten, flachen Flußthäler bis zu 30 und 40 m hoch mit Lehm und Geschieben bedeckt.

Im Granulitgebiet steigt der Antheil der Ackerkrume an reiner Erde auf 79 Prozent, an einzelnen, auserlesenen Stellen sogar bis zu 97 Prozent reiner Erde und hat die Ackerkrume eine Mächtigkeit von ³/₄ bis selbst 3 m. Die Ackerkrume der eruptiven Formationen zeichnet sich beinahe ausnahmslos, wenigstens in den klimatisch günstigeren Lagen durch ihren Reichthum an reiner Erde aus. So hat der Grünsteinboden bis zu 85, der Porphyrboden bis zu 88, der Granitboden bis zu 90, der Basalt- und Phonolithboden bis zu 95 Prozent reiner Erde.

Naturgemäß ist der Reichthum einer Ackerkrume an bündiger Erde Grundbedingung für die größere oder geringere Produktionskraft des Bodens.

4*

Die vorwiegenden Bodengattungen sind in Bezug auf den Acker- und Feldbau:

Tiefer, frischer, vermögender, sandiger Lehmboden, zuweilen kalkhaltig, oft mit kleinen Steinen gemengt (guter Gerstenboden).

Feuchter, schüttiger, kalkgründiger Lehm- oder sandiger Lehmboden mit bindendem Untergrunde. (Unsicherer Gerstenboden.)

Dürftiger Thon- und strenger Lehmboden, träger, feuchter Boden. (Guter Hafer-, schwacher Gerstenboden.)

Leichter, thätiger, magerer, sandiger Lehmboden mit geringer Tiefe der Ackerkrume und durchlassendem Untergrunde. (Schwacher Gerstenboden.)

Zäher, kalter, träger Thon- und Lehmboden, Schluffboden, mooriger, torfiger Boden, feuchter Haferboden, Letten, mit geringer Tiefe der Ackerkrume und oft mit undurchlassendem Grunde.

Schlechte, rohe und zum Anbau von Feldfrüchten kaum geeignete Bodenarten.

Höhenlage, Bodenbeschaffenheit und Klima bilden die Grundbedingungen für die Entwickelungsfähigkeit des Pflanzenlebens.

Aber auch das Thierleben und das Menschenleben sind enge mit diesen Vorbedingungen verbunden, und wenn man auch nicht so weit gehen kann und darf, wie bei den Erscheinungen im Pflanzenleben, wo bestimmte Gattungen unzweifelhaft in enger Begrenzung an den Untergrund gebunden sind, und es Pflanzen giebt, welche nur auf Moorboden, Sandboden, Lehmboden, oder auf einer Unterlage von Granit, Phonolith, Sandstein, Kalkstein u. s. w. vorkommen, so stehen doch gewisse Erscheinungen im thierischen und menschlichen Organismus unzweifelhaft mit der Ernährung, und folgedessen mittelbar mit den Erzeugnissen des Grund und Bodens, und durch diese wiederum mit dem letzteren selbst in unzweifelhafter Beziehung.

---

4. Das Klima.

Ueber das Klima des Erzgebirges sind meist unklare und übertriebene Vorstellungen verbreitet. Was über die Strenge des Winters, über die Rauhheit und Veränderlichkeit der Witterung, über die Größe der Niederschläge und die Höhe des Schneefalles erzählt wird, beruht ganz so, wie die vielfach verbreitete Sage von dem durchaus schlechten und geringen Boden und dessen kärglichem Ertrage, auf der kritiklosen Verallgemeinerung einzelner äußerster Gegensätze für das ganze Gebiet.

Bei der Erhebung des Gebirges von etwa 300 m Meereshöhe bis zu 1200 m, und selbst wenn wir nur die vorwiegende Kammhöhe berücksichtigen, bis zu 700 und 800 m, ergeben sich schon aus dem Unterschiede der Höhenlage bedeutende Verschiedenheiten in der mittlen Jahrestemperatur, wie in allen übrigen klimatischen und meteorologischen Beziehungen.

Von West nach Ost geordnet bestehen folgende meteorologische Stationen zur Beobachtung der klimatischen Verhältnisse:

in der Kamm-Region:

Kottenhaide, Tannebergsthal, Carlsfeld, Sauschwemme, Tellerhäuser, Crottendorf, Oberwiesenthal, Reitförster, Grumbach, Jöhstadt, Reitzenhain, Kriegwald, Deutsch-Einsiedel, Rechenberg, Rehefeld, Altenberg;

in der Region der 600 m-Erhebung:

Georgengrün, Rautenkranz, Schönheide, Hundshübel, Bockau, Breitenbrunn, Groß-Pöhla, Annaberg, Thum, Groß-Rückerswalde, Zöblitz, Grünthal, Cämmerswalde, Frauenstein;

in der Region der 500 m-Erhebung:

Schneeberg, Nieder-Pfannenstiel, Thalheim, Lengefeld, Borstendorf, Mönchenfrei, Mulda, Schmiedeberg;

in der Region der 400 m-Erhebung:

Ernstthal, Wüstenbrand, Grüna, Einsiedel, Augustusburg, Freiberg, Friedeburg, Grüllenburg, Nieder-Bobritzsch, Beerwalde, Wendisch-Carsdorf, Glashütte, Markersbach bei Berggießhübel;

in der Region der 300 m-Erhebung:

Zwickau, Chemnitz, Alt-Chemnitz, Frankenberg, Dittersbach, Rossau, Marbach, Tharandt;

vor der 300 m-Erhebung:

Glauchau, Alt-Geringswalde, Tanneberg u. s. w.

Vom obererzgebirgischen Klima sagt Lindner*): „Man kann den eigentlichen Winter, wenn die üble Witterung denselben ankündigt und verabschiedet, gegen sechs Monate veranschlagen. Gleichwohl herrscht auf Feldern und Wiesen eine außerordentliche Vegetation. Die Saaten, drei bis vier Wochen später gesäet, als in den milderen Gegenden, haben diese gleichwohl in sechs bis sieben Wochen erreicht, wo nicht gar übertroffen. Darum hat man auch die östliche Seite des Fichtelberges weit über drei Viertheile seiner Höhe urbar gemacht. Die Wiesen längs der Pöhla (Biela) hinab sind dreischürig; obschon das zweite Grummet nicht immer zum Füttern für das Vieh ge-

*) Lindner, Wanderungen u. s. w., 1847. Heft 3, S. 15.



braucht werden kann, so giebt es doch Streu für dasselbe. Darum ist auch die Viehzucht ansehnlich und gut gelegene Grundstücke erhalten sich in hohem Preise.“

Anders klingt freilich, was Engelhardt*) in seiner Erdbeschreibung von Sachsen, Bd. 1, S. 201 sagt, und was seitdem, zum großen Theile kritiklos, in zahlreiche andere Schriften übergegangen ist: „Die Gegend über Eibenstock, Johanngeorgenstadt, Wiesenthal, Jöhstadt u. s. w. nennt man gewöhnlich das sächsische Sibirien. Außer etwas kärglichem Ackerbau fast nichts als Wald und Wüstung. Der Schnee liegt gewöhnlich zwei bis drei Ellen (1 bis $1^3/_4$ m) und schmilzt immer erst spät im Frühjahr, oft kaum vor Johanni.“ (Dies ist nun freilich über alles Maß übertrieben; Mitte Mai liegt nur an vereinzelten Stellen noch Schnee.) „In einer Nacht verschneit flugs Haus und Hof, aber den Bewohner dieses sächsischen Nordpoles kümmert dies wenig. Geduldig bahnt er sich früh mit der Schaufel einen Weg und gräbt Löcher, um Licht nach den Fenstern zu bringen, Stollen oder Tunnel nach den Hausthüren. Oede und einsam sind diese Gegenden, besonders im Winter.“

Es ist kaum zu verwundern, wenn durch diese und ähnliche Darstellungen und ihre Wiederholung vollständig falsche Vorstellungen über das erzgebirgische Klima, besonders in dessen höheren Regionen, allgemeine Verbreitung gefunden haben.

Es ist wahr, das Klima ist hart und rauh. Bei einer Höhenlage von über 800 m beträgt die mittle Jahrestemperatur nur 5,88° C., aber die Temperaturunterschiede der Jahreszeiten sind weniger groß, wie in der Niederung. Der Winter hat im Durchschnitt eine Temperatur von — 2,16°, das Frühjahr von + 8,08°, der Sommer von + 15,67°, der Herbst von 3,93° C. Die Höhe der atmosphärischen Niederschläge beträgt im Mittel 91,05 mm. Das Jahr hat nur 53 helle Tage, aber 91 Nebel- und 96 Regen- und Schneetage, sowie 15 Gewittertage. Die Luft ist aber kräftig und anregend, die Vegetation energisch in der ihr kurzgemessenen Periode, und es gestaltet sich geradezu zu einem Hochgenuß in der Zeit der kräftigsten Entwickelung des Pflanzenlebens von etwa Mitte Mai bis Anfang Juni in den nach frischen Trieben duftenden, wie mit hellen Knospenlichtern geschmückten Nadelholzwaldungen zu wandern, längs der rauschenden Riesel und Bäche, freilich zuweilen auch noch über ein Stück liegengebliebenen Schneefeldes dahin.

Auch in der mittleren und nordwestlichen Region erscheint das

*) D. J. Merkel, Erdbeschreibung von Kursachsen, bearbeitet von Engelhardt. Leipzig. 1804. Bd. 1. S. 201.



Klima noch unverhältnißmäßig rauh. Das Neuaufsprossen der Vegetation verzögert sich daher oft bis gegen Mitte des wiederholt von Schneeschauern begleiteten April, während der Herbst im September und Oktober gewöhnlich beständig schöne Tage zu bringen pflegt, welche jedoch späterhin nicht frei von Morgenfrösten sind.

Für die Beurtheilung der klimatischen Verhältnisse des Kammes und Nordabhanges des Erzgebirges erscheint es zweckmäßig, das ganze Gebiet nach Maßgabe seiner Erhebung in vier Stufen zu theilen, und zwar die erste mit der Erhebungslinie von 400 m, die zweite mit der von 500 m, die dritte mit der Erhebungslinie von 600 m und zur vierten Alles zu rechnen, was 700 m hoch und darüber liegt.

Es wird sich daher die mittle Jahrestemperatur

für 400 m = 8,00 ° C. (8,00
für 500 m = 7,46 ° C. (7,25
für 600 m = 6,93 ° C. (6,50
für 700 m = 6,47 ° C. (5,75 } nach einer anderen Angabe)

veranschlagen lassen. Die Temperaturabnahme beträgt für

je 150 m Höhenunterschied = 1 ° C.,

da im achtjährigen Durchschnitt

Grüllenburg	(388 m) = 6,83 °	(außergewöhnlich kalt gelegen),
Freiberg	(407 m) = 7,42 °,	
Annaberg	(607 m) = 6,43 °,	
Rehefeld	(689 m) = 4,54 °	(außergewöhnlich kalt gelegen),
Reitzenhain	(778 m) = 4,42 °,	
Oberwiesenthal	(927 m) = 4,50 °	

mittle Jahrestemperatur hatten, welche innerhalb der äußersten Gegensätze

		höchste Jahrestemperatur		— niedrigste
Grüllenburg	(388 m)	+ 30,0	und	— 21,8 °,
Freiberg	(407 m)	+ 28,5	„	— 16,1 °,
Annaberg	(607 m)	+ 29,0	„	— 16,7 °,
Rehefeld	(689 m)	+ 26,9	„	— 22,2 °,
Reitzenhain	(778 m)	+ 26,7	„	— 19,3 °,
Oberwiesenthal	(927 m)	+ 26,2	„	— 16,8 °,

sich bewegen.

Im großen Durchschnitt wird man mit Berthold*) die mittle Jahrestemperatur des ganzen Nordabhanges auf + 6,3 ° C.,

*) J. Berthold, Das Klima des Erzgebirges. Jahresbericht des Kgl. Seminar Schneeberg. 1886.

J. Berthold, Das Klima des Erzgebirges. Ein vom Verf. besorgter Auszug aus Vorstehendem. Glückauf. 1886. S. 43 ff.



die des Gebirgskammes auf + 3,0 ° C. setzen. Als die rauheste Gegend des ganzen Gebirges erscheint das niedrige Ostende des Gebirgskammes, wo die kahle Höhenfläche von 700 m Meereshöhe allen Stürmen und Schneetreiben schutzlos preisgegeben ist. Aber auch die Höhen des Tharanter Waldes und des Landberges, welche sich nur wenig über 400 m erheben, der Höhenzug von Brand und Erbisdorf, das kalte Feld bei Memmendorf, deren kahle Flächen nur wenig über 400 m ansteigen, haben einen bedeutend geringeren Wärmedurchschnitt, wie die übrigen in gleicher Höhenlage befindlichen Orte und Flächen. Ebenso hat der kahle Höhenzug bei Sayda, bei Lauta und Marienberg, sowie die Gegend von Grünhain ein härteres Klima als die allgemeine Erhebung an sich bedingen würde.

Eine bemerkenswerthe Ausnahme macht jedoch das buchtenartig erweiterte obere Flöhathal durch sein auffallend mildes Klima, welches sich weit ins Gebirge hinauf, bis oberhalb Grünthal bei Olbernhau erstreckt.

Die klimatischen Verhältnisse der verschiedenen Höhenlage werden am besten durch die Vegetationsperiode derselben bezeichnet.*)

Der letzte Frosttag im Frühjahr war im Durchschnitt

Grüllenburg	(388 m)	zwischen	18. und 24. April,
Freiberg	(407 m)	„	21. und 26. März.
Annaberg	(607 m)	„	1. und 29. April,
Rehefeld	(689 m)	„	20. April und 11. Mai,
Reitzenhain	(778 m)	„	25. April und 17. Mai,
Oberwiesenthal	(927 m)	„	30. April und 20. Mai.

Der letzte Nachtfrost im Frühjahr fiel im Durchschnitt in

Grüllenburg	(388 m)	zwischen	11. Mai und 3. Juni,
Freiberg	(407 m)	„	25. April und 17. Mai,
Annaberg	(607 m)	„	2. und 21. Mai,
Rehefeld	(689 m)	„	12. Mai und 3. Juni,
Reitzenhain	(778 m)	„	15. Mai und 8. Juni,
Oberwiesenthal	(927 m)	„	9. Mai und 13. Juni.

Man wird daher nicht viel irre greifen, wenn man den letzten Frosttag und den letzten Nachtfrost im Frühjahr

bei 400 m Meereshöhe auf den 23. März und 1. Mai,
„ 500 m auf den 5. April und 6. Mai,
„ 600 m „ „ 15. April und 12. Mai,
„ 700 m „ „ 30. April und 25. Mai

setzt.

*) Die Landwirthschaft im Königreich Sachsen. K. v. Langsdorf. 1876. 1881.

Der erste Nachtfrost im Herbste fällt im Durchschnitt in
Grüllenburg (388 m) zwischen 15. und 30. September,
Freiberg (407 m) „ 10. und 30. Oktober,
Annaberg (607 m) „ 4. und 30. Oktober,
Rehefeld (689 m) „ 10. September und 22. Oktober,
Reitzenhain (778 m) „ 10. September und 1. Oktober,
Oberwiesenthal (927 m) „ 18. September und 4. Oktober,
und der erste Frosttag im Herbste in
Grüllenburg (388 m) zwischen 18. Oktober und 11. November,
Freiberg (407 m) „ 25. Oktober und 16. November,
Annaberg (607 m) „ 18. Oktober und 11. November,
Rehefeld (689 m) „ 7. und 29. Oktober,
Reitzenhain (778 m) „ 15. Oktober und 11. November,
Oberwiesenthal (927 m) „ 11. Oktober und 9. November.

Es ergiebt sich aus diesen Zahlen die Dauer der Vegetationsperiode für die genannten Orte:

Grüllenburg (388 m) vom 18. (24.) April bis zum 18. Oktober (11. November) mit 181 (199) Tagen,

Freiberg (407 m) vom 21. (26.) März bis 25. Oktober (16. November) = 217 (234) Tage,

Annaberg (607 m) vom 1. (29.) April bis 18. Oktober (11. November) = 201 (195) Tage,

Rehefeld (689 m) vom 20. April (11. Mai) bis 7. (29.) Oktober = 170 (171) Tage,

Reitzenhain (778 m) vom 25. April (17. Mai) bis 15. Oktober (11. November) = 173 (175) Tage,

Oberwiesenthal (927 m) vom 30. April (20. Mai) bis 11. Oktober (9. November) = 163 (171) Tage.

Man wird daher nicht weit fehl greifen, wenn man die Periode frostfreier Tage für die Höhenlage
von 400 m auf 210 bis 240,
„ 500 m „ 205 „ 220,
„ 600 m „ 195 „ 200,
„ 700 m „ 170 „ 175
veranschlagt. Für höhere Lagen kommen naturgemäß kürzere und enger begrenzte Perioden in Rechnung.

Ganz frostfrei, d. h. frostfrei während der Nächte ist die Zeit in Grüllenburg (388 m) vom 11. Mai bis 15. September (3. Juni bis 30. September) = 125 (120) Tage, im Maximum 142, im Minimum 104 Tage, Freiberg (407 m) vom 25. April bis 10. Oktober (vom 17. Mai bis 30. Oktober) = 168 (165) Tage, im Maximum 189, im Minimum 145 Tage, Annaberg (607 m)



vom 2. Mai bis 4. Oktober (vom 21. Mai bis 30. Oktober), also = 154 (162) Tage, im Maximum 181, im Minimum 136 Tage, Rehefeld (689 m) vom 12. Mai bis 10. September (vom 3. Juni bis 22. Oktober), also = 121 (140) Tage, im Maximum 161, im Minimum 99 Tage (die abnorme Lage von Rehefeld wird hierdurch vollständig charakterisirt) Reitzenhain (778 m) vom 15. Mai bis 10. September (vom 8. Juni bis 1. Oktober), also = 117 (114) Tage, im Maximum 137, im Minimum 98 Tage, Oberwiesenthal (927 m) vom 9. Mai bis 18. September (vom 13. Juni bis 4. Oktober), also = 131 (113) Tage, im Maximum 146, im Minimum 96 Tage.

Die thatsächlichen Verhältnisse der Vegetationsperiode werden aber auch im großen Ganzen durch nachstehende Zahlen veranschaulicht.

In der Meereshöhe von 400 m erfolgt der Grasschnitt in der Zeit vom 20. bis 30. Juni. Der Winterweizen wird gesäet zwischen 12. September und 2. Oktober, blüht zwischen 10. und 30. Juni, wird geerntet zwischen 10. und 20. August. Das Winterkorn (der Roggen) wird gesäet zwischen 14. und 18. Oktober, blüht zwischen 22. Mai und 12. Juni, wird geerntet zwischen 1. und 14. August. Die Gerste wird gesäet zwischen 4. und 16. Mai, blüht zwischen 20. Juli und 10. August, wird geerntet zwischen 25. August und 16. September. Der Hafer wird gesäet zwischen 20. April und 20. Mai, blüht zwischen 15. und 25. Juli, wird geerntet zwischen 15. August und 15. September. Die gewöhnliche Kartoffel wird gelegt zwischen dem 16. April und 24. Mai, blüht zwischen dem 1. Juli und 26. August, wird geerntet zwischen 20. September und 28. Oktober. Der Flachs wird gesäet zwischen 26. April und 10. Mai, blüht zwischen 24. Juli und 7. August und wird gerauft zwischen 6. und 17. August. Der Johannisbeerstrauch entwickelt seine Blätter zwischen 28. April und 8. Mai, blüht zwischen 3. und 13. Mai, und seine Früchte reifen zwischen 5. und 10. Juli. Der Kirschbaum entwickelt seine Blätter zwischen 8. und 20. Mai, blüht zwischen 12. und 25. Mai, und seine Früchte reifen zwischen 2. und 10. Juli. Der Birnbaum entwickelt seine Blätter zwischen 10. und 21. Mai, blüht zwischen 14. und 28. Mai, und seine Früchte reifen zwischen 26. August und 20. September. Der Pflaumenbaum entwickelt seine Blätter zwischen 12. und 24. Mai, blüht zwischen 18. und 31. Mai, und seine Früchte reifen zwischen 5. und 20. September. Der Apfelbaum entwickelt seine Blätter zwischen 16. und 26. Mai, blüht zwischen 20. und 31. Mai und seine Früchte reifen zwischen 5. und 15. Oktober.

Bei einer Meereshöhe von 500 m gestaltet sich die

Vegetationsperiode folgendermaßen: Die Heuernte findet statt zwischen 29. Juni und 9. Juli (etwa 10 Tage später, wie 100 m tiefer). Winterweizen wird über 500 m hoch in der Regel nicht mehr angebaut. Winterroggen (Korn) wird gesäet zwischen 15. September und 19. Oktober, blüht zwischen 9. und 26. Juni und wird geerntet zwischen 7. August und 5. September (also 8 bis selbst 21 Tage später wie bei einer 100 m niedrigeren Lage). Gerste wird gesäet zwischen 5. und 17. Mai, blüht zwischen 28. Juli und 13. August und wird geerntet zwischen 25. August und 19. September. Hafer wird gesäet zwischen 20. April und 23. Mai, blüht zwischen 21. Juli und 9. August und wird geerntet zwischen 29. August und 27. September (also etwa 14 Tage später, wie bei einer Meereshöhe von 400 m). Die gewöhnliche Kartoffel wird gelegt zwischen 18. April und 28. Mai, blüht zwischen 3. Juli und 30. August und wird geerntet zwischen 21. September und 29. Oktober. Der Flachs wird gesäet zwischen 4. und 18. Mai, blüht zwischen 1. und 12. August und ist reif zwischen 14. und 25. August (also 8 Tage später wie bei 400 m). Der Johannisbeerstrauch entwickelt seine Blätter zwischen 15. und 26. Mai, blüht zwischen 20. und 31. Mai und seine Früchte reifen zwischen 15. und 20. Juli. Der Kirschbaum entwickelt seine Blätter zwischen 20. und 31. Mai, blüht zwischen 24. Mai und 4. Juni und seine Früchte reifen zwischen 14. und 22. Juli. Der Birnbaum entwickelt seine Blätter zwischen 20. Mai und 2. Juni, blüht zwischen 26. Mai und 6. Juni und seine Früchte reifen zwischen 6. und 25. September. Der Pflaumenbaum entwickelt seine Blätter zwischen 24. Mai und 4. Juni, blüht zwischen 28. Mai und 8. Juni, und seine Früchte reifen zwischen 15. und 30. September. Der Apfelbaum entwickelt seine Blätter zwischen 26. Mai und 6. Juni, blüht zwischen 30. Mai und 10. Juni, und seine Früchte reifen zwischen 10. und 20. Oktober.

Bei der Meereshöhe von 600 m gestalten sich die Vegetationsverhältnisse in nachstehender Weise: Die Heuernte findet statt zwischen 8. und 17. Juli (also 8 bis 9 Tage später wie bei der Meereshöhe von 500 m, und 17 bis 18 Tage später wie bei der Meereshöhe von 400 m). Winterkorn (Roggen) wird gesäet zwischen 15. September und 13. Oktober, blüht zwischen 22. Juni und 7. Juli und wird geerntet zwischen 17. August und 15. September (also 9 bis 10 Tage später wie bei 500 m, 16 bis selbst 30 Tage später wie bei 400 m Meereshöhe). Gerste wird über 600 m in der Regel nicht mehr angebaut. Der Hafer wird gesäet zwischen 28. April und 27. Mai, blüht zwischen 26. Juni und

26. August und wird zwischen 6. und 28. September geerntet (also mindestens 8 Tage später wie bei 500 m, 14 bis 21 Tage später wie bei 400 m Meereshöhe). Die Kartoffeln (gewöhnliche, nicht frühzeitige) werden gelegt zwischen 27. April und 2. Juni, blühen zwischen 19. Juli und 4. September und werden geerntet zwischen 24. September und 30. Oktober. Der Flachs wird gesäet zwischen 12. und 26. Mai, blüht zwischen 10. und 20. August und wird geerntet zwischen 24. August und 4. September (also 9 bis 10 Tage später wie bei 500 m, 17 bis 18 Tage später wie bei 400 m Meereshöhe). Beerensträucher und Obstbäume kommen nur noch in vereinzelten Exemplaren bei besonders günstiger Lage vor, verlieren jedoch bei zunehmender Meereshöhe die Aussicht auf regelmäßigen und gesicherten Ertrag.

Eine außerordentlich lehrreiche und interessante Darstellung der Vegetationsverhältnisse in dieser Höhenlage bietet der Artikel „Ein Vegetationsbild von Annaberg und seiner Umgegend aus dem 16. und 17. Jahrhundert“, entworfen von J. Ruhsam, enthält das Glückauf 1886. S. 53 ff.

Bei einer Höhenlage von 700 m und mehr wird die Vegetationsperiode noch kürzer, der Ertrag der Feldfrüchte noch zweifelhafter, selbst wenn die Bodenverhältnisse an sich günstigere wären. Die Heuernte (der Grasschnitt) ist mit je 100 m Erhebung wieder 6, 8 bis 9 Tage weiter hinausgerückt; bei 700 m auf die Zeit vom 14. bis 23. Juli, bei 800 m auf die Zeit vom 18. bis 27. Juli. Der Winterroggen (Korn) wird nicht mehr überall gebaut; der Hafer wird gesäet zwischen 16. und 31. Mai, blüht zwischen 30. Juli und 16. August und wird geerntet zwischen 12. September und 4. Oktober. Die Kartoffel wird gelegt zwischen 12. Mai und 6. Juni, blüht zwischen 28. August und 12. September und wird zwischen 28. September und 30. Oktober geerntet, freilich aber auch nicht selten wegen eingetretenen Schneefalles bedeutend später.

Der Zeitraum zwischen Aussaat und Ernte beträgt im Durchschnitt:

bei Gerste in 400 m = 117 Tage (111/123),
500 m = 118 „ (112/124),
bei Hafer in 400 m = 118 „ (117/118),
500 m = 129 „ (127/131),
600 m = 127 „ (123/131),
in mehr als 700 m = 123 „ (119/126),
bei der Kartoffel in 400 m = 157 „
500 m = 155 „ (154/156),
600 m = 150 „
in mehr als 700 m = 142 „ (139/146).

Nach Berthold's Angaben braucht der Hafer 118, die Kartoffel 147 frostfreie Tage zur Reife. Man kann aus der Vergleichung der beiden Zahlen, der frostfreien Tage und der Reifezeit, ersehen, wie eng gemessen in den höheren Lagen die Zeit ist, um die daselbst noch zu erbauenden Feldfrüchte in das vorbereitete Land zu säen und zu ernten.

Allerdings ist die Erwärmung von Luft und Boden im Gebirge eine stärkere und durchdringendere, wie im Flachlande. Die geneigten Flächen und Abhänge werden schneller senkrecht beleuchtet und durchwärmt, so daß in kurzer Frist die Pflanzenentwickelung nachholt, um wie viel ihr Beginn durch die Höhenlage und verzögerte Wärmeentwickelung später eingetreten ist. Die Gebirgsluft, welche dünner und weniger mit Wasserdampf versetzt ist, als die Luft der Niederung, verschluckt weniger Licht und Wärme und läßt die Sonnenstrahlen beinahe mit ihrer vollen, ursprünglichen Kraft auf das Pflanzenleben einwirken. „Daher kürzen sich, in Folge der starken Bestrahlung, die Wachsthums- und Reifeperioden der einzelnen Kulturpflanzen wesentlich ab und gewinnen hinreichende Zeit zur kräftigen Entwickelung zwischen den oft enge gezogenen Grenzen frostfreier Tage." (Berthold.) Das organische Leben gedeiht auf Gebirgen gewöhnlich besser, als man der absoluten Höhe nach erwarten sollte.

Während Berthold die mittle Jahrestemperatur des Nordabhanges des Erzgebirges mit + 6,3 ° C. angiebt und die Temperatur des Gebirgskammes auf + 3,9 ° C., giebt die Festschrift 1865*) die Durchschnittswärme für das Obergebirge im Frühjahr mit + 3,3 °, im Sommer mit + 10,35 °, im Herbst mit + 3,35 °, im Winter mit — 2,55 ° an. Eine andere Beobachtungsreihe giebt an Durchschnittstemperatur für die verschiedenen Jahreszeiten nachstehende Werthe:

Höhenlage.	Frühjahr.	Sommer.	Herbst.	Winter.
400 m	+ 7,45	+ 17,00	+ 8,75	— 1,19
500 m	+ 6,80	+ 16,17	+ 8,15	— 1,58
600 m	+ 6,46	+ 15,83	+ 7,82	— 1,81
700 m	+ 6,17	+ 15,25	+ 7,39	— 2,20
800 m	+ 5,31	+ 14,11	+ 6,73	— 2,63

Diesen Ziffern entsprechend beträgt die Temperaturabnahme durchschnittlich bei einem Höhenunterschiede von 100 m bis zu 700 m = 0,50, 0,75 bis 1 ° und über 700 m für je 100 m 1 ° und mehr.

---

*) Festschrift für die 25. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Dresden. 1865.



Der Eintritt des Frühjahres fällt in der Natur natürlich nicht in den März, ebenso wenig wie der Beginn des Winters in den Dezember. Der Beginn der Nachtfröste, welcher bei 400 m mit dem 15. Oktober, bei 600 m mit dem 4. Oktober, bei 800 m mit dem 10. September anzunehmen ist, und das Ende der Nachtfröste im Durchschnitt bei 400 m mit dem 30. April, 600 m mit dem 10. Mai, 800 m mit dem 25. Mai, giebt eine Periode der frostfreien Zeit von 168, 147 und 108 Tagen und eine Periode der von Nachtfrösten bedrohten Zeit von 197, 218, 257 Tagen. Aus dem Eintritt der wirklichen Frosttage und ihrem Ende ergiebt sich aber nachstehende Reihe:

für 400 m vom 10. November bis 20. März = 120 Tage,
für 600 m vom 1. November bis 10. April = 161 Tage,
für 800 m vom 20. Oktober bis 30. April = 192 Tage.

Dies würde für den größten Theil des Gebirgskammes einen Winter von 6 Monaten, für die mittlere Region des Gebirges einen Winter von 5 Monaten, für die niederen Gebirgsgegenden einen Winter von 4 Monaten bezeichnen.

Aus der Angabe, daß Freiberg im Durchschnitt 210 frostfreie Tage habe (166 ohne Nachtfrost) ergeben sich allerdings für die Meereshöhe von 400 m eine Reihe von 155 Frosttagen, welche hohe Zahl jedoch auf dem Einflusse des kahlen, allen Winden ausgesetzten Höhenzuges von Brand beruht.

Der Vergleich der Frosttage und der frostfreien Tage ergiebt einen nur kurzen Uebergang von der einen Periode zur anderen.

Sind bei 400 m Höhenlage 120 Frosttage und 168 frostfreie Tage zu rechnen, so bleiben für die Uebergangsperioden nur 77 Tage, d. h. 38 oder 39 Tage für eine jede derselben. Bei 600 m Höhenlage, wo 161 Frosttage und 147 frostfreie Tage zu rechnen sind, bleiben für die Uebergangsperioden nur 57 Tage, d. h. 28 oder 29 Tage für eine jede derselben. Bei 800 m Höhenlage, wo man 192 Frosttage und nur 108 frostfreie Tage zu rechnen hat, bleiben für die Uebergangsperioden nur 65 Tage, d. h. 32 oder 33 Tage für eine jede derselben, woraus man fast schließen möchte, daß in dieser Beziehung der Gebirgskamm und die größere Höhe günstiger gelegen wären, träte nicht hier die bedeutend niedrigere Temperatur dem Einflusse der verlängerten Uebergangsperiode entgegen.

Die kurzen Uebergangsjahreszeiten, Frühjahr und Herbst, zeichnen sich gewöhnlich durch schnellen Wechsel der Temperatur und zahlreiche Niederschläge aus. Eher kommen im Herbst, und besonders im Spätherbst, eine größere Anzahl von einander folgenden heiteren Tagen. Der Sommer hat eine verhältnißmäßig geringe Temperatur;

nur an einzelnen, durch ihre Lage begünstigten, zugfreien und der wiederstrahlenden Wärme ausgesetzten Orten wird die Sommerwärme lästig. Sonst ist sie überall angenehm und leicht zu ertragen. Die Sommerwärme wird aber auch häufig durch Gewitter unterbrochen und herabgedrückt. Die Abende sind öfters kühl, die Dämmerung ist kurz und am Morgen findet eine starke Thaubildung statt. Man rechnet im Durchschnitt im Erzgebirge in jedem Sommer 21 Gewitter im westlichen, 26 im östlichen Theile des Gebirges, so daß während der eigentlichen Gewitterzeit besonders in dem gewitterreichen Osten, bei Frauenstein, Altenberg und Zinnwald, fast jeder zweite Tag als Regen- oder Gewittertag gerechnet werden kann. Die zahlreichen Gewitter drücken die allgemeine Temperatur herab, so daß man nicht selten über die Kühle des Sommers klagen könnte; wenigstens bewegt sich die Sommertemperatur weit mehr in Sprüngen aufwärts und abwärts als die außerordentlich gleichmäßig bleibende Temperatur des Winters.

Allerdings sind auch bei dieser einzelne ganz außergewöhnliche Höhepunkte zu verzeichnen; in Rehefeld bis zu 30, in Reitzenhain bis zu 26, auf dem kahlen Plateau von Brand und von Memmendorf, auf dem Höhenzuge von Lauta, bei Geyer, Elterlein und Grünhain, bei Hundshübel und Rothenkirchen bis 25 Grad 2c.

Der Regenfall beträgt im Tieflande 471 mm, im Gebirge 566 mm, im Obergebirge 672 mm (Festschrift). Die Niederschlagsmenge wird angegeben für

Grüllenburg	(388 m)	=	632 mm,
Freiberg	(407 m)	=	561 mm,
Annaberg	(607 m)	=	732 mm,
Rehefeld	(689 m)	=	916 mm,
Reitzenhain	(778 m)	=	832 mm,
Oberwiesenthal	(927 m)	=	1002 mm,

Nach den bei Berthold gegebenen Ziffern ist die wahrscheinliche Niederschlagsmenge in der Region der 700 m-Erhebung und höher, bei Schönwald, Ebersdorf 765 mm, und steigt bei Niklasberg auf 920 mm, bei Altenberg und Zinnwald sogar auf 1120 mm, bei Rehefeld gegen 1100 mm. Auf der Strecke Katharinaberg-Sebastiansberg-Jöhstadt-Weipert beträgt sie 990 mm, bei Oberwiesenthal, Gottesgab, Platten, Johanngeorgenstadt, Friebus 1000, 1100 und selbst 1200 mm, bei Carlsfeld gegen 1100, bei Neudeck 975, bei Tannebergsthal, Schönhaide und Georgengrün 1000, bis selbst 1100 mm, bei Klingenthal und Graßlitz gegen 950 mm, bei Grünhain und Elterlein über 1000 mm.

Der Schneefall vom 19. bis 24. Dezember 1886 betrug in

Kottenhaide 108 mm, Altenberg 105 mm, also auf dem Gebirgskamme im Durchschnitt mindestens 106 mm, in Glashütte 101 mm, in Berggießhübel 92 mm, in den Gegenden nördlich von Chemnitz 90 mm.*)

Der Niederschlagsreichthum einzelner Gegenden ist also ein ganz außerordentlicher, sowohl während des Sommers, als auch während des Winters.

Man rechnet bei einer Meereshöhe von

400 m = 145	Niederschlagstage	mit 40	Schneetagen,
500 m = 180	"	" 50	"
600 m = 215	"	" 70	"
700 m = 223	"	" 90	"
800 m = 230	"	" 95	"

Der Durchschnitt der Beobachtungen giebt für

Grüllenburg	(388 m) = 148	Regen-	und	Schneetage,
Freiberg	(407 m) = 195	"	"	"
Annaberg	(607 m) = 217	"	"	"
Rehefeld	(689 m) = 145	"	"	"
Reitzenhain	(778 m) = 225	"	"	"
Oberwiesenthal	(927 m) = 235	"	"	"

Nach Berthold kommen jedoch bis zu 600 m nur 160 Niederschlagstage, bis zu 800 m nur 180, und auf dem Gebirgskamme nur 200 Niederschlagstage in Ansatz. Läßt man die außergewöhnlich hohen Zahlen in den obenstehenden Durchschnittsergebnissen außer Rechnung, so kommt man nahezu zu dem ersten, jedenfalls der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommenden Ergebniß.

Die größte Anzahl der Niederschlagstage hatte 1886 Oberwiesenthal mit 216, darunter 97 Schneetage und 41 Gewittertage. Die größte Regenmenge fiel in Tannebergsthal, 783 mm, die größte Schneemenge in Altenberg mit 347 mm.

Sehr interessante Einzelnheiten bietet die Abhandlung: „Strenge und schneereiche Winter im Erzgebirge" von Dr. Köhler (im Glückauf 1888. S. 21).

Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft nimmt mit der Höhe zu; etwa $1^1/_8{}^0$ für je 100 m Erhebung. Die Waldregion hat natürlich einen stärkeren Feuchtigkeitsgehalt, als die freie und offene Hochebene.

Bei einer Meereshöhe von ungefähr 350 m bis 400 m rechnet man 60 helle, 150 gemischte, 155 bedeckte Tage, 7 Nebel-

*) Vergl. auch Berthold, Der Schneefall in der Weihnachtswoche 1886. Glückauf 1887. S. 23.



tage, 105 Regentage, 40 Schneetage, 64 Tage still, 301 Tage windig, darunter 53 Tage mit Südwest-, 87 Tage mit Westwind, 54 Tage mit Nordwestwind.

Bei der Meereshöhe von 500 m rechnet man 50 helle Tage, 185 gemischte, 130 bedeckte Tage, 130 Regen- und 50 Schneetage, 30 Nebeltage, 56 Tage still, 309 Tage windig, darunter 59 mit Südwest-, 70 Tage mit West-, 56 Tage mit Nordwestwind.

Bei einer Meereshöhe von ungefähr 650 m rechnet man 44 helle Tage, 216 gemischte, 105 bedeckte Tage, 140 Regentage, 80 Schneetage, 48 Nebeltage, 55 Tage still, 310 Tage windig, darunter 65 mit Südwest-, 51 mit West-, 56 mit Nordwestwind.

Bei einer Meereshöhe von ungefähr 800 m rechnet man 53 helle, 166 gemischte, 146 bedeckte Tage, 135 Regentage, 95 Schneetage, 91 Nebeltage, 51 stille Tage, 314 Tage windig, darunter 47 mit Südwest-, 74 mit Süd-, 43 mit Nordwestwind.

Die vorherrschende Windrichtung ist, wie hieraus erhellt, die westliche; in den unteren, niederen Regionen des Gebirges 60 Proz., in den oberen 50 Proz. aller Winde. Auf den kahlen und öden Hochflächen von Dreibrüderhöhe und Lauta, von Sayda und Dörnthal, bei Brand und Erbisdorf, Streckenwald und Schönwald wehen die Winde am heftigsten; auf dem östlichen Theile des Gebirgskammes sind sie am rauhesten. In der Gegend von Altenberg rechnet man bis zu 75 Tagen, an welchen die Windstärke sich bis zum Sturme steigert.

Im Allgemeinen ist aber das Klima des Erzgebirges nicht rauher, als es seine Erhebung und seine Bewaldung mit sich bringt. Die Wärme der Sommertage, die Kälte des Winters, die Frische von Frühjahr und Herbst sind nicht größer, als in anderen Gegenden unter gleichen Höhen und Formen. Das gebirgische Klima ist kräftig, belebend, nervenstärkend; die Vegetation ist gesund und lebensvoll, und wenn man nicht Unmögliches verlangt, so wird man auch dem, was auf dem Gebirge wächst, seine hohe Bedeutung nicht aberkennen können.

Wie überall, so wechseln auch im Erzgebirge heitere und ernste, helle und trübe Tage, Sonnenschein und Regen, Trockenheit und Nässe, Wärme und Kälte, Stille und Luftzug, Wind und selbst Sturm, Schneegestöber, Nebel, Gewitter — kurz jede Erscheinung der atmosphärischen und klimatischen Verhältnisse wiederholt sich auch hier, nur zuweilen in stärkerem, kräftigerem, nachhaltigerem Ausdrucke.

5. Die Besiedelung des Gebirges.

Im Innern Germaniens waren die slavischen Stämme gegen Ende des vierten Jahrhunderts westwärts bis gegen die Saale vorgerückt, Alles vor sich niederwerfend, was im Norden der erzgebirgischen Erhebung von der Urbevölkerung noch vorhanden war. Erst Kaiser Heinrich I. dehnte seine Herrschaft wieder gegen Osten aus, kämpfte in den Jahren 906 und 908 gegen die Slaven, eroberte und befestigte verschiedene Punkte an Saale und Mulde und errichtete die Mark Meißen als östliche Grenzmark. Je weiter die Herrschaft der Deutschen nach Osten vordrang, um so weiter ward auch die östliche Grenzmark vorwärts geschoben, während die früheren Grenzmarken sich in erbliche Besitzungen verwandelten. Die Mark Südthüringen hatte sich über die Elster, die Mark Nordthüringen bis gegen die Elbe erstreckt; aus der ersteren war die Landgrafschaft Thüringen, aus der letzteren die Pfalzgrafschaft Sachsen entstanden, während die Markgrafschaft Meißen als neue Ostmark über die Elbe hinaus, gegen die Pulsnitz ausgedehnt wurde. Die Südgrenze der Mark Meißen bildete das breite Waldgebiet auf dem Abhange des Erzgebirges. Obgleich dasselbe schon im Jahre 974 urkundlich als Miriquido bezeichnet wird, welches Wort man vom altsächsischen Mirki = dunkel und widu = Holz ableitet, so daß der deutsche Name des Gebirges Dunkelwald oder Schwarzwald lauten müßte (wahrscheinlich wegen des Vorwiegens der Nadelhölzer), ist diese Benennung doch wenig gebräuchlich geblieben und der ganze waldige Gebirgszug immer nur vorwiegend „das Gebirge“ genannt worden.

Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts scheint der Name „Behmisches Gebirge“ oder „Behmischer Wald“ der gebräuchliche gewesen zu sein, obgleich seit dem Anbruch der obergebirgischen Silberadern, zu Ende des 15. Jahrhunderts der Name „Erzgebirge“ allmälig sich einbürgerte. In der „Meißnischen Land- und Berg-Chronik“ von Albinus, 1589, sowie in einigen älteren Bergordnungen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts wird er zuerst schriftlich eingeführt.*)

Es war ein unwirthliches Gebirge, dieser mächtige, natürliche Grenzwall zwischen der Mark Meißen und dem Königreiche Böhmen, zwischen dem im Norden dieses Waldgebietes aus dem Westen vordringenden germanischen Element und dem im böhmischen Kessel seit Ende des 5. Jahrhunderts seßhaft gewordenen slavischen Volke der Czechen. Die Kämpfe derselben gegen Dagobert, den König der

*) Die Namen des Erzgebirges. Glückauf 1887. S. 1.

Franken, machten Böhmen zu einem selbstständigen Staate, dessen Könige jedoch 950 nach vierzehnjährigem Kampfe von Kaiser Otto I. zur Anerkennung der Oberhoheit des Deutschen Reiches gezwungen wurden.

Die Mark Meißen war durch den deutschen Kaiser Heinrich I. errichtet und Graf Gero 939 als Mark- oder Grenzgraf „in limes sorabicus" eingesetzt worden. Grenzburgen wurden in dem unterworfenen Gebiete errichtet, darunter wahrscheinlich an der Mulde, unterhalb des Einflusses der Striegis, die Kämpe, deren Burgruine zum Theil noch vorhanden ist. Die Burg Meißen war 922 gegründet worden.

Die Sorben (oder Serben, vielfach auch Sorbenwenden genannt) waren bis an die Saale vorgedrungen. Der Name wird von srp = die Sichel, oder von srb = das Volk abgeleitet. Cosmas von Prag, der älteste bekannte Geschichtsschreiber Böhmens nennt die Mark Meißen Zrbia (sprich Srbia). Die Sorben waren fleißige Viehzüchter und Ackerbauer. Die Markgrafschaft Meißen umfaßte die sorbischen Gaue Daleminci: „teutonice Daleminci, slavonice Glomaci" und Nisani. Jenseit der Elbe lag die provincia Milcienorum.

Thietmar (1009—1018 Bischof von Merseburg) schreibt: „Hierauf lichtete König Heinrich einen an der Elbe gelegenen, und damals mit dichtem Wald bedeckten Berg, errichtete auf demselben eine Burg und gab dieser von einem an ihrer Nordseite vorbeifließenden Bache den Namen Misni."

Von hier ging die weitere Unterwerfung im Slavenlande aus; von der Markgrafschaft Meißen ging aber auch die Gründung ganz neuer Ansiedelungen mit germanischer Bevölkerung in dem von den Sorben freigelassenen, ausgedehnten Waldgebiete vor sich.

Während in dem unterworfenen sorbenwendischen Gebiete die Bewohner auf der Scholle sitzen gelassen wurden und nur die Herren wechselten, die Unterworfenen Grund und Boden bebauten, Tribut in Diensten, Zinsen, Zehnten u. s. w. zu leisten hatten, wurden in dem neuangebauten Landstriche neue Ansiedelungen gegründet und mit deutscher Bevölkerung besetzt. Dem Markgrafen als Stellvertreter des Deutschen Königs fiel erobertes und neugewonnenes Land als herrenloses Gut zu, welches er als Beneficium an seine Dienstmannen in Lehn gab und auf diese Weise einen Vasallenstand gründete, der ihm dienstbar blieb. Dem Markgrafen stand die Gerichtsbarkeit in der ganzen Mark zu.

Ein großer Theil der den Dienstmannen gewährten Beneficien ist unzweifelhaft mit der virga regalis, der Königsruthe, gemessen, weshalb die neu gegründeten und vertheilten Wald- oder

Königshufen zu 60 Jochen (jugera) groß waren, also doppelt so groß als die gewöhnliche Landhufe.

Es begann die Zeit der großen Waldrodungen. Bis tief in das 13. Jahrhundert hinein, und dann wieder zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, und stellenweise selbst bis in die neueste Zeit hinein ist das Ausroden des Waldes, um Ackerland und auch Wiesenland für neue Ansiedelungen zu gewinnen, im umfangreichsten Maaße betrieben worden. Jahrhunderte lang bildete der Wald den unerschöpflich erscheinenden Vorrath, durch dessen Niederschlagen man Raum für Feld, Holz für Bauten, Bergwerks- und Hüttenanlagen, Geld für Zinsen und Steuern u. s. w. erlangen konnte, ohne an die Wiederaufforstung kahl geschlagener Höhenzüge und Abhänge denken zu müssen. Der Wald war das unerschöpfliche Kapital für den fortschreitenden Anbau, und erst Jahrhunderte später, nachdem das Land durch die länger als ein halbes Jahrtausend fortgesetzte Urbarmachung und Zerstörung des Waldgebietes seine gegenwärtige Oberflächengestalt und Bedeckung gewonnen hat, ist man zu der Ueberzeugung gekommen, der Waldvernichtung nicht blos Einhalt thun zu müssen, sondern auch das Waldgebiet durch Neuanpflanzung erhalten und vergrößern zu müssen.

Mit dem Vordringen des deutschen Elementes in das Gebiet der Slaven und in das Gebiet des waldbedeckten Gebirges beginnt erst die geschichtliche Zeit dieses Landes, und wenn auch die Vorgänge, besonders auf dem letzteren, vielfach unbekannt geblieben oder verschleiert und entstellt auf die Nachwelt gekommen sind, lassen sich doch die allgemeinen Grundzüge dieser Entwickelung noch erkennen.

Der ganze Zeitraum von der Errichtung der Mark Meißen bis zu Konrad dem Großen, Markgrafen von Meißen, welcher das Land von der Ostgrenze Thüringens bis über die Neiße hinaus in seiner Hand vereinigte, war ein außerordentlich kriegerischer. Die böhmischen und slavischen Nachbarn waren auf allen Seiten feindselig. Besonders die Grenze nach Süden war jederzeit streitig gewesen und blieb es noch durch lange Jahrhunderte hindurch.

Seitdem Heinrich der Aeltere, Graf von Eilenburg, aus dem Hause Wettin, 1088 von Kaiser Heinrich IV. mit der Markgrafschaft Meißen belehnt worden war, entwickelte sich die Macht der Markgrafen immer selbstständiger, und besonders unter Otto dem Reichen, welcher von 1156 bis 1190 regierte, entwickelte sich die wahrhaft fürstliche Macht desselben, hauptsächlich im engsten Zusammenhange mit der Entdeckung des großartigen Silberreichthumes des Freiberger Gebietes.

Von da ab wird der Name Erzgebirge dem bis dahin stillen und einsamen Waldgebiete zu Theil.

Verfolgt man die Grenzlinie der deutschen Ortsnamen längs des Nordabhangs des Erzgebirges, so wird hierdurch die Nordgrenze dieses Waldgebietes gegeben, bis zu welcher dasselbe vor dem Eindringen des germanischen Elementes sich ausdehnte. Auf der Wasserscheide zwischen Pleiße und Mulde beginnend, umzieht diese Linie ein geschlossenes Gebiet slavischer (sorbenwendischer) Ortsnamen von Ponitz bei Gößnitz bis Pahna und Threna bei Altenburg, reicht sodann nordwärts bis Kesselshain und Dittmannsdorf bei Borna und biegt von hier südwärts um die Ortsgruppe bei Rochlitz herum, nach Collmen bei Colditz, von wo sie sich ostwärts wendet, längs der Mulde, und sodann über Nossen, Munzig und Bockwen an den Thalrand der Elbe. Längs desselben führt sie nun über Pesterwitz, um den Windberg und die Goldene Höhe herum, am Wilisch hin bis zum Ziegenrück und an die Ostgrenze des Gebirges, den Gottleubabach. Denn obgleich die äußere Form des Gebirgszuges den Schneeberg und seine Umgebungen bis zum Durchbruch der Elbe einzuschließen scheint, so ist doch die Zusammensetzung und Bildung des Quadersandsteingebirges eine so verschiedene, daß die Thallinie des Gottleubabaches zweifellos als die Grenze des Erzgebirges angesehen werden muß.

Der breit ausgedehnte, von zahlreichen Thalspalten unterbrochene Rücken des Gebirges war bis zum Vordringen des germanischen Elementes, wie schon bemerkt, größtentheils ein geschlossenes Waldgebiet, in welchem nur einzelne sorbenwendische Niederlassungen inselförmig eingesprengt waren. Von dem in der Elbniederung befindlichen Gau Nisani und dem nordwärts des Muldenkniees sich ausdehnenden Gau Dalemince, sowie von den westlich gelegenen Gauen Chutizi und Scuntira waren gewissermaßen Vorposten nach den geeignet erscheinenden Punkten hinaus geschoben worden; im Osten beginnend an den Ufern des Colmnitz- und Bobritzschbaches die Orte Colmnitz und Bobritzsch, wenigstens die Anfänge dieser in späterer Zeit in echt germanischer Weise sich langaus im Thale aufwärts streckenden Niederlassungen; auf dem Höhenzuge zwischen der Mulde und der Striegis die Orte Loßnitz und Lößnitz; weiter westlich in der Thalaue am Zusammenflusse von Flöha und Zschopau die Orte Flöha und Plaue; in der breiten Thalniederung des Chemnitzflusses die Orte Chemnitz und Glösa und weiter abwärts Taura und Claußnitz; am Lungwitzbache Lungwitz und an dessen Einfluß in die Mulde Glauchau, Gesau, Jerisau. Weiter stromauf an der Mulde Zwickau, Schedewitz, Bockwa, Culitzsch, Crinitz. Aller Wahrscheinlichkeit nach entstanden aber auch noch vor dem Eindringen des germanischen

Elementes in das Waldgebiet die weiter gebirgsaufwärts liegenden sorbenwendischen Niederlassungen Eibenstock, Sosa, Zschorlau, Aue, Lößnitz, Zwönitz, Elterlein, Geyer, Thum als Seifenwerke oder als Gruben und Zechen, hauptsächlich auf Zinn- und Kupfererze, also nicht des Ackerbaues oder der Viehzucht wegen.

Es sind in der Ansiedelung auf dem Nordabhange des Erzgebirges fünf Perioden zu unterscheiden. Die erste umfaßt das versuchsweise Vordringen der Sorbenwenden an einzelne Punkte; die zweite den großen Einwandererstrom vom Ende des 12. bis etwa Mitte des 13. Jahrhunderts; die dritte den anderen Einwandererstrom vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, beide mit dem Anbruche reicher, großartiger Erzadern in Verbindung stehend; die vierte die protestantische Einwanderung im 17. Jahrhundert und die fünfte die außerordentliche Steigerung der Bevölkerungsdichtheit im 19. Jahrhundert.

Um den Gang der Ansiedelung weiter zu verfolgen, darf man nicht übersehen, daß schon Anfang des 11. Jahrhunderts die am Nordwestrande des Waldgebietes befindlichen sorbenwendischen Niederlassungen Colditz, Rochlitz und Leisnig der Herrschaft der Markgrafen unterworfen worden waren. Die Grafschaft Colditz mit ihrem vor 1103 schon den Dynasten von Colditz gehörenden alten Schlosse, wurde allerdings erst 1404 Eigenthum der Markgrafen von Meißen, war aber seit ihrer Errichtung schon denselben unterthänig gewesen. Rochlitz mit seiner vor 1010 errichteten Burg fiel 1143 an den Markgrafen Conrad von Meißen; Leisnig, mit welchem Graf Wiprecht von Groitzsch 1173 belehnt worden war, kam 1157 an die Burggrafen von Leisnig, welche 1329 meißnische Vasallen wurden. Die Burggrafschaft Leisnig wurde 1365 Eigenthum der Markgrafen von Meißen.

Außer den sorbenwendischen Niederlassungen, von denen Chemnitz schon 1143 als deutschgewordener Ort Marktrecht erhielt, zeugt eine stattliche Reihe von Burgen und Grenzfesten dafür, wie weit man in das Waldgebiet vorgedrungen war. Im Osten bildete die gegenwärtig nicht mehr aufzufindende Burg Gottleuba den äußersten Grenzpunkt. An der Müglitz war die Burg Dohna um 940 errichtet, weiter aufwärts die Burgen Weißenstein, Bärenstein, Lauenstein Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts; auf hervorragender Höhe die Burg Frauenstein, an der Wilden Weißeritz die Burg Tharandt (Granaten) vor 1190, an der Rothen Weißeritz die Burg Rabenau, wahrscheinlich schon Ende des 10., Dippoldiswalde Anfang des 11. Jahrhunderts; zu Beginn des 12. Jahrhunderts an der Mulde die Burg Nossen auf einer alten sorbenwendischen Feste, weiter gebirgsaufwärts

Weißenborn und Rechenberg, an der Bobritzsch Bieberstein und Reinsberg. An der unteren Zschopau die Sachsenburg und später die Burgen von Ringethal und Kriebstein; im nordwestlichen Hügellande die Burg bei Gerungiswalde (Geringswalde); am Südfuße der Todtensteinerhebung die Burg Rabenstein und an der oberen Würschnitz die Burg Hoheneck (bei Stollberg). Auf dem uralten Straßenzuge aus Franken nach dem Osten stand seit etwa 968 die Burg Schellenberg; an der Flöha Rauenstein, Nieder- und Oberlauterstein; aufwärts die Burg Purschenstein und auf der Hochfläche des Gebirges an der Straße nach Böhmen die feste Stadt Sayda; an der Zschopau die zwischen 923 und 932 erbaute Burg Wildeck, weiter aufwärts Scharfenstein und Wolkenstein, und weiter oben Tanneberg, weiter westlich die im 13. Jahrhundert gegründete Burg Lichtenstein, das dem Burggrafen zuständige Wildenfels, an der Mulde die Wiesenburg, die Eisenburg, die Burg Stein und unweit derselben die Burg Hartenstein; hoch oben im Gebirge die Burg Schletta, und an dem scharfgebogenen Knie des Schwarzwassers die im 12. Jahrhundert errichtete Burg Schwarzenberg.

Ende des 12. Jahrhunderts wurde das Cisterzienserkloster Altenzella bei Nossen, das Bernhardinerkloster Zell-Maria (Klösterlein) an der westlichen Mulde, das Benediktinerkloster in Chemnitz, das Kloster zu Geringswalde und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Cisterzienserkloster Grünhain gegründet.

In der Hauptsache erfolgte die Besiedelung des Gebirges von Nord nach Süd, von unten nach oben, und wenn auch nur ein Beispiel einer massenhaften Ansiedelung im Waldgebiete aufbewahrt ist, so ist es doch wohl unzweifelhaft, daß alle größeren Ackerbaudörfer der unteren und mittleren, in vielen Fällen auch der höheren Gebirgslagen als geschlossene Gemeinden gegründet worden sind.

Aus der Geschichte des Klosters Altenzella bei Nossen wissen wir, daß 1162 Markgraf Otto von Meißen 800 Hufen (etwa 30—40 000 Acker) Landes für das Gebiet des zu errichtenden Klosters bestimmte. Der ursprünglich an der Striegis gewählte Platz wurde aufgegeben und das Kloster an die Mulde verlegt. Der Pietschbach, an welchem es errichtet wurde, heißt in den Urkunden Bestotowa (bez dotavad = nur bis hierher). Schon 1230 bestanden vierundzwanzig neue Dörfer, von denen nur vier slavische Namen trugen, also auf sorbenwendischen Niederlassungen neu errichtet waren. Etzdorf, Marbach, Pappendorf, Langhennersdorf, Kleinschirma, Waltersdorf waren die Haupt- und Pfarrorte des neu erschlossenen Gebietes, welches bis Erbisdorf und Berthelsdorf gebirgsaufwärts reichte.

Den Hauptanstoß zur Besiedelung des Gebirgsrückenzuges zwischen

Mulde und Flöha gab jedoch der Anbruch der Freiberger Erzgänge und die 1189 stattfindende Gründung der freien Bergstadt Freiberg.

Während bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts nur einzelne Ansiedelungen und Ansiedelungsgruppen in das Erzgebirge eingedrungen waren, wurde dasselbe in den nächsten Jahrhunderten des Bergbaues wie der Landwirthschaft wegen dichter besiedelt, so daß man Mitte oder Ende des 14. Jahrhunderts die Bevölkerung desselben schon bis gegen die höheren Gebirgslagen vorgedrungen sieht, wenn sie auch im Ganzen nur eine sehr dünn gesäete war.

Jetzt wurde auch das Gebirge immer mehr mit dem Namen „Erzgebirge" bezeichnet, hauptsächlich wegen der reichen Silberanbrüche, deren Ruf vielfach vergrößert in die Ferne ging und zahllosen Zuzug herbeirief, ganz wie es sich zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts wiederholte, als auch das „obere Erzgebirge" die unermeßlich erscheinenden Quellen seiner Schätze eröffnete.

Die Namensgebung der Orte ist im Allgemeinen eine sehr einfache. Nur in wenigen Fällen weist sie auf Besonderes zurück. *)

In der Hauptsache knüpft sich eine jede Ortsbenennung an die natürliche Beschaffenheit des Ortes und bildet gewissermaßen eine gedrängte Ortsbeschreibung, an welche sich meist der Besitztitel anschließt. Dieser Besitztitel kann aber auch zur Bezeichnung der ersten Ansiedlergruppe werden.

Die Formen sind einförmig und gestatten im Allgemeinen nicht, aus dem Vorwalten der einen oder der anderen Schlußfolgerungen auf die Zeit der Ansiedelung oder die Nationalität der Ansiedler zu ziehen, höchstens in vereinzelten Ausnahmen. Bei dem Vorwiegen der aus den verschiedensten Volksstämmen zusammengesetzten Mischbevölkerung, wie sie sowohl in Folge der Unterwerfungszüge der Markgrafen und der mit diesen in Verbindung stehenden Belehnung verdienter Kriegs- und Kampfgenossen mit ausgedehntem Landbesitz in dem unangerissenen Waldgebiete stattfand, als auch bei dem außerordentlichen und vielfach gemischten Einwanderungsstrome nach Anbruch des großen und durch das Gerücht unzweifelhaft bedeutend übertriebenen Erzreichthums, kann dies kaum überraschen.

Längs der ganzen Nordgrenze des früheren Waldgebietes wiegen die Ortsnamen auf „Dorf" vor. Sie bestätigen, daß die Ansiedelung, wie auch das Beispiel der Niederlassung auf dem Gebiete des Klosters Altenzella beweist, in geschlossenen Dorfgemeinden erfolgte.

*) Vergl. auch Dr. E. Göpfert, Ueber erzgebirgische Lokal- und Ortsnamen. Glückauf 1888. S. 2.



In dem breiten, durch diese Ortsbenennungen gebildeten Streifen kommen jedoch von der Pleiße an westlich vielfach Ortsnamen auf „Hain" vor, welche wiederum, jedoch in geringerer Anzahl, von Ortsnamen auf „Harth" durchsetzt sind; an vereinzelten Stellen auch einmal „Reuth" oder „Roda"; einige Male auch „Roth" — aus Roden verstümmelt als Vorsilbe, z. B. Rodersdorf, Röthenbach, Rothenfurth, Rottwernsdorf ꝛc. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt zwischen Hain und Harth außer der topographischen auch eine nationale Verschiedenheit. Hain ist schon im 8. Jahrhundert, wenn es bei Ortsnamen angewendet wird, gleichbedeutend mit Hag (Zaun, Einzäunung, Hecke, Umfriedigung) = umhegter Ort; im 13. und 14. Jahrhundert allgemein gebräuchlich. Harth = hard bezeichnet einen Bergwald.

Der Nordgrenze nahe sind nur wenige Ortsnamen auf „Wald"; im Osten Burkertswalde und Dippoldiswalde, im Norden Beerwalde, Herzogswalde, Auerswalde, Geringswalde; im Süden, auf dem Gebirgskamme oder in dessen Nähe Peterswalde, Schönwalde, Streckewalde, Fürstenwalde, Rückerswalde, Königswalde. Ortsnamen auf leuba und loiba kommen gar nicht vor, dagegen verschiedene auf „Haide" und „Heide" und einzelne auf „Leithe". Heide ist die Bezeichnung des Nadelholzwaldes, Leithe des Bergabhanges. Walddorf, Waldkirchen ꝛc. setzen die Lokalbezeichnung voran.

Daß es im erzgebirgischen Waldgebiete keine Eichen gab, bestätigt das Fehlen aller mit diesen in Verbindung stehenden Ortsnamen. Dagegen geben Birkenhain, Buchholz, Erlbach, Fichte, Tanneberg ꝛc. über den Bestand des Waldes einigen Anhalt. Die zahlreichen Ortsnamen und ihre Zusammensetzungen auf Bären- ꝛc. bezeugen, daß dieses gefährliche Wild bis in das 16. Jahrhundert hinein auf dem Erzgebirgsabhange zahlreich vorhanden war. Eber, Sau, Wolf, Fuchs und Hirsch kommen wiederholt vor; einmal auch Hasenberg, sowie Habichtsberg, Falkenhain, Rabenstein, Cranzahl und Crandorf (Krahendorf). Auf die Anlage des Ortes durch den Landesherrn und Regenten weisen Königshain, Königswalde, Herzogswalde, Fürstenau, Fürstenhain und Fürstenwalde. Die Beschaffenheit des Ansiedelungsterrains bezeichnen Geringswalde, Heidelbach, Grünhain, Kienhaide, Lichtenberg, Wiesa, Wildberg u. a. m. Ferner auch Schnarrtanne, Streitwald, Brand, Holzhau u. a. m. Mit der Ortsbezeichnung sind ferner verbunden die verschiedenen Namen auf bach und born (brunn), scheibe, stein ꝛc.

An bergmännische Gründung erinnern Seiffen und seine Zusammensetzungen, die verschiedenen Berg-, Hammer-, Hütten-, -häuser und -grund, Wäsche, Waschleithe ꝛc.

Allerdings deuten aber auch schon die Namen der ältesten Wohn-

plätze sorbenwendischen Ursprunges auf frühzeitigen Bergbau. Euba, dessen Name noch um 1317 ywan war (Schumann, XV. 718), Eibenstock, früher ywanstok; Geyer, früher „ufm perg zum gyer“, Geyersdorf, im Zusammenhange mit chyr = das Gerücht, das Geschrei, wie die späteren Namen Neu-Geschrei, Altes Neu-Geschrei, und andere bergmännische Grubennamen; Loßnitz, Lößnitz, Zwönitz, Zöblitz u. a. m. deren Wurzeln auf eine Verrichtung im Bergbau oder Hüttenwesen hinweisen.

Besondere Nationalitäten werden durch Sachsenberg, Sachsenburg, Sachsendorf, Sachsenfeld und Waldsachsen, Frankenau, Frankenberg, Frankenhausen, Frankenhain und Frankenstein, sowie Kleinhessen und Langenhessen bezeichnet.

Von den zusammengesetzten Ortsnamen kommen hier nur Crottendorf und Crotenleithe, von kruta = der Tannzapfen, Draisdorf, von drahy = der Durchtrieb, Kottengrün und Kottenhaide, von kota = die Bude, Porschendorf, von bořina = der Föhrenwald, Rückerswalde, von rejka = der Pfahl zum Ausroden der Stöcke im Walde, Pretzschendorf, von prcavka = die Vogelkirsche, Sadisdorf, von sadiště = Pflanzort, Anpflanzung, Tuttendorf, angeblich vom altdeutschen Namen tute, teute, taute, = Tölpel, Dummkopf in Betracht.

Alte Flurbezeichnungen sind nur vereinzelt vorhanden und von Interesse. Es ist erklärlich, daß in dem Waldgebiete nur wenige Oertlichkeiten Benennungen hatten, welche vor die Zeit der Ansiedelung selbst zurückreichten. Denn wenn auch an vielen Stellen einzelne Pionniere zeitiger in die Thäler und auf die Höhen vordrangen, so haben sie doch nur wenig Einfluß auf die Namensgebung in weiterem Umkreise geübt.

Die Benennungen der Gewässer sind vorwiegend sorbenwendischen Ursprunges. Der Name Mulde hat zweifelsohne eine slavische Wurzel, wenn auch der ursprüngliche Name Mulde, Mülde, nicht auf ein erkennbares Grundwort zurück zu führen ist. Vielleicht miliř = der Kohlenmeiler; vielleicht mýli = die Mistel. Der Bachname Gottleuba (zusammengesetzt slavisch-deutsch choda = Grenze loiba = Wald), die Benennung Müglitz (mýju = [Erz] waschen) Weißeritz (bystřyce = der schnelle Bach) Bobritzsch (bobr = Bieber) Gimmlitz (jimelč = Mistel- oder Schnarrdrossel), Striegis, urkundlich zuerst Strigus (střih, der Schnitt, der Theiler), Zschopau (žapava = die Reißende), Flöha (vljuh = einfließen) Wiltzsch (vylomim = durchbrechen), Sehma (sejmě = Flachs) Pöhlbach, oder wie sie volksthümlich heißen Bielbach (bily = weiß), im Gegensatz zu Schwarzbach, Schwarzwasser rc., letzteres früher Schurnitz (černy = schwarz). Lößnitz (Waldbach, von les = der Wald; lesnice = die Waldbiene).

Die Benennungen der einzelnen Waldstellen und Terrainpunkte sind, besonders im oberen Gebirge, vorwiegend deutsche, und unter den Bergnamen kommen nur zwei vor, welche slavische Wurzel haben: der Duratzsch bei Oberwiesenthal (tur = Auerochse, also vielleicht Auerochsenstand) und der Bardum, gewöhnlich jedoch Keilberg genannt (pard = Vogelheerd, also vielleicht Vogelheerdberg).

Die Westgrenze der deutschen Ortsnamen auf dem Erzgebirgsabhange wird durch die Namen auf „grün" gebildet, welche auf die Ansiedelung eines geschlossenen, wahrscheinlich fränkischen Volksstammes hinweist. Diese beginnt bei Kirchberg, reicht im Bogen um den Affenstein und die Höhe bei Schöneck. Dieser Namensgruppe schließen sich die Ortsnamen auf „reut" dicht an und deuten darauf, daß hier die Ansiedelung im Walde erfolgte, während die Niederlassungen auf Wiesen und Weideflächen die Bezeichnung grün erhielten.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist also ein großer Theil des Erzgebirgsabhanges mit Ansiedlern besetzt. Die Fläche, welche dieselben einnahmen, läßt sich für diesen Zeitraum etwa mit nachstehender Grenzlinie bezeichnen.

Die südliche Grenzlinie der Besiedelung reicht etwa von Gottleuba über Liebstadt und Glashütte nach Dippoldiswalde. Ueber diese Linie sind Bärenstein, Lauenstein, Fürstenau, Mückenberg, wahrscheinlich auch Löwenhain vorgeschoben. Von Dippoldiswalde geht die Grenzlinie südwestlich gebirgsaufwärts über Reichsstädt, die kahle Höhenkirche, Frauenstein, Müdigsdorf, Linda, Börnchen bei Oederan, Waldkirchen. An der Flöha sind vorgeschoben Rauenstein und Lauterstein, auf dem Hochplateau die Stadt Sayda und die Dörfer Claußnitz und Dittmannsdorf; an der Zschopau die Burgen Wildeck, Scharfenstein, Wolkenstein und südlich das Dorf Streckenwalde; zwischen Zschopau und Preßnitz keilförmig in das obere Waldgebiet Mauersberg, Mildenau Königswalde, Kuhzahl (Bärenstein) und Cranzahl; westlich der Zschopau Drehbach, Ehrenfriedersdorf, Geyer, Thum, Zwönitz, Westerfeld (Kühnheide), Bernhardisbach (Bernsbach), Sachsenfeld, Raschau und Wildenau am Fuße der Burg Schwarzenberg; westlich der Mulde Zschorlau und Weißbach (bei Schneeberg).

In Langenau (Lagna, Langenae urkundlich 1185, Schumann VII. 250) bestanden vier Rittersitze. Der erste an der großen Striegis grenzte an die Zellschen Klostergüter, den Freiwald und Berthelsdorf; der zweite im Nieder-Freiwalde grenzte an Müdisdorf; die Ruinen seiner Gebäude wurden noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts der alte Hof genannt; der dritte und vierte Rittersitz war ebenfalls bis in die Neuzeit unter dem Namen „die Ekkard'schen Folgen" bei Müdisdorf noch nachweisbar.

Mitte des 13. Jahrhunderts werden im Westen des Gebirges genannt: Beyervelt, Sachsinvelt, Marquardispach, Raschaw, Newnhuszen (wohl jetzt Burgstädtel), Schwartzpach, Bernhardisbach (auch Wernhardisbach), Westervelt (Kienhaide), Dittersdorf, Wildenow, Kuhzahl (Bärenstein) Glaßberg (Waschleithe), Konigiswalde, Craenzagel, Scheme (Sehma) u. A. m.

Im Osten des Gebirges: Bertoldesdorf, Mudingesdorf, Bobertsch, Wizzenburn, Conradisdorf, Heinrichsdorf (Hennersdorf), Linden, Biverstein, Kolbenitz (Colmnitz), Tymendorf, Valkenberg, Frankenstein, Heukendorf (Höckendorf), Clingendorf (Klingenberg), Wegefurt, Hugesdorf (Hausdorf), Waltkirchen, Burnichin (Börnchen), Schonaw, Ertmarsdorf u. s. w. ohne die vom Kloster Zella gegründeten Dörfer.

Ende des 13. Jahrhunderts trat eine Zeit der höchsten Verwirrung und Gefahr im Besitz der Wettinischen Lande ein. Nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten, unter den Streitigkeiten seiner Söhne, Albrecht des Entarteten, Friedrich des Kleinen und Friedrich Tutta, verschleuderte Friedrich der Kleine seine Länder, einen Theil an Brandenburg, einen Theil an Böhmen und König Wenzel von Böhmen, dem schon Landgraf Albrecht einmal die ganze Mark Meißen verpfändet hatte, nahm die alten Pläne zur Erweiterung der Nordgrenze von Böhmen wieder auf, Pläne, welche erst nach langer Zeit ihre endgültige Abweisung fanden.

Mit Ende des 15. Jahrhunderts, mit dem Anbruche der obergebirgischen Erzadern begann der zweite Zustrom von Einwanderern, welche zahlreiche Niederlassungen, Ortschaften und Städte in den höher gelegenen Gebirgstheilen gründeten. Die Ansiedelung der ausschließlich Ackerbau treibenden Bevölkerung war geschlossen. Einzelne Orte sind allerdings in der Zwischenzeit entstanden, wie Geising Ende des 14., Altenberg, Unterwiesenthal, Stollberg und Lengefeld Mitte des 16. Jahrhunderts. Mit einem Schlage und in schnellster Zeitfolge entstanden aber die obergebirgischen Bergstädte; 1477 Schneeberg, 1496 Neustadt am Schreckenberge (Annaberg) und St. Katharinen am Buchholz, 1500 Scheibenberg und Schlettau, zwischen 1500 und 1510 Kupferberg, Platz, Sonneberg, Sebastiansberg, 1515 Joachimsthal, Brand, 1521 Marienberg, 1526 Oberwiesenthal, 1532 Gottesgab, 1534 Platten, 1540 Josephstadt (Jöhstadt); in wenig mehr als sechzig Jahren sechzehn Städte, welche schnell zu einer bedeutenden Bevölkerung anschwollen, ungerechnet die zahlreichen kleineren Orte, welche in unmittelbarer Nähe und im Zusammenhange mit Zechen, Stollen, Wäschen, Hütten 2c. wuchsen, wenn man so sagen darf, wie die Pilze. Abgesehen von den eigenthümlichen Benennungen der Gruben, Zechen, Berggebäude und Stollen sind die Namen Asch, Berg, Brand,

Geyer, Kratze, Hammer, Hütten, Hutha und ihre verschiedenen Zusammensetzungen, sowie Pfannenstiel, Schmalzgrube, Schmelzhütten, Schmiedeberg, Seifen, Zinnberg, Zinnwald und Zug zu nennen.

Man kann sich eine Vorstellung von dem Menschenstrome machen, welche sich auf die Nachricht, daß das bis dahin unbekannte und unbeachtete Gebirge von den fabelhaftesten Reichthümern strotze, über dasselbe hin ergoß, wenn man sie den Ereignissen der jüngsten Zeit vergleicht, wo die Goldfelder Amerikas, Australiens und Afrikas Hunderttausende von Menschen in Bewegung gesetzt und nach den Goldminen-Gebieten gezogen haben. Hier, wie vor Jahrhunderten, vergrößerte das Gerücht die an sich allerdings schon ganz außerordentlichen Anbrüche edler Silbererze in das Unglaublichste, und der Wahn, in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer, und einen dauernden Wohlstand zu erringen, rief Tausende nach den Orten hin, wo sie glaubten dieses Ziel erreichen zu können. Der Wald wurde gelichtet und gerodet, zahlreiche kleine und große Niederlassungen gegründet, und die Masse von Menschen, welche sich seßhaft gemacht hatte, griff allmälig nach anderen Erwerbszweigen, da die Hoffnungen auf den unerschöpflichen Segen des Bergbaues sich zum großen Theile überspannt, wo nicht trügerisch ausgewiesen hatten.

Obgleich bei der Mehrzahl aller Orte auf dem Erzgebirgsabhange kein bestimmtes Gründungsjahr sich nachweisen läßt uud es sehr wahrscheinlich ist, daß der Jäger und der Kohlenbrenner lange Zeit schon in einem gewissen Distrikte seßhaft war, ehe die Besiedelung größeren Umfang gewann und der Ackerbauer sich im geschlossenen Dorfe niederließ, oder der Viehzüchter größere Landstrecken in Besitz nahm, oder Berg- und Hüttenleute mit ihren zahlreichen kleinen Häusern eine Gemeinde bildeten, so läßt sich doch bei der Mehrzahl der Orte die Zugehörigkeit zu dem ersten oder zu dem zweiten Einwandererstrome mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachweisen. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß gewisse Namensformen einen gleichzeitigen Ursprung haben. 1536 wurde Obermulde (später Holzhau) gegründet; ungefähr um dieselbe Zeit Neudorf bei Crottendorf, für Köhler, Flößer und Holzhauer; 1537 wurde das erste Haus von Schönheide erbaut.

Die zahlreichen Ansiedelungen im 17. Jahrhundert waren durch die Bedrückungen der Protestanten in dem zum Katholizismus mit Gewalt unterworfenen Böhmen hervorgerufen. Im Jahre 1653 wurde den protestantischen Bergleuten von Platten und Gottesgabe (dem Vertrage von 1646 zuwider) die Alternative gestellt, „römisch-katholisch zu werden, oder auszuwandern“. Dies führte zur Gründung von Johanngeorgenstadt. Um dieselbe Zeit entstanden Rudolfsdorf und Gotttreu an der Müglitz (1651), später Georgenfeld (1671), noch später Neugeorgenfeld (1728), Nieder- Ober- und Kleinneu-

schönberg (1651, 1658, 1638), Rothenthal bei Olbernhau (1675), Deutschneudorf (1660), Brüderwiese (um 1650), Deutschkatharinenberg (um 1660), Stahlberg an dem Pöhlbache und Neudorf an der Rothen Sehma (1675), Ober- und Niederjugel (um 1650), Sachsenberg und Döhler Wald (nach 1630). Diese Orte sind alle als Berg-, Wald- und Industrieorte entstanden.

Trotz der großen Verheerungen, welche Mitte des 14. Jahrhunderts der schwarze Tod (1348, 1349) unter der Bevölkerung hervorrief und trotz des Ungemachs, welches 1429 und 1430 die Verheerungszüge der Husiten über das Erzgebirge brachten, wenn auch vorwiegend nur in dem östlichen Theile, wuchs die Bevölkerung desselben so bedeutend, daß man sie für Ende des 16. Jahrhunderts auf 500 000 Seelen veranschlagen kann. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen außerordentlichen Drangsalen, seinen Plünderungs-, Erpressungs- und Vernichtungszügen, seinen Kämpfen und den in seinem Gefolge sich entwickelnden Krankheiten und Seuchen brachte die Bevölkerung des Erzgebirges fast auf 250 000 Seelen zurück, so daß lange Jahre dazu gehörten, um die alte Thätigkeit wieder herzustellen und die Bevölkerung wieder auf eine entsprechende Höhe wachsen zu lassen. An den materiellen Schädigungen des Dreißigjährigen Krieges hat das Erzgebirge an manchen Stellen und Industrieen bis in die Gegenwart herein zu leiden gehabt. Aber auch der Siebenjährige Krieg brachte großen Verlust an Menschen und an Wohlstand, so daß Ende des 18. Jahrhunderts nicht viel über 400 000 Seelen das Gebirge bewohnten, im Durchschnitt kaum 100 auf das Quadratkilometer.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts, besonders aber seitdem die Drangsale der Napoleonischen Kriege überwunden sind, welche sich vorwiegend auf dem östlichen Theile des Gebirges geltend gemacht, jedoch überall ihren schädigenden Einfluß geübt hatten, besonders aber seit Ende der Zwanziger und Anfang der Dreißiger Jahre, hat sich im engsten Zusammenhange mit der lebhafteren industriellen Entwickelung die Bevölkerung des Erzgebirges ganz außerordentlich vermehrt.

Bevölkerungsziffern.

Es wird immer mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, für frühere Zeitperioden annähernd zuverlässige Bevölkerungsziffern aufzustellen; denn die Unterlagen sind außerordentlich ungleichmäßig, und wenn auch die Chronisten über das Wachsthum und den Umfang der Bevölkerung der Städte ein sorgfältig zusammengestelltes Material geben, so fehlt über die Bevölkerungsziffer der Dörfer und des platten Landes jede nur einigermaßen gleichartige Unterlage.

Wird es in vielen Fällen schon mühsam genug, aus den Bevölkerungsnachweisen der Städte, wo häufig die Kinder unter 10 oder unter 14 Jahren nicht mitgezählt sind, einigermaßen zutreffende Ergebnisse zu gewinnen: so ist es weit schwieriger noch über die Bevölkerung des offenen Landes ein richtiges Bild zu gewinnen, da einmal nach Köpfen, ein andermal nach Gehöften und Häusern, oder nach Familien und selbständigen Wirthschaften gerechnet wird, ohne den Umfang der angenommenen Einheit schärfer zu bezeichnen.

Der Erzgebirgische Kreis, welcher 1691 von der Markgrafschaft Meißen abgetrennt wurde, umfaßte (nach den Angaben von 1800) = 121 Quadratmeilen; die alte sächsische Meile zu 16000 dr. Ellen, = 9062 m. Man zählte auf dieser Fläche

1785 = 405 600, also auf der □ Meile = 3352 Bewohner;
1798 = 429 230, „ „ „ „ = 3547 „
nach einer anderen Angabe jedoch
= 425796, daher auf der □ Meile = 3518;

oder auf dem □ km 41, 43 oder 42, wobei die □ Meile zu 82 □ km gerechnet ist.

Der **Erzgebirgische Kreis** bestand aus dem	Bevölkerung 1800	Bevölkerung 1825
Kreisamt Freiberg für das Niedergebirge mit Gryllenburg.		
4 Städte, 71 Dörfer, 8 Vorwerke 2c. . (Freiberg, Brand, Sayda, Haynichen).	45 900	55 000
Amt Gryllenburg		
1 Stadt, 11 Dörfer, 3 Vorwerke 2c. (Tharandt)	4 200	4 500
Amt Augustusburg:		
3 Städte, 52 Dörfer, 6 Vorwerke 2c. . (Zschopau, Schellenberg, Oederan).	26 800	28 000
Amt Chemnitz mit Frankenberg und Sachsenburg.		
Amt Chemnitz:		
1 Stadt, 56 Dörfer, 3 Vorwerke 2c. (Chemnitz)	33 100	39 000
Amt Frankenberg:		
1 Stadt, 9 Dörfer (Frankenberg) . . .	4 300	5 000
Amt Sachsenburg:		
5 Dörfer, 1 Vorwerk.	1 200	1 800
Amt Nossen:		
3 Städte, 65 Dörfer, 6 Vorwerke 2c. (Nossen, Siebenlehn, Roßwein).	17 950	20 000
Amt Frauenstein:		
1 Stadt, 20 Dörfer, 3 Vorwerke (Frauenstein)	8 700	9 000

	Bevölkerung 1800	Bevölkerung 1825
Amt Altenberg:		
3 Städte, 6 Dörfer, 10 Ortschaften ꝛc. . (Altenberg, Glashütte, Alt-Geising).	3 400	3 800
Amt Lauterstein:		
1 Stadt, 26 Dörfer, 2 Vorwerke ꝛc. (Zöblitz).	11 700	13 000
Amt Wolkenstein mit dem Mühlenamt Annaberg.		
7 Städte, 51 Dörfer, 3 Lehngüter, 21 einzelne Güter, 19 Vorwerke ꝛc. . . . . . . (Wolkenstein, Ehrenfriedersdorf, Thum, Marienberg, Jöhstadt, Annaberg, Lengefeld).	41 580	45 000
Amt Grünhain mit Stollberg:		
5 Städte, 29 ½ Dorf, 1 Vorwerk ꝛc. . (Buchholz, Schlettau, Elterlein, Grünhain, Zwönitz).	18 270	30 000 (Grünhain und Stollberg zusammen)
Amt Stollberg:		
1 Stadt, 12 Dörfer (Stollberg im Gebirge)	7 970	
Obererzgebirgisches Kreisamt Schwarzenberg mit Crottendorf:		
8 Städte, 25 Dörfer, 8 Freihöfe, 15 Eisenhammerwerke, 73 einzelne Güter und Häuser (Schneeberg, Schwarzenberg, Aue, Eybenstock, Neustädtel, Scheibenberg, Oberwiesenthal, Unterwiesenthal).	40 150	45 000
Amt Wiesenburg:		
1 Stadt, 17 Dörfer, 2 Vorwerke (Kirchberg).	7 800	9 000
Amt Zwickau mit Werdau.		
3 Städte, 130 Dörfer . . . . . . (Zwickau, Werdau, Crimmitzschau.)	36 500	42 000
Standesherrschaft Wildenfels:		
1 Stadt, 3 Dörfer, 8 Dorfantheile (Wildenfels)	5 100	6 000
Die Herrschaften der Grafen und Herren von Schönburg.		
Receßherrschaften:		
9 Städte, 80 Dörfer, 8 Vorwerke. (Glauchau, Meerane, Hohenstein, Ernstthal, Waldenburg, Lichtenstein, Callenberg, Hartenstein, Lößnitz.)	47 850	10 000 (Lichtenstein) 8 000 (Hartenstein)
Lehnsherrschaften:		
4 Städte, 68 Dörfer und Dorfantheile . (Penig, Burgstädt, Lunzenau, Wechselburg).	20 000	6 000 (Stein)

Der Erzgebirgische Kreis enthält demnach

58 Städte, 765 Dörfer und Dorfantheile und gegen 200 Freihöfe, Hammerwerke, Vorwerke, einzelne Güter und Häuser mit 388 600 Bewohnern.

	Bevölkerung 1800	Bevölkerung 1825
		5 600 Nord. Glauch.
		7 600 Glauch. z. Th.
		15 800 Rochlitz z. Th.

Es sind aber auf dem sächsischen Abhange des Erzgebirges nachstehende Distrikte zu seinem Bereich zu rechnen.

Vom Meißner Kreis:

	1800	1825
Amt Dippoldiswalde:		
2 Städte, 29 Dörfer, 4 Vorwerke . . (Dippoldiswalde, Rabenau).	9 400	9 400
Amt Dresden (ein schmaler Streifen)		
etwa 5 Dörfer ꝛc.	1 200	1 200
Amt Pirna (zum Theil):		
4 Städte, etwa 66 Dörfer ꝛc. . . . . (Bärenstein, Lauenstein, Neugeysing, Liebstadt, Dohna).	12 200	13 000

Vom Voigtländischen Kreise:

	1800	1825
Amt Voigtsberg (zum Theil):		
1 Stadt, 21 Dörfer und Dorftheile, einzelne Häuser ꝛc. (die Auerbachschen und Schönecker Waldorte) (Schöneck)	4 970	7 000

Es sind von dem Bereiche des eigentlichen Gebirgsabhanges aber abzurechnen:

von den Bewohnern des Amtes Zwickau ungefähr $^2/_5$ mit 14 600, bleiben 21 900;

von den Bewohnern der Schönburgischen Receßherrschaften ungefähr $^1/_2$, bleiben daher 23 925;

von den Bewohnern der Schönburgischen Lehnsherrschaften mindestens $^4/_5$ mit 16 880, bleiben daher nur 4 220.

	1800	1825
Nach Berücksichtigung dieser Abzüge berechnet sich die Bevölkerungsziffer des sächsischen Erzgebirgsabhanges mit	**360 000**	**439 700**

Die 1854 ins Leben tretende Neuabgrenzung der Gerichtsämter als Behörden erster Instanz für Verwaltung und Rechtspflege brachte eine vollständige Neutheilung der Bezirke mit sich, und von Ost nach West einestheils, vom Gebirgskamm nach dem Gebirgsfuße gehend anderntheils, ist die Reihenfolge der Gerichtsamtsbezirke die nachstehende,

bei welcher die Ergebnisse der Zählung vom 1. Dezember 1858 und vom 1. Dezember 1885 gleichzeitig mit aufgeführt sind.	Bevölkerung 1858	1885
Gerichtsamt Berggießhübel:		
2 Städte, 13 Dörfer (Berggießhübel, Gottleuba)	4 382	12 548
Gerichtsamt Pirna (zum Theil):		
2 Städte, 10 Dörfer (Liebstadt, Dohna) . .	4 881	
Gerichtsamt Lauenstein (115,4 qkm):		
3 Städte, 23 Dörfer rc.	8 553	8 560
(Lauenstein, Bärenstein, Glashütte.)		
Gerichtsamt Altenberg (93 qkm):		
2 Städte, 10 Dörfer (Altenberg, Geising) . .	5 515	5 000
Gerichtsamt Dippoldiswalde (250,5 qkm):		
1 Stadt, 43 Dörfer (Dippoldiswalde) . . .	18 450	25 000
Gerichtsamt Tharandt (125,8 qkm):		
2 Städte, 22 Dörfer (Tharandt, Rabenau) .	12 913	16 100
Gerichtsamt Frauenstein (193 qkm):		
1 Stadt, 19 Dörfer (Frauenstein)	12 765	13 100
Gerichtsamt Sayda (242 qkm):		
1 Stadt, 38 Dörfer (Sayda)	23 650	26 150
Gerichtsamt Brand (132 qkm):		
1 Stadt, 13 Dörfer (Brand)	15 249	20 300
Gerichtsamt Freiberg (279,9 qkm):		
1 Stadt, 37 Dörfer (Freiberg)	44 867	66 200
Gerichtsamt Nossen (zum Theil):		
2 Städte, 12 Dörfer (Nossen, Siebenlehn) . .	8 054	10 095
Gerichtsamt Wilsdruf (zum Theil):		
5 Dörfer	3 561	3 606
Gerichtsamt Zöblitz (98,5 qkm):		
1 Stadt, 13 Dörfer (Zöblitz)	13 071	16 250
Gerichtsamt Marienberg (121,3 qkm):		
1 Stadt, 8 Dörfer (Marienberg)	9 797	15 000
Gerichtsamt Wolkenstein (87,7 qkm):		
1 Stadt, 14 Dörfer (Wolkenstein)	13 149	14 766
Gerichtsamt Lengefeld (97,5 qkm):		
1 Stadt, 12 Dörfer (Lengefeld)	11 601	13 100
Gerichtsamt Augustusburg (141,7 qkm):		
1 Stadt, 26 Dörfer (Schellenberg)	21 855	23 500
Gerichtsamt Oederan (78,7 qkm):		
1 Stadt, 13 Dörfer (Oederan)	10 656	11 300
Gerichtsamt Frankenberg (115 qkm):		
1 Stadt, 20 Dörfer (Frankenberg)	17 554	24 600

	Bevölkerung 1858	Bevölkerung 1885
Gerichtsamt Hainichen (95,3 qkm):		
1 Stadt, 16 Dörfer (Hainichen)	13 805	16 150
Gerichtsamt Jöhstadt:		
1 Stadt, 5 Dörfer (Jöhstadt).	6 431	aufgehoben und an Annaberg.
Gerichtsamt Oberwiesenthal (75,2 qkm):		
2 Städte, 6 Dörfer (Oberwiesenthal, Unterwiesenthal)	7 946	7 500
Gerichtsamt Scheibenberg (92,6 qkm):		
2 Städte, 6 Dörfer (Scheibenberg, Schlettau)	9 558	12 280
Gerichtsamt Annaberg (195,3 qkm):		
2 Städte, 14 Dörfer (Annaberg, Buchholz .	26 643	50 450
Gerichtsamt Geyer:		
1 Stadt, 3 Dörfer (Geyer)	6 329	aufgehoben u. a. Ehrenfriedersdorf.
Gerichtsamt Ehrenfriedersdorf (70,5 qkm):		
2 Städte, 4 Dörfer (Ehrenfriedersdorf, Thum)	12 469	22 860
Gerichtsamt Zschopau (69,8 qkm):		
1 Stadt, 8 Dörfer (Zschopau)	16 636	17 850
Gerichtsamt Chemnitz (233, 5 qkm):		
1 Stadt, 38 Dörfer (Chemnitz)	82 135	191 000
Gerichtsamt Stollberg (203,9 qkm):		
1 Stadt, 27 Dörfer (Stollberg)	33 126	55 800
Gerichtsamt Johanngeorgenstadt (48 qkm):		
1 Stadt, 6 Dörfer (Johanngeorgenstadt) . .	6 698	8 250
Gerichtsamt Eibenstock (168,3 qkm):		
1 Stadt, 14 Dörfer (Eibenstock)	19 990	21 500
Gerichtsamt Klingenthal (56,8 qkm):		
15 Dörfer	8 388	14 390
Gerichtsamt Schöneck (zum Theil) später zum G.-A. Oelsnitz.		
1 Stadt, 5 Ortsgruppen. (Schönecker Waldorte) (Schöneck)	2 623	
Gerichtsamt Falkenstein (zum Theil):		
2 Dörfer	1 319	10 343 (zusammen mit Schöneck und Auerbach)
Gerichtsamt Auerbach (zum Theil):		
13 Dörfer	5 460	
Gerichtsamt Schwarzenberg (196 qkm):		
1 Stadt, 19 Dörfer (Schwarzenberg) . . .	18 706	29 450
Gerichtsamt Schneeberg (60 qkm):		
3 Städte, 11 Dörfer (Schneeberg, Aue, Neustädtel)	20 384	26 750
Gerichtsamt Kirchberg (125,7 qkm):		
1 Stadt, 21 Dörfer (Kirchberg)	16 998	20 200

	Bevölkerung 1858	1885
Gerichtsamt Wildenfels (54,3 qkm): 1 Stadt, 13 Dörfer (Wildenfels)	12 167	11 600
Gerichtsamt Zwickau (zum Theil) 1 Stadt, 27 Dörfer (Zwickau)	37 529	101 280
Schönburgische Receßherrschaften (zum Theil): 7 Städte, 41 Dörfer . . . (Glauchau, Hartenstein, Hohenstein, Ernstthal, Lichtenstein, Callenberg, Lößnitz).	72 353	110 483
Die Herz. Sachs.-Altenb. Enklave Nußdorf: 1 Dorf	600	1 300
Gerichtsamt Limbach (75 qkm): (1 Stadt) 15 (14) Dörfer (Limbach) . .	15 840	30 500
Gerichtsamt Burgstädt (zum Theil): 1 Stadt, 10 Dörfer (Burgstädt)	13 583	22 556
Gerichtsamt Mittweida (zum Theil): 1 Stadt, 24 Dörfer	15 500	18 750
Es beziffert sich demnach die Summe der Bewohner des sächsischen Erzgebirgsabhanges mit	741 290	1 126 417

Das Wachsthum der Bevölkerung des Erzgebirges, welche seit dem Jahre 1800 sich mindestens verdreifacht hat, wird noch eingehender durch die Vergleichung des Wachsthums der auf dem Erzgebirgsabhange befindlichen Städte charakterisirt, welchem das Wachsthum der Industrieorte in ähnlichen Ziffern folgt, während die Bevölkerungszunahme der Ackerbauorte eine geringere, wenn auch unverkennbare bleibt.

	1800.		1825.		1858.		1885.	
	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.
Altenberg . . .	190	1 374	190	1 390	257	2 210	246	1 906
Annaberg . . .	592 + 294	4 223 wüste Stellen	592	4 500	698	9 403	892	13 824
Aue	125	772	125	780	158	1 752	265	4 365
Bärenstein . . .	50	360	50	324	71	549	67	557
Berggießhübel . .	80 + 30	430 w. St.	73	399	114	953	133	1 423
Brand	160	1 444	160	1 444	197	2 516	202	3 024
Buchholz . . .	183 + $58^1/_2$	1 478 wüste Stellen	183	1 480	298	4 146	447	6 888
Burgstädt . . .	250	1 954	320	2 000	408	4 049	508	5 981
Callenberg . . .	182	1 500	200	1 500	208	2 665	220	2 853
Chemnitz . . .	884	10 835	1 100	18 000	1 606	40 571	3 252	110 817
Dippoldiswalde .	246	1 357	246	1 400	293	2 926	295	3 375

	1800.		1825.		1858.		1885.	
	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.
Dohna	93	575	117	559	146	1 458	188	2 410
Ehrenfriedersdorf	212	1 963	226	1 963	285	2 939	339	4 370
Eibenstock . . .	382	3 142	382	3 142	418	6 478	473	6 913
Elterlein . . .	164	1 159	164	1 159	222	2 212	221	2 090
Ernstthal . . .	250	1 884	260	1 884	279	3 673	318	4 409
Frankenberg . .	399	3 029	420	3 500	513	7 657	724	10 898
Frauenstein . .	125	757	135	800	158	1 306	167	1 389
Freiberg . . .	872	8 737	1 291	9 100	1 053	15 771	1 483	27 042
Altgeysing . . .	65	293	69	300	198	1 286	197	1 389
Neugeysing. . .	99	444	111	480				
Geyer	230 + 15	1 775 wüste Stellen	236	1 775	367	3 803	396	4 859
Glashütte . . .	160	545	128	650	152	1 394	168	1 918
Glauchau . . .	710	3 939	742	4 000	1 062	14 357	1 614	21 715
Gottleuba . . .	91	409	96	498	111	796	111	1 173
Grünhain . . .	147	910	147	910	165	1 607	164	1 734
Hartenstein . .	170	900	187	1 100	226	2 480	244	2 629
Hainichen . . .	332	2 427	357	2 800	518	6 292	711	8 053
Hohenstein . . .	402	3 600	430	3 200	443	5 398	509	6 827
Johanngeorgenstadt	364 + 20	2 610 wüste Stellen	378	2 620	408	3 743	392	4 815
Jöhstadt . . .	192	1 272	192	1 272	213	2 187	239	2 326
Kirchberg . . .	312	2 053	312	2 053	441	4 872	566	6 949
Lauenstein . . .	84	340	93	325	104	761	120	825
Lengefeld . . .	56	260	157	1 100	241	2 995	282	3 442
Lichtenstein . . .	350	2 700	440	2 200	389	4 128	457	5 395
Liebstadt . . .	79	435	90	600	114	855	121	877
Lößnitz	560	3 800	505	3 300	626	5 256	641	5 766
Marienberg . .	371 + 200	2 573 wüste Stellen	371	2 571	507	5 121	541	6 139
Mittweida . . .	488	3 438	500	3 770	620	7 661	731	9 461
Neustädtel . . .	239	957	237	957	277	2 872	329	3 627
Nossen	156	946	159	1 000	217	2 384	302	3 945
Oederan . . .	295	2 567	316	2 507	394	4 899	466	5 686
Rabenau . . .	64	368	65	400	127	986	179	2 308
Sayda	140 + 51	881 wüste Stellen	145	900	177	1 477	187	1 581
Scheibenberg . .	158	704	158	1 200	168	1 972	185	2 349
Schellenberg . .	116	877	116	900	139	1 855	159	1 942
Schlettau . . .	125	824	126	830	195	1 991	257	2 664
Schneeberg. . .	606	4 110	606	4 400	685	7 681	687	7 949
Schöneck . . .	140	1 054	141	1 050	153	2 371	223	3 283
Schwarzenberg .	178	1 264	178	1 300	220	2 747	288	3 530
Siebenlehn. . .	152	967	146	1 000	176	1 650	204	2 311
Stollberg . . .	310	1 819	313	1 819	401	5 046	460	6 561
Tharandt . . .	144	738	150	800	180	2 145	203	2 511

	1800.		1825.		1858.		1885.	
	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.	Häuser	Einw.
Thum	176	1 248	149	1 350	221	2 362	299	4 214
Wildenfels . . .	149	917	259	1 500	280	3 043	292	2 806
Oberwiesenthal .	197	1 516	157	1 516	199	1 973	180	1 894
Unterwiesenthal .	207	1 183	207	1 183	99	872	106	811
Wolkenstein . .	152	1 047	151	1 000	199	1 896	210	2 251
Zöblitz	126	920	139	900	172	1 663	212	2 289
Zschopau . . .	547	3 700	551	4 000	573	7 604	613	7 869
Zwickau . . .	768	4 189	850	4 160	1 048	17 878	1 787	39 243
Zwönitz	+ 68 188	w. St. 1 224	188	1 200	250	2 440	261	2 707

Im Allgemeinen hat sich die Bevölkerung der Städte in dem Zeitraume von 1825 bis 1858 verdoppelt. Es sind nur 21 Städte in ihrer Bevölkerungszunahme bei 50 Procent stehen geblieben; 4 Städte, und zwar Zschopau, Freiberg, Marienberg und Schneeberg haben 75 Procent; 29 Städte 100 Procent; Tharandt dagegen 150 Procent an Bevölkerung zugenommen. Verdreifacht hat sich die Bevölkerung von Buchholz (fast), Neustädtel und Glauchau (darüber), vervierfacht die Bevölkerung von Zwickau. Dagegen hat Oberwiesenthal nur um 25 Procent (ein Viertel) zugenommen und die Bevölkerung von Unterwiesenthal sogar um 25 Procent sich vermindert.

Seit 1858 hat dieses Verhältniß sich wiederum wesentlich verändert. Wenn auch nur bei drei Städten eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden hat, so sind doch 26 Städte in ihrer Bevölkerungsziffer vollständig stehen geblieben, oder haben nur um ein Geringes zugenommen. Eine Stadt weist eine Vermehrung von ein Siebentel, drei von ein Fünftel, zehn von ein Viertel, neun von ein Drittel, fünf von der Hälfte, eine von Dreiviertel der Bevölkerung von 1858 auf. Eine Stadt hat sich verdoppelt oder um 100 Procent zugenommen, eine andere um 150 Procent.

Bei Berücksichtigung der Höhenlage stellt sich nach Burgkhardt*) die Bevölkerungsdichtheit für den qkm in der Meereshöhe

von 300 zu 400 m = 490 Bewohner,
(läßt man den Einfluß der großen Städte außer Ansatz wahrscheinlich 250),
von 400 zu 500 m = 192 Bewohner,
„ 500 „ 600 m = 123 „
„ 600 „ 700 m = 129 „ .

*) Das Erzgebirge. Eine orometrisch-anthropogeographische Studie. Dr. J. Burgkhardt. Stuttgart. Engelhorn. 1888. S. 135.

Nach den Mittheilungen des Kgl. Sächs. statistischen Büreaus leben auf einem qkm nach der Zählung vom 1. Dezember 1885 in der

Amtshauptmannschaft	Pirna . . .	125,
"	Dippoldiswalde	79,
"	Freiberg. . .	173,
"	Flöha . . .	191,
"	Marienberg .	146,
"	Chemnitz . .	335,
im Stadtbezirk Chemnitz	. . . .	7215,
Amtshauptmannschaft	Annaberg . .	214,
"	Glauchau . .	408,
"	Zwickau . .	337,
"	Schwarzenberg	186,
"	Auerbach . .	183,

Auf dem Gebirgskamm, in der Meereshöhe von über 700 m, ändern sich die Besiedelungsverhältnisse insofern vollständig, als von den 1 420 qkm, welche die Erhebung von über 700 m einschließt, der größte Theil bewaldet und nicht besiedelt ist.

Man kann im Ganzen nicht viel mehr als 300 qkm als waldfrei bezeichnen, während etwa 11 900 qkm ein nahezu geschlossenes Waldgebiet bilden. Im Osten, bei Ebersdorf und Zinnwald, ist ein waldfreies Gebiet von etwa 30 qkm; von da an westwärts sind die waldfreien Terrains gewissermaßen inselförmig eingesprengt, und die Bevölkerung meist sehr dicht zusammengedrängt. Bei Moldau und Fleyh ist ein Raum von 16 qkm waldfrei, bei Seiffen und Katharinaberg von 22 qkm, bei Kallich und Rübenau von 8, bei Reitzenhain und Kühnhaide von 4, bei Satzung von 8, bei Jöhstadt und Grumbach von 15, bei Sebastiansberg und Sonneberg von 26, bei Preßnitz und Kupferberg von 34, bei Gottesgab, Ober- und Unterwiesenthal von 27, bei Bärenstein und Weipert von 13, bei Platten, Abertham und Bäringen von 22, bei Johanngeorgenstadt von 10, bei Breitenbrunn und Rittersgrün von 11, bei Klingenthal und Silberbach von 25, bei Hammerbrück und Muldenberg von 5 qkm, ungerechnet eine Anzahl von kleineren, waldfreien und dicht besiedelten Stellen.

Vertheilt man die mit 102 000 Seelen zu beziffernden Bewohner des Erzgebirgskammes auf die von denselben bewohnten 300 qkm, so ist der qkm durchschnittlich mit 340 Menschen besetzt.

Der böhmische Südostabhang des Gebirges ist schon wegen seines Steilabfalles und wegen der geringen Ausdehnung seiner terrassenförmigen Absätze, endlich weil er in ausgedehntem Maße von Wald

bedeckt wird, nur gering bevölkert. Im Ganzen berechnet sich die Bevölkerung des Südostabhanges mit 58 100 Seelen.

Demnach beträgt die Gesammtbevölkerung des Erzgebirges:

auf dem Nordwestabhange	1 126 400
auf dem Gebirgskamme	102 000
auf dem Südostabhange	58 100
Summa	1 286 500

6. Anlage und Bauart der Dörfer.

Aus dem Gange der Ansiedelung ergeben sich zwei verschiedene, fast im Gegensatze zu einander stehende Richtungen der Ansässigmachung, welche gleichzeitig mit einander entstehen, sich im Laufe der Jahrhunderte nebeneinander entwickeln und aufeinander einwirken: die Ansiedelung in geschlossenen Ackerbaudörfern mit geschlossenen Bauerngütern und die aus einzelnen Häusern oder Häusergruppen bestehenden Niederlassungen von Kohlenbrennern, Waldarbeitern, Berg- und Hüttenleuten mit einem nur unbedeutenden Grundbesitz oder selbst ohne solchen. Diese letztere Art der Ansiedelung, der Hausbau ohne Feldwirthschaft, gewann jedoch im Laufe der Zeit ein außerordentliches, numerisches Uebergewicht sowohl durch das Weitervordringen im Waldgebiet und die zunehmende Entwaldung des nördlichen Gebirgsabhanges, als auch durch die Vermehrung und Verdichtung der Bevölkerung und endlich auch durch die übliche und gesetzlich begründete Zersplitterung des ursprünglichen, normalen Grundbesitzes der Bauerngüter.

Alle Ansiedelungen von Dörfern oder Ackerbaugemeinden erfolgten in geschlossener, vom ersten Anfange an fest begrenzter Feldmark, während die Einzelansiedelungen sehr häufig ohne Land oder wenigstens mit unsicher begrenztem Grund und Boden stattfanden. Die vor dem Eintritt in das Anbaugebiet gebildeten Ansiedlergemeinden erhielten je nach ihrer Größe und der Beschaffenheit des Ansiedlerterrains eine bestimmt begrenzte, wenn auch nicht immer vorher genau abgemessene Ansiedelungsfläche. Die Gründung des Dorfes, die Erbauung der Gebäude, das Roden des Waldes und die Herstellung der Ackerflächen, die Vertheilung von Hoferaithe, Feld, Wiese, Hutung und Wald ꝛc. geschah in gemeinsamer Arbeit, Berathung und Vertheilung.

Slavische, wie deutsche Dorfgemeinden entstanden alle und ursprünglich aus dem Besitz der geschlossenen Feldmark. Bei beiden erfolgte die Eintheilung der Feldmark nach Hufen. Das Wort Hufe (Huoba, Huba, Hova, noch jetzt volksthümlich Hube, und mit

der Bezeichnung Hof wahrscheinlich ein und desselben Ursprunges) bezeichnet eine landwirthschaftliche Einheit (Gut, Bauerngut), deren Fläche mit einem Pfluge bestellt werden kann und demnach der Arbeitskraft einer Familie entspricht. Die Hufe (lán) der in dem fruchtbaren Hügellande der nördlich des Gebirges liegenden Gaue Plisni, Scuntira, Dalemince und Nisani ansässigen Slaven (Sorbenwenden) nahm nur die halbe Fläche der von den germanischen Ansiedlern im weniger günstigen Wald- und Berglande gemessenen Hufen ein; der slavische Pflug (rádlo, Hacken) war kleiner als der deutsche. Im Allgemeinen jedoch fußte bei den Sorbenwenden, wie bei den germanischen Einwanderern die ganze Landwirthschaft auf der Viehzucht und der Dreifelderwirthschaft.

Dem Landstriche und der Bodenbeschaffenheit entsprechend, zum Theil auch in Folge von Herkommen, Zeit und Art der Ansiedelung, ist der Umfang der Hufe ein verschiedener. Man kennt kleine, mittle und große Hufen, je nachdem $^1/_2$, $^1/_1$ oder $1\,^1/_2$ Wispel Roggen darauf gesäet werden konnten. Die Hufe umfaßte 12, 15, 18, 24 Acker, am häufigsten 30, in manchen Gegenden aber auch 45, 60, 80 und mehr. In der Regel war die slavische Hufe nur halb so groß, als die germanische; in der Anordnung der einzelnen Theile waren sie aber einander vollständig gleich, und man konnte in einer und derselben Ortsflur beide Arten nebeneinander finden. Man brauchte nur zwei slavische Hufen zusammenzulegen, so hatte man eine deutsche Hufe von ortsüblicher Größe. Im Allgemeinen wird zwar die Land- und Dorfhufe oder die Bauernhufe mit 30 Acker (16,6 ha), die Ritterhufe mit 60 Acker (33,2 ha) angegeben; auf dem Erzgebirge sind aber die Verschiedenheiten in der Hufengröße so bedeutende, die Veränderungen in den Besitzflächen so vielfache und durchgreifende gewesen, daß eine Durchschnittsziffer für die Größe der auf dem Gebirgsabhange vorwiegenden oder wenigstens vorwiegend gewesenen Hufe nicht mehr gegeben werden kann. Noch ist an vielen Orten zwar die Bezeichnung als Voll-, Fünfachtel-, Fünfsechstel-, Dreifünftel-, Halb-, Dreiachtel-, Viertel- und Achtelhüfner nicht erloschen; die Verschiedenheit in dem Umfange des Besitzes giebt aber dieser Bezeichnung keineswegs den Maßstab einer Vergleichung, denn die Größe der Vollhufe schwankt zwischen 30 und 100 Ackern, die der Halbhufe zwischen 15 und 55, die der Viertelhufe zwischen 10 und 40, die der Achtelhufe zwischen 6 und 26 Ackern, so daß man selbst in einem und demselben Dorfe Halbhüfner findet, welche einen größeren Grundbesitz haben, als Vollhüfner, und Aehnliches mehr.

Der Gang der Anlage eines Dorfes war ungefähr der nachstehende:

Der Landesfürst oder überhaupt der Besitzer des Grund und Bodens beabsichtigte die Errichtung eines Dorfes durch Herbeiziehung von Kolonisten, Ansässigmachung von Lehnsleuten und Kampfgenossen, oder ein Heerführer vereinigte eine Schaar ausgedienter Krieger, um sie durch Ansässigmachung für ihre Kriegsdienste zu belohnen, oder eine Anzahl von Ansiedlern trat zusammen, um gegen entsprechende Gegenleistung vom Grundherrn die Genehmigung zur Niederlassung zu erhalten.

Sobald eine entsprechende Zahl von Familienhäuptern zur Gründung eines Dorfes vereinigt war, wurde innerhalb des zur Ansiedelung erhaltenen oder gewählten Gebietes die Stelle zur Anlegung des Dorfes bestimmt. Nachdem man die Lage des Ortes, womöglich an fließendem Wasser, mindestens jedoch an ausreichendem Quellwasser, festgesetzt und die Lage des Gemeindeplatzes, sowie die Richtung des Hauptweges angegeben hatte, theilte man den zur Dorfanlage gewählten Raum in so viele Theile, als man Hoferaithen und dazu gehörige Hausgärten anlegen wollte. Hierauf bestimmte man das Ausmaß und die Lage der Wiesen, und sodann theilte man die für die Felder bestimmte Fläche, je nachdem sie aus Lehm-, Sand-, Thon- oder Kalkboden u. s. w. bestand, in große Vierecke, wobei man in Bezug auf die Lage nach Sommer- und Winterseite unterschied. Jedes dieser Vierecke wurde nun in so viele Ackerstreifen getheilt, als Hoferaithen angelegt waren, und nunmehr die einzelnen, mit Nummern bezeichneten Abschnitte an die Hofbesitzer verlost. Der Wald oder Busch blieb entweder ungetheilt und Gemeindeeigenthum oder wurde in ähnlicher Weise an die einzelnen Höfe verlost. Erst jetzt, nachdem jeder Ansiedler seinen Antheil an Grund und Boden erhalten hatte, wurde der Bau der Gehöfte und die Urbarmachung der Felder gemeinschaftlich in Angriff genommen.

Die Dorfgemeinde bestand aus den Besitzern der Höfe; diese Höfe waren von gleicher Größe und gleichem Werthe, nur einzelne wurden schon bei der Gründung des Ortes mit größerem Areal ausgestattet, etwa die Gründer des Ortes oder die von dem Grundherrn begünstigten Gemeindehäupter. Mit dem ersten Beginn der Ansiedelung entwickelten sich auch Gemeinderechte und Gemeindeverfassung, sowie Besitzrecht und Einzelrecht. Die Besitzer der Höfe vereinigten sich zur Gemeinde, welche die Angelegenheiten des Ganzen ordnete und vertrat. Das Stimmrecht in den Gemeindeversammlungen beruhte ausschließlich auf dem Besitz der Höfe. Die Gemeinde wählte ihre Vorsteher und ihre Schöppen. Daß an manchen Orten jedoch das Amt des Gemeindevorstehers mit dem Besitz eines bestimmten Hofes verbunden war, welcher als Erbgericht, Lehngericht, Schulzen-

hof u. s. w. bezeichnet wurde, deutet darauf hin, daß der erste Besitzer dieses Hofes das Oberhaupt der Ansiedler bei ihrer Niederlassung gewesen war.

Das slavische oder sorbenwendische Dorf, für dessen Anlage noch zahlreiche Beispiele nördlich vom Erzgebirgsfuße zu finden sind, bildet ein geschlossenes Ganze und bestätigt schon in seiner äußeren Form und seinem Grundrisse die Verbindung des Gemeindewesens. Die vorwiegende Form, gewissermaßen der Urtypus des altslavischen Dorfes, ist die Kreisform. Die sämmtlichen Höfe desselben liegen aneinandergeschlossen in einem Kreise und nur ein Eingang führt in das Innere des Dorfes, während die äußere Umfassung von Hecken oder Lehmwänden gewissermaßen die erste Vertheidigungslinie bildet. In der Mitte des Dorfes liegt in der Regel ein Teich; ein von Linden umfaßter Platz bildet die Stätte der Gemeindeversammlungen und Berathungen. Häufig ist eine kleine Kapelle neben demselben, während die Kirche in der Reihe der Höfe liegt. Man kann, wie schon gesagt, für diese Dorfform noch zahlreiche Beispiele in den Dörfern sorbenwendischen Ursprunges auf dem unteren Rande und am Fuße des Erzgebirgsabhanges nachweisen, häufig selbst da, wo die ursprüngliche Form durch das Anwachsen des Ortes schon bedeutend verändert ist. Auf dem eigentlichen Gebirgsabhange kommen sie über 250 m Meereshöhe nicht mehr vor. Nur in dem durch Vergrößerung schon wesentlich veränderten Luchau bei Glashütte und in Großopitz bei Tharandt, in einer Höhenlage von 475 m, bezw. 330 m — beides wahrscheinlich Niederlassungen aus dem 12. Jahrhundert —, ist die ursprüngliche Anlageform noch zu erkennen. In dem am äußeren Rande des Waldgebietes gelegenen Collmen bei Colditz, Gorschmitz, Töpeln, Rhäsa bei Nossen, Coschütz bei Pottschappel, Sürßen bei Dohna und mehr noch bei zahlreichen Orten der Niederung ist die slavische Grundform ganz deutlich erkennbar.

Als oberster Grundsatz allen Besitzes galt, daß die ganze Feldmark des Dorfes an Aeckern, Wiesen, Weiden, Waldung, Unland und Wüstungen, Bächen, Teichen u. s. w. der Gemeinde als Gesammtbesitz angehörte, und daß der einzelne Hofbesitzer nur als Mitglied der Gemeinde gewissermaßen den Nießbrauch eines entsprechenden Theiles des Gesammtbesitzes hatte.

Anders war es bei der Anlage der deutschen Dörfer im Waldgebiete. Hier wurde das Gesammtgebiet des anzulegenden Dorfes in so viele Theile getheilt, als Höfe gegründet werden sollten und der dieser Zahl entsprechende Raum in so viele, geschlossene, aneinander stoßende Hufen zerlegt, als die Dorfgemeinde Höfe zählen sollte. Daher bildete die mit dem Gehöfte besetzte Hufe ein geschlossenes

Ganze; Hofraithe, Garten, Feld, Wiese, Wald reihten sich im Zusammenhange aneinander, wenn auch die Reihenfolge dieser Theile des Ganzen in den einzelnen Fällen eine verschiedene war.

In der Regel wurden die einzelnen Höfe innerhalb der Gemeindeflur längs des Hauptweges mit entsprechendem Abstande aneinander gereiht, und da die Niederlassung vorwiegend in breiteren Thalmulden erfolgte, auf jeder Seite des Wasserlaufes in entsprechender Höhe über der Thalsohle ein Hauptweg geführt, längs dessen die Höfe erbaut wurden. Bei dieser Art von Ansiedelungen in den Thälern, wie sie im Erzgebirge die vorwiegende ist, lagen innerhalb der Waldungen, welche die die verschiedenen Thalgebiete trennenden Höhenrückenzüge bedeckten, die Grenzlinien zwischen den in gleicher oder ähnlicher Weise angeordneten Nachbargemeinden.

Ein jeder der Höfe lag in seinem ein unzertrenntes Ganze bildenden Besitz. In der mehr oder weniger breiten Sohle der Thäler waren die Wiesen, weiter oben auf dem Abhange und dessen weniger steilen Fläche das Ackerfeld und auf dem Rande zwischen beiden der Hof mit seinen Gebäuden und dem Garten. Weiter aufwärts lagen die Hutungen und oben auf der Höhe der Wald.

Diese Art der Hufentheilung ist die im Erzgebirge bei seiner Besiedelung vorwiegende gewesen. Weniger gebräuchlich, aber doch auch vorkommend, ist die z. B. in Thüringen vorherrschende, mit der slavischen oder sorbenwendischen Hufeneintheilung im Grundgedanken übereinstimmende Hufengattung, bei welcher die Hufe aus einer großen Anzahl einzelner Ackerstücke besteht, welche durch die Feldflur der Dorfgemeinde verstreut liegen. Das gesammte Pflugland wird in eine Anzahl von Vierecken dergestalt getheilt, daß der Boden eines jeden dieser Vierecke von möglichst gleicher Beschaffenheit ist. Nun wird ein jedes dieser Vierecke in so viele Streifen (Gewende) zerlegt, als die Flur Hufen oder Höfe zählt, so daß eine Hufe wie die andere aus ganz gleichen Theilen zusammengesetzt ist.

Die Wiesen werden auch bei dieser Hufengattung besonders vertheilt. In der Regel erhielt eine jede Hufe Wiesenantheile in den drei schon im frühesten Mittelalter unterschiedenen Wiesenlagen, und zwar Thalwiesen (Bewässerungswiesen), Wiesen an den Hängen (Thalhängen) und Bergwiesen (Höhenwiesen).

Jede aus dieser Hufengattung bestehende Dorfflur bildet ebenfalls ein geschlossenes Ganze; die Hufe ist sogar vollständiger abgeschlossen, wie bei der ersten Hufengattung, denn jedes neugerodete Stück Land liegt außerhalb der Hufe. Daher kommen neben der Hufe häufig noch einzelne Äcker vor, besonders dann, wenn der Wald ursprünglich geschlossenes Gemeindeeigenthum war. — Die zu dieser

Hufengattung gehörigen Hoferaithen liegen stets zu einem geschlossenen Dorfe vereinigt beisammen.

Für die große Mehrzahl aller Dörfer im Erzgebirge, wenigstens so weit sie mit Ackerbau und Viehzucht in Verbindung stehen, oder wenigstens in Verbindung gestanden haben, kann man die Ansiedelung der Dorfgemeinde im Ganzen als die Regel annehmen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß eine kleinere Ansiedelung durch Zuzug einer geschlossenen Menge neuer Ansiedler mit einem Male, oder durch allmäligen Zuwachs nach und nach, im Laufe der Jahrhunderte wesentlich vergrößert worden ist.

Der Einzelansiedler hatte vollständig freie Hand, sich anzubauen, wo es ihm gefiel. Da gab es bis in die neueste Zeit Einzelhäuser im Walde und Einzelgehöfte vor dem Walde und an dessen Rande, ungerechnet die zahlreichen Mühlen, welche einsam an den Wasserläufen und in den prächtigsten Thalstrecken entlang verstreut liegen. Der Laurich, eine Häusergruppe auf dem Höhenrücken zwischen Bahre- und Seidewitzbach, die Buschschenke oberhalb Hausdorf, die Weicheltswalder Vorwerke bei Altenberg und Hirschsprung, Neuölsa und Elend bei Dippoldiswalde, die Poisenhäuser bei Wilmsdorf, das wieder mit Wald bepflanzte Grünschönberg bei Nassau und das ebenfalls abgetragene Schaarschuchhaus bei Neuhausen oberhalb Purschenstein, die Fasanenhäuser bei Neukirchen, die Dreierhäuser bei Marbach, die Teichhäuser bei Krummenhennersdorf, die verschiedenen Häusergruppen auf dem Zug zwischen Freiberg und Brand, die Höfe von Drachenwald und Neusorge, die Gehöfte und Häusergruppen „auf dem Gebirge“ bei Marienberg, die verschiedenen Vorwerke bei Ehrenfriedersdorf und Geyer, sowie im Nordosten von Annaberg und im Norden von Buchholz, die Höfe am Bärenstein, die Vorwerke bei Oberwiesenthal, die Berghäuser bei Unterwiesenthal, die Tellerhäuser bei Oberwiesenthal, das längst abgetragene und zugepflanzte Waldhaus von Friedrich Kiel bei Großpöhla, das ebenfalls längst abgetragene und zugepflanzte Preishaus bei Rittersgrün, die Rabenberghäuser bei Breitenbrunn, das Rockstrohgut und die Waldhäuser am Sonnenberg bei Rittersgrün, das Fritschhaus bei Sosa, die verschiedenen Vorwerke bei Schwarzenberg, Weiterswiese bei Carlsfeld, Streitwald bei Oberaffalter, Raum bei Hartenstein, die dürre Henne bei Alberode, Brünnlaß am Gleesberge, der Prummer (oder Promnitzwald) bei Oelsnitz, die Mühlleite, Winselburg und Boda bei Tannebergsthal, das Ziegensohrhaus, die Petzoldhäuser, das Tannenhaus, das abgetragene Gypserhaus am neuen Graben, die Sonnenwirbelhäuser, die Unruhe, die Spitzberghäuser, die Försterhäuser, der Schwimiger bei Zwittermühl, die Wolfsberghäuser bei Platten, die Schieferhütten

bei Frühbuß u. s. w. geben sämmtlich Beispiele für die Einzelansiedelung, sei es als Jäger, Wilddieb, Kohlenbrenner, Bergmann, Viehzüchter oder Ackerbauer.

Die Gegensätze zwischen der Einzelansiedelung und der Niederlassung vollständiger Gemeinden einerseits und zwischen der Ansiedelung zu landwirthschaftlichen und, wenn man sozusagen wenigstens diese Bezeichnung auf die ursprünglichen Einzelhäuser ausdehnen darf, zu technischen Zwecken, sprechen sich in den Bauten dieser Kategorien ganz entschieden aus. Das Einzelhaus und der Einzelhof stehen in baulicher Beziehung als Gegensätze einander gegenüber.

7. Das Einzelhaus und das Bauern- (Hufen-)Gut.

Der Hausbau des sorbenwendischen Hügellandes der Gaue Dalamince, Skuntira, Plisni u. s. w., also der Gegenden von Lommatzsch, Colditz, Altenburg, mit ihrer dicken Lehmbedeckung der Bodenoberfläche bietet schon in den ältesten Zeiten das Lehmhaus als den Grundtypus aller baulichen Anlagen.

Das Einzelhaus (Wohnhaus) besteht aus starken Wänden von mit Strohgemenge, Häcksel und Spreu gemischtem, gestampftem und festgerammtem Lehm, in welchen Thür- und Fensteröffnungen mit Gewänden von Eichenholz versehen sind. Der Fußboden der Wohnung ist aus gestampftem, mit Spreu gemischtem und mit Ochsenblut durchtränktem Lehm hergestellt, wie ja heutzutage noch der größte Theil der Scheunentennen in dieser Weise gefertigt wird; nur daß man zuweilen noch etwas Hammerschlag beimengt. Die Feuerstelle wird aus Trockenziegeln von Lehm erbaut, die Esse aus starkem Lehmestrich. Zu diesem Zwecke werden zwischen den Balken der Decke Latten und Querhölzer befestigt, welche mit Stroh umwickelt, mit einer dicken Schicht nassen Strohlehms verkleidet und sodann fest aufgeschlagen und geglättet werden. Die Fensteröffnungen wurden ursprünglich nur mit hölzernen Vorsetzern geschlossen. Das Dach wurde auf den mit Querlatten versehenen Sparren aus Strohschoben hergestellt; der First mit großen, breiten Deckrasen belegt.

Diese Art von Gebäuden war noch vor etwa 50 Jahren in vielen Dörfern des nördlichen Hügellandes in einzelnen alten, Jahrhunderte stehenden Einzelhäusern und selbst in Bauergehöften anzutreffen. Jetzt wird sie wahrscheinlich vollständig verschwunden sein.

Das für das Erzgebirge charakteristische Wohnhaus ist das Blockhaus. Das ursprüngliche Blockhaus ist allerdings nur noch

in mäßiger Anzahl zu finden, da bei allen neueren Bauten die gesteigerten Holzpreise, sowie staatliche und örtliche Bauvorschriften die Errichtung von wirklichen Blockhäusern verpönten. Das Blockhaus, wie man es in der ursprünglichen Bauweise an einzelnen Stellen noch vortrefflich erhalten findet, und zwar für Eine Familie, ist der Grundtypus für alle Hausbauten auf dem Gebirge.

Auf einem Viereck von großen Steinen in Trockenmauer (selten in Lehm- oder Kalkbau) steht das aus zweikantig beschlagenen, auf den beiden übrigen Seiten nur geschälten Balken errichtete Haus. Die Balken liegen horizontal; ihre Enden sind übereinander geschnitten und ragen etwa eine Hand breit vor. Die Balken waren 30 bis 35 cm stark; aber als die Stammhölzer kostspieliger wurden, schnitt man 12 bis 16 cm starke Bohlen und fügte dieselben zwischen stehende Säulen von 30 cm Stärke. Für Thüre und Fenster sind entsprechende Oeffnungen gelassen und mit Bretern verkleidet. Die inneren Zwischenwände sind ebenfalls Blockwände, und nur zur Aufnahme der Esse und Abgrenzung einer kleinen, schwarzberußten Sommerküche ist Mauerwerk von mehr oder weniger hart gebrannten Ziegeln aufgeführt. Die Fugen zwischen den Balken sind mit Moos, Erde oder Lehm ausgestopft und das Innere mit Kalkfarbe gestrichen, bei wohlhäbigeren Bauten aber mit Holzverkleidung bedeckt. Die Stuben- und Kammerdecke ist mit Bretern zwischen den Balken verschlagen; die Fenster sind mit Läden versehen. Die Holzverkleidungen sind meist in Felder getheilt; aber eigentliche Holzschnitzereien sind nirgend zu treffen. Zunächst der kleinen Hausflur befindet sich eine ca. 9 Ellen (5 bis $5^1/_2$ m) ins Gevierte haltende Stube, an dieser eine Kammer. In der Stube steht ein großer Kachelofen, in der kleinen Küche ein Herd. Das zweiseitige, mit Schindeln gedeckte Dach bildet ein gleichseitiges Dreieck über den niedern Außenwänden und die über ihm nur wenig aufragende Esse ist von Lehmsteinen oder Ziegeln gebaut, mit einer Holzverkleidung umfaßt und mit einem Wetter- und Schneedache überdeckt. Zu dem Dachboden führt eine offene Stiege. Dem Verlaufe der Ansiedelung entsprechend liegen die Häuser vereinzelt, mitten im Lande, oder am Wege, oder in Gruppen, zuweilen in mehreren Gruppen über oder neben einander, am Abhange oder auf der Bergterrasse. Charakteristisch für diese Art der Anlage ist der auf einer Fläche von nahezu 7 qkm verstreute Ort Hengsterben bei Abertham.

Aus dem einfachen Blockhause entwickelte sich das doppelte. Bei einer oder auch zwei Eingangsthüren bietet es auf einer jeden Seite dieselben Räume wie das einfache Blockhaus. War Viehstand vorhanden, so wurde wohl die eine Seite als Wohnhaus, die andere

als Stallgebäude angelegt; aber erst dann, wenn die Bodenräume zur Unterbringung der Futtervorräthe und der Ernte nicht mehr ausreichten, ging man an die Anlage eines Schuppens oder einer Scheune.

Die beiden Grundtypen des Einzelhauses, das Lehmhaus des Niederlandes, das Blockhaus des Gebirges, beide mit ihrem Unterbau von Stein, haben für die Anlage der Wohnungen aller Gattungen von Arbeitern aller Art, Wald-, Holz-, Berg- und Hüttenleuten, Handwerkern und Industriearbeitern u. s. w. die Vorbilder geliefert, nur daß ihre Herstellung je nach den vorhandenen Mitteln, dem Baumaterial, der Oertlichkeit und der Zeit der Erbauung verschiedenen Wandlungen unterlagen.

Es bildeten sich Zusammensetzungen der mannigfachsten Art aus, zu denen sich der Steinbau, sowohl in Lehm- als auch in Kalkverbindung gesellte, so daß man nicht selten den Theil des Hauses, welcher die Wohnräume enthält, in Holzbau und mit Block- und Stammwänden, oder mit Bohlenwänden findet, während derjenige Theil des Hauses, welcher den Viehstall enthält, entweder in Lehmplackwerk oder auch in Bruchsteinmauerwerk hergestellt ist.

Der Bau der Häuser entspricht im Allgemeinen den nachstehenden Bedingungen. Ein Theil des von Bruchsteinen, der Oertlichkeit entsprechend Gneiß, Glimmerschiefer oder Thonschiefer, seltener Granit oder Porphyr, erbauten Erdgeschosses ist unterkellert; in einzelnen Fällen der Keller mit einem Bruchsteingewölbe, meist jedoch nur durch eine starke Holz- und Estrichdecke geschlossen. Das an den Eingang anstoßende Vorhaus ist mit Schieferplatten belegt; rauh und winklich, wie sie gerade gebrochen sind. Die zwei Stuben des Erdgeschosses, von denen eine jede die eine Vorderecke des Hauses einnimmt, haben in der Regel zwei Fenster auf der Giebelseite; die anstoßende Kammer ein Fenster auf der Giebelseite; die Küche ein kleines Fenster auf der Rückseite des Hauses.

In der Wand zwischen Stube und Küche liegt die Esse; von ihr abgerückt steht der große Kachelofen in der Wohnstube; in neuester Zeit sieht man auch eiserne Oefen. Die Wohnstuben des Erdgeschosses sind etwa 5 bis 5 $^1/_2$ m ins Gevierte; die Kammern sind nur halb so groß, die Küche meist dunkel und klein. Die Höhe des Erdgeschosses beträgt in der Regel nur 2 $^1/_4$ bis 2 $^1/_2$ m. Bei der großen Grundfläche der Wohnzimmer ist ihre geringe Höhe auffallend. Die Fenster sind niedrig und schmal; nicht viel über 80 cm breit und 100 cm hoch; vorwiegend Schößchenfenster, wo nur die mittelste Scheibe als kleiner Fensterflügel oder als Schiebefenster zu öffnen ist.

Nach dem oberen Stockwerke führt von der Hausflur eine gerade, steile und schmale hölzerne Treppe; aus der Hausflur öffnet sich nach

der Rückseite des Hauses eine Hinterthüre, hier steht mit einem kleinen Abstande ein kleiner Holzschuppen und ein oft sehr primitiver, gemeinschaftlicher Abtritt. Bei jedem vollständig vereinzelt stehenden Hause, wie bei jeder Häusergruppe findet man einen mit köstlichem Wasser reichlich ausgestatteten Röhrtrog.

Das Obergestock der Häuser besteht aus Fachwerk, d. h. aus einem Balkengerüste, dessen Zwischenräume jetzt mit gebrannten Ziegeln ausgesetzt werden, während sie früher meist mit Lehmestrich ausgefüllt wurden. Da nun aber die Stärke der Mauern des Erdgeschosses 45 bis 48 cm beträgt, dagegen die Umfassung des Obergeschosses, ebenso wie die Stärke der Zwischenwände nur 13 bis 15 cm, wird der Aufenthalt in den oberen Wohnräumen während des langen Winters wenig behaglich und zuträglich. Die schwachen Außenwände können die starke Abkühlung der Innenräume nicht hindern. Wenn auch bei einer großen Anzahl von Häusern das obere Stockwerk auf der Wetterseite mit Bretern verschlagen und selbst mit Schiefer oder mit Schindeln eingedeckt ist, so reicht dieß doch nicht aus, um genügenden Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren. Eine starke Luftbewegung bleibt, und besonders während der Nacht sinkt die Wärme dieser Räume bedeutend.

Diese Bauart ist für das gebirgische Klima unzweifelhaft zu leicht: so lange aber der Massivbau in harten Ziegeln nicht billiger, und die Erwerbsverhältnisse der Bevölkerung nicht wesentlich bessere werden, ist an eine erfolgreiche Aenderung kaum zu denken.

Eigentlich ist es nur zum Verwundern, daß man noch nicht dazu geschritten ist, den Fachwerkbau des Obergeschosses auf eine angemessene Weise zu verstärken. Es ist unzweifelhaft zu kostspielig, auch das Obergeschoß mit einer 50 cm starken Ziegelmauer zu umgeben, wie die klimatischen Verhältnisse es bedingen würden; aber wenn man die hinreichenden Mittel besitzt, kann man mit einem Abstande von etwa 12 cm eine innere Bretverschalung errichten, und dieselbe mittelst vierkantiger starker Latten (sogenannter Bettpfosten) mit dem Balkenwerk der Außenwand verbinden, um nunmehr die Zwischenräume mit einem Kalkbeton aus Steinstücken, Sand und Kalk dicht zu füllen. Auf diese Weise würde man eine Außenwand von 35—40 cm Gesammtstärke herstellen, welche den Einwirkungen des Temperaturwechsels sogar einen noch nachhaltigeren Widerstand entgegensetzte, wie jede gleichstarke Ziegelwand, besonders wenn die Außenseite mit Brettern verkleidet und mit Schiefer eingedeckt wird.

Die Dächer der älteren Häuser im oberen Gebirge sind ausschließlich mit Schindeln gedeckt. Wegen der Feuergefährlichkeit sind die Schindeldächer, besonders nach den großen Bränden, verboten worden. Das Schindeldach hat aber seine großen Vorzüge; es ist

sehr dauerhaft, widersteht Sturm, Regen und Schnee vortrefflich, ist leicht und verhältnißmäßig billig. Nur bei Bauten in geschlossener Straßenreihe bringt es eine erhöhte Feuersgefahr mit sich. Das Strohdach hat im oberen Gebirge von je her wenig Anwendung gefunden; eigentlich ist es nur längs des Gebirgsfußes und in einzelnen Thallinien gebräuchlich gewesen. Hauptsächlich in Folge der Unterdrückung der Schindeldachung hat das Schieferdach eine große Verbreitung gewonnen, obgleich es nicht viel weniger feuergefährlich ist, als das Schindeldach. Man hat sich aber daran gewöhnt, seine heimtückische Eigenschaft, die Gefahr bei Feuersbrünsten durch umherfliegende glühende Stücke an Orte zu tragen, welche man für gesichert und vollständig gefahrlos hielt, weniger zu beachten. Es herrscht der silbergraue, leicht ins Bläuliche spielende Schiefer vor, wie er auf dem Abhange des Erzgebirges selbst, z. B. in der Gegend von Lößnitz, gebrochen wird. In der neuesten Zeit hat der thüringische Schablonenschiefer von Lehesten, in vereinzelten Fällen auch der englische, das kleintäfeliche, schwere, aber dauerhafte Landesprodukt verdrängt.

Ziegeldächer sind, besonders im oberen Gebirge, selten. Nur in den tiefer liegenden Gegenden kommt das Ziegeldach häufiger vor; aber auch hier ist der mittelalterliche Hohlziegel verschwunden. Da findet man nur noch den platten Dachziegel, während für gebirgische Witterungsverhältnisse der Falzziegel in seinen verschiedenen Formen der einzig zweckmäßige ist; besser als das Doppeldach von gewöhnlichen Ziegeln.

In der neuesten Zeit sieht man vereinzelt auch roth angestrichene Dächer von Eisenblech.

Die Bauart der Häuser und Höfe ist im Laufe der Zeiten aus dem Stadium der Ursprünglichkeit in eine gewisse Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit übergegangen. Die Eigenthümlichkeiten der Haus- und Hofanlage der einzelnen Volksstämme vermischten und verwischten sich in den Baulichkeiten der erzgebirgischen Ansiedler; denn nur höchst vereinzelte Orte können beanspruchen von ein und demselben Volksstamme angelegt und ausgebaut worden zu sein. Von einer einheitlichen, nationalen Bauweise, wie in Franken, Hessen, Thüringen, Westphalen oder Niedersachsen ist im Erzgebirge schon deßhalb nicht die Rede, weil die Ansiedler auf demselben nicht blos aus allen deutschen, sondern auch aus verschiedenen sorbenwendischen Stämmen gemischt waren. Dessen ungeachtet entwickelte sich aber doch eine gewisse lokale Bauweise, welche aus der Niederung nach dem Gebirge ansteigend bestimmte Uebergänge in der Bauweise der Häuser und Gehöfte erkennen läßt.

Die Anlage des Einzelhofes war durch die landwirthschaftlichen Verhältnisse bedingt. In gewissem Sinne ist der in der

Gemeindegemeinschaft angelegte Hof des ersten Ansiedlers allerdings auch ein Einzelhof, denn er lag mit seiner Hofraithe auf eigenem Gebiete, auf allen Seiten von demselben umgeben und, wenn auch nicht wörtlich inmitten seines Besitzes, doch so, daß die zu ihm gehörende Flur ein geschlossenes Ganze bildete. Das ist, im Gegensatze zu der sorbenwendischen Niederlassung im Norden vor dem Gebirgsfuße, wie zu den thüringischen und fränkischen Niederlassungen nördlich und südlich des Thüringer Waldes ein charakteristisches Merkmal der Ansiedelung im Erzgebirge.

Der erzgebirgische Einzelhof, mag er nun thatsächlich vereinzelt liegen, oder im Thallaufe des Baches einer Dorfgemeinschaft angehören, bietet in den einzelnen noch vorhandenen älteren Höfen ein charakteristisches Anhalten für die Anlage und Bauart der ältesten Ansiedelungen. Geschlossen und in sich selbständig, wie das ihm zugehörende Land, bestanden die ältesten Höfe schon aus einer in sich abgeschlossenen Hoferaithe, auf welcher die Wohn- und Wirthschaftsgebäude in unveränderlich gleich bleibender Anordnung bis in die neueste Zeit herein errichtet wurden.

Schon Tacitus*) sagt: „Daß die Völker germanischen Stammes keine Städte haben, ja überhaupt geschlossenen Wohnsitzen abgeneigt sind, ist bekannt. Jeder wohnt für sich und von den Nachbarn entfernt, wie gerade ein Quell, ein Feld, ein Gehölz zur Niederlassung einladet. Der germanische Weiler (Ort, Dorf, Gemeinde) bildet nicht die geschlossenen Häuserreihen des römischen Ortes (Dorfes). Ein Jeder stellt seine Wohnstätte, sein Haus, nach allen Seiten frei hin, vielleicht zum Schutze gegen Feuersgefahr, vielleicht weil sie überhaupt nicht zu bauen verstehen. Denn Steinbau mit Kalk ist ihnen ebenso unbekannt, wie der Gebrauch der Dachziegel. Alles ist von Holz, unförmig und ohne Rücksicht auf Ansehen oder Schönheit. Einzelne Theile des Baues werden mit feinem Lehm sorgfältig überzogen und die geglättete Fläche wird mit Linien- und Farbenverzierungen geschmückt."

Dieser Gebrauch, keine geschlossenen Straßen zu bauen, wie in den römischen Orten, aber auch keine geschlossenen Orte, wie in den sorbenwendischen Niederlassungen, findet fast ein Jahrtausend später bei der Besiedelung des Erzgebirges seine volle Bestätigung.

Ueberall in der germanischen Niederlassung besteht die im neuerschlossenen Gebiete gegründete Gemeinde oder Dorfgemeinschaft aus einer aus einzelnen Höfen zusammengesetzten Flur- und Rechtsgemeinschaft. Die Feldflur mit ihren Hufen ist mit dem Dorfe gleichzeitig

---

*) Tacitus, Corn., De vita, moribus et populis germaniae, Cap. XVI.

entstanden und bildet ein festes, unveränderliches, in sich abgeschlossenes Ganze. Wie die Dorfflur, so zeigt auch die Flur des einzelnen Hofes das alte, uranfängliche Bild; um jeden Hof herum, von ihm aufwärts und abwärts liegt das dazugehörige Ackerland, die Wiesen und das Gehölz (Busch, Wald). Nur in ganz vereinzelten Fällen mag durch Nacheinandergründen von Einzelhöfen eine Dorfgemeinschaft entstanden sein; doch läßt sich kein bestimmtes Beispiel für diese Art des Vorganges nennen.

Der Einzelhof bildete durch die Anlage der verschiedenen Gebäude ein mehr oder weniger regelmäßiges Viereck, welches durch Einzäunungen oder Mauern vollständig abgeschlossen wurde, die Hoferaithe. Der Eingang ist ein mit einem hohen Bogen überspanntes Thor, neben welchem zur linken Seite eine kleine Pforte den Zugang für Fußgänger bildete. Der Thorbogen war gewissermaßen das Wahrzeichen des freien, selbständigen Eigenthumes und ist ein Merkmal der unzersplitterten Bauernhöfe, bezw. der Stammhöfe, das sich bis in die neueste Zeit erhalten hat.

Zur linken Seite beim Eintreten in den Hof befindet sich fast ausnahmelos das Wohnhaus, in welchem wiederum beim Eintritt zur linken Hand die große Unterstube liegt, an welche ein kleineres Zimmer oder ein Bretverschlag als ausschließlich von dem Hofbesitzer und seiner Familie benützter Wohn- und Schlafraum anstößt. Die große Unterstube ist der gemeinsame Aufenthaltsort für Herrschaft und Gesinde. Der große Ofen rechts der Eingangsthüre ist mit einem Wasserkessel für die Viehbeschickung und mit Stangen umgeben, um nach Bedarf Wäsche und Kleidungsstücke daran zu trocknen. Längs der Fensterwände, also links und gegenüber des Eingangs, befindet sich eine Bank und in der linken Ecke der große, viereckige, gemeinschaftliche Tisch; es sind dies Einrichtungsdetails, welche sich fast unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Zunächst der großen Unterstube, nicht selten von dieser aus zugänglich, liegt (dem Hauseingange gegenüber) die Küche mit dem Heerde und dem Backofen, sowie daneben die Speise- und Vorrathskammer.

Rechts des Hauseinganges unter demselben Dache befindet sich der Kuhstall, je nach der Größe des Hofes zur Aufnahme der entsprechenden Anzahl von Rindvieh geeignet. Man kann im Allgemeinen den Bestand an Rindvieh auf einem vollen Einzelhof oder Hufengute zu 16 bis 24 Kühen annehmen. An den Kuhstall schlossen sich die Schweineställe; doch waren sie wohl auch zuweilen bei den ältesten Gutsanlagen in denselben eingebaut, ganz wie die schon in frühesten Zeiten vorkommenden Hühnerställe.

Gegenüber dem Wohnhause, auf der rechten Seite des Hofes lagen die Pferde- oder Ochsenställe mit den Räumen für Aufbewahrung der Geschirre, dem Schuppen für Wagen- und Ackergeräthe. Unter diesem Gebäude befand sich der Milchkeller.

Die Rückseite des Hofes wurde durch die Scheune gebildet, welche quer vor lag.

Diese allgemeine Anordnung des Einzelhofes, welche sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, bestand schon lange vor Tacitus, denn der Grieche Pytheas aus Massilien erwähnt schon drei Jahrhunderte v. Chr. das Vorhandensein von Häusern, Ställen und Scheunen in den norddeutschen Dörfern und die ältesten germanischen Gesetze nennen Wohnhaus, Ställe, Scheunen und Schuppen (Schoppen), sowie das Aufstellen des Getreides in Feimen (Vimmen).

Mit dem Vordringen ins Gebirge wurde der Lehmbau aufgegeben, schon weil der dazu nöthige fette Lehm nicht mehr gefunden wurde. Dafür kam der Steinbau des Erdgeschosses in Anwendung, und diesem wurde durch fränkischen und thüringischen Einfluß ein Stockwerk mit Fachwänden aufgesetzt. Der Charakter des fränkischen und thüringischen Bauernhofes ist auf dem Erzgebirge vorwiegend geworden. Während das westphälische und niedersächsische, oder überhaupt norddeutsche Bauernhaus alles unter einem Dache vereinigt, — Wohnstube mit Kammer, Küche mit Heerd, Knecht- und Mägdekammer, Kuhstall, Kälberstall, Pferdestall, Schirrkammer u. s. w. und diese Räume um die gleichzeitig als Dreschtenne dienende Diehle (Dehle oder Tenne) vereinigt, trennt die thüringisch-fränkische Anlage schon das Wohnhaus mit dem Stall von der Scheune, und der Hof vereinigt eine regelmäßig wiederkehrende Anzahl von Gebäuden zu einem geschlossenen, nur durch Thorweg und Pforte zugängigem Ganzen.

Mosch*) beschreibt den erzgebirgischen Bauernhof: „Von hier an „(oberhalb Dippoldiswalde) sind die Bauerngüter mit wenigen „Ausnahmen sämmtlich von Holz, nur selten der Stall von Bruch„steinen. Die Wohnstube ist größtentheils aus aufeinandergelegten „Balken erbaut, und von innen getäfelt, welche Bauart als trocken „und warm sehr geliebt ist. Der obere Theil des Hauses ist aber „zwischen den Balken mit Sprossenwerk, um welches Leimen geschlagen „und dieser mit Kalk beworfen ist. Die Dächer sind durchgängig „von Stroh und werden bei ihrer Anlage gekämmt und unten glatt „abgehackt, so daß man ihre Stärke von 12 bis 16 Zoll (28 bis „39 cm) beobachten kann. — Jedes Bauerngut besteht immer, wie

*) Sachsen, historisch-topographisch, statistisch ꝛc. von Dr. C. F. Mosch, Dresden und Leipzig. 1806. S. 65 ff.



„auch in den tieferen Elbgegenden, aus vier, wenigstens drei Gebäuden. „Diese nehmen bis zu zwei Gebäuden ab, je mehr das Gebirge an= „steigt, und die Wirthschaften kleiner werden. Im Wohngebäude ist „auf dem einen Flügel die Wohnstube und Küche, auf dem andern „der Stall für die Pferde, Kühe, Ochsen; im Nebengebäude die Scheuer „und vielleicht noch ein Platz für Holz, Wagen und Geschirr. Bei „drei und vier Gebäuden sind einige für letztere besonders bestimmt, „und dann ist in dem einen gewöhnlich noch die Stallung für die „Pferde."

„Unter dem Gebälk, aus welchem die Wohnstube besteht, ist eine „etwa 1½ bis 2 Ellen (85 bis 113 cm) hoch aufgemauerte Unter= „lage, auf welcher dieses Gebälk und die Eckpfeiler ruhen. In den „höchsten Dörfern des Gebirges sind die Häuser von Holz, am „öftersten nur ein Erdgeschoß, die Balken über einander gelegt und „mit Schindeln gedeckt. Bei zwei Geschossen das obere gegen Wind „und Wetter mit Bretern beschlagen."

Der große Bauernhof, zu welchem eine Hufe Landes oder mehr gehörte, zeichnete sich nicht nur durch den hohen, gewölbten Thorbogen als das Eigenthum eines freien Mannes aus, sondern das Haupt= gebäude desselben war auch in der Regel mit einem Thürmchen ge= schmückt. Dieß ist ebenfalls Wahrzeichen des freien Besitzes und ohne Thürmchen wird kein Erb=, Lehn=, Frei= oder Eigengericht=Gut älterer Bauart auf dem Gebirgsabhange zu finden sein, ganz wie vordem in den Städten die Häuser der vornehmen Patriziergeschlechter mit Thürmen gekennzeichnet waren, und im Gebirge weiter aufwärts die stattlichen Häuser und Höfe der Berg=, Hütten= und Hammerherren.

Unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege wurden steinerne Feuer= stätten, Kamine und Feueressen (von hartgebrannten Ziegeln) gesetzlich vorgeschrieben und die Feueressen von Holz oder Lehmestrich nicht blos verboten, sondern auch von Obrigkeitswegen zerschlagen. Gleich= zeitig wurde die Strohdachung innerhalb der Städte vollständig unter= sagt und auch auf dem offenen Lande bei Neubauten nicht mehr ge= stattet. Selbst die Schindeldachung sollte bei Neubauten nicht mehr erlaubt werden; diese Bestimmung wurde aber durch wiederholte Aus= besserung der Schindeldächer fast regelmäßig umgangen. Ganz wie man in früheren Zeiten dem Fachwerkbau der billigeren Herstellung wegen vor dem Massivbau den Vorzug gegeben hatte, ganz ebenso bevorzugte man das Stroh= und das Schindeldach vor dem Ziegel= und Schieferdache, hauptsächlich der billigeren Anlage wegen, nächst= dem aber auch wegen des besseren Schutzes der Dachräume gegen Wind, Regen und Schnee.

Reich besetzt ist das Erzgebirge mit Ortstheilen und ganzen

Orten von jeder Größe und Ausdehnung. Tief im Walde liegt am einsamen Wege und im stillen Thale, wo nur selten ein Fremder erscheint, die kleine Säge- oder Schneidemühle, mehr oder weniger reich mit landschaftlichem Reiz ihrer Anlage und Umgebungen geschmückt. Große, ansehnliche Haufen starker Stämme sind an ihr zusammengehäuft; der schnelle Waldbach treibt die Gatter in eintönigem Geräusch aufwärts und abwärts, das überschießende Wasser stürzt als ein kleiner Wasserfall aus dem hölzernen Gerinne nach der Bachsohle hernieder, um geschwätzig murmelnd weiter zu eilen und eine hastige Geschäftigkeit hat sich des Ganzen bemächtigt.

Die größeren Mahlmühlen zeigen schon die Nähe bewohnter Orte an, oder sind selbst zum Mittelpunkte einer Häusergruppe oder eines Ortstheiles geworden, während zahlreiche Holzschleifereien und mit ihnen verbundene Pappenfabriken in den vielen Thälern des Gebirges und an seinen zahlreichen Wasseradern zerstreut liegen, um die Wasserkräfte entsprechend auszunutzen. Nicht weniger zahlreich sind die Industrieanlagen, welche anderen Zwecken gewidmet sind, und wenn auch ein großer Theil der ursprünglich dem Bergbau und seinem Industriebereich angehörenden Pochwerke, Wäschen, Hütten u. s. w. ebenfalls anderen Erwerbszweigen eingeräumt worden ist, so haben die dem bergmännischen und hüttenmännischen Betriebe angehörenden Niederlassungen wiederum an sich und in sich eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen.

Einen eigenthümlichen Anblick gewähren mitten in stiller Thal- und Waldstrecke die sechs und sieben Stock hohen Fabrikgebäude, von denen jedoch nur ein geringer Theil dem ursprünglichen Baumwollspinnereibetriebe noch angehört, sondern für andere Industrieen und ihren Betrieb umgestaltet worden sind. Aber das Aeußere, die großen Gebäude mit zahlreichen Stockwerken, den vielen Fenstern, welche selbst im Dache zwei, drei und mehr Reihen bilden, die Thürmchen mit der Uhr, nach welcher die zahlreichen Arbeiter sich zu richten hatten, oder noch zu richten haben, erinnern noch an jene Zeiten, wo die Baumwollenspinnerei auf dem Abhange des Erzgebirges einen ganz außerordentlichen Umfang gewonnen hatte. Die Mehrzahl der neueren Industrie-Anlagen hat nicht die Ausdehnung in die Höhe, sondern mehr in die Breite und Länge. Zahlreiche Gebäude ordnen sich aneinander oder um die den Betrieb regelnde Wasser- oder Dampfkraft.

Die alten stattlichen Herrenhäuser der zahlreichen vormaligen und wenigen noch jetzt gangbaren Hammerwerke, mit ihren großen herrschaftlichen Eingängen, Treppen und Zimmern, die schon durch Größe und Anlage der Fenster gekennzeichnet werden, mit den Man-

farbendächern von Schiefer oder Schindeln, von einem Thürmchen mit der Uhr überragt, wie jedes Freigut oder herrschaftliche Anwesen überhaupt, wenn es die Breite der Thalsohle erlaubte, mit einem stattlichen Garten vor sich, oder wenn dieß nicht anging, wenigstens neben sich, thalauf- oder abwärts, machen heute noch einen ansehnlichen Eindruck. Wo die Hammerwerke noch bestehen, sind natürlich die Betriebsgebäude den Anforderungen der Technik gemäß gegenwärtig wesentlich verändert gegen früher; wo die Hammerwerke anderen Industrien zugeführt worden sind, hat man die baulichen Anlagen den Bedürfnissen dieser entsprechend abgeändert, vermehrt oder vermindert.

An einzelnen Stellen von Haupt- und Nebenthälern sind moderne Villen in sogenanntem italienischen oder schweizer oder gemischten Styl errichtet worden.

Weniger in den Hauptthälern, sondern hauptsächlich in den Nebenthälern sind die Dörfer angelegt worden. Reich belebt mit Ortschaften aller Arten und Größen, wie es die allgemeine Dichtheit der Bevölkerung auch nicht anders erwarten läßt, von einzelnen Häusern und Häusergruppen an zu Weilern und Oertchen, zu wohlhabenden Ackerbaudörfern bis zu großen, lang ausgedehnten Industrieorten, welche sich wie eine Kette dicht stundenlang aneinanderreihen und die Bestandtheile des Ackerbaudorfes und des Industrieortes mit einander verbinden, ist jede Stufe und Zwischenstufe auf dem Erzgebirge vertreten.

Bis zu dem Gebirgskamme hinauf, und wo es irgend angeht, selbst auf diesem noch kennzeichnet sich das Streben, eine Baumgruppe, einen Baum oder mindestens einen grünen Strauch zunächst des Hauses zu haben. In den niederen Regionen gestaltet sich dieses zu den anmuthigsten Landschaftsbildern.

Aus dem Grün der umgebenden zahlreichen Obstbäume heraus, über Hecken und Gärten blicken die freundlichen Häuser mit ihren weißen Mauern und silbergrau blitzenden Dächern. Die, je nach Ortsgebrauch oder persönlichem Geschmack schwarz oder braun, aber auch roth oder blau gestrichenen Balken, stechen wie ein Netz von den grell weiß gefärbten Zwischenräumen ab, in denen die Fenster mit ihren kleinen Schößchen und hellen Scheiben leuchtend hervortreten. Eines nach dem anderen, zuweilen eine Reihe, zuweilen ein ganzer Trupp werden sichtbar; an den Fenstern grünen und blühen Blumenstöcke, überall, auch da, wo man keinen Garten am Hause oder vor demselben besitzt. Freundliche Mädchen- und Frauenköpfe zeigen sich hinter den Scheiben, einen flüchtigen Blick nach der Straße werfend, während die fleißigen Hände emsig und unabläßig bei der

Arbeit bleiben. Heitre Kinder spielen vor den Thüren, ein bellender Hund kläfft den Wanderer an, während die Hühner gackernd über den Gartenzaun flüchten und die Gänse nach dem Bache eilen; Wagen mit stattlichem Zugvieh ziehen die Dorfstraße einher; die rauchenden Essen lassen ihren Dampf kräuselnd aufwärts steigen, und über dem leichten Rauch und dem stattlichen Grün der Bäume, den silbergrauen Schiefer- und dicht bemoosten Schindeldächern tritt der spitze, nadelförmig aufragende oder viereckige, zwiebelförmig gekrönte Thurm des Kirchleins ins Bild.

An irgend hervortretender Stelle des Dorfes liegt das Rittergut, wenn das Dorf überhaupt mit oder von einem solchen aus gegründet worden ist, mit seinen ausgedehnten, dem bedeutenden Arealbesitze entsprechenden Gebäuden, wozu nicht selten noch mehrere Vorwerke gehören. Die stattlichen Wohnhäuser der Mehrzahl der Rittergüter sind ebenso, wie die Mehrzahl der vorhandenen Schlösser Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts auf den Trümmern der alten Herrensitze angelegt, welche der 30jährige Krieg in Schutt und Asche gelegt hatte. Nur einzelne Burgen sind noch erhalten, zum Theil jedoch vollständig umgebaut und in ihrer ursprünglichen Anlage nur noch schwer zu erkennen, während ein großer Theil dieser frühmittelalterlichen Bauwerke auf dem Erzgebirge in Trümmern liegt und ihre große Bedeutung für die Besiedelung und die Geschichte des Erzgebirges kaum noch erkennen läßt.

---

8. Anlage und Bauart der Städte.

Gleichzeitig mit der Besiedelung des Gebirges durch Dorfgründungen entwickelt sich die Niederlassung in den Städten, an den Hauptpunkten der Straßen unter dem Schutze vorhandener oder errichteter Burgen.

In den Städten vereinigten sich Gewerbe, Industrie und Handel, so weit von solchen in dieser Zeit überhaupt die Rede sein kann; aber die Wurzeln der späteren Entwickelung wurden ohne allen Zweifel in der ersten Anlage mit gelegt. Alle die Handwerker, welche von der Niederlassung im offenen Lande ausgeschlossen waren, ließen sich in den Städten nieder: Bäcker, Schuhmacher, Schneider, Maurer, Zimmerleute, Tischler, Böttcher, Stellmacher, Schlosser, Schmiede, Weber, Zeugmacher, Tuchmacher, Färber, Gerber, Seiler, Krämer, Kaufleute u. s. w.

Die Städte wurden frühzeitig schon mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet.

Vor allem mit dem Marktrecht. Es gab nicht blos das große Vorrecht, daß die Bewohner eines verhältnißmäßig umfangreichen Landstriches ihre Bedürfnisse dort kaufen mußten; sie mußten auch ihre eigenen Erzeugnisse daselbst verkaufen, Getreide, Vieh, Wolle, Lein, Leinwand, Felle von Rindern und Ziegen, später auch die Erzeugnisse der Milchwirthschaft. Das Marktrecht brachte es aber auch mit sich, daß jede durch das Stadtgebiet durchgeführte Handelswaare eine bestimmte Zeit zum Verkauf daselbst aufgestellt bleiben mußte, und daß sie im Durchgangshandel eine bestimmte Abgabe für die Stadt und für das sichere Geleit nach der nächsten Stadt zu zahlen hatte.

Nächstdem verlieh das Stadtrecht den ausschließlichen Betrieb des Waarenhandels, das ausschließliche Recht des zünftigen Gewerbebetriebes, das ausschließliche Recht des Bierbrauens, sowie der Schankgerechtigkeit, sowie die Sicherung dieser Rechte durch die Bannmeile, innerhalb welcher kein ähnlicher, entsprechender Betrieb gestattet war.

Die Städte wurden zum Sitz der Gerichte und der Behörden der umgebenden Landstrecken; hier fanden die Versammlungen zur Regelung allgemeiner Angelegenheiten statt, hier wurden die großen, öffentlichen Feierlichkeiten abgehalten.

Die Städte waren aber auch Jahrhunderte lang verpflichtet, in Zeiten der Noth, bei Brand- und Plünderungszügen, aus denen die Kriege bis zum 18. Jahrhundert vorwiegend, wenn nicht ausschließlich bestanden, die Bewohner der Dörfer mit ihren Viehheerden und Vorräthen aufzunehmen und zu schützen.

Die Städte hatten schon frühzeitig ihre eigene, mit gewissen Vorrechten ausgestattete Verfassung. An der Spitze derselben stand der Territorialherr oder der von diesem ernannte Voigt (Advocatus civitatis). Die städtische Behörde, welche bald eine große Selbständigkeit gewann, bestand aus dem S c h u l t h e i ß e n, oder wie er später genannt wurde dem B ü r g e r m e i s t e r und einem Collegium von sieben bis zwölf S c h ö f f e n, später das R a t h s c o l l e g i u m, welches hauptsächlich aus den hervorragenden G e s c h l e c h t e r n, den Patrizierfamilien des Ortes sich ergänzte.

Dem Rathe der Stadt gehörte die Regierung derselben, die Verwaltung des Stadtvermögens, die Erhebung der Einkünfte, die Vertheilung der Lasten u. s. w. Es war daher nicht zu verwundern, daß die Handwerker nach Gleichstellung mit den eigentlichen Bürgern strebten und Antheil an dem Stadtvermögen, der Braugerechtigkeit und dem Holzrechte verlangten; nach mannigfachem Widerstande auch erreichten.

Die größeren Städte gewannen durch ihre geregelte Verfassung, durch ihr straff durchgeführtes Stadtrecht, die fest aufrecht erhaltene

Ordnung, den gesicherten und sich immer weiter ausdehnenden Handel ein bedeutendes Ansehen und wurden in früher Zeit schon zu den Berathungen der Fürsten und Stände herangezogen.

Einzelne Städte wollten sich vom Territorialherrn losmachen, und eigene Landeshoheit gewinnend, unmittelbar unter der Reichsgewalt stehen.

So erwarb Zwickau, welches um 1118 von der Böhmischen Krone an Gräfin Bertha von Groitzsch übergegangen war und nach deren Tode an die Grafen von Wettin fiel (Konrad von Wettin 1127 bis 1156 Markgraf von Meißen), im Jahre 1290 die Reichsunmittelbarkeit. In dieser Eigenschaft einer Reichsdomänenstadt behauptete sich Zwickau im Bunde mit Altenburg und Chemnitz jedoch nur bis 1348, wo es nach mehrjähriger Verpfändung in den erblichen Besitz des Markgrafen von Meißen, Friedrich des Ernsthaften, überging. Chemnitz suchte lange Zeit hindurch sich der Oberherrschaft der Dynasten von Waldenburg zu entziehen, welche die Herrschaft Rabenstein und mit ihr die Gerichtsbarkeit über die Stadt besaßen. Von 1242 bis 1290 war es an die Markgrafen von Meißen verpfändet, wurde sodann eine Reichsdomänenstadt und 1350 mit dem Pleißner Lande von Friedrich dem Ernsthaften erworben.

Die Zahl der alten Städte auf dem Erzgebirge ist eine ganz stattliche. Dohna, Dippoldiswalde, Frauenstein, Sayda, Wolkenstein, Ehrenfriedersdorf, Grünhain, Schwarzenberg, Eibenstock, Freiberg, Oederan, Zschopau, Chemnitz, Zwickau, Glauchau, Mittweida, Hainichen, Nossen gehören unzweifelhaft zu denen, welche im 13. Jahrhundert und früher schon bestanden.

Eine Anzahl von Städten ist auch im 14. und 15. Jahrhundert gegründet worden.

Mit dem um 1470 am Fuße des Gleesberges erschlossenen Silberbergbau begann die zweite Epoche des Bevölkerungszustromes in die erzreichen Gegenden des oberen Gebirges und mit ihr die Gründung zahlreicher Städte in bis dahin unwirthlichen, kaum bewohnten und bekannten Theilen des Gebirges. 1477 wurde die Bergstadt Schneeberg, 1500 die Bergstadt Aue gegründet. Die um 1492 am Schreckenberge gewonnenen Silberanbrüche führten 1496 zur Erbauung von Neustadt am Schreckenberge, dem jetzigen Annaberg, und gleichzeitig zur Gründung von St. Katharinen am Buchholz, der jetzigen Stadt Buchholz, welche 1504 Stadtrechte erhielt. Um 1500 wurden die Bergstädte Scheibenberg und Schlettau gegründet, 1526 Oberwiesenthal, 1532 Gottesgab, 1540 das Dorf Gißdorf, unter dem Namen Josephstadt (das heutige Jöhstadt) zum Bergflecken erhoben. Im Osten der Zschopau wurde 1521 die Bergstadt Marien-

berg erbaut, und 1515 schon war der südlich von Freiberg gelegene Ort Brand zur Bergstadt ernannt und mit Privilegien ausgestattet worden. Auf dem Gebirgskamme wurde auch bei Sebastiansberg Bau auf Silbererze getrieben, von dessen Umfange allerdings nur noch einige Halden oberhalb Neudorf Zeugniß geben.

Im engen Thale der Weseritz gründeten 1516 oder 1517, unmittelbar an den neu entdeckten Silberadern, die Grafen Schlick die Stadt Joachimsthal, den Mittelpunkt einer ergiebigen, längere Zeit andauernden Erzgewinnung.

Natürlich wurde die Anlage der Orte um so regelmäßiger, je größer die Menschenmenge war, welche sich gleichzeitig ansiedelte. Die neuen Städte auf dem Kamme des Gebirges und nahe desselben sind mit Meßruthe, Winkel und Zirkel in regelmäßigen Formen entworfen. Das Quadrat, oder wenigstens das Rechteck, herrscht bei der Anlage des Ganzen, wie der einzelnen Theile vor. Bei dem kleinen, ärmlichen, um 1500 gegründeten Städtchen Platz umgiebt freilich nur eine einzige Reihe von Häusern den grünen, viereckigen Markt und zwei kurze Gäßchen bezeichnen den Eingang von Kralup und den Ausgang nach Burg Hassenstein. Bei den Städten mittlerer Größe geht von dem Marktplatze in jeder Richtung der verlängerten Seiten wenigstens eine Straße, während bei den größeren eine Anzahl von Parallelstraßen angelegt ist. So besitzt das allerdings weit später und erst 1654 erbaute Johanngeorgenstadt fünf Längenstraßen nahezu von Nord nach Süd und sechs rechtwinklig kreuzende Querstraßen. Marienberg (1521) hat fünf Längen- und fünf Querstraßen, in der Richtung von Nordwest nach Südost, mit fast gleich großen Vierecken, von denen die vier mittelsten den Marktplatz bilden. Scheibenberg („1515 ist der Bergbau fündig geworden“ 1522 gegr.) besteht aus zwei breiteren und drei schmäleren von Südwest nach Nordost gerichteten Längengassen, welche von fünf Quergassen so gekreuzt werden, daß von jeder Ecke des Marktplatzes zwei Straßen ausgehen. Oberwiesenthal (1526) hat zwei größere Straßen und vier kleine Seitengassen, welche von fünf Quergassen durchschnitten werden. In Platten (1534) sind vier Längen- und vier Querstraßen und auf dem großen, viereckigen Markte steht die Hauptkirche; in Gottesgab (1525 die Grube „Gottesgabe“ gemuthet, 1534 die Stadt gegründet) und in dem um 1500 gegründeten Kupferberg sind die vom Markte ausgehenden Straßen nur kurz; dagegen zählt man in Sonneberg (wahrscheinlich ebenfalls um 1500 gegründet) vier Längen- und vier Querstraßen außer dem Markte, und in Sebastiansberg (1519 gegründet, 1576 Stadtrecht) fünf Längen- und fünf Querstraßen um den quadratischen Markt, dessen Mitte von der Hauptkirche eingenommen wird.

Alle diese Städte sind mit Richtschnur und Zollstock gegründet. Städte mit naturgemäßer Selbstentwickelung wurden durch die Bedürfnisse von Sicherheit und Verkehr, diese durch die Massenansiedelung hervorgerufen. Erstere wuchsen mit krummen Gassen, dicht gedrängten Bewohnern und regem Leben um den Kern, war er eine Burg, eine Kirche oder ein Markt; letztere hatten keine eigene Lebenskraft, und sobald die Veranlassung ihrer Gründung hinfällig wurde, siechten sie langsam dahin.

Seit dem 30jährigen Kriege sank die errungene Selbständigkeit der Städte immer mehr. Die unabhängige Verfassung, die mannigfachen Privilegien, die Befreiung von Diensten, Abgaben und Lasten, alle Vorrechte, welche sich dieselben nach und nach angemaßt, oder zu erwerben gewußt hatten, wurden durch die wachsende Macht des Landesherrn immer mehr eingeschränkt. Das Bürgerthum hatte unter dem einengenden Zunftzwange die frühere Spannkraft verloren, und die tiefen, materiellen Schäden, welche die lange Reihe von Kriegen und Drangsalen über die Städte des Gebirges, wie über das ganze Land gebracht hatte, konnte nur erst allmälig, in einer neuen Zeit und unter veränderten Verhältnissen wieder ausgeglichen werden.

Die 1832 eingeführte Städteordnung, welche den Untergang der Herrschaft der wenigen bevorzugten Patrizierfamilien in dem Stadtregimente mit sich brachte, gleichzeitig aber auch die Organisation der Verwaltung, die Regelung der Steuer-, Abgaben- und Finanzverhältnisse, die Neuordnung und Hebung des Schulwesens, und die Neugestaltung aller Verwaltungszweige, endlich das Gesetz über Gewerbe- und Personalsteuer, sowie das neue Gewerbegesetz, vor Allem aber der Anschluß an den Deutschen Zollverein brachten einen bis dahin nie geahnten Aufschwung in das ganze Leben der erzgebirgischen Städte.

Die Gestalt der Grundfläche einer Stadt richtet sich ganz nach den Verhältnissen des Bodens, auf dem sie erbaut wurde, bez. auf dem eine Ansiedelung unter dem Schutze einer Burg bis zur Größe einer Stadt heranwuchs.

In der Ebene, mag es nun eine breite Thalebene, mag es eine offene Hochebene sein, wo nach keiner Richtung hin die Niederlassung beengt wurde, ist die Kreisform, oder wenigstens die Ovalform der Städte die vorwiegende, die letztere in der Regel deshalb, weil durch sie die Richtung der Hauptverkehrsader bezeichnet wird.

Im durchschnittenen Gelände, wo das Terrain z. B. durch Nebenthäler, welche an ein Hauptthal einmünden, in ganz bestimmte Abschnitte getrennt wird, nimmt der Grundriß der daselbst erbauten Städte in der Regel die Gestalt eines Dreieckes oder verschobenen,

unregelmäßigen Viereckes an, welches sich den Formen des zur Nieder- lassung gewählten Bergvorsprunges anschließt. Jedoch gerade im Berglande ist die Gestalt der Städte eine sehr verschiedene, weil nicht selten kleinere Terrainabschnitte mit in das Gebiet des Ganzen herein- gezogen worden sind.

Für den Bau der Städte und der sie schon in sehr frühem Mittelalter umschließenden Befestigungen geben die Niederlassungen in der Ebene die Grundzüge, denen sich die Städtebauten und Städte- befestigungen im Berglande mit größeren oder kleineren, durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen Abänderungen anschließen.

Die ältesten Städte sind an den zu jener Zeit schon vorhandenen und besuchten Verkehrslinien errichtet worden. Die Längenachse der- selben giebt unzweifelhaft die zur Zeit der Erbauung der Stadt wichtigste Verkehrsrichtung an. Treffen zwei Verkehrslinien von gleich großer Bedeutung zusammen, so wird die am Kreuzungspunkte entstehende Stadt die Gestalt eines Kreises erhalten.

An der Hauptverkehrslinie oder Hauptstraße liegt der Markt der Stadt, und wo zwei Verkehrslinien oder Straßenzüge sich kreuzen, befindet sich der Markt der Stadt gewöhnlich auf dem Schnitt- punkte dieser beiden. Der Markt ist in der Regel ein großer, vier- eckiger Platz, doch auch nicht selten die Zusammensetzung eines größeren und eines kleineren freien Platzes. Große Städte haben nicht selten außer dem Hauptmarkte noch einen zweiten, als Korn-, Roß-, Vieh- Markt u. s. w. bezeichneten Platz.

Die Straßen sind mit einer leichten Krümmung angelegt, so daß man sie nicht mit einem Pfeilschuß vollständig bestreichen kann, und die etwas schmäleren Nebenstraßen sind ebenfalls leicht gekrümmt. Kleine, schmale Quergäßchen stellen die Verbindung her; längs der Umfassung geht das Mauergäßchen an der Stadtmauer hin.

Rings um die Stadt reicht die S t a d t - oder R i n g m a u e r. Die- selbe war im Innern senkrecht, außen aus dem Graben stieg sie mit leichter Schrägung auf. Auf dem oberen Rande hatte sie eine Stärke von 2½ bis 3 m, unten am Grunde eine Stärke von 3 bis 3½ m. Die Höhe derselben betrug von der Grabensohle aus 10 bis 12 m, auf der Stadtseite 5 bis 6 m; in einzelnen Fällen auch mehr, in einzelnen weniger. Die Mauern waren in der Regel dergestalt an- gelegt, daß die Außenwand und die Innenwand eine jede für sich aufgemauert und der Zwischenraum mit Steinknack, Kieseln, kleinen Steinen und Kalkmörtel ausgefüllt, oder auch mit letzterem nach vor- heriger Füllung ausgegossen wurden. Die Steine der Außenmauern waren besonders sorgfältig gelegt, mit dem Kopfe nach außen, der Lagerseite nach unten, und weit nach dem Innern der Mauer

hereinreichend. Die Steine wurden im Verband aufgemauert, so daß die Fugen der unteren Reihe von den oberen Steinen entsprechend gedeckt wurden. Besonders sorgfältig wurden Ecken und Vorsprünge erbaut, und Quadersteine von Granit, Sandstein, Porphyrtuff u. s. w. verwendet.

Zur Verstärkung der Vertheidigungs- wie der Widerstandskraft wurden in die Linie der Mauer, und besonders an ihren Biegungen Thürme eingeschaltet. Man unterscheidet Mauerthürme, Thorthürme und Brückenthürme, letztere gewissermaßen als Vorwerke auf der dem Feinde zugewendeten äußeren Seite des Grabens.

Die Mauerthürme waren in der Regel viereckig, nicht viel höher als die Mauerkrone, jedoch zum großen Theile aus der Mauerfläche vorspringend, so daß man durch ihre Schießscharten eine Seitenvertheidigung der Mauer erreichte. Dem Kernschusse der Armbrüste entsprechend lagen sie 50 bis etwa 70 m von einander. Die Zugänge der Thürme von der Mauer aus bestanden aus abnehmbaren Holzbrücken oder Holztreppen. Die Thürme waren durchgehends mit Ziegeldächern versehen. Zwischen je zwei Thürmen war die Mauerkrone mit einer mannshohen Brustmauer mit Schießscharten versehen, welche abgeschrägt nach der Grabensohle ziehlten, und der auf diese Weise gebildete Wehrgang mit einem Ziegeldache versehen, das ebenfalls mit sogenannten Pfannen (∾ förmig übergreifende Ziegel) eingedeckt war. Nach der Stadtseite zu war der Wehrgang offen, nur mit einem leichten Geländer versehen. Bei späteren Bauten, wie z. B. bei der Ringmauer von Marienberg, versah man die bedeutend schwächere Mauer (nur $1\frac{1}{2}$ m stark) auf der Stadtseite mit Pfeilern, zwischen denen man Gewölbe spannte, so daß man eine verhältnißmäßig sehr breite Mauerkrone und im Zusammenhange damit einen sehr geräumigen, auch für die Aufstellung von Geschütz geeigneten Wehrgang erhielt.

Der Zugang zu der Stadt wurde durch die Thore gebildet. Die drei Hauptstädte im Erzgebirge haben vier Thore; sie liegen alle drei an der Hauptstraße „aus dem Reich" nach Schlesien und Polen, an Punkten, wo dieselbe von einer anderen Straße gekreuzt wird. Ein jedes Stadtthor war in der Regel in der Mitte zwischen zwei Mauerthürmen in einem besonders starken und geräumigen Thorthurm.

Die Thore lagen in der Regel nicht vollständig in der Achse der Straße, sondern bildeten mit dieser einen kleinen Winkel, so daß auch hier beim Schießen durch das Thor eine Längenbestreichung der Straße verhindert war. Das Thor selbst hatte starke, massive Seitenmauern, in welchen Nischen das Beiseitetreten gestatteten, wenn

Fuhrwerke dasselbe passirten. In den Seitenmauern waren aber auch Schießscharten, um bei Ueberraschungen und Ueberfällen das Innere des Thores beschießen zu können. Das Thor war mit einem starken Gewölbe versehen, der Thorthurm selbst mit ein oder zwei ebenfalls gewölbten Obergeschossen, welche im 14. und 15. Jahrhundert größere Schießscharten erhielten und zur Aufstellung von Geschützen benutzt wurden. Die Thoröffnung selbst ward entweder mit einem starken, mit Eisen beschlagenen Thor aus zwei Flügeln, in welchen sich etwas über Mannshöhe ebenfalls Schießscharten befanden, geschlossen. Zur Vertheidigung durch die Schießscharten ward ein hölzerner Auftritt (Bank, Banket) hingestellt. Häufig war jedoch die unmittelbar vor dem Thore befindliche Holzbrücke zum Aufziehen eingerichtet, so daß sie die Thoröffnung schloß, innerhalb welcher zur schleunigen Sicherung und Verschließung des Einganges sich ein Fallgatter, von Holz und mit Eisen beschlagen befand. Nicht selten war neben dem Thore noch eine kleine Einlaßpforte. Auf beiden Seiten des Thordurchganges befanden sich mit Schießscharten versehene Gewölbe.

Bei den größeren Städten und wichtigeren Befestigungen war das eigentliche Thor noch durch einen hufeisenförmigen oder rondelartigen Vorbau gesichert, in welchem das Thor an der Seite lag, so daß der Eingang noch besonders unter das Feuer der Nebenmauer und Nebenthürme fiel. Die Anordnung dieses Außenthores war ganz der des Haupt- oder Innenthores entsprechend.

Außer den Thoren waren fast in jeder Stadtbefestigung eine oder zwei Pforten, welche durch Holzbrücken zugänglich waren, und zum Eingang und Ausgang benutzt wurden, wenn die Thore geschlossen waren.

Rings um die Stadtmauer breitete sich der steile und tiefe Graben. Die Gräben der alten Stadtbefestigungen waren 15 bis 20 m breit, 9 bis 12 m tief. War der Graben trocken, so war er schmäler und tiefer, war er naß, dann war er breiter und weniger tief; die Wassertiefe jedoch immer $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ m. — Bei den Gräben der in der Niederung liegenden Städte kam es in einzelnen Fällen vor, daß in der Mitte des Grabens noch ein schmaler, tieferer Graben, der Kesselgraben, gezogen war.

Die äußere und die innere Grabenböschung waren steil aufgemauert.

Die Verbindung über die Gräben wurde durch hölzerne Brücken hergestellt, welche zum Theil auf hölzernen, zum Theil auf steinernen Pfeilern ruhte. Der dem Thore zunächst liegende Theil der Brücke war meist als Zugbrücke eingerichtet. Im Falle eines Angriffes wurden die Brücken abgeworfen.

Bei den Städtebefestigungen des 14. Jahrhunderts schon findet man jedoch, und besonders bei größeren und wichtigeren Städten, eine niedere Grabenvertheidigung durch den rings um die Stadtmauer herum reichenden Zwinger, einen Absatz in der vorher in einem Anstieg nach oben reichenden Stadtmauer, welcher durch eine Brustwehrmauer und durch halbkreisförmig vor den Thürmen hervortretende Rondele vertheidigungsfähig geworden war.

Die Befestigungsanlagen der erzgebirgischen Städte finden ungefähr mit dem Jahre 1525 ihren Abschluß, so daß von dem durch Albrecht Dürer eingeführten Bau der starken, mit schweren und zahlreichen Geschützen bewaffneten Basteien keine Beispiele vorzufinden sind.

Naturgemäß schlossen sich die Befestigungen der Städte den Formen des Terrains an, so daß auf Bergvorsprüngen liegende Städte nur eine durch den Graben gesicherte Seite haben, während die auf steiler Höhe oder an jähem Felsenabhange errichtete Mauer keinen Graben vor sich hatte.

Alle Städte des Erzgebirges haben, vielleicht mit nur wenigen Ausnahmen, in den Hussitenkriegen, besonders aber im dreißigjährigen Kriege die Widerstandskraft ihrer Befestigungen und ihrer Bürger auf die Probe stellen müssen.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts ist jedoch die Bedeutung der Stadtbefestigungen allmälig so zurückgetreten, daß sie mit Anfang des 19. Jahrhunderts überall zum großen Theil, wo nicht vollständig abgetragen worden sind.

Es ist nicht uninteressant, die Städtewappen des Erzgebirges zu vergleichen. Dieselben trennen sich in zwei große Gruppen, in die Wappen der Städte, welche vor 1500 bestanden, und in die der Städte, welche nach 1500 gegründet wurden. Diese letzteren sind alles Bergstädte, wie auch ihre Bergmannswappen bezeugen.

Der größte Theil der alten Städte führt eine Stadtmauer mit Thor und Thürmen im Wappen, zum Beleg ihrer Wehrhaftigkeit. Diese Städte sind sämmtlich im 13. Jahrhundert, jedenfalls zu Anfange desselben, wo nicht schon früher, Ausgang des 12. Jahrhunderts gegründet. So haben Colditz, Leißnig, Döbeln, die drei alten Städte vor dem Fuße des Erzgebirges, eine Mauer mit offenem Thor (Döbeln sogar drei) und drei Thürmen. Colditz über dem mittelsten Thurm ein Schild mit dem Meißner Löwen, Leißnig vor dem Thor den Wappenschild der Burggrafen von Leißnig. Freiberg führt eine Mauer mit Thor und drei Thürmen, vor dem Thore den Schild mit dem Meißner Löwen; Lößnitz eine Mauer mit drei Thürmen, vor deren mittelsten den Schild der Burggrafen von Meißen; Elterlein

eine Mauer mit Thor und zwei Thürmen, rechts oben an der Mauer den Schild der Burggrafen von Meißen mit dem Andreaskreuz, links oben den Schild der Grafen von Schönburg mit seinen zwei rothen Schrägstreifen *). Wolkenstein führt eine Mauer mit offenem Thor und drei Thürmen, auf dem rechten bläst der Wächter ins Horn. Später hat man das Wappen durch zwei zwischen die Thürme gesetzte Schilderhäuschen verunziert. Frankenberg hat eine Mauer mit Thor und zwei Thürmen, zwischen denen eine Jungfrau mit Kranz steht. Kirchberg, sowie Zschopau hat eine Mauer mit Thor und drei Thürmen; Chemnitz ebenfalls, an dem mittelsten Thurme jedoch den Schild mit dem Reichsadler. Oederan hat eine Mauer mit Thor und zwei Thürmen, zwischen denen ein Wagenrad als Wahrzeichen der Heerstraße sich befindet.

Die uralte Stadt Sayda hat nur den Schönbergschen Löwen.

Die Ansiedelung im Waldgebiete bezeugen die Wappen von Geringswalde (Gerungiswalde) — eine Tanne, an welcher sich ein Eber reibt — Grünhain — drei Tannen, vor welchem ein Auerhahn steht — Hainichen — zwei umgeschlagene Tannen, auf dem einen Zweige ein Vogel — Nossen — drei große Bäume, zwischen denen ein Thurm steht — Dippoldiswalde zwei gekreuzte Eichen und das Brustbild eines Mannes mit Bart — Zöblitz — ein Bärenkopf in goldenem Schilde.

Die Wappen von Dohna und Frauenstein haben keine geschichtlichen Beziehungen; ebenso wenig das am Rathhause von Geyer 1496 angebrachte Stadtwappen mit den drei Geiersköpfen.

Ein uraltes, redendes Bergmannswappen führt Eibenstock — Rechen und Radehaue als Wahrzeichen des Zinnseifens.

Die Ende des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts gegründeten Bergstädte Altenberg, Schneeberg, Aue, Annaberg, Buchholz, Sebastiansberg, Marienberg, Scheibenberg, Oberwiesenthal, Sonneberg, Kupferberg, Gottesgab, Platten, Jöhstadt, sowie das weit später gegründete Johanngeorgenstadt führen sämmtlich Bergmannswappen mit Schlägel und Eisen, Hacken, Hauen, Keilen u. s. w. mit oder ohne Heiligen- oder andere Schmuckbilder.

Die Bauart der Häuser in den Städten unterschied sich anfangs wohl kaum von der Bauart der Einzelhäuser auf dem offenen Lande und in den Dörfern. Die Städte im oberen Gebirge waren bis in die neueste Zeit, wo nicht Feuersbrünste oder Verwüstung in den

*) Elterlein führt außer diesem alten, historischen Wappen noch ein kleines Siegel mit dem auf eine Sage sich stützenden „Altärlein“ mit zwei brennenden Kerzen.

Kriegszeiten Neubauten veranlaßt hatten, immer noch zum größten Theile Blockhäuser, oder Häuser mit Pfostenwänden, oder Häuser mit Stockwerken aus Fachwerk, sämmtlich aber mit Schindeln bedacht, so daß, wenn ein Brand einmal Umfang gewonnen hatte, häufig der größte Theil, wo nicht das Ganze der Stadt zu Grunde ging. So brannte 1806 Zschopau, 1806, 1809 und 1829 Lößnitz, 1809 Stollberg, 1824, 1830 Mittweida, 1826 Dippoldiswalde, 1837 Annaberg, 1842 Sayda bis auf wenige Häuser nieder, 1848 Jöhstadt, 1851 ein großer Theil von Zschopau, von Oberwiesenthal, 1852 Buchholz, Schlettau, Marienberg und das im niederen Gebirge liegende Hainichen, 1854 Geyer, Zöblitz, Sebastiansberg, Jöhstadt zum zweiten Male, 1856 Schöneck bis auf wenige Häuser, Neustädtel, Jöhstadt zum dritten Male, Kupferberg, 1862 Eibenstock, Oberwiesenthal zum zweiten Male, 1867 Johanngeorgenstadt bis auf wenige Häuser, 1869 Frauenstein, 1873 Joachimsthal beinahe vollständig, 1876 Altenberg mit 30 Häusern und der Kirche nieder.

Die Feuersbrünste des 19. Jahrhunderts allein hätten genügt, einem großen Theile der erzgebirgischen Städte eine veränderte Bauweise zu geben; aber die Verheerungszüge der Hussiten, und vor Allem die des dreißigjährigen Krieges hatten schon längst vorher einen großen, wo nicht den größten Theil der ursprünglichen Bauten vernichtet. Nächstdem brannte 1624 Hartenstein nieder, 1630 in Annaberg über 300 Häuser; 1632 und 1634 Freiberg, Dippoldiswalde, Oederan, Zschopau, Schöneck; 1633 Stollberg; 1658, 1662 und 1672 der größte Theil von Elterlein, 1672 und 1693 Mittweida.

Im 18. Jahrhundert wurden durch Feuersbrünste zerstört: Jöhstadt (1700), Thum (1702), Oederan (1709), 1733, 1753), Elterlein (1719), Frankenberg (1712, 1715, 1788), Zschopau (1707, 1748), Annaberg (1731), Schneeberg (1744), Marienberg (1759).

Faßt man dieses alles zusammen, die vorwiegend hölzerne Bauart, die großen Feuersbrünste, die Verheerungen in den Kriegen und die bedrängte, zum Theil sogar mittellose Lage der Bewohner; so darf man sich nicht verwundern, daß überhaupt nur an wenigen Orten, und an diesen auch nur in beschränktem Maße Ueberreste früherer Bauwerke vorhanden sind. Wenn auch zahlreiche Vorschriften dahin drängten, die Bauart der Häuser umzugestalten, so griffen dieselben doch nur langsam und allmälig durch. Waren noch 1263, wie die Freiberger Chronik bemerkt, die Häuser der Stadt meist alle von Holz und nur wenige mit Ziegeln gedeckt, so darf es nicht wundern, daß in den anderen Städten, deren Bürger weniger Reichthümer besaßen, wie die Freiberger, der Hausbau auf derselben ursprünglichen

8*

und primitiven Stufe stehen blieb, wie in den ersten Jahrhunderten der Ansiedelung.

Nur an einzelnen Stellen sind bemerkenswerthe Häuser in Fachwerkbau erhalten; in der Mehrzahl machen sie, wo sie noch vorhanden, einen einförmigen Eindruck, besonders weil ihnen in der Anordnung von Balkenwerk, Fenstern u. s. w. jegliche subjektive Mannigfaltigkeit fehlt und ein schablonenhaft gleichmäßiges Aeußere von Ost bis zum West, auf dem ganzen Gebirgsabhange hin vorwiegend geworden ist.

In den größeren Städten, deren Bürgerschaft mehr Mittel besaß, vor Allem in den Bergstädten zur Zeit ihres Aufschwunges, entstanden allerdings Bauten, deren Ueberreste, wo sie überhaupt bemerkbar sind, in hohem Grade das Interesse beanspruchen. Die Perioden jedoch, in welchen der erwachende Kunstsinn in Folge und im Zusammenhange mit dem zunehmenden Wohlstande wirken konnten, waren meist kurze, denn sie waren zwischen Drangsalsperioden eng eingefügt. Der im Beginn des 16. Jahrhunderts eintretende großartige Aufschwung des Gebirges wurde schon kurz nach 1540 durch die Kriege des Schmalkaldischen Bundes, den eigentlichen Schmalkaldischen Krieg und den Kriegszug Kaiser Karl V. gegen Kurfürst Johann Friedrich unterbrochen. Die Kriegszüge der Kurfürsten Moritz und August wirkten zwar ebenfalls nicht unmittelbar auf das Gebirge und die Bergstädte, doch war ihr Einfluß, in Verbindung mit dem abnehmenden Erträgniß des Silberbergbaues hinreichend, um dem Geschmack und dem Schönheitssinn in Bezug auf Bauwerke eine Grenze zu setzen, welche mit dem dreißigjährigen Kriege und seinen verwüstenden und zerstörenden Gange auf das Allereinfachste und auf das Allernothwendigste, schon in Folge der vollständigen Erschöpfung aller Mittel, herabgedrückt wurde.

Es sind nur hie und da noch einzelne Reststücke aus besseren Zeiten übrig geblieben. Trotz verschärften Bauvorschriften und verbesserten Feuerordnungen, denen 1541 die Leipziger als Muster voranging, und ungeachtet des wachsenden Verständnisses für Baukunst und des an vielen Stellen sich bemerkbar machenden Einflusses besseren Geschmackes, sind im Ganzen doch nur wenige Privatbauten in den Städten des Gebirges noch vorhanden, welche aus früheren Jahrhunderten stammen und als Musterwerke mittelalterlichen Hausbaues bezeichnet werden können. Leider kann man nicht verschweigen, daß in der neuesten Zeit noch vortrefflich erhaltene, mustergültig gebaute Häuser der geldgierigen Speculation und dem Mangel jedweden Verständnisses in vandalischer Weise zum Opfer gefallen sind.

Hie und da aber findet man noch in den Städten stattlich ge-

baute Patrizierhäuser mit reich geschmückten Eingangsthüren, mit Platten belegter, gewölbter Hausflur, vielleicht sogar vollständig gewölbtem Erdgeschoß und schlank gewundenen, steinernen Wendeltreppen. An den ausgekehlten, mit Rundstäben geschmückten Bogen der Eingangsthüre befinden sich vielleicht ein paar Medaillons mit Brustbildern, oder ein Schild mit des Erbauers Namenszuge oder Wappen; unten auf jeder Seite ein Sitz, um in beschaulicher Ruhe und nachbarlichem Gespräch sich vor dem Hauseingange niederlassen zu können. Auch das Obergeschoß ist von starken Steinmauern eingefaßt, und selbst die Zwischenwände sind aus Steinen erbaut. Stattliche Thüren verbinden die einzelnen Räume, und große, von steinernen Fenstersäulen eingefaßte Fenster erhellen die Räume, wenngleich die vier großen Flügel derselben ursprünglich mit kleineren, in Blei gefaßten Scheiben, wenn auch nicht mit grünlichen Butzen, ausgefüllt waren. Einzelne dieser Häuser waren an der Ecke mit runden oder viereckigen Erkern geschmückt, oder an der Front mit viereckigen oder dreieckigen (sogenannten Nasenerkern) und die Straßenseite, Außenwand des Hauses nicht selten mit Medaillons, Wappen, bergmännischen Emblemen und anderen Zierrathen ausgestattet. Die Dächer waren mit Pfannen gedeckt, und die Dachrinnen von Blech mit fabelhaft ausgestatteten Wasserspeiern.

Anders die alten, kleinen, gebrechlichen Häuser mit hölzernen Riegel- oder Schrotwänden. Bei bergiger Lage, wo die Straße nicht selten bedeutend tiefer lag als das Haus, eine breite, geländerlose, aber mit großen Platten gepflasterte „Heiste“ (eine Art von Terrasse vor dem Hause). Von dieser führt mitunter eine Stufe nach der Hausthür, die zuweilen mit einem Stichbogen geschlossen, in der Regel aber viereckig ist. Die Thür selbst besteht aus zwei Hälften, der oberen und der unteren. Während die letztere geschlossen wird, um den Zutritt von Federvieh u. s. w. zu verhindern, bleibt die erstere meist offen um Licht und Luft den Zutritt zu gewähren. Im Winter und in den höheren Lagen befindet sich in der Regel vor der Eingangsthüre des Hauses ein hölzerner Vorbau, zum Schutze gegen Wind und Schnee. In höher gelegenen Orten bleibt derselbe jahrein jahraus stehen. Die Hausflur ist ebenfalls mit Platten belegt, doch nicht mit sorgfältig behauenen, rechtwinklichen, wie in den reicheren Häusern, sondern mit Platten, wie sie eben aus dem Bruche gekommen sind.

Die Thüre zu dem Zimmer im Erdgeschoß ist mit einem dicken Strohpolster versehen, um den Luftwechsel zu mindern und die Zimmerwärme besser zusammenzuhalten. Unter den Oefen wiegt der Kachelofen auch in den Städten vor, obgleich auch hier der eiserne Ofen

und der Kachelofen mit eisernem Kasten schon viel Verbreitung gefunden haben. Die Fenster sind nicht groß; in Neubauten allerdings größer, wie in älteren Häusern, aber doch bei Weitem nicht so groß wie die Fenster in den Städten des Hügel- und Niederlandes. Je weiter man gebirgsaufwärts kommt, um so bescheidener wird die Größe der Fenster, schon der Erhaltung der Zimmertemperatur wegen. Nur in den neuesten Neubauten findet man Fenster mit zwei großen, durchgehenden Fensterflügeln. Sonst herrscht das Fenster mit vier Flügeln, zwei kleineren oben, zwei größeren unten, oder was noch älter ist, vier gleich große Fensterflügel jeder zu zwei Scheiben. Die ältesten Fenster haben aber nur ein Schößchen, d. h. in der Mitte einen kleinen Fensterflügel oder ein kleines Schiebefenster, dessen Oeffnung gerade groß genug ist, um den Kopf herausstecken zu können. Vor Zeiten war diese Fensterconstruction die Allgemeine. Die Fenster des Erdgeschosses werden überall, schon der Temperatur und der Winde wegen, mit Außenläden geschlossen. Die Treppen der Häuser sind von Holz.

Bei den Dächern herrschen in den Städten die Ziegeldächer vor, bez. die Schieferdächer. Die alten Schindeldächer verschwinden immer mehr, und nur noch im oberen Gebirge ist diese haltbare, warme und verhältnißmäßig billige Dachung noch zu finden. Bei den Ziegeldächern sind die Pfannen nicht mehr in Gebrauch, einestheils weil sie theurer sind, anderntheils weil sie wegen ihrer größeren Schwere stärkerer Dachbalken bedürfen. Die vorherrschenden Biberschwänze lassen aber Wind und besonders Schnee durch, wenn sie nicht als Doppeldächer eingedeckt sind. Das beste Dach, nächst dem Schindeldach ist das auf Bretverschalung eingedeckte Schieferdach von kleinem hellblauen Gebirgsschiefer. Die Dachrinnen sind im Gebirge von Holz und ragen über die dem Winde abgewendete Giebelseite weit vor. Die Essen sind durchgängig von hartgebrannten Ziegeln erbaut.

Im Allgemeinen zeichnen sich die Neubauten durch Zweckmäßigkeit, Feuersicherheit und Dauerhaftigkeit aus. Wo sonst eine Hütte stand, erhebt sich jetzt ein steinernes Haus. Die moderne Baupolizei greift mit kräftiger Hand durch und verlangt im wohlverstandenen Interesse der Gesammtheit von dem Einzelnen Opfer, welche allerdings vielleicht manchmal die schwachen Kräfte übersteigen.

Dessen ungeachtet dürfen aber die Rücksichten auf den Einzelnen große, allgemeine, die Zukunft im Auge habende Gesichtspunkte nicht verrücken, und es steht bei allen Umbauten, wie Neubauten die Rücksicht auf gesundheitsgemäße und dauerhafte Anlage des Ganzen und aller einzelnen Theile oben an. Dauerhaftigkeit, Wärme, Trockenheit, Feuersicherheit, Geräumigkeit und Zweckmäßigkeit aller einzelnen Räume,

unbedingte Abgeschlossenheit aller Abfallwasser, Senkgruben und Abtritte, Sicherung der Brunnen- und Trinkwasseranlagen vor jeglicher Verunreinigung u. s. w. — Das werden ungefähr die Hauptgesichtspunkte sein, welche im Bauwesen der Städte bleibende Geltung behalten werden.

---

9. Die Verkehrswege.

Alte Straßen. Gebirgspässe. Chausseen. Eisenbahnen.

Die Entwickelung der Kultur eines Landes wird durch die großen Handelsstraßen bedingt, welche dasselbe durchschneiden. Je reger der Verkehr, um so dichter die Bevölkernng und mit ihr das Netz von bewohnten Orten und belebten Straßen.

Landesherrliche und Kaiserliche Privilegien bevorzugten schon frühzeitig die an den Hauptstraßenzügen gelegenen Städte und sie erhielten den Zwang, und nicht blos das Recht, der Innehaltung der Straße, der Einkehr, der Waarenniederlage, der Ausbesserung und des Wechsels von Schiff und Geschirr, der Vorspann u. s. w. Der Zustand der alten Landstraßen und Heerstraßen gestattete weder große Tagereisen noch umfangreiche Frachtwagen und beanspruchte verhältnißmäßig viel Menschen- und Thierkräfte zur Bewegung nicht gar großer Lasten. Aus dem Gebrauche, daß die Wagenzüge von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang von der einen Station zur andern gelangen sollten, entwickelte sich in der Ebene die regelmäßige Entfernung der Städte. Eine Strecke von vier Meilen — etwa 37 km — bildete die regelmäßige Tagesleistung und an den Haltepunkten für Obdach und Nahrung von Menschen und Vieh entwickelten sich mit Privilegien reich ausgestattete Städte.

Aehnlich gestaltete sich dies an den Hauptstraßenzügen im Berglande, wenngleich hier die Veranlassung zur Gründung von Städten vorwiegend den Massenansiedelungen bergmännischer Elemente angehörte, welche gesicherte und nach Befinden widerstandsfähige Wohnplätze verlangte.

Schon im frühesten Mittelalter führte eine große Straße aus Franken, oder wie es gebräuchlicher war „aus dem Reich" nach Schlesien und Polen schräg durch das niedere Erzgebirge hindurch. Sie trat aus dem Voigtlande über Neumark und Altschönfels nach Zwickau, führte über Mülsen, Lichtenstein, Lungwitz, mit nur geringen Abweichungen von dem gegenwärtigen Chausseetrakt, über Reichenbrand nach Chemnitz; von da über Flöha, Oederan, am Rittergute Ober-

schöna vorüber, nach Freiberg, wo sich die Straße theilte. Die obere Straße ging über den Silberhammer, Naundorf, Herzogswalde, Kesselsdorf nach Dresden; die kleine Straße führte über Hilbersdorf, Bobritzsch, Klingenberg, Höckendorf, Kleinölsa, Wilmsdorf, Rippchen, Röcknitz nach Dresden. Die Linie Räcknitz-Dresden führte gerade nach dem Altmarkte der Stadt, ist aber schon bei Anlage der Befestigungen von Dresden unter Kurfürst Moritz verbaut worden.

Im Süden des Erzgebirges lag im Mittelalter der Straßenzug durch Böhmen zum größten Theile weit ab vom Gebirge. Derselbe ging von Eger über Falkenau und Horn nach Carlsbad, wie jetzt, aber von da über Engelhaus, Buchau, Schnoden, Podersam, Saatz, Brüx, Teplitz nach Außig. Die Straße längs des Gebirgsfußes, von Schlackenwerth über Klösterle, Kommotau, Görkau, Brüx, Teplitz ist neueren Ursprunges, und zum großen Theil erst in diesem Jahrhundert erbaut.

Auf die alte Reichsstraße Zwickau — Chemnitz — Freiberg — Dresden stießen mehrere alte Straßenzüge von Norden, aus dem Niederlande, herkommend und sich nach Süden, über das Gebirge hin, fortsetzend und dasselbe überschreitend.

Fürs Erste die große Straße von Leipzig über Borna und Altenburg nach Zwickau. Dieselbe setzte sich in zwei Aesten fort. Der erste über Wilkau, Kulitzsch, Kirchberg, Lichtenau, Hundshübel, Eibenstock, Wildenthal, Hirschenstand, Neudeck nach Carlsbad; der andere über Haßlau, nördlich von Griesbach vorbei, über Lindenau, Zschorlau, Bockau, Conradswiese nach Schwarzenberg. Hier gabelte sich derselbe wiederum in zwei Linien. Die eine führte über Bermsgrün, Crandorf, Breitenbrunn, Rabenberghaus, Hammer, Wittigsthal, über den Ziegenrück, Platten, Bäringen, über den Bäringer Berg nach Ebersgrün und nach Carlsbad. Die andere Linie ging über den Berg nach Grünstädtel, Raschau, Oberscheibe, Crottendorf, Cranzahl, Kuhberg, den Blechhammer, Weißen Hirsch, Pleil, Preßnitz, Reischdorf, Pölma, Laucha, Wernsdorf nach Kaaden. Dieser Straßenzug heißt heute noch zwischen Oberscheibe und Pleil „die böhmische Straße“.

Von der großen Straße Leipzig-Zwickau zweigte in Borna die Straße Penig-Chemnitz ab. Dieselbe wird schon 1295 erwähnt, als König Adolf die Mark Meißen zu gewinnen trachtete und auf der großen Heerstraße von Leipzig auf Chemnitz zog.

Von Chemnitz führte eine alte Straße nach dem westlichen Erzgebirge. Diese zweigte sich von der Reichsstraße in Kappel als Fürstenweg ab und ging oberhalb Stelzendorf, durch Ober-

neukirchen, an der Kirche von Leuckersdorf vorbei, zwischen Niederwürschnitz und Niederdorf über die Höhe nach Stollberg. Von hier ging sie über Beutha und den Hubert nach der Eisenbrücke, und von dieser über das Brünnlaßgut nach Zschorlau, wo sie sich an die Eibenstöcker Straße anschloß. Von dem Stollberger Straßenzuge ging eine andere Straße aus Mitteldorf am Dreilagensteine vorüber, durch den Streitwald nach Zwönitz, durch Kühnhaide nach Grünhain, über den Fürstenberg, die Oswaldkirche und den Graul nach Raschau, zum Anschluß an die böhmische Straße.

Zu diesem Punkte führte auch eine andere Linie, welche vor der Markersdorfer Schenke (d. h. vor dem Punkte, wo diese Schenke gegenwärtig steht) nach dem Schlosse von Neukirchen südwärts abbog unter der Bezeichnung „Hoseweg" nach Burckhardsdorf führte. Von hier geht dieser Straßenzug unter dem Namen „Fürstenweg" durch den Abtswald, am Steinbusche vorüber, nach Auerbach und von da in den Wald, über die Honigwiese, an der Abschiedstanne vorbei, nach dem oberen Kutten und nach Elterlein, sodann über das Tännigtgut nach Langenberg und zur böhmischen Straße nach Raschau. Dieses ist wahrscheinlich die von Schreiter (1781 Pfarrer in Elterlein) in seinen „Denkwürdigkeiten" als „Salzstraße" aufgeführte Straße.

Von der Straße über die Eisenbrücke (über die Mulde) zweigt aber auch oberhalb Alberode der „Eisenweg", eine jedenfalls sehr frühzeitig angelegte Verbindung nach Nordost, mit der von Chemnitz aus führenden Straße nach dem Obergebirge und mit der großen Straße aus dem Reich ab. Dieselbe trennt sich am Graustein, geht nördlich vom Katzenstein vorüber, nach der Schenke von Brünnloß, kreuzt an der Tabakstanne die vorher genannte Straße, und führt auf dem Höhenzuge, oberhalb Claffenbach, bis in das Zwönitzthal bei Einsiedel. Von hier steigt sie als Fürstenweg zur Höhe, kreuzt die Straße nach dem Obergebirge und führt als „Heege-" oder „Spurweg" nach Euba und zur großen Straße.

Eine alte „Eisenstraße" ist von Gornau an der Obergebirgischen Straße auf dem Höhenzuge zwischen Zwönitz und Wilisch in südwestlicher Richtung bis Auerbach zu verfolgen; eine Fortsetzung derselben ist aber nicht zu erkennen, wie auch überhaupt zahlreiche als Fürstenweg, Kalkstraße, Eisenweg bezeichnete Wegstrecken nicht als Theile größerer Straßenzüge zu erkennen oder in Verbindung zu bringen sind.

Von Chemnitz führte ferner nach dem Gebirge die Straße, deren Anfang durch den tiefen Hohlweg bezeichnet wird, der nach Reichenhain führt. Sie ging durch Reichenhain, über den Krieghübel, Gornau,

Zschopau, Großolbersdorf. Zwischen Chemnitz und Großolbersdorf bestand jedoch allem Vermuthen nach eine zweite Straße, welche bei Reichenhain die Zwönitz überschritt, über den Berg der alten Harth nach Einsiedel ging, und nunmehr als „Hofeweg" über Dittersdorf, Weißbach und Grießbach die Zschopaubrücke von Scharfenstein erreichte, von wo sie nach Großolbersdorf führte. Von Großolbersdorf ging sie nach dem Südende von Gehringswalde, und von da auf der „Kärnerstraße" oberhalb Großrückerswalde bis in den Wald. Hier „im langen Felde", nahe der jetzigen Eisenbahnhaltestelle verliert sich auf fast einen Kilometer Länge jede Spur des alten Weges, bis zur alten Görkauer Straße, welche über Kühnhaide, Natzschung nach der Annasäule, Platten, Sperbersdorf und von da östlich nach Görkau, südlich nach Kommotau führte.

Nach Chemnitz kam von Norden her von Rochlitz die alte Straße über Wiederau und Auerswalde; eine andere von Nordost, von Mittweida; dieselbe ist von oberhalb Ottendorf bis oberhalb Ebersdorf als „kleine Straße" noch nachzuweisen, und eine dritte wahrscheinlich von Hainichen über Frankenberg und Ebersdorf her. Wahrscheinlich kam dieselbe von Döbeln, auf dem Höhenzuge der Schenkenlehde her, über Dittersdorf und Arnsdorf, ziemlich geradlinig nach Hainichen.

Nach Freiberg führte von Roßwein her, durch Etzdorf und Berbersdorf der „Freiberger Steig" an der Südwestecke des Zell'schen Waldes vorbei, über Reichenbach ziemlich geradlinig nach Freiberg.

Nach Freiberg kam von Nordwest her die sogenannte „Salzstraße" über Mittweida, Hainichen, Bräunsdorf.

Die alte böhmische Straße, der „alte böhmische Steig", wie die Stiftungsurkunde vom Kloster Altenzella sagt, auf dem Höhenzuge und dem Hügel Gronau (Obergruna bei Siebenlehn) führte aus dem sorbenwendischen Hügellande ziemlich gerade nach Süden bis zum Gebirgskamme. Von Nossen nach Freiberg und von da aus ging sie über den Zug, am oberen Ende von Berthelsdorf vorüber, durch Müdisdorf, Helbigsdorf, Zethau, Voigtsdorf und Sayda; von hier über Purschenstein, Deutsch-Einsiedel, Kreuzweg, Hammer nach Brüx.

Von dieser Straße zweigte sich eine Verbindung mit der Straße über den Paß der Annasäule ab. Diese führte über Großhartmannsdorf, Mittelsaida, Forchheim, die Rennigmühle nach Zöblitz, und von da über die Hüttstadt nach dem Forsthause im Kriegwald — die sogenannte alte Kommotauer Straße läuft noch als einfacher Waldweg der Schneuse No. 9 ziemlich parallel — und erreichte dieselbe in Natzschkau.

Eine Verbindung von Oederan an der Reichsstraße und Sayda

wurde durch die „alte böhmische Straße“ hergestellt, welche über Gahlenz, Eppendorf, Großwaltersdorf, Mittelsaida nach Sayda führte.

Im Jahre 1318 erhielt die Stadt Freiberg durch Markgraf Friedrich das Recht bestätigt, daß kein Wagen eine andere Straße nach Böhmen fahren solle, als durch Freiberg. Gleichzeitig wurde das Recht der Niederlage erneuert.

Nach Südost führte von Freiberg eine Straße nach Frauenstein, zum Theil gegenwärtig als Chaussee hergestellt; durch Burkersdorf geht sie jedoch weiter abwärts, als die vordere Straße, und um den Thurmberg herum. Von Frauenstein wendete sich dieselbe südwärts über Rechenberg, dann südöstlich nach dem Zollhause, nach Fleyh und über Langewiese und Riesenberg auf Dux. 1341 erhielt Borso von Riesenburg vom König Johann von Böhmen die Genehmigung, die an der Riesenburg vorüberführende Straße von Fleyh über Willersdorf und den Dreiherrenstein nach Klostergrab zu verlegen.

Dieser Gebirgsübergang wurde von Dresden aus auf der Straße über Dippoldiswalde nach Frauenstein erreicht. Diese verließ die sogenannte kleine Straße bei Possendorf und ging von Wendisch-Carsdorf über die Heidemühle nach Dippoldiswalde; von hier im Fürstenwege an das obere Ende von Sadisdorf und über die Steinbrückmühle nach Frauenstein.

Weiter ostwärts führten noch zwei Uebergänge über das Gebirge.

Von Dippoldiswalde aus die Straße über Oberfrauendorf, Johnsbach, Falkenhain, Altenberg, Geising, Fürstenau nach dem Mückenthürmchen und von da über Graupen nach der böhmischen Ebene; von Dohna die Straße über Niederseidewitz, Börnersdorf, Fürstenwalde, Ebersdorf und den Geyersberg. Der „alte Königsweg“, gegenwärtig zum größten Theile ein Feldrain, wahrscheinlich die älteste Straße der ganzen Gegend nach dem Gebirgskamme, ging von Zehista am oberen Ende von Ottendorf vorüber, nach dem Jagdsteine, dem Spitzberge, durch Hartmannsbach nach Breitenau, wo er an die Straße über den Geyersberg sich anschloß, oder möglicher Weise auch deren Ursprung bildete.

Diesen alten Gebirgsübergängen, von denen ein Theil schon im 12. Jahrhundert bestand, wurden seit Ende des 15. Jahrhunderts, bez. Anfang des 16. Jahrhunderts, die Straße von Breitenbrunn über Halbmeil und die Spitzberghäuser nach Joachimsthal, die „Thalerstraße“ von Crottendorf auf dem Höhenzuge zwischen der großen Mittweida und der Zschopau, über Gottesgab nach Joachimsthal, die Straße von Kuhberg über Oberwiesenthal nach Gottesgab, ferner der Gebirgsübergang von Kühnhaide über Sebastiansberg (Basberg) nach Kommotau, sowie endlich die Straße von der Platte (Platten) nach

Neudeck, über die Wolfsberghäuser, angefügt. Die Zahl der Gebirgsübergänge hatte sich vermehrt; ihr Zustand blieb jedoch im Allgemeinen ein sehr mittelmäßiger, so daß der Uebergang über das Gebirge den größten Theil des Jahres hindurch mit einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten verbunden war. Größere Strecken auf dem Hochplateau des Gebirgsrückens waren nur durch Knüppelwege, welche mitten durch die Moor- und Sumpfterrains durchgeführt waren, zu überschreiten.

M. Chr. Lehmann erwähnt bei der Aufzählung der Gebirgsübergänge im „Schauplatz“ noch besonders: den „neuen Weg“ (welchen General Holke durch Aufhauen des Waldes ließ räumen auf böhmische Mühle und güldene Höhe) und den Weg von Wiesenthal bis Johanngeorgenstadt („geht hinter Gottesgabe durch eitel morastige Wildniß, zum Theil auf lauter faulen Brücken und rauhen Strecken nach der Halben Meil.“) Vom „Zwönitzer Wege“ sagt er „er ist sehr enge, halb mit Schaalhölzern überbrückt, von Alters her konnten weder die Harzer Bleiwägen noch die Salzkärner passiren.“

Gleichzeitig hatte sich aber auch das Straßennetz nach Innen bedeutend verdichtet, im engsten Zusammenhange mit dem Wachsthume der Ansiedelungen und ihrer Bewohner, wie vor Allem mit dem Anbruch zahlreicher Erzlagerstätten.

Besonders auffallend ist die strahlenförmige Verbreitung der Straßen von Freiberg gebirgsaufwärts. Außer den bereits vorhandenen Straßen entstand die Zinnstraße über Bobritzsch und Ammelsdorf nach Altenberg, die Muldener Geleitsstraße über Weigmannsdorf, Mulde und Claußnitz nach Rechenberg; die Annaberger Straße über Langenau, Rauenstein, Wolkenstein, die Zschopauer Straße über Langenau, Eppendorf, Borstendorf. Im Osten des Gebirges entstanden noch die Straße von Lockwitz über Maxen, Glashütte, Börnchen, Lauenstein nach Fürstenau; die Mittelgebirgische oder „Butterstraße“ von Pottschappel über Somsdorf, Beerwalde nach Frauenstein; die Obergebirgische oder Marienberger Straße von Dippoldiswalde über Pretzschendorf, Mulde, Mittelsayda, Marterbüschel nach Marienberg.

Zahlreich sind die Wiederholungen der Bezeichnung „Fürstenweg“, aber nur in einzelnen Fällen läßt sich aus den noch erkennbaren Strecken ein längerer Straßenzug nachweisen. Der bemerkenswertheste derselben reicht von Wolkenstein über Lengefeld, Mittel- und Obersayda, Helbigsdorf, und von Pretzschendorf über die „Hölzerne Brücke“ an der wilden Weißeritz bis zur Butterstraße bei Höckendorf.

Diese sämmtlichen Straßen gehen, wenn auch in der Hauptsache

in ziemlich gerader Richtung, bergauf, bergab, meist auf den Höhenrücken, die Thäler kurz überschreitend.

A. F. Zürner beschäftigte sich von 1712 bis 1732 fast ausschließlich mit der Vermessung der Straßen Sachsens. Er bearbeitete für den König 40 Spezial- und Generalkarten, sowie eine große Postkarte des Kurfürstenthum Sachsen. Peter Schenck in Amsterdam gab diese Karten 1745 bis 1760 als „Neuer Sächsischer Atlas", enthaltend die sieben Kreise des Kurfürstenthum Sachsen ꝛc., Amsterdam und Leipzig, heraus. Die Ausgabe von 1760 enthält 57 Karten und 11 Blatt Prospekte.

Alle Land- und Hauptstraßen von Sachsen wurden 1722 mit steinernen Meilen- und Postsäulen versehen. Dieselben bestanden aus viereckigen, auf einem würfelförmigen Postament stehenden Obelisken von Sandstein mit dem Kurfürstlich Sächsischen und Königlich Polnischen Wappen und der Königskrone. An den vier Seiten des Sockels waren zahlreiche Poststationen des In- und Auslandes, zum großen Theile mit Angabe der Entfernungen, genannt. Einzelne dieser Säulen stehen noch in Orten des Gebirges, wo der Straßenzug längst eine andere Richtung angenommen hat.

Zürner's „Neue Chursächsische Postkarte", 1730, giebt nachverzeichnete Straßenzüge:

Die große Straße aus dem Reich nach Polen von Reichenbach über Zwickau, Chemnitz, Freiberg, Herzogswalde, Kesselsdorf, Dresden.

Die kleine Straße: Reichenbach, Kirchberg, Weißbach.

Die mittle Straße: Zwickau, Silberstraße, Schneeberg.

Die kleine Straße: Schneeberg, Neustädtel, Oberblauenthal, Eibenstock, Wildenthal, Steinbach, Johanngeorgenstadt, (über den Ziegenrück), Platten (über den Bäringer Berg), Voigtsgrün, Carlsbad.

Die kleine Straße, Grünstädtel, Crandorf, Breitenbrunn, Bau (? wahrscheinlich Rabenberg), Johanngeorgenstadt.

Die kleine Straße: Grünstädtel, Scheibenberg, Schlettau, Annaberg.

Die kleine Straße: Schneeberg, Wildbach, Stein, Hartenstein, Dürfeld, Stollberg, Neukirchen, Chemnitz.

Die mittle Straße: Chemnitz, Harthau, Burkersdorf, Gelenau, Thum, Ehrenfriedersdorf, Annaberg.

Die kleine Straße: Annaberg, Bärenstein, Weipert, Schlössel, Unterwiesenthal, Oberwiesenthal, Gottesgab, Joachimsthal.

Die kleine Nebenstraße: Chemnitz, Weißbach Zschopau.

Die große Hauptstraße Chemnitz, Altenhain, Zschopau, Heinzebank, Marienberg, Reitzenhain, Sebastiansberg, Kommotau.

Die Nebenstraße Annaberg, Wiesenbad, Wolkenstein, Heinzebank, Rauenstein, Großwaltersdorf, Freiberg.

Die große Nebenstraße: Freiberg, Weißenborn, Burkersdorf, Frauenstein, Zollhaus, Moldau, Neustadt, Teplitz.

Die kleine Nebenstraße: Dresden, Possendorf, Dippoldiswalde, Falkenhain, Altenberg, Zinnwald, Eichwald, Teplitz.

Die kleine Straße: Altenberg, Geising, Fürstenau, Ebersdorf, Geiersberg, Mariaschein.

Die kleine Straße: Dresden, Dohna, Börnersdorf, Fürstenwalde, Ebersdorf, über den Geiersberg.

Die kleine Straße: Pirna, Zehista, Berggießhübel, Nollendorf, Außig.

Auf der von Schliebenschen Karte von Sachsen (Schulkarte) 1810 ist nur die Straße Pirna, Außig zur Hauptstraße erhoben; die übrigen sind unverändert. Auch die Güßefeld'sche Karte von Sachsen, 1817, bringt dasselbe. Beiläufig sei bemerkt, daß das Bepflanzen der Chausseen mit Pappeln Folge einer Napoleonischen Vorschrift war, aber nur im Niedergebirge bei einigen Chausseen Anwendung fand.

Nach den Napoleonischen Kriegen legte man einen sehr bedeutenden Werth auf die Vermehrung und die Verbesserung der Straßenverbindungen. Daher wurden in den Jahren bis 1820 eine bedeutende Anzahl von Straßen chaussirt, oder auch neue Chausseen erbaut. Man kann annehmen, daß bis 1820 gegen 100 Meilen (zu 16000 Ellen, also über 900 km) Straßen gebaut oder chaussirt wurden. Die Kriegsjahre hatten alle Wege zu Grunde gerichtet; von allen Seiten klagte man über die Beschaffenheit der Straßen; nach allen Seiten hin hätte Hülfe geschafft werden mögen, und die so große Menge der zu Grunde gerichteten Straßen und Wege verhinderte ihre schnelle Wiederherstellung. Dessen ungeachtet wurde mit großer Energie der Straßenzug Zwickau-Hof, Zwickau-Eibenstock, Leipzig-Chemnitz-Marienberg bis zur Grenze, Freiberg-Frauenstein bis zur Grenze in Stand gesetzt und die Chaussee Dresden-Tharandt-Naundorf neu erbaut.

Nach 1820 trat ein gewisser Stillstand im Straßenbau ein; dagegen wurden zwischen 1830 und 1835 wiederum eine bedeutende Zahl von Chausseen neu angelegt und Straßen zu Chausseen umgebaut. Es waren abermals gegen 100 Meilen Chausseen, so daß 1836 etwa 200 Meilen (= 1800 km) Chausseen in Sachsen vorhanden waren, von denen ein guter Theil auf das Erzgebirge zu rechnen ist. Nachstehende Straßen wurden in dieser Zeit in Chausseen umgebaut: Freiberg-Frauenstein bis zur Grenze, Freiberg-Forchheim-Natzschung bis zur Grenze, Zwickau-Schneeberg-Eibenstock bis zur Grenze, Schwarzen-

berg-Annaberg, Schwarzenberg-Johanngeorgenstadt, Schwarzenberg-Eibenstock, u. A. m.*)

Gegenwärtig beträgt die Länge der auf dem Erzgebirge vorhandenen Chausseen 1340 km, ohne Straßen und Nebenstraßen. Die Straßen des Gebirges sind beinahe ausnahmelos in vortrefflichem Zustande und die zahlreichen Wegeverbindungen selbst unter weniger günstigen Witterungsverhältnissen in der Hauptsache ohne Schwierigkeiten zu benutzen.

Der Gebirgsrücken wird im Ganzen von siebzehn großen Straßenzügen überschritten, ungerechnet die zahlreichen Nebenwege, welche sämmtlich zu Fuß begangen werden können.

Zahlreiche Neben- und Querverbindungen haben das Straßennetz zu einem engmaschigen gemacht. Alle Verbindungswege, und nicht bloß die Hauptstraßen, sind bedeutend verbessert. Zwischen den zahlreichen Dörfern und Ortschaften sind die Wege zum großen Theile vortrefflich. Man hat keine Mühe und Arbeit gescheut, sie in guten Stand zu setzen und sie in diesem Zustande zu erhalten; Gemeinden und Privatleute wetteifern mit dem Staate, um auch ihrerseits Wege und Straßen in gleichmäßig guter Beschaffenheit zu besitzen.

Während früher die Straßenzüge die Thäler vermieden, suchen sie gegenwärtig dieselben auf, um allmälig mit den Thalsohlen im Gebirge aufwärts zu steigen.

Seit dem Jahre 1845 begann man, vom Niederlande aus, auch das Erzgebirge mit Eisenbahnen zu versehen, und auch diesem, wenn auch nur allmälig und mit Ueberwindung großer technischer und finanzieller Schwierigkeiten, die Erleichterung und Belebung des Verkehrs zu gewähren, wie sie für das ausgedehnte und dicht bevölkerte Industriegebiet erforderlich geworden war.

Die 1845 begonnene, aber erst 1852, nachdem sie in die Hände des Staates übergegangen war, vollendete Eisenbahn Riesa-Chemnitz stellte die erste Verbindung mit dem zu jener Zeit noch sehr weitmaschigen Eisenbahnnetze von Deutschland her. Aber nachdem Chemnitz 1858 auch nach Westen, über Glauchau und Zwickau Verbindung mit der Bairischen Eisenbahn gewonnen hatte, drängten die Verkehrsverhältnisse allmälig dahin, die uralte Straße aus dem Voigtlande nach Schlesien auch mit einer direkten Eisenbahnlinie zu versehen. Die Eisenbahnlinie Zwickau-Glauchau-Chemnitz-Flöha-Freiberg-Hainsberg-Dresden wurde 1869 durch den Bau der Strecke Freiberg-Flöha geschlossen und bildet die Hauptlinie, an welche sich fast sämmtliche

*) Vergl. A. Schiffner, Beschreibung von Sachsen. Stuttgart, Scheible 1840. S. 100 ff.



erzgebirgischen Eisenbahnlinien anschließen. Die Länge derselben beträgt 128,2 km.

Abgesehen von den zahlreichen Zufahrtslinien, welche aus dem Niederlande und aus dem Hügellande von Norden her auf diese Hauptverkehrsader stoßen, muß man doch die Eisenbahnstrecken Chemnitz-Burgstädt, 14,9 km, Wittgensdorf-Limbach, 6,4 km, Chemnitz-Mittweida-Crossen, 22 km, Niederwiesa-Hainichen, 17,7 km, Freiberg-Nossen, 24 km, unzweifelhaft zu den erzgebirgischen Eisenbahnen rechnen; zusammen 85 km.

Nach Süden, gebirgsaufwärts, sind jedoch zahlreiche Schienenwege ins Gebirge eingedrungen und überschreiten dasselbe auch in zwei Hauptlinien.

Von Zwickau führt eine Eisenbahnlinie nach Schwarzenberg und ist bis Johanngeorgenstadt gebirgsaufwärts fortgesetzt; ihre Länge beträgt 40,4 km. An diese Linie schließt sich die Schmalspurbahn Wilkau-Saupersdorf, 10 km, und die Nebenbahn Niederschlema-Schneeberg, 5,2 km.

Von Mosel führt eine Schmalspurbahn durch den Mülsener Grund bis Ortmannsdorf, 13,9 km.

Von St. Egidien geht eine Eisenbahn nach Stollberg, 19,5 km, an welche sich die von Wüstenbrand nach Höhlteich führende Linie, 13,2 km anschließt. Diese beiden Linien erhalten ihre Fortsetzung durch die, wahrscheinlich im Sommer 1889 eröffnete Linie Stollberg-Zwönitz, 16,25 km lang, welche in einer großen Schleife die Katzensteinerhebung umzieht.

Von Chemnitz führt die Eisenbahnlinie Chemnitz-Aue-Adorf in südwestlicher Richtung bis zum äußersten Endpunkte des Erzgebirges bei Schöneck. Die Bahn hat bis zum Bahnhofe Schöneck eine Länge von 96 km, bis zum Bahnhofe Zwota 101,3 km Länge.

Eine Verbindung der Stationen Hammerbrück und Falkenstein (an der Voigtländischen Bahn) ist beabsichtigt.

Nach dem Centrum des Erzgebirges führt die 1866 bis Annaberg, 1872 bis Weipert bez. Kommotau, eröffnete Eisenbahn Flöha-Weipert-Krima — Neudorf-Kommotau. Dieselbe hat eine Länge von Flöha-Weipert 62,1 km, Weipert-Kommotau 72 km, im Ganzen = 134,1 km, von denen weit über 40 km auf dem Kamme des Gebirges in weiten Bogen und tiefen Einschnitten dahin gehen.

Von dieser Linie zweigt ab die Schmalspurbahn Wilischthal-Ehrenfriedersdorf mit ihrem Nebenzweige Herold-Thum, mit einer Gesammtlänge von 15,8 km. Von Schönfeld führt eine Nebenbahn, ebenfalls Schmalspur, 9,27 km lang, nach Geyer.

Zwischen der Schwarzenberger und der Annaberger Linie ist eine Verbindungsbahn, (Aue) Schwarzenberg-Buchholz (Annaberg)

gebaut, mit einer Abzweigung nach Rittersgrün und einer nach Crottendorf, in der Gesammtlänge von ungefähr 32 km.

Die Eisenbahnlinie Flöha-Reitzenhain-Krima — Neudorf, in der Länge von 71,4 km, überschreitet ebenfalls, jedoch auf kürzerer Linie, den Gebirgskamm. Von ihr zweigen ab die Linie Eppendorf-Großhartmannsdorf ca. 16 km, welche im Lößnitzthale gebaut und sich in Flöha anschließen wird, sowie die 10,6 km lange Zweigbahn Pockau-Lengefeld-Olbernhau.

Von Freiberg führt die Eisenbahnlinie Moldau-Ossegg wiederum über das Gebirge. Sie ist 59,1 km lang und durch die hohen landschaftlichen Reize, mit denen sie besonders vom Austritte durch den Tunnel bei Niklasberg an ausgestattet ist, beachtenswerth.

Eine Zweigbahn Freiberg-Halsbrücke ist im Bau; eine Verbindungsbahn Berthelsdorf-Großhartmannsdorf mit Brand-Langenau in Vorbereitung.

Die Schmalspurbahn Hainsberg-Kipsdorf, 25,5, km führt im Thale der rothen Weißeritz nahe bis an den Gebirgskamm heran.

Auf der Nordostseite des Gebirges, aus dem Elbthale, führen die im Bau befindliche Schmalspurbahn im Müglitzthale, bis Lauenstein 30 km, bis Geising 33,5 km, und die Eisenbahn Pirna-Berggießhübel, 14,9 km, in das Gebirge hinein.

In ihrer Gesammtheit beträgt die Länge dieser Eisenbahnlinien 845 km, und zwar 737 km für Bahnen mit vollem und mit vermindertem Betrieb, 108 km für Schmalspurbahnen.

Längs des Südfußes des Gebirges führt die Eisenbahnlinie Tellnitz-Ossegg-Kommotau (66 km) und Kommotau-Karlsbad-Falkenau (92,5 km). Von dieser Linie zweigen gebirgsaufwärts in Falkenau die Eisenbahn Klingenthal-Zwota (33 km), in Chodau die Eisenbahn nach Neudeck (13 km).

Unter den projektirten Eisenbahnen darf die Preßnitzthalbahn, von Wolkenstein nach Jöhstadt, wohl in erster Linie genannt werden.

Im Allgemeinen sei noch bemerkt, daß der Fahrplan der sächsischen Bahnen ein sehr reichhaltiger ist. Die Schmalspurbahnen haben mindestens 4, einzelne sogar 6 Züge täglich in jeder Richtung; die übrigen Bahnen mindestens 4, sehr viele 5, einzelne 6 Züge in jeder Richtung, wobei zu berücksichtigen ist, daß außer der Hauptlinie Zwickau-Dresden, mit 8 durchgehenden Zügen in jeder Richtung, kein Nachtdienst stattfindet. Die böhmischen Bahnen haben weniger, zum Theil recht unbequem liegende Züge, was bei Entwurf eines Reiseplanes sehr ins Gewicht fällt.

Noch ist zu bemerken, daß in Sachsen auch zahlreiche Post-

verbindungen zwischen einzelnen Städten und Eisenbahnstationen, wie auch von Städten unter sich selbst stattfinden, welche das Reisen, wie die Beförderung von Gepäck u. s. w. wesentlich erleichtern.

---

10. Die Bewohner des Erzgebirges.

Die Bewohner des Erzgebirges gehören, dem Verlaufe der Besiedelung des Gebirges entsprechend, keinem einzelnen Volksstamme ausschließlich an, sondern sind eine Mischbevölkerung deutscher Zunge, indem die verschiedenen Volksstämme, Franken, Hessen, Thüringer, Westphalen, Friesen, Sachsen u. s. w., sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem Ganzen verschmolzen und die vorhandenen slavischen Elemente vollständig aufsogen.

Wenn es auch zuweilen scheinen sollte, als lasse sich die Abstammung eines kleineren Gebietes auf einen bestimmten Volksstamm zurückführen, so treten alle derartigen Anzeichen doch nirgend so unwiderleglich auf, um eine bestimmte Nationalität nachzuweisen. Mag auch in früheren Jahrhunderten bei der abgeschlossenen Lage einzelner Thäler und Orte die Bevölkerung derselben lange Zeit ein scharf begrenztes Ganze gebildet haben; so sind die Verhältnisse doch längst andere geworden, seitdem die Wälder lichter, die Verbindungen zahlreicher, die Bevölkerung dichter wurde.

Dessen ungeachtet lassen sich aber noch Verschiedenheiten erkennen, sowohl nach der Höhenlage, als auch nach Ost und West des Gebirges, ohne zu durchgreifender Bedeutung zu kommen. Lebens- und Nahrungsweise, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzte gleichartige Erwerbsthätigkeit u. s. w. haben in Verbindung mit den allgemeinen Cultur- und Verkehrszuständen einen maßgebenden Einfluß gehabt.

So lauten die Urtheile aus verschiedenen Jahrhunderten ganz verschieden. Mitte des 16. Jahrhunderts, also lange Zeit vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, schreibt Albinus: „Letztlich könnte man hierher ziehen auch die Gestalt und Schönheit der Personen, beide an Männern und Weibern in diesem Lande, davon man auch etwas Rühmliches sagen könnte. Und sonderlich wird der Jungfrauen und Weiber Wohlgestalt, Schönheit und Geberden mit Wahrheit gelobt, von deren zierlichen Tracht und Reniglichkeit in Kleidung und Schmuck, so auch zur Schönheit gehörig neulich etwas erwehnet. In diesem Fall aber werden für die andern die Bergstädt gerühmt, als von denen eine größere Einfalt, welcher jedermann günstig ist, gespüret wird." *)

---

*) Albinus, Meißnische Land- und Berg-Chronika. Dresden. 1589. I. 319.

Zwei Jahrhunderte später, nachdem die Einflüsse des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges zum größten Theile überwunden waren und der Wohlstand vor Ausbruch der Napoleonischen Kriege überhaupt zu wachsen begann, schreibt Mosch:

„Nur im Gebirge mehren sich die längeren, schönen Gestalten, „begabt mit einer Körperkraft, die durch die reine Luft des Gebirges „und frühe Uebung gestärkt, oft eine Last von zwei Centner über „Berg und Thal fährt. Hier blühen überall die Rosen der Gesund„heit auf den Wangen und blaue Augen, fast auch beim männlichen „Geschlechte, schwarze Haare sind eigenthümlich im Gebirge. Nur in „der Gegend um Eibenstock und Johanngeorgenstadt sind schwarze „Augen in der Mehrzahl. Die schönsten weiblichen Formen sind in „und bei den Städten Chemnitz, Frankenberg, Hainichen, Waldenburg, „Annaberg und Schneeberg.“ *)

„Die Gebirgsbewohner,“ fährt Mosch fort, „sind überhaupt „liebenswürdiger, wie die Niederländer. — Vor allen Dingen ist ihnen „eine Gutmüthigkeit eigen, welche schon aus dem freundlichen, offenen „Auge hervorgeht, und sich bei näherem Umgange auch wirklich durch „die That äußert. Der Gebirgsbewohner ist lebhafter, heiterer und „lebensfroher und vor Allem weniger rechthaberisch, zank- und streit„süchtig wie der Bewohner der Niederung. Er ist höflich und bei „aller Dürftigkeit selbst gastfrei, und um so theilnehmender und ge„fälliger, je treuherziger er glaubt, was ihm gesagt wird. Er ist „häufig kurzsichtig, nicht mit dem Auge, wohl aber mit dem Geiste, „und daher leichtgläubig, und wohl auch abergläubisch. Er ist auch „ein wenig neugierig; bei seiner natürlichen geistigen Lebendigkeit be„seelt ihn aber auch ein gar nicht unbedeutender Wissensdrang und „eine ganz schätzenswerthe Lernbegierde, welche durch körperliche Ge„wandtheit, sorgsam angelernte Geschicklichkeit und andauernden Fleiß „ganz wesentlich unterstützt wird.“

Wenn nun aber Berthold Sigismund sich Mitte dieses Jahrhunderts in der nachstehenden Weise ausspricht, so ist dabei nicht zu vergessen, daß die Nothjahre um 1840 und das Theuerungsjahr 1847 auf die Bevölkerung des Gebirges noch lange Zeit nachwirkten:

„Wie sich schon aus ihrer Geschichte vermuthen läßt, bewährt sich auch im Volkscharakter diese Landschaft als das Erzgebirge. Der Bergmannscharakter bildet den Grundtypus; die industrielle Bevölkerung ist nur ein Ableger desselben, der sich hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß er die Schwächen der Stammpflanze mehr entwickelt hat.“

---

*) Neueste Kunde von dem Königreich Sachsen. Weimar 1819. S. 64 ff.

„Der deutsche Bergmann zeichnet sich wohl nirgends durch hohen Wuchs und reckenhaften Körperbau aus. Er ist meist nur mittelgroß und fast immer hager. So vor Allen der erzgebirgische Bergmann ...... Auch unter den Waldarbeitern sah ich keinen Mann, der sich mit einem steyrischen Holzknechte messen könnte. Noch weniger groß und kräftig sind natürlich die erzgebirgischen Industriellen. In manchen Orten sieht man fast lauter Mannsbilder, über die nicht blos der Vater des alten Fritz, sondern auch ein anspruchloser Rekrutierungs-Kommissar der Gegenwart die Achseln zucken würde."

„Noch weniger urkräftigere Gestalten findet man unter der weiblichen Bevölkerung ...... Die Mädchen sind meist schmeidige, zarte Gestalten; die Frauen tragen gewöhnlich die Spuren des frühen Alterns. In den Schulen trifft man auffallend viel kleine und schwächliche Kinder." *)

Fügt man dem an, was Schumann sagt, so hat man schon ein ziemlich vollständiges Bild von dem Bewohner des Erzgebirges.

„Im ganzen Erzgebirge hält man die Kinder fleißig zur Arbeit an. Weit früher als anderswo müssen sie ihre Eltern durch Arbeit unterstützen und sie schmälern sie daher keineswegs, sondern vermehren das Einkommen derselben."

„Fleiß und stetes Sinnen auf Erwerb ist ganz besonders dem Erzgebirger eigen. Was er gewinnen will, kann er nur mit Mühe und Arbeit erreichen."

„Bei alledem hängt der Erzgebirger fest an seinem Lande, so rauh es auch sein, so nothdürftig es ihn ernähren mag. Neben der Treuherzigkeit und Ehrlichkeit sticht im Charakter des Erzgebirgers besonders die Sehnsucht nach der Heimath vor." **)

Faßt man dieß alles kurz zusammen, wie es sich in der Gegenwart darstellt, so gewinnt man vom Erzgebirgsbewohner nachstehendes Bild:

Die Erzgebirger sind im Durchschnitt von mittler Größe, sehnig und kräftig, natürlich die Ackerbaubevölkerung in höherem Grade, wie die Industriebevölkerung. Aeußere Erscheinung und Körperbildung haben im Laufe der letzten vierzig Jahre gewonnen, an Kraft, Gedrungenheit und Elasticität, wenn auch nicht an Größe.

Ueber die Charaktereigenschaften des Erzgebirgers ist zu allen Zeiten nur eine Stimme gewesen.

Der Erzgebirger ist treu, ehrlich und zuverlässig, fleißig und

---

*) Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge. Leipzig, Lorck. 1859. S. 31 ff.

**) Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen rc. Zwickau 1814—1830. 18 Bde. (Fortgesetzt von Schiffner) II. 558.

geschickt, verträglich und bieder, genügsam und bescheiden, zutraulich und vertrauensvoll. Ein geregeltes und christliches Familienleben ist dem Aermsten im Gebirge Bedürfniß: er ist in den kleinsten Verhältnissen zufrieden und das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist in der Hauptsache ein weit besseres wie in vielen anderen Industriegegenden. Rechtlichkeit und Geschicklichkeit unterstützen den stark ausgeprägten Sinn für Erwerb.

Ein fröhlicher Mutterwitz, eine naive Schalkheit durchdringt das Gespräch des Gebirgers, wenn er einmal ins Reden gekommen ist, und treffliche Gedanken kann man aus dem Munde der einfachsten Leute hören. Der Gebirger ist heiter und vergnügt und schüttelt auch gern einmal die ihn bedrückenden Sorgen ab; er widmet gern den Sonntags-Nachmittag und Abend seiner Erheiterung. Mit rührendem, naivem Selbstvergessen giebt er sich frei und offen den Eindrücken freudiger Stimmungen und Augenblicke hin. Man muß aber betonen, daß Ausbrüche der Rohheit, der Trunksucht und der Rauferei selbst an den Vergnügungsorten der untersten Klassen ganz entschieden zu den Seltenheiten gehören.

Der Erzgebirger ist gesellig, gesprächig, neugierig; nur gegen Fremdes mißtrauisch und gegen Neuerungen eigensinnig verschlossen, nicht aus Beschränktheit, sondern weil seine Vertrauensseligkeit mannigfach gemißbraucht worden ist.

Der äußere Wohlstand, welchen alle Orte zeigen, die netten Häuser, hellen Fensterscheiben und frischen Blumen, die große Sauberkeit und nicht selten Zierlichkeit, das lebensfrohe und frische Aussehen des Ganzen läßt freilich nicht immer den Blick in das Innere der ärmlichen Verhältnisse eindringen. Das frühzeitige Heirathen und Selbständigmachen hat mancherlei Gutes, in der Hauptsache aber wohl noch mehr Nachtheiliges im Gefolge. Nicht selten vermögen nur der ausdauerndste Fleiß und die anspruchsloseste Genügsamkeit über die schwersten Nahrungssorgen hinwegzubringen. Fehlt dem obererzgebirgischen Arbeiter Energie und Thatkraft, so liegt das in der Beschäftigungsweise, der mangelhaften Ernährung, dem eng begrenzten Wirkungskreise und der Ueberzeugung mit der Hände Arbeit trotz allen Fleißes und aller Ausdauer nicht vorwärts zu kommen. Er hängt eben starr an alten Gewohnheiten und siecht lieber an der hergebrachten Arbeit dahin, als eine andere zu ergreifen. Die erzgebirgische Gemüthlichkeit ist eigentlich nur ein dünner Schleier, um hinter dem Scheine von Annehmlichkeit und Behagen den Mangel an Thatkraft zu verdecken. Es fehlt nicht an Zähigkeit und Ausdauer, aber an Schnellkraft und Thatkraft.

Wahrhaft rührend ist die Anhänglichkeit der Gebirgsbewohner

an ihre Heimath. „Der Erzgebirger hängt fest an seinem Lande; „es bleibt ihm immer das liebste ...... So ziehen viele Hunderte „fast den größten Theil des Jahres mit Blechwaaren, blauer Farbe, „Schwefel, Spielzeug, Band, Spitzen, Arzneien, als Musikanten rc. „in fernen Gegenden herum, aber zum Winter kehren sie wieder heim.“*) Auch jetzt noch zieht es den Gebirger immer wieder nach seiner Heimath; die Auswanderung ist sehr gering, und immer nur mit dem Vorbehalt der Wiederkehr.

So Vieles, besonders in den höheren Gebirgsgegenden, die Rauheit des Klimas und die Dürftigkeit des Bodens auch den Bewohnern versagte, um so höher ist die Ausdauer zu veranschlagen, mit welcher sie alle Kräfte einsetzten, um sich kümmerlich durch das Leben zu schlagen.

Der Erzgebirger hat noch einen festen Kern trefflicher Eigenschaften.

Das Gebirge und seine Bewohner haben sich innerhalb der letzten fünfzig, vor Allem aber innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre äußerlich und innerlich bedeutend entwickelt.

Die Energie, welche vorher in treuem Ausharren, Dulden und Tragen erkennbar geworden, bildet sich zu einer starken Thatkraft im Handeln um, welche mit jedem Geschlecht an Stetigkeit gewinnen wird. Das Gemüthliche, oder Sentimentale wird stetig bei Seite gedrängt werden, ohne dem inneren Gehalt Schaden zu thun.

Hier ist besonders die Schule (und vor Allem die Volksschule) von eingreifendem Einflusse. Dem Leben in der Familie, mit seiner Anhänglichkeit an Eltern und Großeltern, giebt die Schule die richtige Unterlage und Ergänzung zur angemessenen Erziehung und Entwickelung der körperlichen und geistigen Kräfte. Gehorsam, Fleiß, Unterordnung, Sittlichkeit werden zur Grundlage des Lebens durch Haus und Schule erweckt und gefestigt.

Im Allgemeinen wählt der Sohn am liebsten den Beruf oder Erwerb des Vaters und Großvaters. Dessen ungeachtet haben sich aber seine Kräfte erweitert; seine Kenntnisse sind tiefer und ausgedehnter, seine sittliche Kraft wenigstens nicht schwächer. Ungeberdigkeiten und Rohheiten haben sich vermindert, die Erwerbstüchtigkeit aller Schichten und mit ihr die Steuerkraft des Einzelnen wie der Gemeinden ist wesentlich gestiegen.

Wenn hierzu auch noch andere Faktoren beigetragen haben, so ist es doch unzweifelhaft, daß die bedeutenden Opfer für die Schule

---

*) Schumann, Ortslexikon. II. 559.

(Schulgesetz vom 15. Oktober 1874) auf die Hebung der geistigen und sittlichen Erziehung einen derartigen Einfluß gewonnen haben, daß nach kurzer Zeit schon derselbe in den allgemeinen Zuständen zu erkennen ist.*)

11. Wohnung. Nahrung. Tracht.

Die Ausstattung der Wohnungen wird immer von den Erwerbsverhältnissen bedingt. Ist der Erwerb ausgiebig, so bleibt nach Befriedigung der Anforderungen von Nahrung, Kleidung und Heizung immer noch Einiges für die Ausstattung und Verschönerung der Wohnung, — abgesehen von den Ausgaben für Vergnügungen. Freilich wird Manches von dem Einen für schön gehalten, was der Andere vielleicht häßlich findet; aber so viel bleibt gewiß, daß selbst der Aermste das Bedürfniß hat, seine Wohnstätte zu schmücken. Anders geschieht dies in reichen, wohlhabenden Bezirken, anders in armen Gegenden, deren Bewohner sich mühsam durchs Leben schlagen. Man glaube nicht, daß das Volk in seinen unteren Schichten interesselos, oder feindselig der Kunst gegenüber stehe. Auch der geringste Arbeiter in seinem Kampfe um das Dasein hat den Drang, sein Gemüth an der Betrachtung des Schönen zu erheben. Nur der Mangel an Besserem läßt ihn nach dem Geringeren greifen; nur weil ihm das Verständniß für edlere Farbengebung noch nicht eröffnet ist, greift er nach dem Grellen und Bunten, ganz wie das Kind, welches noch nicht verstehen gelernt hat, was das Bessere sei. Daher kommt es, daß ein greller Oeldruck mit aufgeklebter Gold- und Silberverzierung als das Ideal eines Gemäldes erscheint, und weil er diesen gerade mit seinen geringen Mitteln erkaufen kann, kauft er ihn zur Befriedigung seines idealen Strebens. Nicht weil der Sinn für edlere Formen und Farben ertödtet, sondern weil er noch nicht erweckt ist, wird der dunkle Drang des Volkes nach Schönem die ausgiebigste Domäne für die geschmacklosesten Bilder und durch schreiende Farben und niedrige Preise sich Eingang verschaffenden anderen Dinge.

Wenn auch die Wohnungen im Osten und Westen mancherlei Verschiedenheiten aufweisen, ebenso wie zwischen niederem und oberem Gebirge, oder vorwiegender Ackerbau- und vorwiegender, wo nicht

*) Bettler sieht man auf dem Gebirge sehr selten, wenigstens auf der sächsischen Seite, eher noch auf der böhmischen. Dieß sei hauptsächlich erwähnt, um auf den Unverstand einzelner Touristen hinzuweisen, welche durch gedankenloses Geben, besonders Kindern, das gemeinschädliche, sittenverderbliche und entwürdigende Betteln geradezu lehren.



ausschließlicher Industrie-Bevölkerung, mannigfache Verschiedenheiten zeigen, ebenso wie überhaupt die Wohnungen der Holz- und Waldarbeiter, Bergleute, Arbeiter in der Großindustrie und den Fabriken im Gegensatze zu den Arbeitern in der Hausindustrie und den Kleinbetrieben; so sind diese Verschiedenheiten doch bei weitem nicht allgemein und gleichmäßig nachzuweisen.

Im Allgemeinen ist die große Wohnstube mit Fichtenbretern gedielt, und nur um den Ofen herum, oder vor der Feuerthüre, der Fußboden mit Platten oder Ziegelsteinpflaster belegt. Bei den älteren Anlagen ist der breite Kachelofen auf einer Lang- und einer Kurzseite von der Ofenbank eingefaßt, und unterhalb der Decke mit Stangen umgeben, auf welchen Wäsche und Kleidungsstücke getrocknet werden können. Der Raum hinter dem Ofen wird die Hölle genannt.

Die Thüre der Stube nach dem Vorhause zu ist inwendig mit einem Strohpolster versehen, um die Wärme nicht allzuschnell entfliehen zu lassen. Aus demselben Grunde ist vor der Hausthür, wenigstens in den höheren Gebirgslagen, ein hölzerner Windfang angebracht. Von der mit Platten belegten Hausflur führt eine steile Holztreppe nach oben; vor der Hausthür ist ein breiter, gepflasterter Vorsprung, die Heiste.

In der Fensterecke steht der große viereckige Tisch; an den Außenwänden sind besonders in den älteren Häusern Holzbänke, in den neueren giebt es nur hölzerne Stühle. Dagegen nicht selten ein dürftig gepolstertes, schlichtes Kanapee (Sopha); die älteren mit Rücken- und Seitenkissen, die neueren mit gepolsterten festen Rücken- und Seitenlehnen. In einer Wandnische, oder auch als selbständiges Möbel findet man überall den Brodschrank (das Kappel, Almet, Alme verstümmelt aus Armarium) zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, häufig mit einer Art von Geschirrschrank verbunden, besonders in neuerer Zeit.

Vor Alters brannte man überall Schleißen (lange Holzspäne) zur Erleuchtung der Wohnungen; später Lampen mit Rüböl und offenliegendem Docht; jetzt überall Petroleumlampen.

In den älteren Häusern findet man ziemlich nahe der Decke an den Langwänden ohne Fenster Bortbreter, auf welchen Geschirr (Töpfe, Krüge, Schüsseln ꝛc.) aber auch Bücher, Kästen u. s. w. aufgestellt werden können. Die sogenannte schwarzwälder Uhr mit oder häufiger ohne Gehäuse ist meist links der Eingangsthüre; in neuerer Zeit findet man aber vielfach Uhren mit goldenen Rahmen, gemalten Zifferblättern u. s. w. Auch der altmodische Spiegel mit seinem einfachen braunen oder schwarzen Rahmen, wie er sonst an einem der Fensterpfeiler hing, ist einem größeren, mit glänzender, geschnitzter und

vergoldeter Umfassung gewichen. Photographien von Verwandten und Freunden haben (besonders in der neuesten Zeit) vielfache Verbreitung gefunden, ohne jedoch die altmodischen, buntgemalten Lithographien verdrängen zu können. Aber auch in dieser Beziehung ist ein Fortschritt zu bemerken.

Blumenstöcke, Bilder, Kränze, Blumengewinde u. s. w. bethätigen das Bedürfniß, die Wohnung zu schmücken. In mancher Stube vermehrt auch eine Amsel, ein Rothkehlchen, ein Dompfaff oder Gimpel oder sonst ein Vogel, im Käfig oder ohne Käfig, die Zahl der Bewohner.

Der normale Stand der Wohnungsverhältnisse ist durch die Zunahme der Bevölkerung und die Abnahme des Erwerbes verschoben worden, so daß das Zusammenwohnen von zwei Familien in einem Wohnraume nicht zu den Seltenheiten gehört. Vor kaum 80 Jahren war dieß, besonders im oberen Gebirge, wesentlich anders. Noch 1817 schreibt Schumann:

„Hier (in Jöhstadt) wie auch in mehreren Orten des Obergebirges ist die Bevölkerung im Verhältniß zur Rauhheit der Gegend außerordentlich groß. Drei bis vier Familien, jede mit einer Heerde Kinder, wohnen nicht selten zusammen in einer Stube und geben gemeinschaftlich den Zins, der für jede wöchentlich einen oder anderthalb Groschen beträgt, wofür der Wirth aber überdieß das Heizen besorgt. Wer den Zins nicht baar zahlen will, muß ihn durch Holzlesen oder ähnliche Hülfsdienste abarbeiten. Erdäpfel und Kaffee sind die täglichen Delikatessen des Mittagstisches. Jede Familie hat ihr besonderes Plätzchen am Fenster, und wenn der Raum es erlaubt, auch am Heerde. Außerdem muß mit dem Zubereiten des Essens immer eins auf das andere warten. Eine solche Wirthschaft ist wohl nicht viel besser als eine polnische." *)

Wenn es nun auch nicht mehr so schlimm ist, wie vor etwa 30 Jahren, wo ein Reisender schreibt: „Es ist keine Fabel, was man uns erzählt von dem Elend der Leute, die oft zu drei und vier Familien in einer Stube wohnen, Jung und Alt, Kinder von vier und fünf Jahren und achtzigjährige Alte am Klöppelsacke sitzend, um sich das nackte Leben zu erkaufen," **) so kommt es doch vor, daß die Großeltern mit Sohn oder Tochter und deren Frau oder Mann und einer Anzahl von Kindern einen Hausstand bilden, in einer Wohnstube wohnen und in einer oder zwei dazu gehörenden Kammern schlafen.

Die **Nahrung** der Erzgebirger ist bei weitem nicht so gering

*) Schumann, Ortslexikon. IV. 359 ff.
**) Europa. 1855. No. 50.

und schlecht, wie man allgemein glaubt, oder geglaubt hat. Die Händler, Krämer, Hausirer, Zubußboten u. s. w. hatten ein Interesse daran, die Zustände möglichst armselig darzustellen, von einem permanenten Elend zu erzählen; das Mitleiden zu wecken und rege zu halten, und so war es nicht zu verwundern, daß man draußen im Niederlande glaubte, die traurigen Hungersnothzustände seien die Ernährungszustände im Gebirge überhaupt. Im Großen und Ganzen lebte man im Gebirge nicht schlechter, oder wenigstens nicht viel schlechter, wie im Niederlande. Fleisch aß man ja überhaupt seltener, weniger regelmäßig; starker Brei von Mehl, Kartoffeln, dicke Suppen u. s. w. waren vorwiegend in Gebrauch. Selbst in den wohlhabenden Gegenden des Hügellandes gab es ja „in der Woche" kein Fleisch, höchstens einmal Wurst, und sonst dicke, mehlreiche Breispeisen.

Ueber die Ernährungsverhältnisse, wie sie sich im Laufe und unmittelbar nach Ende des dreißigjährigen Krieges gestaltet hatten, also die Zeiten des größten Elendes und der größten Bedrängniß, schreibt M. Christ. Lehmann: „An etlichen gebirgischen Orten wächst wenig Getreide außer Haber, daraus sich die Inwohner Haberbrod, Habergrütz, Habersuppen, Haberbier (so schlecht) bereiten und sich dabei wohl befinden, stark und lebhafft werden. Es giebt alte Wald- und Dorfleute, die sich von Jugend auf an die Milchspeisen gewöhnt, Schotten und Buttermilch zu ihrer Notturft getrunken und ein hohes Alter erreichet." *)

In dem Maaße als sich die Bewohner des Gebirges von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges erholten, und der Wohlstand sich mehrte, stieg auch der Stand der Ernährung; wie wenig dieß aber ausmachte, nachdem auch die Bedrängnisse des siebenjährigen Krieges überwunden waren, ist aus den Schriftstellern vom Ende des 18. Jahrhunderts zu ersehen.

„Die Kost kann nicht einfacher sein. Neben dem dürftigen Brot, das nicht allein aus Korn, sondern, wenn auch selten, auch aus Gerste, Hafer, oder aus allen dreien Getreidearten gebacken wird, bildet die Kartoffel die Hauptspeise. Sie erscheint fast bei jeder Mahlzeit auf dem Tische und wird gewöhnlich mit Salz (früher auch mit Leinöl) das übrigens für viele Speisen die Zukost ist, und wenns hoch kommt, mit Hering genossen. Aus der Kartoffel bereiten die Erzgebirger auch ihre Lieblingsspeise, den Götzen, auch Stampen, Bambes oder Rauhemahd genannt. Milch- oder Mehlsuppe, Grütze und verschiedene Qualitäten von Brei kommen häufiger auf den Tisch. Klöße sind ein Leckerbissen (besonders Mehlklöse). Das Lieblingsgetränk des

---

*) Lehmann, Histor. Schauplatz. S. 918.

Gebirgers ist und bleibt Kaffee. Er wird allerdings meist ganz oder fast ganz aus Cichorie, Möhren, Gerste u. dergl. gebraut". (Merkel.)

Nicht viel anders spricht Mosch sich aus; doch muß man berücksichtigen, daß er unmittelbar nach dem Hungerjahre 1817 schrieb.

„In Hinsicht der Lebensmittel herrscht in allen Gebirgsgegenden eine große Einfachheit; die größte aber im Erzgebirge. Korn mit Gerste und Hafer vermischt, oder auch Hafer allein, giebt ihnen Brod, das durch herrliche Gebirgsbutter spärlich gewürzt, ihre vorzüglichste Kost ist. Bei größerer Theuerung und bei Sperrung Böhmens sind diese Gebirgsbewohner genöthigt, sich einzig an die Erdäpfel zu halten, welche als ihr Manna betrachtet werden können. Ueberhaupt genießt man deren, so lange sie sich halten, täglich, und weiß sie auf die mannigfaltigste Weise wohlschmeckend zuzubereiten .... Fleisch wird, den Sonntag ausgenommen, nur selten gegessen .... Als Gemüse ißt man stark die im Gebirge häufig wachsende wilde, gemeine Melde. Auch genießt man viel Pilze und Schwämme, die in den feuchten Bergwäldern wohl gerathen und vorzüglich die in ungeheurer Menge wachsenden Heidel- und Preißelsbeere .... Eine Lieblingsspeise sind die Götzen und Hefenklöse, eine besondere Art Eierkuchen, die in der Pfanne gebacken werden .... Bier und Branntwein gebraucht man nur wenig, und dann nur des Sonntags." *)

Fleisch wird von allen Familien wenigstens des Sonntags gegessen, auch ein oder mehrere Male Wurst im Laufe der Woche, wenn die Erwerbsverhältnisse nicht gerade sehr ungünstige sind. Man genießt vorwiegend Schweinefleisch, mindestens dreimal mehr als Rindfleisch. Wo möglich wird ein Schwein aufgefüttert, um es im Winter zu schlachten, oder auch eine Ziege, welche möglichst lange als Melkvieh ausgenutzt wird. Da wird auch einmal im Jahre „ein Zickel" geschlachtet.

Milch wird zu Suppe und Muß verwendet, sowie zur Veredelung der überall gebräuchlichen Kaffeesurrogate. „Eitel Kaffee" kann nur ein verwöhnter Niederländer trinken. Butter, Käse, vor Allem Quark werden stark verbraucht; an Stelle der Ersteren aber auch Schmeer oder Schweinefett. In der neuesten Zeit haben auch die verschiedenen Arten von Kunstbutter Verbreitung gefunden, während der Verbrauch des früher so vielfach verwendeten Leinöls bedeutend abgenommen hat.

Die Kartoffel bildet die Hauptspeise der großen Menge der Gebirgsbewohner; aber sie wird in allerhand verschiedenen Zubereitungen auf den Tisch gebracht.

---

*) Mosch, S. 81, 82.

Die Kartoffel ist besonders seit der Theuerung während des siebenjährigen Krieges in allgemeine Aufnahme gekommen. Sie ist eine beliebte, wenn auch nicht besonders nahrhafte Speise. Die Kartoffel wird im Ganzen, in Stücken oder in Scheiben gekocht, geröstet, gebraten; roh oder gekocht zerrieben oder zerquetscht. Man bereitet aus ihnen Suppe, Muß, Pamps, Götzen, Klöße u. s. w. Die Kartoffelsuppe wird mit Zwiebeln, Sellerie oder Speck gewürzt; Kartoffelmuß mit Speckgriesen gefettet, zuweilen gebacken. Kartoffelstückchen mit Rind- oder Schöpsenfleisch gekocht, oder mit braunem Mehl und Essig als saure Kartoffeln zubereitet. Aus rohen oder aus gekochten, geriebenen Kartoffeln, mit einem Zusatz von Mehl oder geriebener Semmel macht man Klöße; doch ißt man auch Mehlklöße, Semmelklöße und Speckklöße mit Vorliebe. Besonders beliebt ist Kartoffelpamps oder Pfanne, wo die gekochten, reichlich geschmalzten Kartoffeln mit dem Holzlöffel zerdrückt und in der Pfanne gebacken werden. Der höchste der Genüsse sind die „Götzen", ein Backwerk von Mehl, Milch, Eiern, mit Butter, Leinöl oder Schmalz.

Die Bevölkerung des Gebirges zeichnet sich durch keine besondere Tracht aus.

Noch vor vierzig Jahren schrieb man: „Altmodisch gekleidete Erzgebirger sieht man nur ganz vereinzelt. Die Schwanzmütze, (eine Art wollener Zipfelmütze) ist fast verschwunden; der silberne Ohrring (im linken Ohr der Männer), das rothe Halstuch, die gelbe oder schwarze Lederhose sind außer Gebrauch gekommen. Nur die Jacke (Koller oder Wamms) und der Brustlatz (die Weste) sind noch allgemein. Faltenreiche Röcke, steife Haubenstreifen oder glatte Pelzmützen tragen nur noch die Bäuerinnen in den entlegensten Dörfern. Nur die Bergleute sind noch durch eine besondere Tracht kenntlich."

In Bezug auf die mittelalterlichen Trachten sei die Schilderung in Sebastian Münsters 1544 erschienenes Cosmographia universa eingeschaltet. Er beschreibt den erzgebirgischen Bauer, sein Leben und seine Tracht:

„Die Bauern führen ein gar schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von den anderen abgeschnitten (durch die weitläufige Lage der Höfe) und lebt für sich selbst mit seinem Gesinde und Vieh. Ihre Häuser seind schlechte Häuser von Koth (Lehm) und Holtz gemacht, auf das Erdreich gesetzt ond mit Stroh gedeckt. Ihre Speis ist schwarz Roggenbrod, Haferbrei oder gekocht Erbsen mit Linsen; Wasser und Molken ist fast (ausschließlich) ihr Trank. Ein zwielich Gippen (zwillichene Juppe), zween Bundschuch (Bastschuhe) und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh. Früh und spät hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächsten

Städte zu verkaufen, was sie Nutzung überkommen auf dem Feld und von dem Vieh und kaufen ein dagegen, was sie bedürfen. Denn sie haben keine, oder gar wenig Handwerkleute bei ihnen (auf dem Dorfe) sitzen. Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bauen, säen, Frucht abschneiden und in die Scheuer führen, Holz hauen und Graben machen. Da ist Nichts, daß das arme Volk nicht thun muß und on Verlust nit aufschieben darf."

Diese, die Hörigkeits- und Lebensverhältnisse des Bauernstandes, seine Kleidung und Nahrung kurz aber in kräftigen Farben darstellende Schilderung wird durch die Bemerkungen über die Kleidertracht der Städter in Jenisius' Chronik von Annaberg (Annabergae Missniae urbis Historia 1604) in anderer Richtung ergänzt.

„Die Männer banden das Haar mit Netzen aus seidenen oder goldenen Faden." Wir wissen, daß der Freie das Haar lang trug, und nur dem Hörigen dasselbe kurz geschoren wurde.

„Sie tragen mehr eingedrückte und breite (breitkrämpige) Hüte, sowie Mondschuhe (Schnabelschuhe?) und Pelzkappen (Mützen) rings verbrämt, Röcke mit Aermeln (Ueberröcke), die bis an die Knie oder Knöchel reichen. Die Reicheren im Winter zottige Wolfspelze; die übrige Kleidung ist nach altdeutscher Art eng und dem Gliederbau entsprechend, das Wams wird durch Hefte oder Schleifen zusammengehalten. Darüber trägt man im Sommer einen Leinwandrock."

Ueber die Tracht der Frauen erwähnt Jenisius nur, daß ältere Frauen Pelze trugen, verheirathete Frauen Hauben und in Zöpfe geflochtenes Haar. Derselbe spricht sich wiederholt über den zunehmenden Luxus aus und bezeichnet als eine ganz besondere „Ausgeburt der neuen Hoffarth" die goldenen Flitterhauben, welche die Mädchen an besonderen Ehrentagen trugen, sowie die von Gold und Perlen gestickten Stirnbänder, welche von den Bräuten noch außer der Flitterhaube angelegt wurden. Besonders aber ereifert er sich über die Kleider von Sammt und Seide, welche man vorher fast nie erblickt hätte.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts war die Tracht der Gebirgsbewohner von der Tracht der Bewohner des Niederlandes und der Ebene auffallend verschieden.

So schreibt Mosch (S. 83): „Die Bauerschaft des Gebirges hat dagegen im Ganzen folgende Tracht: An Werkeltagen eine kurze blaue Jacke ohne Taschen und Kragen, die vorn herab mit einer Reihe weißer, stark gewölbter Knöpfe besetzt ist, welche dicht an einander stehen. Ueber diese Jacke, im Hochgebirge „Goller" genannt, zieht man einen Rock von schwarzer Leinwand, ebenfalls ohne Kragen und mit Knöpfen besetzt, wie jene; inwendig ist derselbe eine Hand

mit scharlachrothem Zeuge besetzt. Unter der Weste ist der meist pfirsichblüthenfarbige oder dunkelblaue oder scharlachrothe Brustlatz mit eben solchen Knöpfen wie Rock und Jacke. Die von einer breiten bunten Hosenhebe gehaltenen Hosen sind weit, von schwarzem Leder und an beiden Seiten mit bis ans Knie herabgehenden Taschen versehen, welche statt der Rocktaschen dienen, und aus welchen ein blankes Messerbesteck, Tabakspfeife hervorzublicken pflegen. In der Gegend von Chemnitz und Zwickau, und im rechten Flügel des Gebirges sind enge, schwarze Beinkleider und Koller mit Taschen und zwei Reihen Knöpfen üblich. Des Sonntags zum Kirchgang oder zu anderen feierlichen Gängen trägt man statt des schwarzen Kittels einen dunkelblauen Tuchrock, nur an dem Vorderarm und an den Taschen reichlich mit Knöpfen versehen; bei Trauer und an Ehrentagen aber einen schwarzen Tuchrock und Weste mit gleichen Knöpfen. Schuhe werden seltener, dagegen bis an die Knie reichende Stiefel allgemein getragen. Im Hause und auf dem Hofe sind im östlichen Gebirgsflügel hie und da noch Holzschuhe gebräuchlich. Den Kopf bedeckt im Sommer ein ledernes, hart anschließendes Käppchen („Packkappel") oder eine Mütze von grünem, seltener von rothem Sammet, ringsum mit Iltis- oder Marterfell verbrämt. (Sammt-Bartel oder Barretel). Oben darauf wird ein großer, runder, niedriger, dreiseitig oder zweiseitig aufgekrämpter Hut gesetzt. Im Winter trägt man einen Pelz von blaßgelbem Leder, mit schwarzem Schafpelz aufgeschlagen und gefüttert, sowie eine hohe, schwarze Pelzmütze.

Im niederen Gebirge sind unter den Bauernweibern dicke, mehrfach übereinandergezogene, kurze Röcke üblich, welche der einherschreitenden Gestalt das Ansehen einer wandelnden Glocke geben. Man trägt meist eine Weiberjacke von hellblauem Tuche; im Elbthale grün, mit kurzen Aermeln. Bei trübem Wetter hüllt man sich in große, leinene Regentücher. Die Mädchen tragen meist weiße, die Weiber schwarze Häubchen, und beide schwarze, oder vorwiegend dunkle Mieder. Beim Gehen über Land oder bei den Feldarbeiten bindet man, vornehmlich im Erzgebirge, ein leinenes, weißes Tuch über den Kopf, und zwar so, daß es über der Stirn einen Schutz gegen die Sonne gewährt, und das Uebrige den Rücken hinab hängt. Zum Sonn- und Festtagsstaat gehört ein kleiner Muff von schwarzgefärbten Katzen- oder von Iltis- und Marderfell und eine breite, niedrige mit einem Deckel von Goldstoff versehene Mütze von eben dem Pelzwerk; beide werden im Sommer und Winter getragen. Im Winter, und so lange die kühle Witterung dauert, bedient man sich eines bis an die Hüften reichenden Pelzes von feinem, braunem Leder, der mit sauberem, schneeweißem, lockig aufgeschlagenem, mit einem gleichen die

Schultern bedeckenden Kragen versehen, und an den Hüften mit buntseidenen Schnuren oder mit Stickerei besetzt ist.

Noch im Jahre 1840 berichteten die „Wanderungen durch das sächsische Erzgebirge“: „Die gewöhnliche Wochentracht der Bauern des Erzgebirges — ein Rock von schwarzer Leinwand, ohne Kragen und mit weißmessingenen, stark gewölbten Knöpfen besetzt — wird auch hier (in der Gegend von Altenberg) und in allen umliegenden Dörfern getragen. Jeder achtbare Landmann und Bursche trägt noch überdieß sein schwarz- oder grünsammtnes, hart an den Kopf anschließendes Kappchen und darüber einen Hut mit breitem Sammetbande, das zur Sommerszeit einen Blumenstrauß hält. In den Taschen der schwarzen Lederhosen darf das blanke Messerbesteck so wenig als die mit Kupfer beschlagene Tabakspfeife fehlen.“

„Die meisten Frauen und Dirnen des sächsischen Berglandes haben, zu auffallender Entstellung ihres vollfrischen Ansehens, das Hauptstaar kurz verschoren. Auch gewinnt ihre Schönheit nicht durch die mehrfach übereinanderliegenden Röcke, so daß sie in ihrem Gange fast wandelnden Glocken und in ihren roth- und blaugestreiften Hemdärmeln beinahe buntgeflügelten Feldtauben gleichen.“

Die Alltagstracht der Männer erinnert nur durch die zum Theil, und vorwiegend in der landwirthschaftlichen Bevölkerung gebräuchlichen Jacken, Lederhosen und hohen Stiefel noch an die frühere Tracht. Noch weniger vom Althergebrachten hat sich in der Tracht des weiblichen Geschlechtes erhalten. Diese ist durchaus städtisch und modisch.

Die Sonntagstracht der Männer ist schwarz: Beinkleid, Weste, Rock, Handschuhe und Hut, wenn auch nicht immer nach der neuesten Mode. Die Frauen und Mädchen tragen zum Kirchgange schwarze Kleider und Handschuhe, dunkle Hüte (häufig ohne Blumen). Schnupftuch, Gesangbuch und Regenschirm werden in der Hand getragen.

---

12. Liebhabereien. Vergnügungen. Besondere Sitten und Gebräuche.

Der muntere Sinn der Erzgebirger tritt, je nach Ort und Beruf, mehr oder weniger scharf hervor. So rühmt man den einen Ort vor dem anderen, je nachdem Beobachtungsgabe, Auffassungskraft, Schlagfertigkeit und Mutterwitz geweckt und durch das Leben geschärft sind.

Ueberall steht mit dem heitern Gemüthe die Neigung zu Musik und Gesang, sowie die Liebhaberei von Waldsängern und anderen Vögeln im engsten Zusammenhange. Wer nur irgend kann, giebt

seinem musikalischen Gefühle freien Lauf. Da hört man in den Feierstunden, und auch nicht selten bei der Arbeit frischen Gesang. Nächstdem vielleicht auch das Spiel eines Instrumentes, von der Mund- und Ziehharmonika an durch den ganzen Kreis der Blas- und Streichinstrumente hindurch.

In allen Volksschichten besteht die Neigung, alles Musikalische festzuhalten, was irgend anheimelnd und leicht singbar ist, und dasselbe auf irgend eine Weise von sich zu geben: durch Singen, Trällern, Pfeifen u. s. w.

Der Gesang und das gute Volkslied sind herrliche Bildungs- und Erholungsmittel. Der Gesang veredelt die Anschauungen und das Leben. Das Volkslied gehört Allen gemeinsam an und wirkt auf Alle in gleicher Weise. Hier handelt es sich hauptsächlich darum, Ungeeignetes bei Seite zu drängen, und Frisches und Gesundes allgemein werden zu lassen; den Geschmack zu läutern. Das ist die Aufgabe selbst der einfachsten und ursprünglichsten Gesangvereine.

Mit der Vorliebe für Musik ist die Neigung zum Tanz enge verbunden. „Den Tanz liebt man im Gebirge bis zur Leidenschaft, tanzt aber selten etwas anderes als die deutschen Tänze und das Schottische." (Mosch S. 69.) In früheren Zeiten tanzte man Reihentänze und Rundtänze. Von den Reihen- oder Figurentänzen hat sich „Der Vogelsteller" wohl bis in die neueste Zeit im Westen des Gebirges erhalten, eine Zusammensetzung von Figurentanz und Rundtanz. Der Bursche lockt das Mädchen bei Gegenübertanz durch Vor- und Zurück-, Rechts- und Linkstanzen, Winken mit dem Finger u. s. w., bis sie sich nach einer Anzahl von Takten vereinigen und einen kurzen Rundtanz ausführen.

Unter den Rundtänzen ist der Dreher oder Zweitritt unzweifelhaft der älteste. Seine Bewegung besteht aus zwei Tempos, während die Walzerbewegung aus drei Tempos zusammengesetzt ist und ursprünglich in langsamem Takte ausgeführt wurde. Der Rutscher hatte zwei, der Schottisch drei Taktbewegungen. Jetzt werden die Rundtänze meist in sehr schnellem Tempo, aber ohne Aufmerksamkeit auf die Fußstellung ausgeführt.

Außer dem Tanzvergnügen finden zahlreiche Vereinigungen von Hausgenossen und Nachbarn statt; früher als Spinn- und Klöppelstuben, gegenwärtig als Näh- und Stickstuben; Vereinigungen zu gemeinschaftlicher Arbeit und Unterhaltung. Alt und jung sitzt beisammen, fleißig und flink mit der Hand und mit dem Mundwerk. Da wird dann von allen Möglichen und Unmöglichen erzählt, die unglaublichsten Geschichten unter dem Siegel der Verschwiegenheit geflüstert, (ganz wie anderwärts auch) und je unheimlicher und

furchterregender eine solche Geschichte ist, um so größer ist der Erfolg, um so interessanter wird sie. Hier in den Rockenstuben und ihren Nachfolgern sind die mannigfachsten Formen des Aberglaubens entstanden und verbreitet worden; hier wurden die Keime von vielen eigenthümlichen Anschauungen, von Schreckhaftigkeit und Furcht, von Gespenster- und Geistersehen gelegt! Wie vieler Blödsinn ist da zu Tage gefördert und von aufmerksamen Zuhörern als tiefe Weisheit aufgenommen worden! Geheimnißvolle Eröffnungen und Erzählungen mit ihren Verwickelungen; dazu die gespannten Zuhörer, die blakende Lampe, der Gluthen ausströmende Ofen, und draußen der heulende Sturm, die dunkle Nacht, der wirbelnde Schnee — — Das alles trägt dazu bei, selbst dem blühendsten Unsinn andächtige Zuhörer zu verschaffen.

Die Winterlandschaft des Gebirges hat ihren eigenthümlichen, hohen Reiz. Der Wald mit seiner Schneebedeckung, aus welcher nur verstohlen etwas winterliches Grün hervorblickt, Berg und Thal mit ihren sanfter erscheinenden Formen, die geglätteten Wege, die beeisten Bäche, die winterliche Färbung, die dicke neblige Luft und der matte Schein der Sonne erzeugen ein kostbares Bild. Schellen- und Glockengeläute zahlreicher Schlitten belebt dasselbe. Schlittenfahren ist nicht blos von ältester Zeit her ein beliebtes Wintervergnügen, sondern der Schlittenverkehr ist für den Wald und das Obergebirge vor Allem eine wesentliche Erleichterung aller Verbindungen gewesen. Während die Kinder mit Schneeballwerfen und Schneemännerbauen, sowie mit dem Fahren auf der „Käsehütsche“ sich vergnügen, und die Erwachsenen beim Schlittenfahren Besuche austauschen und Belustigungen aufsuchen, beruht ein großer, wo nicht der größte Theil des erzgebirgischen Verkehrs auf den Schlittenkufen in der langen, stätig aushaltenden und sicher gemessenen Zeit, wo der Schnee die Unebenheiten von Straße und Weg ausgleicht und alle Verbindungen wesentlich erleichtert.

Von der Vogelliebhaberei im Erzgebirge schreibt Lehrer Schlegel in der „Gefiederten Welt“: .... „Des Erzgebirgers tief inniges Gemüth und seine Neigung für Gesang und Musik läßt die weit ausgebreitete Liebhaberei für die gefiederten Sänger erklärlich erscheinen .... Man mag dieses bescheidene Fleckchen deutscher Erde nach jeder Richtung hin durchwandern, so wird man selten ein Häuschen antreffen, in dem nicht wenigstens ein Singvogel zu finden wäre .... Hier findet man ein inniges, liebevolles Verhältniß zwischen Mensch und Vogel .... Wenn bei der Anspruchslosigkeit der ärmeren Bewohner des Erzgebirges oft zwei, nicht selten drei Familien im engen Stübchen friedlich bei einander wohnen, so hat man doch immer noch

Raum genug, um einen Käfig anzubringen; selbst unten an dem Ofen und an der Ofenbank hat man solchen mittelst eines einfachen Gitters hergestellt. Man kann aber auch Finken, Meisen oder Ammern frei im Zimmer umher hüpfen sehen. Der Erzgebirger hat seine Lieblinge, hauptsächlich Hänfling, Zeißig, Stieglitz, Edelfink, Kreuzschnabel (oder Krünitz, Grinitz) und Gimpel.

Im oberen Gebirge, von der voigtländischen Grenze an bis zum Sandsteingebirge, wurde in früheren Zeiten das Vogelstellen mit Leidenschaft getrieben; auf kleinen und großen Heerden, auf dem Leim und im Meisenkasten, sowie im Winter und Frühjahr auf dem Naschheerde. „Köhler, Holzhauer und Stockröder umstellen ihre Werkplätze „fast immer mit Lockvögeln, und wenn der Winter kömmt, so richten sie „Gimpel und Finken ab und verkaufen sie in den Niederlanden.“ *)

Die Nähe des Waldes, das ungehinderte Betreten desselben zum Holz- und Beerensuchen, sowie auch der Beruf als Köhler, Holzarbeiter u. s. w. erweckte aber auch sehr bald die Lust an der Jagd, wie wir sie heute noch in vielen Gebirgsdörfern stark ausgeprägt finden.

„Die Bewohner des Hochgebirges zeichnet ein unbezwinglicher „Trieb zur Jagd aus. Von der voigtländischen Grenze an bis weit „in den linken Flügel des Gebirges hinein sind die Grenzdörfer mit „Raubschützen gefüllt, und obschon des Wildes jetzt viel weniger „geworden, sie auch nicht durch Dürftigkeit in der Regel dazu ge„nöthigt werden, so können sie doch der Neigung nicht widerstehen. „Ein Kohlkram, den die Köhler verlassen, ist des Nachts ihre Zuflucht, „ein Häuflein Moos ihr Kissen, und der Mond und die Sterne sind „ihre Leuchte auf kaum zu erkennenden Wildsteigen. In älteren „Zeiten ward der Wildraub so arg betrieben, daß anfänglich drei bis „vier Wäldner, späterhin die kurfürstlichen Trabanten die Heger um„gehen mußten, die Wildschützen abzuhalten.“ *)

Wenn das auch nun nicht mehr in diesem hohen Grade stattfindet, so ist das Geschlecht der Wildschützen doch wohl noch nicht ganz ausgestorben.

Viele alte Gebräuche und Sitten sind im Laufe der Zeiten in Vergessenheit, oder wenigstens außer Anwendung gekommen. Wenn auch die Vogel- und Scheibenschießen überall noch als Volksvergnügungen angesehen werden, so haben doch die festlichen Auf- und Abzüge der Schützen eine andere Gestalt angenommen. Schau-, Kauf- und Würfelbuden, Kuchen-, Würstel- und Bierzelte, Karoussels, Elektrisirmaschinen, Kraftmesser, auch Schießbuden und

*) Mosch, Neueste Kunde vom Königr. Sachsen. Weimar 1819. S. 69.

Photographenzelte fehlen nicht; aber das Ganze hat einen anderen Charakter, denn früher. Auch die Kirmse ist anders geworden; das Kirchweih- und Kuchenfest, wo alle Bekannte bei dem Kirmeßvater einsprechen, essen und trinken und sich lustig machen konnten; wo gute Freunde vermummt als „Kuchensänger“ angezogen kamen, ganz wie die Dorfarmen, welche in die Höfe und vor die Thüren zogen, eigene Kirmeßlieder, aber auch geistliche und weltliche singend, um eine Gabe an Kuchen ꝛc. zu gewinnen. Das Hahnschlagen und das Jungfernstechen, welches früher im niederen Gebirge, besonders bei den Erntefesten sehr gebräuchlich war, findet man fast nirgend mehr. Bei beiden Belustigungen galt es, mit verbundenen Augen das Ziel zu treffen. Stieß z. B. beim Jungfernstechen der Betreffende mit seinem Stocke nicht in die Mitte der aus Bret gemachten, mit ausgebreiteten Armen dastehenden, um ein paar Zapfen drehbaren Figur, so erhielt er in der Regel einen tüchtigen Denkzettel, zum großen Gelächter der Umstehenden.

Die Mehrzahl aller Gebräuche war mit einem gewissen Zusatze von Aberglauben versetzt.

Am Dreikönigstage zogen die Knaben mit dem Stern, als Könige aus dem Morgenlande vermummt und geschmückt durch den Ort, um ein kleines Geschenk vor den Thüren zu ersingen.

An Aschermittwoch äscherte man; d. h. man bewarf sich mit Häckerling (anstatt mit Asche) zum Zeichen des Bußethuns. Das Ascheabkehren mit grünen Ruthen hatte sich ebenfalls längere Zeit in Erinnerung dieser katholischen Sitte erhalten. Eng damit verbunden (wenigstens dem Sinne nach) war das Osterficken, wo man sich gegenseitig am frühesten Morgen zu überraschen und mit grünen Ruthen aus dem Bette zu treiben suchte.

Am Ostermorgen zogen die Burschen mit Musik und Gesang aus, nachdem sie während der Nacht zahlreiche Freudenschüsse abgegeben hatten; die Mädchen holten schweigend vor Sonnenaufgang das Osterwasser.

Auch in der Walpurgisnacht wurde viel geschossen, drei Kreuze an die Stallthüren gemacht, Feuer auf verschiedenen Berghöhen angezündet.

Am Gregoriustage zogen die Schulen singend durch die Orte, um darauf ein Kinderfest zu feiern, und zu Pfingsten suchten die Knaben den Pfingstlümmel, zu welchem derjenige erkoren war, der zuletzt im Bette überrascht wurde. Zu Pfingsten wurden auch, wo es irgend anging, Maien gesetzt; im niederen Gebirge Birken, im oberen Fichten.

Am heiligen Abend des Weihnachtsfestes mußte man neunerlei Speisen essen, unter denen Topfklöße, Wurst mit Sauerkraut,

10*

Hering und Semmelmilch nicht fehlen durften. Bei der Bescheerung hatte sich die Pyramide (Peremette, Pergemide) vollständig eingebürgert; die sogenannte Weihnachtstanne, der Christbaum, war selten. Die Peremette war vom Vater selbst gebaut, und gab ein beredtes Zeugniß von seiner Geschicklichkeit und seinem Geschmack. Besonders beliebt war das Anbringen von durch die Wärmestrahlung in Bewegung gesetzter Figuren (Menschen, Thieren, Jagden, Bergmännern, Bergaufzügen, Bergwerken, Schattenspielen u. s. w.).

Die Weihnachtsspiele sind nicht mehr im Gebrauch.

Der Hochzeit geht der Polterabend voran, an welchem die bösen Geister durch möglichst viel Lärmen verscheucht werden sollen. Was von alten Töpfen, Schüsseln und Tellern nur aufzutreiben ist, wird an der Thür der Braut zerschlagen, und je größer der Haufen Scherben, über welchen sie schreiten muß, um so größer ihr häusliches Glück. Die Ausstattung der Braut wird durch den festlich geschmückten Kammerwagen, auf welchem in früheren Zeiten der Spinnrocken und später der Klöppelsack nicht fehlen durfte, nach der Wohnung des jungen Paares gebracht.

Bei der Fahrt nach der Kirche erhielt der Kutscher ein buntes Tuch vorgesteckt, und auf dem Wege zur Kirche wurde das Brautpaar, mochte es nun gehen oder fahren, wiederholt aufgehalten, damit es glücklich werde. Regen in den Brautkranz verheißt auch hier, wie anderwärts Reichthum.

Beim Hochzeitstanze suchen die jungen Leute die Braut zu rauben, welche der Ehemann auslösen muß; sodann wird der Myrthenkranz mit einer gewissen Feierlichkeit abgenommen und die junge Frau erhält eine Haube, der junge Ehemann eine Sackmütze aufgesetzt.

Bei Kindtaufen dürfen die Pathen weder Messer noch Schlüssel einstecken, um dem Kindchen keinen Unsegen zu bringen; bei der Mahlzeit müssen sie von allen Gerichten essen. Die Gevattern unter einander schenken sich gewisse Liebereigaben, und beim Kindtaufschmause geht der Sammelteller für Armenkasse und Schulkasse um den Tisch.

Am Abend vor dem Begräbnißtage wird der Todte aufgebahrt und im Hause ausgestellt. Alle Freunde und Bekannte, ja wohl alle Dorfbewohner kommen, um von dem Verstorbenen Abschied zu nehmen, und wer irgend kann, geht mit zu Grabe. In feierlichem Zuge, mit Gesang und Trauermusik und unter zahlreichem Geleite wird der Verstorbene zur Ruhe gebracht.*)

*) Dr. M. Spieß, Aberglaube, Sitten und Gebräuche im sächs. Obererzgebirge. Herm. Arnold, Sitten und Gebräuche im Erzgebirge. (Glückauf, Zeitschrift, 1887. S. 105 ff.) G. Mosen, Erzgebirgische Weihnachtsspiele. Zwickau. 1861.



13. Die Sprache im Erzgebirge.

Obgleich die große Masse der in das Erzgebirge eingedrungenen Ansiedler der deutschen Sprachenfamilie angehörte, so bildeten sich doch im Laufe der Zeiten verschiedene, durch Oertlichkeit, Zusammensetzung der Ansiedlergruppe und etwaige Verschmelzung mit sorbenwendischen Elementen hervorgerufene Dialektgruppen, von in einzelnen Fällen selbst geringem Umfange aus. Die Ansiedler einzelner Thäler und Thalstrecken waren lange Zeit hindurch auf sich selbst angewiesen, da nur wenige Straßenzüge das Gebirge überschritten und noch weniger die einzelnen Thäler mit einander verbanden. Hierdurch ward die Verschmelzung der in einem einzelnen Thale seßhaften Ansiedler verschiedener Abstammung und eine Lokalfärbung, auch der Sprache, hervorgerufen.

Die Verschiedenheiten zwischen Ost und West sind unverkennbar; doch ist es wohl nur dem Sprachforscher, welcher alle Einzelnheiten vollkommen beherrscht, möglich, bestimmte Regeln aufzufinden, nach welchen sich die mannigfachen Lautverschiebungen und Lautbildungen vollzogen haben. Das Uebergewicht dieses oder jenes Volksstammes läßt sich jetzt nicht mehr nachweisen. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich zahlreiche kleine Unterschiede abgeschliffen, aber auch eine Reihe von Verschiedenheiten neu gebildet, so daß es nicht möglich wird, die ursprüngliche sprachliche Grundlage nachzuweisen.

Der erste und bedeutendste Schriftsteller über das Erzgebirge, M. Christian Lehmann, der in Bezug auf Ortsbeschreibung, Thier- und Pflanzenleben, Sitten, Gebräuche und Erlebnisse der Gebirgsbewohner eine so reichhaltige Fülle von Thatsachen giebt, weiß von den Bewohnern selbst, ihrer Abstammung und Sprache, wie von der Besiedelung des Gebirges und deren Verlauf nichts zu erzählen. In dem starken Quartbande, den, wie er sagt „treuherzige Gebirger verhoffentlich mit bescheidenem Judicio aufnehmen“ — in welchem er „die Gebirgischen Redensarten, als welche denen Einwohnern viel geläufiger, öffters mit Fleiß behalten“ — . . . in dem ganzen Werke ist an keiner Stelle von der Sprache der Bewohner und den Eigenthümlichkeiten derselben die Rede.

Die Sprache, sagt Mosch (S. 86 ff.) ist die deutsche; das gemeine Volk hat verschiedene Dialekte; am schwersten zu verstehen sind die Dialekte des Erzgebirges um Johanngeorgenstadt, Eibenstock und Schönhaide . . . .

Auch Schumann (IV, 560) bemerkt bezüglich der Sprachen: „Nirgends klingt sie rauher und fremdartiger als im Obergebirge. Uebrigens herrscht auch in dieser Mundart manche Verschiedenheit;

anders spricht der Bermsgrüner, anders der Schönhaider. Der singende Ton fällt aber in der Schönhaider Gegend am meisten auf."

Weiter hinauf, findet man das Eigenthümliche, daß man vor den Vokalen **o** und **a** ein **u** hören läßt; im unteren Erzgebirge spricht man **ei** wie **eh**; im Obergebirge aber **ei** wie **ah**.

Im Erzgebirge finden wir ferner die Eigenheit, die Personen an Stelle der Familiennamen mit Beinamen zu bezeichnen, welche von Zufälligkeiten hergeleitet sind, oder mit einer Reihe von Vornamen, welche die Abstammung umfassen .... In der Gegend von Schönheide pflegt man auch die Männer nach der Genealogie der Weiber zu benennen. Vor die Tauf- und Geschlechtsnamen setzt man den Artikel, wenn auch überhaupt apostrophirt. Am Schlusse des Wortes wird das **n** weggelassen.

Das **a** wird selten rein ausgesprochen, und bildet einen Mittelton zwischen **a** und **o**; das **O** spricht man meist aus wie **u**; das **au** im Obergebirge in **ah**, im Niedergebirge **oh**.

Viele Wörter werden verkürzt; die Endsilbe verwandelt; der Buchstabe **r** verschluckt. Um Eibenstock her verwandelt man das **a** oft in **au** oder **ou**.

Viele Wörter werden gedehnt; oder auch durch Anhängen eines **p** verlängert. Die Endung **ung** verwandelt man in **ing**.

Besonders bemerkenswerth ist das Bestreben, Verkleinerungsworte zu bilden; im oberen Gebirge durch **le** oder **la**.

Endlich werden viele Wörter verstümmelt und verändert, sowie zahlreiche Flickwörtchen eingeschaltet; endlich mischt er seiner Rede gern selbstgeschmiedete, oder verunstaltete Fremdworte bei.*)

Besonders auffallend sind die allgemein gebräuchlichen Abkürzungen und Verstümmelungen der Ortsnamen. So heißt Lungwitz nur Lungs, Rothschönberg Schimmr'ch, Dippoldiswalde Dipplswale, Frauenstein Frohnschten, Nassau die Noß, Schönfeld Schimpfld, Tanneberg Drmrich, Siebenlehn Siebeln, Dittmannsdorf Dittsdorf, Hartmannsdorf Hartsdorf, Schlottwitz Schloitz, Sayda Sade, Dorf Chemnitz Ramz, Schirma Scherme, Schönborn Schembrn, Riemsdorf Riemrig, Freiberg Freiwerch, Mülsen St. Egidien Tilgen, Mülsen St. Urban Thurm, Reinholdshain Relzen u. v. A. m.

Noch heutzutage sind auf dem Abhange des Erzgebirges mancherlei Worte und Bezeichnungen inmitten einer vollkommen deutsch erscheinenden Bevölkerung gebräuchlich, welche auf sorbenwendischen Ursprung zurückweisen. In der bergmännischen Sprache begegnen wir den

---

*) Vergl. Glückauf (Zeitschrift) 1887. S. 107.

Worten „Halde“ für eine Aufschüttung von Gesteinen, was auf halda = der Meiler führt; „Perl“, der Breithammer, auf perlik; „Kaue“, das Stollenhaus, auf kavna = die Hütte; „Tscherper“, das Messer der Bergleute, auf šerp = die Sichel; „Nusche“, das schlechte Messer (auch Katternusche), auf nůž = das Messerchen; „Schragen“, Holzschragen, ein bestimmtes Maß Holz, auf šrak = das Gestell (zum Messen des Holzes); „Bähnert“, ein runder Korb, auf baně = der Flechtkorb. Unter anderen Benennungen deuten „Latschen“, schlechte oder geringe Schuhe, auf hlačice = Strümpfe; „Hütsche“ auf hečna = die niedere Bank; „Hurkel“ auf hurka = der Hügel, Buckel; „Zieche“ auf cicha = der Bettüberzug. Ferner „Schlottig“ auf šlota = Lumpengesindel; „Klike“, die Gesellschaft, auf klika = das Gespann, Joch; „Schmant“ auf šmanta = Schmutz; ferner weist „Mischka“ auf miška = der Eber, „Kunzen“ auf cunče = das männliche Spanferkel. An Orts- und Richtungsbezeichnungen und dergl. kann man aufführen: „nische“ von niže = schrägüber, „lätsch“ von ležny = falsch, „quatsch“ von kvač = das Gekrächze, „pritsch“ von prič = fort; desgleichen an Zeitwörtern „hätscheln“ von hejčkám = auf dem Arme schaukeln; „bischen“, das Kind auf dem Arme tragen und einsingen, von pišenka = das Lied; „dahlen“ von dal = weitläufig (sprechen); „tatschen“ von tačim = im Kreise drehen (mit seiner Rede); „pesteln“ von pestám = vorsorgen, pflegen; „pitzeln“ von piclam = mit stumpfem Messer schneiden; „anfuzen“, Jemand grob anreden, von fučim = sausen; „balzen“ von palčivy = hitzig sein; „Husche“ von husa = Gans; „Kaluppe“ (schlechte Hütte) von chalupa = Hütte; „paddeln“ von padlám = in der Erde wühlen; „pomäle“ (behaglich, bequem) von pomalu = langsam; „ficken“ (Jemand am Aschermittwoch mit Ruthen schlagen) von fikám = peitschen; „ketscheln“ von kečam = spritzen, sudeln, besudeln, u. s. w. Wahrscheinlich könnte man noch eine Reihe volksthümlicher Redewendungen in ähnlicher Weise auf eine slavische Wurzel zurückführen.

Die Sprache des Erzgebirges, wie sie gegenwärtig gesprochen wird, hat in dem Werke des Oberlehrers am Realgymnasium zu Annaberg, Dr. E. Göpfert eine eingehende wissenschaftliche Darstellung gefunden.*)

*) Die Mundart des sächsischen Erzgebirges nach den Lautverhältnissen, der Wortbildung und Flexion. Von Dr. E. Göpfert. Leipzig. Veit und Comp. 1878.

Ueber den erzgebirgischen Dialekt. Ein Vortrag von Cantor em. Türk. Glückauf (Zeitschrift) 1885. S. 71 ff.

Alterthümliches im erzgebirgischen Dialekt. Vortrag des Realgymnasial-Oberlehrers Dr. E. Göpfert in Annaberg. Glückauf (Zeitschrift) 1885. S. 50 ff.

„Die wesentlichsten Abweichungen in den Lautverhältnissen einer jeden Mundart von denen der Schriftsprache (sagt derselbe) sind wohl am natürlichsten aus dem Streben nach größtmöglichster Bequemlichkeit und Leichtigkeit im Sprechen zu erklären.“

Daher im erzgebirgischen Dialekt die Entwickelung einer Reihe eigenthümlicher Vokale nnd die ungewöhnliche Aussprache mehrerer Consonanten.

Durch Trübung der drei Urvokale sind drei neue als Mischlaute entstanden; daher ein helles und ein dumpfes **a** in den verschiedensten Schattirungen; ein spitzes und ein breites **i** und **e** sowie ein dumpfes **o** und ein helles **u**. Bei den Consonanten erspart sich der Gebirger in vielen Fällen den Aufwand von Muskelthätigkeit und spricht sie rein vokalisch aus (läßt sie weg); die ähnlich lautenden Consonanten spricht er gleich aus und kennt keinen Unterschied zwischen scharfen und weichen Consonanten.

Die Wortbildungen sind durch Laut und Ablaut, Ableitung und Zusammensetzung begründet; nicht selten aber hat ein Wort im Sprachgebrauche eine andere Bedeutung erhalten, wie in der Schriftsprache.

Verschiedene Substantiva haben in der Mundart ein anderes Geschlecht, als ihnen in der Schriftsprache zukommt.

Bei der Conjugation endlich hat sich in der erzgebirgischen Mundart der Unterschied von starker und schwacher Conjugation überall erhalten; für den schriftdeutschen Ablaut tritt jedoch der entsprechende mundartliche Vokal ein.

Sprachproben aus der Mundart sollen nicht allein ein getreues Bild von der Sprache geben, sondern auch einen Einblick in das geistige Leben eines Volkes gewähren .... In ihrer wahren Gestalt zeigt sich die Sprache als die Eigenart des Volkes in seinen Liedern, Sagen und Erzählungen, ganz besonders aber in seiner Spruchweisheit. Hier treten uns die Sprache und die Sprechweise des Volkes am unmittelbarsten entgegen. (Göpfert S. 39.)

Aber es kann Niemandem die Thatsache entgehen, daß seit Jahrzehnten die erzgebirgische Mundart ihre Eigenthümlichkeiten immer mehr aufgiebt. Der wachsende, Alles gleichmachende Verkehr hat schon manche althergebrachte Sitte verdrängt, manchen ehrwürdigen Brauch bei Seite geschoben, und wie die altväterische Tracht verschwunden ist, so wird auch die heimische Mundart mit der Zeit immer mehr an die Wand gedrängt werden, je mehr der Flitterstaat vornehmer Rede mit seinem modernen Aufputz Umfang gewinnt.

Der Volksschule ist es vorbehalten, die Pflegerin der deutschen Sprache im besten Sinne des Wortes zu sein und zu bleiben.

Schon vor einer längeren Reihe von Jahren hat man begonnen,

das Erzgebirge zum Gebiete von dichterischen Darstellungen, Erzählungen und Beschreibungen zu machen. Es seien genannt:

Die romantischen Sagen des Erzgebirges. Wahrheit und Dichtung. Von Dr. E. B. Dietrich und A. Textor. 2 Bdchn. Annaberg. Freyer. 1822 u. 1824.

Erzgebirgische Dorfgeschichten, sowie Geschichten aus dem Sachsen- und Böhmerlande, von Elfried von Taura (Peters), welche sich ihrer Zeit großer Beliebtheit erfreuten; ferner

Erzgebirgische Dorfgeschichten von A. Wildenhahn; endlich

Glückauf! Jahrbuch für das Erzgebirge und seine Freunde; von Hugo Rösch. 2 Bde. 1884 und 1886; eine Sammlung lokalgeschichtlicher und litterarhistorischer Studien und Erzählungen.

Der 1878 gegründete Erzgebirgsverein mit seinen zahlreichen Zweigvereinen hat sich das Ziel gesetzt, auf die Schönheiten des Gebirges aufmerksam zu machen, den Besuch desselben zu fördern, und neue Erwerbszweige zu eröffnen. Aber er widmet auch seine Bestrebungen der Geschichte des Landes, der Entwickelung der Sprache, den verschiedenen Sagen, sowie dem tieferen Sinne der Sitten und Gebräuche.

Glückauf! Zeitschrift des sächsischen Erzgebirgsvereins dient nicht blos den Vereinszwecken, sondern bringt auch Aufsätze über Geschichte, Topographie, Alterthümer, Personen, Industrieen, Sprache, Sagen, Sitten und Gebräuche im Gebirge.

Die „Bilder aus dem sächsischen Berglande“ von Heinrich Gebauer (siebenter Band des von G. A. von Klöden und Richard Oberländer herausgegebenen „Unser deutsches Land und Volk“) Leipzig, Spamer, 1883, geben eine Zusammenstellung des Vorhandenen über Gebirge, Pflanzen- und Thierwelt, Klima, Verkehr, Bevölkerung und deren Erwerbsquellen, Bergbau, Industrie u. s. w.

Ein besonderes, in der neueren Zeit vielfach, und mit Erfolg gepflegtes Gebiet bildet die Dialekt-Litteratur. Alte, vorhandene Geschichten und Gedichte in der Mundart des Volkes zu erhalten, neue, ansprechende daran zu fügen, und auf diese Weise die Liebe zur Heimath, ihren Sitten und Gebräuchen zu kräftigen, ist ihre Aufgabe; nicht ohne Erfolg ihr Wirken.

Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart. Annaberg. Graser. (8 Hefte).

Dieselben schildern den Erzgebirger wie er war und wie er noch ist. Den Gedichten des Anfang dieses Jahrhunderts in Annaberg lebenden Kürschnermeisters J. G. Grund schließen sich die Lieder des Breitenbrunner Pfarrers Wild, des Johanngeorgenstädter Schuldirektors Röder an, des hervorragenden Pflegers der heimischen Dichtung in erzgebirgischer Mundart. Auch Dr. Göpfert hat eine

Reihe gemüthvoller und sinniger Gedichte (ungenannt) beigetragen. Im Allgemeinen bezeugen alle diese Gedichte und Geschichten die stille Zufriedenheit, das heimathliche Behagen und den munteren, frischen Humor, sowie die Rede- und Denkweise des Erzgebirgers. Das 8. Heft giebt eine Reihe von Bildern „aus der verwörrten Zeit" 1848 und 1849. Annaberg bildet thatsächlich den Mittelpunkt des östlichen Obergebirges, Johanngeorgenstadt den am weitesten vorgeschobenen des westlichen Obergebirges, welches eigentlich in Schneeberg, zum Theil aber auch in Eibenstock die Centrale seines geistigen Lebens hat. Alles, was sich auf Kunde des Gebirges und seiner Erschließung bezieht, findet in Annaberg und Schneeberg Beachtung und Pflege.

Aus dem niederen Gebirge sind: Rendjeh Deibchen 2c. uff der Litzelhöhe 2c. von G. A. Meister (Frankenberg) und „Aus den Bauernstuben des Zschopauthales" von W. Werner (Mittweida) zu nennen. Allerdings hätte No. 11 „Im Uengerdorf" gestrichen werden müssen.

Eine wahre Perle der Dialektdichtung ist: „Unera Hamet" (Heft 7 der Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart).

Wenn Anr ins Gebörg rauf kimmt
Dort aus n Niedrland,
Do möcht r Alles ah su sah,
Wie finst in Bichrn stahnd.

Do sölln da altn Hammrschmied
In gedn Nast rim stih,
Un Klipplmad' mit Klippelsöck
När eitl hutzn gih.

A Wammes un da Pudlmitz
Un ah da Ladrhus,
Dos södlln da ganzn Leit noch trong,
Geleich, öb kla, öb gruß.

Do söll, wenn ah schuh Summer is,
Dr Schnee zennstrim noch lieng,
Da Kuhlubrennr batznweis
In dicn Wald rim krieng!

Na, na, ihr Leit', su is fei net,
Es is viel anrsch wurn,
Es wärd in darer itzing Zeit
Ka settß alts Zeig geburn.

Gebliem sei när de alten Barg,
Es Wassr un dr Wind,
Da Menschn sei was Anrsch wurn,
Dos waß gedwedig Kind.

Gebliem is ah da alta Sproch
Noch bun a feins paar Leit,
Sa schnadln odr egal dra
In darer itzing Zeit.

Gebliem is ah dr viela Reeng
Un is halt egal reg
Is gu wos lus in Annebarg,
Do hot's ah Niedrschlög.

Gebliem is odr ah noch wos
In unrn wing Geblit,
Un söll ah bleim wie unra Barg;
'A orndlich guts Gemit!

Röder.

Eine besondre Gattung bildet das Volkslied.

Schlichte, einfache, aber doch ergreifende Singweisen; alte, vielfach veränderte und verstümmelte, traditionell übernommene und weitergegebene Texte; volksmäßig gedacht und gefühlt.*)

Aber das Volkslied ist zweifellos, wenn nicht im Aussterben, so doch im Rückgange. Mancherlei greift zusammen, um dem Volksgesang immer mehr Boden zu entziehen. Die Gesangvereine, welche aus derselben Neigung des Volkes hervorgegangen sind, wie das Volkslied, thun eigentlich dem Volksliede selbst den größten Abbruch.

Den ersten Versuch, das Volkslied zu sammeln, so weit es noch lebt, bilden die „Volkslieder aus dem Erzgebirge". Allerdings ist auch in dieser Sammlung die Benennung Volkslied überaus freigebig ausgetheilt worden. Vor allem müssen Text und Melodie volksthümlich und untrennbar sein. Die Soldaten- und Kriegslieder gehören dem ganzen deutschen Vaterlande an; sie sind nicht erzgebirgisch. Nächstdem ist eine Anzahl alter und bekannter Lieder nur lokal abgeändert. Der litterarische Werth dieser Sammlung ist trotzdem aber sehr bedeutend, da ein großer Theil der Lieder nur noch von alten Leuten gekannt wird und die Dialektformen im Absterben begriffen sind. Die kunstlosen, frischen und gut gedachten Tschumperlieder, sowie die Kinderlieder und Kinderspiele kann man man als das vorzüglichste der Sammlung bezeichnen. Dieselbe hat auch sehr anerkennende Beurtheilung gefunden. (Grenzboten u. s. w.)

Jedes Gebirgsvolk hat auch eine reiche Sagenwelt. Im Erzgebirge herrscht eine schwer bestimmbare, nach vielerlei Richtungen hin sich kundgebende Vielgeisterei vor. Es ist eine Sagenfülle; es giebt eine Unzahl von Wald-, Berg-, Haus-, Burg- und Poltergeistern; die Mehrzahl der Erzgebirgssagen lehnt sich aber an den Bergbau und das Bergmannsleben an.

Der bergmännische Beruf mit seinen zahlreichen Ueberlieferungen bringt ja überhaupt leicht abergläubische Vorstellungen mit sich.**) Das nächtliche Dunkel und die Einsamkeit des Schachtes regen mit ihrer tiefen Stille, zu welcher ja jedes Geräusch in starken, leicht schauererregendem Gegensatz tritt, die Phantasie des Menschen außerordentlich an. Die Bedingungen, welche die Entstehung bergmännischer Sagen begünstigen, sind allerwärts fast genau dieselben; daher die Aehnlichkeit aller Bergmannssagen. Die Sagen, welche mit dem Bergbau,

*) Volkslieder aus dem Erzgebirge. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Alfred Müller. Annaberg. Graser. 1883.

Das Volkslied im Erzgebirge. Glückauf (Zeitschrift) 1883. S. 11.

**) Bergmännische Sagen. Fr. Wrubel. Freiberg, Craz & Gerlach. 1883.

und zwar ausschließlich mit dem Erzbergbau, niemals mit dem Kohlenbergbau in Verbindung stehen, behandeln die Auffindung der Erzadern, den Berggeist, die Venediger und Wahlengänger oder örtliche Vorkommnisse. M. Chr. Lehmann widmet den Anzeichen und Vorbedeutungen, oder wie er sagt „den Ominibus und Ahnungen“ breiten Raum. Träume, Unruhe, Klopfen, Fallen, Heulen, Wehklagen, Lichtauslöschen, Rabengeschrei, Käutzchenruf — Alle erhalten ihre besondere Deutung. Die „Heimlichkeiten der Natur“ werden hervorgehoben .... „so zogen auf dem Freihäusel bei Grünstädtel die magnetischen Wacken vier Spindenägel aus“.... „Exempla der festgemachten Menschen sind überall bekannt“.... Sympathie und Hausmittel werden mitgetheilt, so das Forttragen, Weggießen oder Verscharren der Krankheit, das Vertreiben von Warzen und Ausschlägen, Zaubermittel und abergläubischen Kuren, die Macht der Drudenfüße und anderer „altvettelischen Lappalien“, das Erscheinen von Gespenstern und das Wiederkommen der Todten. Lehmann sagt auch: .... „Es ist eine alte Rede, als ob Zwärglein oder Männlein im Gebirge gewohnet, und sich endlich beklagt, sie müßten wegziehen, denn sie das Puchen auf den Eisenhämmern und Zwittergebäuden nicht hören und vertragen könnten“. „Allein dieß Alles ungeachtet“, fügt er bei, „halte ich diese Zwärgtradition für ein Altweiber-Mährlein“. Er zählt die Bergzwärge auf, die Holzmännel und Holzweibel, die Klagweiber, Feuerschwalben, Jüdel (Gittel), Erdhennen, Wassernixe, Bergkobolde u. s. w.

Der Sagenkreis des Erzgebirges wird von Dr. J. E. A. Köhler in seinem Sagenbuche*) ausführlich behandelt. Mit hervorragender Sorgfalt ist Alles gesammelt, was in denselben gehört, oder an denselben herantritt. Die Sagen sind nach verschiedenen Gattungen zusammengestellt und bringen Alles, was überhaupt auf dem Gebirge in Schrift und Ueberlieferung zu finden ist. Es sind die Sagen von Spukgeistern und Gespenstern mit ihren Einzelnheiten vom wüthenden Heer, dem wilden Jäger, Reiter ohne Kopf, der weißen Frau (Jungfrau, Fräulein), dem schwarzen Mann, dem schwarzen (feurigen) Pudel, Hunde, Hähne, Hasen; ferner die Sagen von Zwergen, grauen Männlein, Hausgeistern, Klopfen und Wehklagen, von Waldteufeln, Waldgeistern, Holzweibeln, Buschweibeln, Moosmännchen, Wassernixen, Kobolden, Irrlichtern, Fackeln, Drachen, die Teufelssagen, Zaubersagen und Schatzsagen (mit ihren Goldpfannen, Schatzkellern u. s. w., in Burgen, Brunnen, Felsen u. s. w.) die

*) Sagenbuch des Erzgebirges. Von Dr. Joh. Aug. Ernst Köhler, erstem Oberlehrer am Königl. Seminar in Schneeberg. Schneeberg u. Schwarzenberg. Gärtner. 1886.

Schatzgräbersagen, die Wundersagen, mit ihren verschiedenen Träumen, Anzeichen, Wunderblumen ꝛc., die Völker-, Helden- und Geschlechtssagen; die zahlreichen Ortssagen mit ihren Beziehungen auf die Entstehung und Benennung von Orten, Familiennamen und Familienwappen, von Wüstungen, Ruinen, Denksäulen, Kreuzen u. s. w., sowie die zahlreichen bergmännischen Sagen über die Entdeckung von reichen Anbrüchen und Erzen, über den Bergsegen an Silberkuchen und Silberstufen, die Wünschelruthe, die Wahlen und Venediger, den Berggeist, gespenstigen Bergmann, Kobold u. s. w. in systematischer Weise zusammengestellt und erläutert. Leider fehlt diesem vortrefflichen Sammelwerk ein Register, um den Gebrauch und die Vergleichung zu erleichtern. Dessen ungeachtet wird dasselbe für den Sagenkreis des Erzgebirges seine hervorragende und ausschließliche Stelle behaupten.

Eine sehr eingehende Abhandlung über den Aberglauben der Erzgebirgsbewohner (Schicksalszeiten, Schicksalszeichen, Naturerscheinungen, Wahrsagekunst, Zaubermittel, Geister, Gespenster, gespenstige Thiere), sowie über Sitten und Gebräuche (das Jahr mit seinen kirchlichen und häuslichen Festen, Oeffentliche Feste, Trachten, Gebräuche in Haus und Familie) giebt Dr. Moritz Spieß im Programm der Annaberger Realschule 1862.

---

14. Litteratur.

Die Litteratur über das Erzgebirge ist eine sehr reichhaltige; die Erzeugnisse derselben haben aber einen außerordentlich verschiedenen Werth. Es können hier allerdings nicht sämmtliche Schriften aufgeführt werden, welche über das Erzgebirge oder einzelne Theile desselben erschienen sind. So weit sie in Frage kommen, sollen alle Schriften, welche nur ein beschränkteres Territorium behandeln, an der betreffenden Stelle Erwähnung finden; hier sollen nur diejenigen Werke aufgeführt werden, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen.

Abgesehen von der großen Zahl geographischer Werke, in denen das Erzgebirge eine mehr oder weniger eingehende, sachgemäße und richtige Darstellung findet, mögen genannt werden:

Petrus Albinus, Meißnische Land- und Berg-Chronica. Dresden 1589.

D. J. Merkel, Erdbeschreibung von Kursachsen. Bearbeitet von K. A. Engelhardt. 3. Auflage. (7 Bde.) Leipzig 1804.

J. F. W. Charpentier, Mineralogische Geographie der Kursächsischen Lande. Leipzig 1778.

Das älteste Werk, welches sich ausschließlich mit dem Erzgebirge beschäftigt, ist

M. Christian Lehmanns sen. Historischer Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Obererzgebirge 2c. Leipzig, Lanck's Erben. 1699.*)

Obgleich Lehmann sich auf den westlichen Theil des Obergebirges, den Bezirk der Superintendentur Annaberg beschränkt, ist der Historische Schauplatz unzweifelhaft als ein Quellenwerk von hohem Werthe für die Heimathkunde des Erzgebirges zu bezeichnen. Mit der Geschichte der frühesten Besiedelung beginnend, giebt er zahlreiche Details über Lokalgeschichte, Topographie, Statistik. Er beschreibt den Boden und die klimatischen Verhältnisse, die Erzeugnisse des Landes, Pflanzen, Thiere, Mineralien; aber er legt auch den Grund zu jenen übertriebenen Darstellungen der erzgebirgischen Verhältnisse und Zustände, wenn er das rauhe, wilde, unwirthliche Land, die unermeßlichen Wälder, die tückischen Sümpfe, die schroffen Felsengebilde, die wildreißenden Waldbäche, die schlimmen Wetter und bösen Nebel, die gefürchteten Schneestürme u. s. w., den geringen Verkehr, die wenigen und schlechten Straßen immer vorwiegend betont, und Ansiedelungen und Städte nur dort finden läßt, wo der reiche Bergsegen zu Tage tritt. „Man erkennt das Land gar nicht wieder, wenn man liest, „was es für eine grauenhafte Wildniß gewesen ist."

Bemerkenswerth ist noch die Angabe der Reviereintheilung des Obergebirges von 1607, erneuert 1677, und die Aufzählung der Straßen und Wege über das Gebirge.**)

Die landschaftlichen Schönheiten des Erzgebirges und seine Reize für den Wanderer sind überhaupt erst seit etwa hundert Jahren entdeckt worden.

---

*) M. Christian Lehmann wurde am 11. November 1611 in Königswalde bei Annaberg geboren. Sein Vater war dort, und später in Elterlein Pfarrer, wo Lehmann 1633 Substitut seines Vaters wurde. Im Jahre 1638 kam Lehmann als Pfarrer nach Scheibenberg, wo er nach fast 51jähriger Wirksamkeit am 11. Dezember 1688 starb. Außer den kaum zu ertragenden Drangsalen des 30jährigen Krieges, welche er in einem auf der Dresdener Bibliothek noch vorhandenen Manuskript „Kriegschronik der Teutschen" mit peinlicher Genauigkeit darstellt, hatte er auch in seinem Amte „viel Plackereien von bösen Leuten" auszustehen. Sein Bildniß befindet sich in der Kirche zu Scheibenberg; auf dem dortigen Kirchhofe ist eine Reliefdarstellung von ihm und seiner Frau in der Tracht der Zeit. (Erinnerungsfeier am 11. Dezember 1888.)

**) Dr. Johannes Poeschel, Eine erzgebirgische Gelehrtenfamilie. Leipzig, W. Grunow. 1883.

Glückauf (Jahrbuch) 1884, S. 100 ff. Christian Lehmann.

Glückauf (Jahrbuch) 1886, S. 48 ff. Leipzig, Pfau. Eine erzgebirgische Gelehrtenfamilie.



Vorher wußte Niemand Anderes von ihm als Mährchen von seiner Wildheit und Rauhheit, von seinem Reichthume an edlen Metallen, von der Armuth und Hülfsbedürftigkeit seiner Bewohner, von Berggeistern und allerhand Spuk, von Kälte, Schnee, Sturm und Unwetter, von nicht einzubringenden Ernten, Haferbrot, Hungerjahren u. s. w.

Die wandernden Kuxausträger und Zubußboten, die mit Olitäten und Wundermedizinen das Land durchziehenden „Landrasenden", die Hausirer mit Blechzeug und Klöppelspitzen, die mit mechanischen Bergwerken oder als Musikanten sich durch die Welt schlagenden Bergleute und viele Andere mehr brachten zahllose verkehrte und mangelhafte Vorstellungen über Land und Leute in Umlauf.

Ebenso wie Lehmann die Verherrlichung seines Heimathlandes für eine der höchsten Aufgaben eines Schriftstellers anerkannte, und insbesondere sein geliebtes Erzgebirge unverdrossen durchwanderte und Berge und Wälder, Zechen und Hammerwerke, Dörfer und Städte, Schriften und Urkunden durchforschte; ebenso giebt hundert Jahre später Oesfeld seiner Vorliebe für das Gebirge freien Raum.

M. G. F. Oesfeld, Historische Beschreibung einiger merkwürdiger Städte im Erzgebirge, insonderheit der hochgräflich Schönburgischen freien Bergstadt Lößniß im Erzgebirge mit ihren umliegenden Gegenden. 2 Theile. Halle, Trampe. 1776.

Außer einer sehr eingehenden Chronik von Lößnitz bietet derselbe, besonders im 2. Theile, Nachrichten über fast alle Städte des westlichen Erzgebirges und sehr bemerkenswerthe Ergänzungen zu Lehmann, hier, wie im Erzgebürgischen Zuschauer. Halle 1773. 1774.

Oesfeld versteigt sich sogar zu landschaftlichen Schilderungen, was bis dahin bei keinem der Gebirgsschriftsteller zu verzeichnen ist.

„Mein gewöhnlicher Spatziergang," schreibt er, „geht durch ein ruhiges Thal, welches auf beiden Seiten mit Bergen umschanzt ist, und das ein schwatzhafter Bach durchstreicht. Bunte Wiesen breiten sich über die Aue, Fichten und Buchen umsäumen dieselbe und Berge und Wälder begrenzen den Horizont," und zum Schlusse fügt er zusammenfassend an: „Wir haben im Gebirge sehr schöne Gegenden."

Die allerdings zwanzig Jahre vorher erschienenen

M. C. G. G. (Magister Christoph Gottlob Grundig) Nachrichten und Anmerkungen von seiner Reise ins Carlsbad. 2 Bde. Schneeberg 1752. Rückreise aus dem Carlsbad. Schneeberg 1756

geben eine Reihe recht guter Darstellungen über die Verhältnisse im

Obergebirge auf dem Straßenzuge zwischen Schneeberg und Carlsbad und dessen nächsten Umgebungen, athmen aber keineswegs großes Wohlwollen für das Gebirge, trotzdem der Verfasser selbst im Gebirge lebt. Die

Briefe über das Sächsische Erzgebirge. Leipzig, Kühn. 1805, und

Karl Ruhheim, Reise durch das Erzgebirge. Leipzig, Schäfer. 1805

sind wohl nur noch in ganz vereinzelten Exemplaren vorhanden. Ueber die Letztere bringt das Glückauf (Organ der Erzgebirgsvereine). 1883, S. 94 ff. und 1884, S. 6 ff. in acht Briefen einen sehr lesenswerthen Auszug.

C. G. W. (Wild), Interessante Wanderungen durch das Sächsische Obererzgebirge. Freiberg, Craz & Gerlach. 1809, schreibt:

„Manche haben keinen Stein des Sächsischen Obererzgebirges gesehen, und schwatzen dennoch wie viele Andere; dieß rührt von den übertriebenen Mährchen unberufener Erzähler her, und derjenige, welcher sich vorher keinen Begriff von dem oberen Erzgebirge und der natürlichen Beschaffenheit desselben machen konnte, wird von kleinen Vorurtheilen und überspannten Ideen angefüllt." *)

Die heute noch interessanten Schilderungen der Gegenden von Johanngeorgenstadt, Wildenthal, Eibenstock, Schneeberg, an welche sich die besonderer Gebräuche und Sitten anschließt, ist leider nicht fortgesetzt worden.

Von hervorragendem Werthe für Geschichte, Geographie und Statistik des Erzgebirges ist

C. W. Hering (Pastor zu Zöblitz), Geschichte des Sächsischen Hochlandes, mit besonderer Beziehung auf das Amt Lauterstein und angränzende Städte ꝛc. 3 Bde. Leipzig, Ambros. Barth. 1828.

Es wird wenige Schriften geben, welche in Bezug auf Sorgfalt der Bearbeitung, zuverlässige Benutzung der vorhandenen Quellen und übersichtliche Darstellung mit dieser in die Schranken treten können. Besonders für das Gebiet der Flöha und den ihren Quellenbereich umfassenden Theil des Gebirges ist dieses Werk die ergiebigste Fundgrube für jegliche Forschung.

Die im Jahre 1840 erschienenen

Wanderungen durch das Erzgebirge. Ein Wegweiser in das obere, mittlere und niedere Gebirge ꝛc. mit 8 Lithographien

---

*) Vergl.: Worauf beruhen die falschen Vorstellungen von unserem Erzgebirge ꝛc. Dr. Köhler. Glückauf (Zeitschrift) 1886 S. 25 ff.



Grimma, Verlagscomptoir. 1840. (Wahrscheinlich von Dr. Ferdinand Philippi),

bilden nur einen Anlauf zu einem Wanderbuche für das Erzgebirge.

„Noch bis heute," schreibt der Verfasser, „fehlt es an einem „kundigen Führer durch unser, zum Theil so reizendes und romantisches „Hochland, auf dessen Bergen die Einfachheit und Biederkeit, die Ge„nügsamkeit und der Fleiß so vorzugsweise ihren Wohnsitz aufgeschlagen „haben. Und doch bieten seine mannigfaltigen und vielfach wechselnden „Naturschönheiten, seine bewundernswerthen und kunstvollen unterirdischen „Schöpfungen, in welchen der arme Bergmann die reichen Schätze „der Unterwelt aufsucht, und aus nächtlichem Schooße mühevoll zu „Tage fördert, ohne selbst davon über das kümmerliche, tägliche Be„dürfniß hinaus zu empfangen, doch bietet dies alles eben so sehr „als seine zahlreichen Stätten rastlosen Gewerbfleißes so viel des „Anziehenden und Sehenswerthen dar."

Die Gegenden von Wiesenthal, Scheibenberg, Schwarzenberg, Aue, Schneeberg; von Frauenstein, Ober-Neuschönberg, Lengefeld, Wolkenstein, Annaberg; von Zwickau, Glauchau, Langenlungwitz, Chemnitz, Augustusburg, Freiberg, mit ihren Industrien und Bewohnern werden in anmuthiger und anziehender, wenn auch keineswegs erschöpfender Weise geschildert.

J. J. Lindner, Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des Sächs. Obererzgebirges 2c. Annaberg, Rudolf & Dieterici. 1846

brachte es leider nur auf drei Hefte mit 12 Ansichten. Dagegen ist

Grimm, Das sächsische Erzgebirge, malerisch, historisch und artistisch durchwandert 2c., mit 1 Karte und 50 Stahlstichen. Dresden, Grimm. 1847

ein recht brauchbares, wenn auch höheren Ansprüchen nicht genügendes Wanderbuch durch das Gebirge. Die Schilderungen fußen zum größten Theile auf eigener Anschauung, und während Grimm warm für die Schönheiten des Erzgebirges eintritt, wundert er sich, daß noch Niemand die Schönheiten dieses Gebirges beschrieben hat.

Außerordentlich beifälliger Aufnahme erfreuten sich

Berthold Sigismund, Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge. Leipzig, Lorck. 1859.

Selten aber hat ein Schriftsteller einen Landstrich, welchen er darstellte, derart geschädigt, wie Berthold Sigismund das Erzgebirge. Während er von den Bewohnern, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Beschäftigungen und Industrien sehr eingehende und fast mustergültige Darstellungen giebt, behandelt er das Landschaftliche und den Formenreichthum des Erzgebirges mit einer nahezu feindseligen Vorein-

genommenheit, welche sich blos dadurch erklären läßt, daß er nur wenig vom Erzgebirge selbst gesehen hat.

Wenn Berthold Sigismund sagt: „Eine eigentliche Touristen-„landschaft ist das Erzgebirge nun nicht .... Es hat keine trotzigen, „imposanten Berge, keine Wolfsschluchten mit abenteuerlichen Felsen „und tosenden Wasserfällen .... überhaupt Wenig oder Nichts, bei „dessen Anblick der verwöhnte Tourist in Beifallsrufe ausbrechen „würde .... Die Thäler sind mehr traulich und gemüthlich, als groß „und wild .... Die nicht zahlreichen Thäler werden von den weiten „Bergjochen dem Auge verdeckt .... Das Erzgebirge erscheint wasser-„arm .... Die Flüsse der Thäler entziehen sich dem Auge, die Bäche „der Hochfläche sind klein, statt der Seen nur einzelne künstlich an-„gelegte Teiche .... Die düstergrünen Nadelhölzer liegen zerstreut .... „Torfmoore in den flachen Mulden an Stelle der ehemaligen Seen."

Fast jede Zeile ein Irrthum. Anders urtheilt er über die Umgebungen von Eibenstock, welche er jedenfalls selbst besucht hat. „Hier „machen sich die Elemente, welche den größten Reiz des Erzgebirges „bilden, entschiedener geltend. Das sind die Thäler. In diesen sind „schön modellirte Terrainformen, reizende Windungen, sanfte Wellen-„linien unterbrochen von schroffen Abstürzen, reichlich vorhanden. „Rasch fließendes Wasser spielt oder ringt mit Felsblöcken; dunkles „Fichtengrün paart sich mit den mannigfachen Tinten von Wiesen „und Laubbäumen."

Vor Allem darf man in einem Mittelgebirge keine Hochgebirgslandschaften suchen.

Die mannigfachen Mängel und Fehler von Berthold Sigismund's Lebensbildern sollten durch Elfried von Taura, Wanderungen durch das Erzgebirge, Annaberg, Ronne, 1860 berichtigt und auf das entsprechende Maß zurückgeführt werden, das gelang jedoch bei der außerordentlich starken und schnellen Verbreitung des überaus wohlfeilen Sigismund'schen Buches nur in sehr beschränktem Maaße.

Das Wanderbuch von Elfried von Taura (August Peters, geb. 1817 in Taura bei Burgstädt, gest. 1864, nach einem vielbewegten Leben*) war ein recht guter, jetzt vollständig vergriffener Führer durch das sächsische Erzgebirge. Es mag von späteren Reiseschriftstellern vielfach benutzt worden sein.

A. Weymann, Führer durch das böhmische Erzgebirge 2c., Karlsbad, Feller. (Ohne Jahrzahl).

B. Berlet, Wegweiser durch das Sächsisch-Böhmische Erzgebirge. Sechste Auflage. Annaberg, H. Graser. 1889.

*) Vergl. Glückauf (Jahrbuch) 1886. Leipzig, Pfau. S. 48 ff.

Die erste Auflage erschien 1872, die zweite 1876, die dritte 1880, die vierte 1884, die fünfte 1888. Das Buch hat bei jeder Auflage an Brauchbarkeit und Werth gewonnen.

Von allgemeiner Bedeutung sind noch

E. Tobisch, Prof., Industrielle Wanderungen im Erzgebirge. Reichenberg, Schöpfer. 1874.

(wenn auch vorwiegend auf böhmischem Gebiete sich bewegend);

Dr. R. Steche, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königr. Sachsen. Vom K. S. Alterthumsvereine. Heft 1 bis mit 7. Dresden, Meinhold. 1883—1886.

Die Berichte der Handels- und Gewerbekammern von Dresden, Chemnitz und Plauen in den Jahrgängen 1865 bis mit 1887 (für die technischen und industriellen Verhältnisse).

Verschiedene ältere und neuere Anläufe zu einem Werke über das ganze Erzgebirge sind mitten, zum Theil sogar schon im Beginn der Ausführung stecken geblieben; aber auch zahlreiche Wegweiser, Führer und Reisehandbücher für kleinere und größere Theile des Gebirges sind hier nicht aufgezählt worden, weil es sich nicht darum handelt, ein ausführliches Verzeichniß der gesammten Erzgebirgslitteratur aufzustellen. Es genügt wohl der allgemeine Nachweis, in welchem Zeitmaße und in welchem Umfange das Erzgebirge in der Litteratur an Bedeutung und Berücksichtigung gewonnen hat.

---

15. Karten.

Zur Geschichte der sächsischen Geographie, wie zur Geschichte des Kartenwesens überhaupt, ist es bemerkenswerth, daß der Diaconus Johann Criginger zu Marienberg ohne alles Wandern und Besichtigen (wie er selbst sagt) 1568 die erste gestochene Landkarte von Böhmen, Meißen und Thüringen herausgab. Dieselbe war ohne alle Beihülfe und ohne jegliche topographische Kenntnisse angefertigt; wurde aber doch bis 1642 gegen 50 Male trotz aller ihrer Fehler, copirt und nachgedruckt.

Im Jahre 1721 erhielt der Königl. Geograph und Land-Grenz-Kommissarius M. A. F. Zürner (vorher Pfarrer zu Skaßa bei Großenhain) von König Friedrich August den Auftrag, alle Land- und Hauptstraßen des Kurstaates Sachsen zu vermessen, welche nunmehr mit steinernen Meilensäulen versehen wurden. Zürner fertigte für den König 40 General- und 40 Spezialkarten, durfte aber nur die große Postkarte vom Kurfürstenthum Sachsen stechen lassen und in den Handel bringen.

Der Kaiserliche Geograph Johann Baptista Homann († 1724) veröffentlichte seit 1702 Landkarten, welche gegenüber allen vorher erschienenen sich durch Benutzung aller Forschungen, Entdeckungen und Ortsbestimmungen bedeutend auszeichneten. Man muß anerkennen, daß die von Homann und Homann's Erben bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts herausgegebenen Karten von Sachsen einen ziemlich hohen Grad von Zuverlässigkeit besitzen.

Auch die von Peter Schenck in Amsterdam († 1711) und seinen Nachfolgern herausgegebenen Karten sind für ihre Zeit recht gut, obgleich sie eigentlich nur verbesserte Nachdrucke der Homann'schen Karten sind.

Die nach Beendigung des siebenjährigen Krieges veröffentlichte Karte von Obersachsen, welche vom Ingenieurmajor Petri während des Krieges aufgenommen und gezeichnet worden war, brach der Topographie eine neue Bahn, auf welcher seitdem die außerordentlichsten Fortschritte gemacht worden sind.

Im Jahre 1821 trat General von Müffling durch seine Instruktion für die topographischen Vermessungen epochemachend auf.

Das topographische Zeichnen hatte der Kadettenlehrer Johann Georg Lehmann am königl. sächs. Kadettenhause zu Dresden zu einer neuen, systematischen Wissenschaft entwickelt. Geboren 1765, den 11. Mai, in der Johannismühle bei Baruth, als Sohn des unbemittelten Müllers, lernte er die Müllerei, nachdem er beim Schmied zu Klasdorf, welcher gleichzeitig Kinderlehrer war, durch unermüdlichen Fleiß eine besondere Fertigkeit im Schönschreiben erlangt hatte. 1785 von Werbern umgarnt, trat er in das Regiment Sachsen-Gotha, wo er bald zum Korporal und Fourier aufrückte und nach dem Einrücken des Regiments in Dresden durch Hauptmann Backenberg, Lehrer an der Kriegsschule, mit topographischen Arbeiten beschäftigt wurde. 1793 nahm Lehmann als Sergeant den Abschied, vermaß ohne allen Beistand 26 Quadratmeilen des Erzgebirges, wurde in Folge seiner topographischen Leistungen kurfürstl. Straßenaufseher des Wittenberger Kreises und 1798 auf Veranlassung des General von Christiani Leutnant und Lehrer am adligen Kadettenhause. Seit 1806 war er im Quartiermeisterstabe, zeichnete sich 1807 bei der Belagerung von Danzig aus, starb aber schon 1811 als Direktor der Militär-Plankammer in Dresden.

Man kann wohl mit Recht behaupten, daß der 1811 verstorbene Major J. G. Lehmann, der geniale Schöpfer der topographischen Bergzeichnungsmethode bei senkrechter Beleuchtung und mit Verdichtung der Schraffen bei wachsender Steile der Abhänge, die Grenze der

natürlichen Böschungen nicht auf 45 Grad gesetzt haben würde, wenn er den Südabhang des Erzgebirges, und hauptsächlich in der Centralgruppe, näher kennen gelernt hätte. Man kann es im Interesse der Wissenschaft nur beklagen, daß der aus den kleinsten Verhältnissen sich herausarbeitende Mann weder diesen Theil des Erzgebirges, noch ein Stück Voralpen kennen gelernt hat. Bei den gegenwärtig leichten, ausgedehnten und billigen Verbindungen kann man sich keine rechte Vorstellung davon machen, mit welchen Schwierigkeiten und mit welchem Aufwande das Reisen noch im ersten Drittel dieses Jahrhunderts verbunden war, und aus diesen Verhältnissen erklärt es sich doch hinreichend, daß nur reisen konnte, wer über bedeutende Mittel zu verfügen hatte. — Major Lehmann entwickelte die Grundsätze der horizontalen Projektion, der Einheitlichkeit des Maßstabes für die Zeichnungen und alle ihre Details, der senkrechten Beleuchtung und des Schwärzeverhältnisses der Schraffen an 26 von ihm persönlich aufgenommenen Quadratmeilen im Erzgebirge. Die engherzigen Anschauungen über Grenzverhältnisse hießen aber noch viele Jahrzehnte später die topographische Arbeit an den Grenzsteinen aufhören, als sei dort die Welt mit Bretern verschlagen. Auch hieraus erklärt sich, daß Lehmann den Südabhang des Gebirges wenig, vielleicht gar nicht kennen lernte. Bei der Zweckmäßigkeit und Richtigkeit seiner Lehrsätze, welche Napoleon I. sofort ins Französische übersetzen ließ, würde es die naturgemäße Folge seiner Bekanntschaft mit dem steilen Südabhange des Erzgebirges gewesen sein, daß er den Schwärzepunkt der Bergzeichnungsskala nicht auf 45, sondern auf 66²/₃ Grad legte, die Höhe zur Anlage wie 2:1. — Diese größte Steilböschung, welche in vielen mit Grasnarbe überzogenen Abhängen der Alpen und Voralpen, sowie in zahlreichen Abhängen der Mittelgebirge, wie z. B. am Südabhange des Erzgebirges und in den Schuttkegeln des Klingsteingerölles sich wiederholt, würde erst den natürlichen Abschluß für die graphische Darstellung gebildet haben. Ohne weiter in die allgemeinen Formen der Bergzeichnung einzugehen, soll nur noch darauf hingewiesen werden, daß es gewisse Böschungswinkel giebt, welche nach Maßgabe des Untergrundes sich auf größerem Territorium konstant wiederholen.

Die seinerzeit von Lehmann willkürlich und in ungleichen Abständen, mehr nach dem Bedarfe des Zeichners als nach Regeln der Bergzeichnung zu Grunde gelegten Horizontalen würden schon damals die ihnen gebührende Bedeutung erlangt haben, wäre die Höhenmessung nicht mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Seit Verdrängung des Quecksilberbarometers durch die verbesserte Kippregel und seit Verwendung dieser letzteren zum Messen von

vertikalen Winkeln wie von Distanzen, sowie ferner durch die Anwendung von Sextanten, Theodolithen und Universalinstrumenten ꝛc. ist die Horizontale mit gleichmäßigem Abstande — Isohypse — in die Kartographie eingeführt. In großen Maßstäben macht man die Aequidistantenkarten durch Schummerung übersichtlicher; in kleineren Maßstäben ist die Schummerung unzweckmäßig, denn sie führt leicht zur Unklarheit und Unleserlichkeit der Karte.

Alles bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts in kartographischer Beziehung Geleistete übertraf die 1781 unter Leitung des Ingenieur-Major Aster begonnene, aber erst 1825 beendete Vermessung von Sachsen. Die Ergebnisse derselben sind in dem unter Leitung des als Generalmajor verstorbenen Ingenieur Oberreit gezeichneten und in Kupfer gestochenen Topographischen Atlas von Sachsen im Maßstabe von 1:57 600 d. n. Gr. veröffentlicht worden. Die „Oberreit'sche Karte“ von Sachsen, wie sie gewöhnlich genannt wird, ist zwar in manchen Details veraltet; sie würde aber für den Fußwandrer in erster Linie stehen, sobald diese nachgetragen, besonders aber, wenn ihre Ausdehnung über den breiten Grenzstrich hinaus ausgedehnt würde. Leider schneidet sie mit der Landesgrenze ab, was ihre Brauchbarkeit für den Fußreisenden wesentlich beeinträchtigt. Dagegen hat sie einen solchen Reichthum an geschichtlichen und rein örtlichen Benennungen, daß sie in dieser Beziehung unentbehrlich wird.

Auch die neuere Generalstabskarte im Maßstabe von 1:100 000 d. n. Gr. schnitt erst mit der Landesgrenze ab; dagegen bieten die zehn Blatt der Karte des Deutschen Reiches, in dem gleichen Maßstabe, eine vollständige Karte des Erzgebirges. (Das Blatt 1,50 M.)

441 (Altenburg), 442 (Chemnitz), 443 (Dippoldiswalde).
468 (Zwickau), 469 (Annaberg), 470 (Sayda), 471 (Fürstenau).
493 (Johanngeorgenstadt), 494 (Oberwiesenthal).

Für den Nordabhang des Gebirges, und zum Theil auch für den nach Süden gerichteten Abhang desselben, bietet die königl. sächs. Generalstabskarte in 1:25 000 d. n. Gr. die zuverlässigste und eingehendste Unterlage. Von dieser, der „Aequidistantenkarte des Königr. Sachsen“ bedarf man allerdings für das ganze Gebiet des Erzgebirges 52 Sektionen (zu 1,50 M.); die Anschaffungen einzelner Sektionen ist aber ermöglicht. Dieses Kartenwerk in seiner prachtvollen Ausführung entspricht jedenfalls dem Ideal einer topographischen Karte. Diese Karte ist bis in die kleinsten Details vortrefflich ausgeführt; der Maßstab ist jedoch für touristische Zwecke zu groß. Dagegen eignet sie sich vortrefflich als Standortskarte, um von einem Punkte aus Tagesausflüge u. s. w. bis in ihre Einzeln-

heiten hinein festzustellen. Sehr zu bedauern ist, daß auf derselben zahlreiche Benennungen von Terrainpunkten, Orts= und Waldtheilen u. s. w. fehlen, welche zum Theil geschichtlich, zum Theil volksthümlich sind, so daß die Orientirung und die Nachfrage nicht selten dadurch wesentlich erschwert werden.

Die Spezialkarte der k. k. österr. ungarischen Monarchie in 1:75 000 d. n. Gr. giebt in den Blättern
Zone II: Bodenbach=Tetschen,
Zone III: Annaberg=Sebastiansberg, Teplitz=Dux=Brüx, Außig=Leitmeritz,
Zone IV: Johanngeorgenstadt=Graßlitz, Kaaden=Joachimsthal, Kommotau=Saatz
eine vollständige Karte des Erzgebirgskammes und des böhmischen Abhanges. Die österreichische Generalstabskarte in 1:144 000 d. n. Gr. gewährt in den Sektionen 5 (Neudeck), 6 (Kommotau und Saaz), 2 (Teplitz und Tetschen) eine bedeutend plastischere Darstellung des Gebirges; sie ist auch in allen ihren Einzelnheiten recht zuverlässig; aber die Karte in 1:75 000 ist bei Weitem reicher an Details, das Wegenetz ist sehr vollständig, die Angabe der Waldflügel und Schneusen erleichtert die Orientirung und zahlreiche Benennungen von Terrainpunkten die Nachfrage bei Landesbewohnern.

In Bezug auf die wiederholt zu bemerkenden Verschiedenheiten in den Höhenangaben der sächsischen und der österreichischen Generalstabskarte muß man vor Allem berücksichtigen, daß dieselben im Ganzen höchst unbedeutend sind und beinahe sämmtlich außer Acht gelassen oder durch Annahme des Mittelwerthes ausgeglichen werden können. Wer die Schwierigkeiten der Winkelmessungen und der sich anschließenden Berechnungen überhaupt kennt, wird es besonders hervorheben, daß die Mehrzahl dieser Differenzen kaum 1 m beträgt. Das ist ein ganz außerordentlicher Fortschritt der Wissenschaft. Wo die Unterschiede größer sind, beruht dieß auf Messungsschwierigkeiten; an einzelnen Punkten sogar wohl blos auf einem Schreibfehler.

Die Uebersichtskarte des Erzgebirges von Mittelbach in 1:250 000 d. n. Gr. ist sehr brauchbar für den Entwurf der Reise, Bestimmung von Nacht= und Rastquartieren, halben und ganzen Tagesausflügen u. s. w.; bei dem zuverlässigen Nachweis der Entfernungen auch für die Wanderung selbst. Dieselbe hat durch die Terrainzeichnung bedeutend an Uebersichtlichkeit und Brauchbarkeit gewonnen.

Für die Anordnung der einzelnen Abschnitte gliedert sich die Arbeit in nachstehender Weise:

Der Osten des Erzgebirges
mit den Thälern der Gottleuba, Seidewitz, Müglitz, Lockwitz, rothen und wilden Weißeritz und der östlichen Mulde.

Die Mitte des Erzgebirges
mit den Thälern der Zschopau und Flöha und ihren zahlreichen Nebenwassern.

Die Gebirgserhebung zwischen der Zschopau und der westlichen Mulde
mit den Thälern der Wilisch, Zwönitz, Würschnitz und Lungwitz.

Der Westen des Erzgebirges
mit den Thälern der westlichen Mulde und ihrer Zuflüsse.

Die Landwirthschaft im Erzgebirge.

Der Osten des Erzgebirges.

16. Das Thal der Gottleuba.

Der Osten des Erzgebirges ist reich an anmuthiger Landschaft, interessanter und großartiger Scenerie, sowie zahlreichen Merk- und Erinnerungszeichen an Ereignisse aus längstvergangenen, wie aus näher liegenden Zeiten.

Die ungefähre, freilich nicht überall und besonders in dem unteren Laufe nicht vollständig zutreffende Grenzlinie zwischen dem Gneißgebiet und dem Gebiete des Quadersandsteines, bildet die Gottleuba und ihr östlicher Zufluß der Bahre- oder Loschenbach. Die Quellen der Gottleuba liegen oberhalb des Mahlteiches bei Schönwald in 690 m Meereshöhe. Hier kann man die interessante Erscheinung beobachten, daß auf dem Wiesenplateau unterhalb des Mittelteiches der Wasserlauf sich theilt und der nordwestlich gerichtete Arm als Dorfbach durch Schönwald fließt, um sich am unteren Ende des Dorfes mit dem Reinbache zu vereinigen, während der nördlich gerichtete Arm als Mordgrundbach bei Hellendorf mit dem Loschenbache zusammenstößt und nun den Namen Bahrebach erhält.

Das Thal der Gottleuba trägt aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Namen als Bezeichnung eines Grenzbaches, und erhielt denselben jedenfalls schon in der Zeit der Errichtung der Mark Meißen, da der Name als eine aus dem Sorbenwendischen oder Slavischen und dem Germanischen zusammengesetzte Form sich nicht unschwierig erklären läßt. Das slavische choda = der Grenzwächter, chotar = das Gebiet, chotařim = grenzen, und das germanische, auf thüringische Ansiedler hinweisende loiba, leuba = Wald, dürften die Bezeichnung als Grenzwald und die Benennung des Wassers als „Bach im Grenzwald“ im hohen Grade wahrscheinlich machen. Der Name Bahre, von bara = Moor und Losche von louže = Sumpf weisen auf gleichzeitigen Ursprung hin.

Das Thal der Gottleuba, von Pirna aufwärts bis Rottwernsdorf nur auf der östlichen Seite von steilem Abhange eingefaßt, auf der westlichen von einer niederen Terrasse, über welche sich der Kohlberg erhebt, verengt sich von dem alterthümlichen Schlosse an, vor welchem die Eisenbahn dicht vorüberführt, und wird oberhalb der Höhnelmühle zu einem von 50 bis zu 70 m hohen Wänden eingefaßten Thale mit schmaler Sohle, welches sich erst vor Berggießhübel wieder erweitert.

Südwestlich von der Höhnelmühle, den steilen Dorfweg von Kleincotta hinauf, erreicht man in nicht ganz dreiviertel Stunden den Cottaer Spitzberg, einen 391 m hohen Basaltkegel, dessen Säulenbildung durch die fast ringsum angelegten Steinbrüche freigelegt ist. Die Basaltgarbe, in welcher die Säulen leicht geneigt und gekrümmt an einander stehen, ist nicht schwer zu besteigen; der Aufstieg auf den glatten Basaltstufen ist aber nicht immer angenehm. Die Aussicht nach dem Gebirgskamme ist ganz hübsch, aber keineswegs von hervorragender Schönheit. Der Sattelberg, das Mückenthürmchen, der kuppelförmige Geising, der flache, breite Kahle Berg, der lang nach Norden gestreckte Höhenrücken zwischen den beiden Weißeritzen. Die Aussicht nach dem Sandsteingebirge ist recht gut; alle Gipfel und Felsenthürme, von den Bärensteinen bis zum Schneeberg. Im Hintergrund in Böhmen der Rosenberg und der Kamnitzer Schloßberg; im Norden der Keulenberg bei Königsbrück, im Westen der Wilisch und der Lugberg. Im Elbthale zahllose Häuser, Häusergruppen und Ortschaften.

Unten im Thale der Gottleube, welches man von der Höhnelmühle an bis Berggießhübel am besten zu Fuß durchwandert, schießt der rauschende Bach über Blöcke und Felsklippen dahin. Das Thal wird enger, die Wiesensohle schmäler, bald hört sie ganz auf. Steile Sandsteinwände, säulenförmige Felsen, darüber Basalt- und Porphyrkuppen, dazwischen Blöcke von Thonschiefer, Glimmerschiefer und Gneiß. Der Weg führt am felsigen Abhange hin; unten brausen die Wasser, drüben hoch über der Thalsohle windet sich die Eisenbahn am Abhange hin. Klippen und Felsen sind grau, bemoost, zum Theil mit gelben Flechten bewachsen.

An einer kleinen Mühle wendet der Fahrweg nach Langhennersdorf sich aufwärts, man folgt aber einem betretenen Wege, welcher an Felsenwänden und Blöcken hin in wenigen Minuten zum Hennersdorfer Wasserfall führt.

Ein ziemlich starker und breiter Wasserstrahl stürzt über eine 7,5 m hohe gerade Felswand in einen von bemoosten Blöcken umgebenen Kessel. Hier theilt er sich in zwei kleinere Fälle, welche

sich wieder vereinigen und über Felsenklötze und Platten, zwischen den Bäumen, von den Ranken von Brombeeren und von Sommerpflanzen umgeben, ungefähr noch 17 m weiter abwärts springen, um in die Gottleuba sich zu ergießen. Von der gegenüber befindlichen Eisenbahn hat man bei Stein Nr. 107 einen kurzen Blick über den Fall, außerdem sieht man des Waldes wegen nur wenig von demselben. Auch wenn man über die Felsen hinunter klettert, kann man nur ein kleines Stück vom unteren Fall übersehen; am meisten sieht man noch vom linken Ufer der Gottleuba.

Unweit des Wasserfalles befindet sich eine Höhle, das sogenannte Zwergenloch.

Zwischen der Grundmühle und Zwiesel liegt unter schroffer Felsenwand eine fast 1 m hohe Granitschwelle quer durch das Bett der Gottleuba, welche sich rauschend und schäumend über dieselbe hinweg stürzt.

Vom Hennersdorfer Wasserfall führt der Fußsteig südlich bis zum Langhennersdorfer Wege und dem Eisenbahnhaltpunkte Hennersdorf. Von hier geht man auf der Straße bis zum Bahrbach und sodann den Fußsteig über Zwiesel, oder den Fahrweg über den Pulverthurm nach Berggießhübel.

Von diesem netten Städtchen sagt Dr. J. F. Henkel 1729 in seinem Giesshübelium redivivum: „Das Aussehen nun, oder der Prospekt ist hier so vollkommen schön, als das Auge und Gemüth nur Was Ergötzendes verlangen kann. Der Sauerbrunnen quillet gleich beim Städtchen an einem sanften Gehänge, woselbst ein bequemes Badehaus mit aller Gemächlichkeit angelegt wird. Darbei bewegt sich die Gottläube mit einem sanften Geräusche und das unferne Hüttenwehr machet zumal in der Stille und bei Abends mit seinem gelinden Fall alle vergnügliche Aufmerksamkeit. Der Bach ist mit Bäumen und Gebüsch bepflanzt, in welchen die sanften Lüfte spielen, und die Nachtigallen sich trefflich hören lassen. Zu beiden Seiten pranget es mit schönen, beblumten, wohlriechenden Wiesen ..."

Die Quelle des Mineralbades wurde 1722 entdeckt, das Badehaus einige Jahre darauf erbaut, und das Bad, unter dem Namen Johanngeorgen-Bad bekannt, bis gegen 1760 stark besucht. Güsshübelium Redivivum, der wiederlebende Berggießhübel von Dr. J. F. Henkel, bietet aber im Ganzen ebenso wenig positive Nachrichten über das Bad wie die 1736 erschienene schwülstige, phrasenreiche und geschmacklose Beschreibung desselben in schlechten Versen von Dlohnier (Reinhold).

Mit dem Beginn des siebenjährigen Krieges trat auch der Rückgang des Bades und seines Besuches ein. 1818 legte man ein

seitdem längst eingegangenes „elektrisches" Bad an. Gegenwärtig ist es vorwiegend Sommerfrische und sehr besucht.

Das kleine, freundliche, an der Straße nach Peterswalde lang hin gestreckte Städtchen eignet sich wegen seiner Lage und seiner Umgebungen zu längerem Aufenthalt.

Von der Panoramahöhe (Pavillon mit Bänken) vom Hohen Stein, sowie von den Gersdorfer Wänden hat man einen recht hübschen Blick über das Thal.*)

Der Name Berggießhübel wird auf den Bergbau und auf uralte Gießhütten und Eisenwerke zurückgeführt. Allerdings ist der Bergbau sehr alt. Um 1590 (Schumann I, 313) ward sehr stark auf Kupfer und Eisen gebaut; Gießhübler Kupferglasur war bei den Mineralogen berühmt; Gießhübler Eisen bekannt und gesucht. Albinus sagt (II 134): „Das fürtrefflichste Eisen wird zum Lauenstein und Berggießhübel und Glashütte gemacht.... Zum Gießhübel werden auch die besten eisernen Oefen gegossen."

In den damaligen sieben Eisenhütten wurden die besten eisernen Oefen, und in neuerer Zeit (um 1820) viel Kanonenkugeln gegossen. Der um 1581 in höchster Blüthe stehende Bergbau war aber im dreißigjährigen Kriege vollständig zu Grunde gerichtet worden und erst seit 1692 wieder aufgenommen. Das in früheren Zeiten hier befindliche Bergamt wurde mit Glashütte und 1783 mit Altenberg vereinigt. Im Kriegsjahre 1813 wurden die Hütten vollständig zerstört. Auf den um 1820 im Gange befindlichen 15 Gruben wurde Kupferglas, Fahlerz, Kupferkies, Malachit, Kupferglasur, Schwefelkies, Magneteisenstein, Eisenglanz, Rotheisenstein u. s. w. gebaut. Ein großer Theil der Gruben ging aber wieder ein, und erst um 1870 wurden Vorbereitungen getroffen, die reichhaltigen Magneteisensteinerze in größeren Mengen zu gewinnen. Dieselben stehen den besten schwedischen Sorten gleich. Man legte größere Etablissements für den Hohofenbetrieb an und wollte gleichzeitig Stahlfabrikation, Gießerei und Maschinenbau betreiben. Seit Mitte der 70er Jahre wurde der Bau auf Magnet- und Rotheisenstein allmälig eingestellt, der Hohofen ausgeblasen und der Bergbau nur zur Erhaltung der Werke und eines Arbeiterstammes fortgeführt. Unter den Eisensteingruben sind gegenwärtig nur noch Martinzeche und Mutter Gottes vereinigt Feld mit Erfolg im Abbau. Die alten Hammerwerke an der Gottleuba — Fichte, Kleppisch (Klepač = der Klopfer, Hammer) Kratze, Kammerhof, Bienhof, Haselberg, Giesenstein, Gleisberg an der

*) Führer durch das Gottleubathal von Moritz Fischer, † Bürgermeister in Gottleuba. Dresden, Axt. 1881.

Müglitz, Oberhütte, Neidberg, Reichstein am Biela (Hammer)bache sind längst eingegangen und landwirthschaftliche Güter geworden. Die Pirnaische Hammerordnung von 1530 hat nicht viel über zwei Jahrhunderte Geltung gehabt.

Die Anfang des Jahrhunderts angelegte neue Straße nach Böhmen hatte einen starken Verkehr bis zur Eröffnung der Straße durch das Müglitzthal.

In Bezug auf die Deutung des Namens Gießhübel ist zu bemerken, daß kys-hybadla, der perlende Sauerbrunnen, auch in der Benennung des gleichnamigen Dorfes bei Carlsbad in Böhmen wiederkehrt, und daß dieser Name auf ein Bekanntsein der Quelle im frühesten Alterthume schließen läßt, während der Zusatz „Berg" durch den Eisensteinbergbau in späteren Zeiten erst hervorgerufen worden sein möchte.

Ein breites Auenthal, von 50 bis 70 m hohen, zum Theil gut bewaldeten Abhängen eingefaßt, mit nur einer einzigen Einschnürung, an welcher das vormalige Hammerwerk Gießenstein liegt, führt nach Gottleuba, dem lang ausgedehnten freundlichen Städtchen, welches gleichzeitig scheinbar den Abschluß desselben bildet.

Auf dem östlichen Bergabhange ist das neugegründete Bad, weiter aufwärts die alte Kirche. „Merkwürdig ist (Schumann III, 365) ein bei dem Städtchen belegener Platz mit einem einzelnen Hause, welches Markgrafens genannt wird und wobei man noch Spuren alter Befestigungen sieht, und wo wahrscheinlich eine alte Burg gestanden haben mag." Nach M. Fischer, Führer durch das Gottleubathal, S. 36 führt ein Theil der Stadt heute noch den Namen „auf dem Walle" und „die Voigtei". Das ist allem Vermuthen nach die Stelle, wo eine der zu der Hauptburg Dohna gehörigen Grenzburgen am Rande des zu jenen Zeiten noch vollständig unbesiedelten Waldgebietes errichtet wurde; also in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Daß sie mit Dohna Anfang des 15. Jahrhunderts, möglicher Weise aber auch erst in den Hussitenkriegen zerstört wurde, läßt sich nur vermuthen. Ueberreste sind nicht mehr zu erkennen.

Am Kirchwege nach Hellendorf stand die Kapelle der vierzehn Nothhelfer, zum Gedächtniß eines Kampfes gegen die Hussiten, 1429.

Das Thal der Gottleuba, welches unmittelbar hinter dem Städtchen eine köstliche Schleife bildet, hat von dem Hammergute Haselberg, und etwa eine halbe Stunde weiter aufwärts noch einmal, eine breite Wiesensohle, von da ab wird es aber ein von 60, 70 bis 90 m hohen, dicht bewaldeten Abhängen eingefaßtes Waldthal, welches in seiner ganzen Länge, bis zur Mühle von Kleinliebenau, 9 ½ km

von Gottleuba, von einer neuangelegten trefflichen Waldstraße durchschnitten wird.

Oberhalb Kleinliebenau ist der Reingrund, wie das Thal hier genannt wird, nur auf sächsischer Seite bewaldet, auf österreichischer Seite sind die steilen Abhänge kahl, aber nach etwa einer halben Stunde verflachen sie sich und man betritt sanft geneigte, moorige Wiesenstrecken, welche sich wenig gegen den Gebirgskamm hin, wie gegen die Nebenrückenzüge erheben.

Auf dem Bergrücken zwischen den Thälern der Gottleuba, und dem westlich gelegenen, schroff und tief eingeschnittenen Thale der Müglitz, am nordwestlichen Ende einer ausgedehnten Moorwiese, welche vor dem das „Haberfeld“ genannten Waldstücke an der Landesgrenze bei Streckewalde liegt, befindet sich der hoch- und verhältnißmäßig eben gelegene Anfang des Dorfes Fürstenwalde, das sich in einer sanften Mulde, und später in einem mäßig breiten Thale bis an die Müglitz hinab erstreckt.

Die verstreut liegenden Häuser und kleinen Gehöfte des Oberdorfes, welche auf beinahe ebener Fläche längs einer sumpfigen Wiese bis an den Moor des Haberfeldes sich ausdehnen, schmucklos und einfach, die neuesten mit Schiefer, die älteren alle mit Schindeln gedeckt, in der großen Mehrzahl aus einem Wohngebäude und einem Schuppen ein sogenanntes Gütchen bildend und in ihrer Anlage, wie durch die mit geringem Abstande geführten Feldwege die gebirgische Zwergenwirthschaft charakterisirend, ziehen sich quer oberhalb der alten Teplitzer Straße hin, während das übrige Dorf, auf beiden Seiten des eben entsprungenen Baches, jedoch in hochgelegenen Baulinien sich thalwärts erstreckt.

Durch die obere Häusergruppe, in welcher der Gasthof, die „Dorfschenke“ liegt, führt die alte Teplitzer Straße. Sie ging ursprünglich von Dohna nach Niederseidewitz, wurde aber später von Pirna über Zehist gelegt. Auf dem Höhenrücken führte sie weiter, kreuzte Göppersdorf, ging lang durch Börnersdorf, und dann nach Breitenau, wo sie bei der Kirche sich wieder südlich wendete und nach verschiedenen kleineren Krümmungen, Fürstenwalde durchschneidend, die Landesgrenze erreichte. Von Fürstenwalde ist sie jetzt nur noch Feldweg, als ehemalige Hauptstraße gar nicht mehr zu erkennen und führte vom schwarzen Kreuz an der Grenze nach Ebersdorf und den Geiersberg; von da nach Hohenstein und Sobochleben, wo sie auf die große neue Straße über Hellendorf und Peterswalde nach Teplitz stieß.

17. General von Kleist marschirt auf Nollendorf.

Hier oben, nahe dem Gebirgskamme, faßte in der Nacht vom 29. August 1813 der General v. Kleist den Entschluß, sich durchzuschlagen und mitten durch die Franzosen hindurch einen Weg nach Böhmen zu bahnen; ein Entschluß, welcher dem ganzen Feldzug 1813 eine neue Wendung gab.

Um denselben in seiner vollen Bedeutung zu würdigen, muß man sich die Sachlage vergegenwärtigen.

Die Hauptarmee der Verbündeten hatte am 22. August das Erzgebirge in vier Colonnen überschritten, um in der Richtung auf Leipzig vorzugehen. Die Russen standen bei Berggießhübel, die Preußen unter Kleist bei Sayda, die Oesterreicher bei Marienberg, die Reserven am Fuße des Gebirges. Das Hauptquartier war in Zöblitz.

Hier entschloß man sich, über Frauenstein und Dippoldiswalde gegen Dresden vorzugehen, da man dieses nur schwach besetzt und Napoleon mit seiner Hauptmacht bei Löwenberg in Schlesien wußte.

Nach schwierigen und anstrengenden Märschen waren die Verbündeten am 25. vor Dresden eingetroffen und griffen am 26. früh an, ohne jedoch mehr als die Vordörfer und die Hälfte des Großen Garten zu erobern.

Dem für Nachmittag 4 Uhr angesetzten Hauptangriff trat Napoleon um 6 Uhr mit einem energischen Gegenangriff entgegen.

Mit bewundernswerther Entschlossenheit und Klarheit hatte er schon am 23. früh 4 Uhr die Garde von Löwenberg aufbrechen lassen, welcher die Corps von Victor, Marmont, Latour-Maubourg folgten, während Vandamme bei Königstein die Elbe überschritt.

Des Morgens 9 Uhr unerwartet in Dresden eingetroffen wies Napoleon, unweit der Elbbrücke an der katholischen Kirche haltend, den ankommenden Truppen selbst die Punkte an, die sie einnehmen sollten. Am Abend zählten die Franzosen gegen 125 000 Mann.

„Bald nach Mitternacht hatte ein gewaltiger, kalter Regen begonnen; bleich, trübe und kühl brach der 27. August an. Der Regen hörte nicht auf.“ (Berhardi, Toll S. 169.)

Die Verbündeten, welche ungefähr 160 000 Mann zur Stelle hatten, welche im Laufe des Tages noch durch 50 000 Mann verstärkt werden konnten, wurden früh 6 Uhr auf dem rechten Flügel zwischen der Elbe und der Dohnaer Straße angegriffen, und bis Mittags auf die Anhöhen bei Torna zurückgeworfen. Im Centrum nahmen die Franzosen den Großen Garten und das Dorf Strehla und drängten die Preußen bis Leubnitz, das sie jedoch nicht zu nehmen vermochten; auch den Höhen zwischen Zschertnitz und Räcknitz gegen-

über machten sie keine Fortschritte. Aber auf dem linken Flügel nahmen sie Naußlitz, Wölfnitz, Roßthal, sprengten die Stellung der Oesterreicher und machten gegen 15 000 Gefangene.

Nachmittags 3 Uhr entschlossen sich die Verbündeten zum Rückzuge.

Die neue Teplitzer Straße von Pirna über Berggießhübel und Peterswalde war in den Händen Vandamme's, der die Russen unter Prinz Eugen von Württemberg auf Berggießhübel zurückdrängte. Die Straße von Dresden nach Pirna, sowie die hohe Straße über Kesselsdorf nach Freiberg waren beide auf dem Schlachtfelde selbst in die Hände der Franzosen gefallen.

Es blieb daher nur die alte Teplitzer Straße von Dohna über Börnersdorf, Breitenau, Fürstenwalde, Ebersdorf und den Geiersberg nach Teplitz. Ferner die alte Straße von Lockwitz über Maxen, Cunnersdorf, Glashütte, Börnchen, Lauenstein, Fürstenau nach dem Mückenthürmchen und bei Graupen hinab; endlich die alte Straße von Dippoldiswalde über Oberfrauendorf, Falkenhain, Altenberg nach Zinnwald und Eichwald.

Die weiter westlich liegenden Gebirgsübergänge von Niklasberg, Einsiedel und Sebastiansberg kamen nicht in Frage.

Der Zustand der Wege und Straßen war ein schlechter. Besonders die alte Teplitzer Straße war ganz in Verfall, seitdem man die neue über Peterswalde angelegt hatte. Die übrigen Wege hatten meist nur zwei Dresdener Ellen Spurweite (1,133 m); die Fahrbahn war voller Steine, Felsblöcke und Löcher, die Steigung wiederholt 15 Grad.

Die Verbündeten gingen in drei Colonnen zurück; die Preußen über Maxen und Glashütte, die Russen über Frauendorf und Altenberg, die Oesterreicher über Dippoldiswalde, zum Theil in der Richtung auf Altenberg, zum Theil über Pretzschendorf nach Sayda.

Am 28. Abends standen die russischen Reserven bei Altenberg, Kleist bei Hausdorf unweit Maxen, Wittgenstein bei Dippoldiswalde, die Hälfte der Oesterreicher bei Altenberg, die andere Hälfte unter Klenau bei Pretzschendorf.

Den 29. hielt Wittgenstein, zu welchem eine russische, eine österreichische Division, sowie die preußische Garde-Infanterie gestoßen waren, nach ununterbrochenen Arrièregardengefechten bei Altenberg. Die Oesterreicher unter Civalart und Crenneville erreichten Sayda, Klenau Großwaltersdorf südlich Freiberg. Kleist kam nach einem Arrièregardengefecht bei Glashütte auf der Straße vom Geiersberg bis Fürstenwalde.

Die Verfolgung seiten der Franzosen war weniger heftig, als

man erwarten mußte; jedenfalls stellten sie sich den Rückzug der Verbündeten geregelter vor, als er in Wirklichkeit war.

Den Preußen folgte Marschall Gouvion St.-Cyr mit dem 14. Corps (26 000 Mann) über Maxen und Glashütte; den Russen und Oesterreichern die Marschälle Marmont mit dem 6. Corps (27 000 Mann) und Victor mit dem 2. Corps (25 000 Mann), sowie der König von Neapel (Murat) mit einem Cavallerie-Corps nach Freiberg.

Am 29. sollte Murat von Freiberg gegen Frauenstein vordringen. Da er sein Gros erst an sich heranzog, kam er nur bis Lichtenberg. Wäre er zeitiger aufgebrochen, so hätte er die Oesterreicher unter Klenau in die Flanke getroffen. Marmont war nur bis Falkenhain vor Altenberg gekommen, Gouvion St.-Cyr nur bis Reinhardtsgrimma. Die alte Garde unter Marschall Lefebvre, die junge Garde unter Marschall Mortier, die Garde-Cavallerie unter Div.-Gen. Nansouty, im Ganzen 58 000 Mann, standen bei Pirna, zum Nachrücken auf der neuen Straße nach Teplitz bereit.

General Vandamme mit dem auf 40 000 Mann verstärkten 1. Corps war schon am 28. bis Peterswalde vorgedrungen und hatte am 29. die Russen bis Kulm zurückgedrängt, wo nach heftigem Ringen und großen beiderseitigen Verlusten der Kampf bis zum Einbruch der Dunkelheit währte. Vandamme's Uebermacht war gegen das Ende des Tages immer erdrückender geworden, und nur das Erscheinen Barclay's mit drei Divisionen über Graupen vom Gebirge herab brachte Stillstand in den französischen Angriff.

Der Rückzug der Verbündeten war trotz der wenig hartnäckigen Verfolgung ein schwieriger. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber dessen ungeachtet schleppte sich Alles langsam vorwärts. Menschen und Pferde waren übermüdet, sanken in dem aufgeweichten Boden tief ein und kamen nur langsam vorwärts. „Die Truppen brachen mit der Dunkelheit auf; die Richtung des Marsches war ihnen gegeben, nicht aber das nächste Ziel, das sie erreichen sollten, ehe sie anhielten. Sie zogen in der Nacht dahin so weit sie konnten und ruhten vielleicht gezwungen während der Stunden tiefster Dunkelheit längs dem Wege, wo sie eben waren, um dann, sowie die Nacht durchsichtiger wurde, unerquickt und hungernd weiter zu schreiten.“ (Bernhardi, Toll III, 187.) Daher trafen die Trüppen auf ihren Biwaks völlig erschöpft ein, wo nirgends für die Verpflegung gesorgt war. Man kann sich vorstellen, wie dieß das Ganze noch tiefer herabdrückte.

So traf die Spitze des preußischen Corps Nachmittags nach 4 Uhr, das Ende desselben Abends nach 9 Uhr auf dem Plateau

bei Liebenau und Fürstenwalde ein, wo ein lustiges Nacht-Freilager den Truppen wenigstens einige Erholung gewähren sollte.

Während auf der einen Seite das Arrièregardegefecht von Glashütte die Nähe und das Nachrücken der Franzosen bezeugte, dröhnte bis in die sinkende Nacht der dumpfe Kanonendonner aus der Teplitzer Ebene herauf und zeigte bedenklich an, welchen Gefahren man dort entgegengehe.

General v. Kleist, der gegen 4 Uhr schon bei Fürstenwalde eingetroffen war, wurde von Stunde zu Stunde sorgenvoller. Alle Meldungen bestätigten, daß die Wege das Gebirge hinab von verfahrenem Troß vollständig gesperrt seien. Die unermeßlichen Wagenkolonnen der Russen, Packwagen, zerbrochene Lafetten, Munitionskarren, Proviantwagen, Privat- und Stabsfuhrwerk war auf allen Straßen vollständig verfahren, so daß die Wege des Gebirges hinab, bei Graupen, am Geiersberge u. s. w. gänzlich gesperrt waren.

Dem am Nachmittage vom König Friedrich Wilhelm III. gesendeten Grafen Schweinitz erklärte Kleist, es sei unmöglich, den Marsch fortzusetzen, ohne die Truppen vollständig zu ruiniren.

In den Abendstunden traf Oberst Schöler, vom Kaiser Alexander aus Dux gesendet, im Hauptquartier des General v. Kleist ein, welcher durch ihn an König Friedrich Wilhelm III. berichtete: „Die Lage, in der ich mich befinde, ist verzweiflungsvoll .... ich habe mich entschlossen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marschiren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen.“

General v. Kleist trat mit seinem Generalstabschef Oberstlieutenant Grolmann aus seinem Zimmer unter die versammelten Generale und Truppenführer und sprach den Entschluß aus, dem Feinde über Nollendorf in den Rücken zu gehen.

Dieser Entschluß wurde von Allen mit Begeisterung aufgenommen, wenngleich sich Niemand über die Gefahr täuschte, der man entgegenging.

Auf der neuen Straße von Pirna rückte Napoleon selbst mit den Garden heran, Gouvion St.-Cyr von Glashütte, Marmont von Falkenhain bei Altenberg, zwischen Beiden allem Vermuthen nach Marschall Victor, während auf der Straße von Dohna her andere französische Truppen folgten.

So ungefähr war die Lage. Ein drohendes, schweres Gewitter zog sich über der Hauptarmee der Verbündeten zusammen; anders war es von dem gewaltigen Schlachtenlenker nicht zu erwarten.

Daraus erhellt erst die Bedeutung des Entschlusses, welchen General v. Kleist faßte, der ganze Umfang todesbereiten Heldenmuthes, der in diesem Entschlusse lag.

Daß Napoleon nichts von Alledem that, was man eigentlich von ihm erwarten mußte, daß er die Garden in Pirna umkehren ließ, daß keiner der Marschälle den Verbündeten energisch folgte, daß Vandamme ohne jegliche Unterstützung blieb — das Alles konnte Niemand voraussetzen!

„Wenn Napoleon an diesem Tage (den 28. August) seinen Marsch (von Pirna) fortsetzte, so gelangte er unstreitig am folgenden Tage zu dem Hauptpaß bei Peterswalde und Nollendorf und kam so wieder dem Kleist'schen Corps in den Rücken, welches sich von der kleinen Straße über den Geiersberg, von Breitenau und Fürstenwalde aus, abwärts auf die große Straße von Peterswalde gewendet und so das Vandamme'sche Corps von Sachsen abgeschnitten hatte." (Napoleons Feldzug in Sachsen 1813 von O. v. O. [Odeleben], S. 318.)

Die Verbündeten hielten ihre Lage keineswegs für günstig. Mit Zähigkeit und Entschlossenheit hielten die Russen unter großen Verlusten die Stellung bei Kulm, während einzelne Colonnen der Verbündeten vom Gebirge herabkamen und die Reihen der Kämpfenden verstärkten.

Als die Colonnen des preußischen Corps auf dem Höhenkamme bei Nollendorf sichtbar wurden, hielten sie Alle für französische, welche Vandamme nachrückten.

Der Angriff der Franzosen belebte sich von Neuem .... Die Russen machten die verzweifeltsten Anstrengungen, demselben zu widerstehen, die Oesterreicher griffen die Flanke bei Arbesau an, um das Vordringen der Franzosen zu hindern.

Vandamme erkannte aber schnell das Unwetter, das sich über seinem Corps entlud. Die Artillerie der Front mußte bis zum letzten Kanonenschusse gegen die Russen aushalten, mit der Infanterie besetzte er die Dörfer, die Kavallerie ging auf der Straße zurück und schlug sich durch die heranrückenden preußischen Colonnen durch.

Die Franzosen verloren 70 Geschütze, über 10 000 Todte, Verwundete und Gefangene, 30 000 Versprengte.

Dieser Schlag nach dem großen und entscheidenden Siege bei Dresden traf Napoleon vernichtend. Hier war er geschlagen, denn alle Anordnungen waren von ihm selbst ausgegangen. Hier half kein Beschönigen; er selbst hatte die größten Fehler und Unterlassungen begangen. Seine Marschälle waren in Schlesien und im Kurkreise geschlagen, seine Avantgarde in Böhmen. Unentschieden schwankte er hin und her — er holte zu Schlägen aus, die er nicht austheilte — und so ward er zuletzt auf die Ebenen von Leipzig gedrängt, wo er endlich unterlag.

Wie es aber so häufig vorkommt: die wichtigsten und großartigsten Momente gehen spurlos an den Zeitgenossen vorüber, und erst spätere Generationen lernen sie in ihrem vollen Umfange würdigen.

Niemand in ganz Fürstenwalde weiß sich des Aufenthaltes v. Kleist's mit Bestimmtheit zu erinnern, so daß der Lage nach die Ortsschenke mit ihrem Tanzsaale als der Punkt bezeichnet werden muß, an welchem dieser gewaltige Entschluß gefaßt wurde.

---

18. Das Thal der Müglitz. Dohna.

Das Thal der Müglitz, welches man unweit der Eisenbahnstationen Mügeln betritt, wird anfangs von mäßigen Hügeln eingefaßt. Auf anmuthigem Wege gelangt man zum Städtchen Dohna, an der alten böhmischen Straße, welche von Dresden über Lockwitz und die Lugschenke nach Dohna führte, und von da über den flachen Höhenrücken nach Niederseidewitz und auf dem Rückzuge sodann weiter gebirgsaufwärts. Die Stadt selbst bietet wenig Bemerkenswerthes. Die sehr hübsche Kirche und das alte Pfarrhaus stammen vom Ende des 15. Jahrhunderts; das Rathskellergebäude war vor Zeiten der Sitz des 1572 dem Leipziger Schöppenstuhle einverleibten, seit 1325 bekannten Dohnaschen Schöppenstuhles.*)

Das „Mal- und Ritterding" hatte ursprünglich seinen Sitz in der Burg Dohna und seine Sprüche hatten ein fast eben so hohes Ansehen, wie die des Magdeburger Schöppenstuhles. 1403 wurde der Schöppenstuhl in die Stadt Dohna verlegt, 1541 auf Lehnssachen beschränkt und 1572 dem Leipziger Schöppenstuhle einverleibt.

Auf dem südwestlichen Vorsprunge des Berghanges, von einer Schleife der Müglitz in weitem Bogen umflossen, liegen die wenigen Reste der einst so großen und mächtigen Burg Dohna.

Nur wenige Mauerstücke geben ein Anhalten über die Größe und Ausdehnung der Burg, auf deren seit 1803 eingeebnetem Plateau gegenwärtig das Schießhaus mit einigen Nebengebäuden steht. Im Schießhaussaale befindet sich eine Abbildung der Burg Dohna, welche ganz wie in Möhring „Stadt und Burg Dohna" die Ausgeburt der Phantasie eines Malers ist, welcher niemals Anlage und Bau der mittelalterlichen Burgen zu seinem Studium gemacht hatte. In dem Exemplar der Dresdener Bibliothek der Heckel'schen

*) Christ. Heckel, Historische Beschreibung der weltberühmten Festung Königstein. 1737. Möhring, Stadt und Burg Dohna. Pietzsch, Geschichte der Burg Dohna. Dresden, 1859.



Chronik von Königstein befindet sich eine 1748 von Ms. Orgus mit der Feder gezeichnete Abbildung der Burg Dohna, welche jedenfalls das Vorbild zu der von Möhring gebrachten Darstellung ist. Dessen ungeachtet können beide Bilder, mit Vorsicht benutzt, dazu dienen, die Hauptlinien der Burganlage festzustellen. Leichter und der geschichtlichen Wahrheit jedenfalls mehr entsprechend wird dies durch die andere in der Heckel'schen Chronik befindliche Abbildung „Die alte Veste Donin" gemacht, welche abgesehen von der Thallandschaft und ihren Berghängen ein getreues Bild dieses alten Dynastenschlosses giebt.

Der Zugang zu der Burg lag, wie noch heute, auf der Südwestecke der Stadt, wo ein tiefer und breiter, seit Jahrhunderten mit Schutt und Trümmern ausgefüllter Graben dieselbe von dem Städtchen trennte. Die auf dieser Stelle erbauten Häuser sind wahrscheinlich aus den Steinen der alten Burgmauern errichtet und haben auch in weit späterer Zeit ihre gegenwärtige Gestalt erhalten.

Ein zunächst des Einganges befindliches Trümmerstück der alten Burgmauer, halb Ziegel-, halb Bruchsteinbau, sowie ein auf der Westseite noch ziemlich erhaltenes ähnliches Mauerstück bezeichnen die Umfassung eines weiten Vorhofes, welcher zu beiden Seiten durch den felsigen Abhang begrenzt wird. Bedeutend höher als der nahezu viereckige Vorhof, dessen Umfassung von Mauern mit niedrigen, theils viereckigen, theils runden Thürmen gebildet wurde, lag die Hauptburg.

Nach der Abbildung in der Heckel'schen Chronik, welche jedenfalls auf einem zeitgenössischen Originale fußt, führte der Zugang durch einen halbkreisförmig vorspringenden Thorthurm und die südöstliche Seite des Burgberges war auch am Vorhofe durch einen runden niedrigen Thurm und durch zwei quadratische, thurmähnliche niedrige Gebäude geschützt. Die nordwestliche Seite des Vorhofes hatte nur zunächst des Thores einen thurmähnlichen Vorsprung, von dem das noch stehende Mauerstück wahrscheinlich das letzte Ueberbleibsel ist, während die Umfassungsmauer am Felsrande zurückbog, bis in die Nähe des gegenwärtig dort errichteten Schießhauses.

Hier, wo sich auf der Westseite des Burgberges ein niederer Zwinger von der höher gelegenen Hauptburg unterscheiden läßt und wo noch starke Mauerreste, Kellergewölbe u. s. w. dafür zeugen, daß daselbst bedeutende Baulichkeiten gestanden haben, wurden Vorhof und Zwinger durch einen starken und hohen viereckigen Thurm getrennt und verbunden, dessen Grundriß man noch, wenn auch mit Mühe, nachweisen kann.

Die Hauptburg, deren Schutt gegenwärtig die Böschung zwischen Vorhof und Hauptplateau bildet, und vielleicht auch das Hauptplateau um verschiedene Fuße erhöht, gehört der Fläche wie der Geschichte

nach zu einer der bedeutendsten Burgen des frühen Mittelalters. Das Plateau des Burgberges ist 40 m breit und 150 m lang.

Der auf der Ostseite desselben Anfang dieses Jahrhunderts errichtete niedrige Thurm steht allem Vermuthen nach auf den Mauerresten eines runden Thurmes, welcher auf dieser Seite den Vorhof von der Hauptburg trennte, während auf der Westseite ein starkes viereckiges Gebäude die Front der Burg abschloß, deren Zugang in der hohen mit Wehrgang versehenen Mauer lag, die den genannten Thurm mit diesem Gebäude verband.

Allem Vermuthen nach lag das Palatium der Burg längs der Westseite des Hochplateaus, an dessen südlichem Ende der hohe, runde, mit einem massiven Kegeldache gekrönte Bergfried stand, wahrscheinlich dort, wo sich gegenwärtig die Schießmauer der Dohnaer Scheibenschützen befindet. Das Palatium ist auf dem Bilde der Heckel'schen Chronik durch das vorliegende Gebäude gedeckt, an dessen Westseite sich noch ein zweiter, schwächerer und weniger hoher Thurm befand, dessen Grundmauern in der Umfassung eines in den letzten Wochen frei gelegten Kellergewölbes auf dem Absatze des westlichen Zwingers zu suchen sein dürften.

Die westliche Umfassung des Hochplateaus, sowie der größte Theil des niedriger liegenden Zwingers sind in ihren Grundlinien ganz unzweifelhaft nachzuweisen. Die Ostseite ist weniger gut erhalten. Im Süden des Bergvorsprunges lassen sich zwei niedriger liegende Abschnitte von Vertheidigungswerken erkennen.

Die Burg Dohna gehörte zu den bedeutendsten und umfangreichsten Burgen des frühen Mittelalters; an der Hauptstraße, oder eigentlich einzigen Straße aus dem Elbthalkessel nach Böhmen gelegen, frühzeitig im Besitz eines mächtigen Geschlechts, gehörte die Burg auch jedenfalls zu den sorgfältigsten Anlagen ihrer Zeit.

Die Burg Dohna ist allem Vermuthen nach als eine Grenzburg zur Sicherung der neu errichteten Markgrafschaft Meißen um 940 gegründet, wenn auch erst später, vielleicht bis Mitte des zwölften Jahrhunderts, in ihrem vollen Ausbau vollendet worden.

Mit der Begründung der Herrschaft der deutschen Markgrafen war die Errichtung der Grenzburgen enge verbunden; aus den slavischen Supanien entstanden die Bezirke der Burgwarte, und wenn Pesterwitz, Bresenice, Gozbudi, Dohna speziell genannt werden, so dürfen wir voraussetzen, daß Gottleuba, Gugukstein, Weißenstein und Maxen zu derselben Zeit errichtet worden sind.

Die Meißner Mark dehnte sich im Anfange schwerlich über die Grenzen der slavischen Ansiedelung hinaus. Daher geben die in der Hauptsache wohl unveränderten slavischen Ortsnamen ein ziemlich sicheres

Anhalten über die Südwestgrenze der Mark Meißen, welche vom Gottleubabache über den Cottaer Spitzberg, den Ziegenrücken, den Sandberg, den Wilisch, die Hermsdorfer Höhe, den Lerchenberg, den Poisenwald bis zum Windberge reichte.

Die Slaven waren nicht in das Waldgebiet eingedrungen.

Hier war den Markgrafen, welche als Stellvertreter des deutschen Königs den Grenzbefehl führten, reiche Gelegenheit geboten, ihren Dienstmannen ausgedehnte Beneficien zu ertheilen, so daß, während sich der Wald lichtete und zahlreiche Ansiedler herbeigezogen wurden, gleichzeitig ein Vasallenstand sich ausbildete, der dem Markgrafen Lehnsfolge zu leisten hatte.

Ueber den Gang der Besiedelung dieses Theiles des Gebirgsabhanges läßt sich aus der Form der Ortsnamen nichts Näheres erkennen. Die Endung „dorf“ ist bei den deutschen Ortsnamen so allgemein, daß die wenigen Abweichungen von derselben keinen Rückschluß auf die verschiedene Zeit der Ansiedelung gestatten. Aus der am unteren Ende des Waldgebietes zweimal vorkommenden Endung „walde“ (Friedrichswalde, Burkhardtswalde) kann man auch nicht folgern, daß die ersten Ansiedler an diesen Orten Thüringer gewesen sein möchten. Weiter aufwärts im Waldgebiete liegen Dippoldiswalde und Beerwalde, beide wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert gegründet, während die dem Gebirgskamme nahe liegenden Fürstenwalde und Peterswalde erst im 13. oder 14. Jahrhundert entstanden sein mögen. Fürstenau und Löwenhain sind sehr alt. Der Bergbau am Mückenberg bestand angeblich schon 1149. Die kahle Höhenkirche bei Reichstädt stammte aus dem 12. Jahrhundert, so daß man in der Hauptsache die Besiedelung des Gebirgsabhanges mit dem 13. Jahrhundert als abgeschlossen ansehen kann, wenngleich die Bewohner noch sehr dünn über denselben verstreut waren.

Die slavischen Urbewohner blieben in der Elbniederung sitzen.

Die Markgrafen von Meißen beanspruchten sehr bald die Oberhoheit über dieses gesammte Territorium; aber auch die Krone Böhmen machte Anspruch auf dasselbe, und die Burggrafen von Dohna wiederum, welche einen breiten Streifen Landes von der Müglitz bis zur Rothen Weißeritz besaßen, suchten jederzeit unabhängig zu werden.

Von Markgraf Conrad von Meißen an bis zum Egerschen Vertrag war die Grenze mit Böhmen strittig. Anfang des 12. Jahrhunderts ist Dohna urkundlich kaiserliches Lehen, denn Heinrich IV. setzte den Burggrafen (praefectus) Eckenbert ein; wenig Jahre darauf ist es böhmisches Lehen, und 1182 ist Burggraf Heinrich II. von Donyn Meißner Vasall. 1212 wird Dohna vom Kaiser der Krone Böhmen zugetheilt „dafern wir es von dem Markgrafen von

Meißen werden auslösen können", und Ende des 13. Jahrhunderts, wo das Haupt des Wettiner Hauses seine Länder verschleuderte, und Wenzel von Böhmen seine alten Pläne zur Erweiterung der Nordgrenze wieder aufnahm, Pirna an sich brachte und ihm die ganze Mark Meißen von Landgraf Albrecht verpfändet wurde, waren die Burggrafen von Dohna nahe daran, sich ganz von Meißen loszureißen.

Die Streitigkeiten zwischen den Burggrafen von Dohna und den Markgrafen von Meißen dauerten das ganze 14. Jahrhundert hindurch fort. Es handelte sich ausschließlich um Hoheitsrechte, denen sich die Dohna'schen Burggrafen nicht unterwerfen wollten, und als Markgraf Wilhelm der Einäugige von Meißen die böhmische Straße verlegte, um die Plackereien der Burggräflichen zu beseitigen, gab der Adelstanz zu Dresden, 1400, dem Burggrafen von Dohna die willkommene und gesuchte Gelegenheit, in offene Fehde auszubrechen.

Der energische Markgraf belagerte nun aber Dohna mit Nachdruck, von wo Burggraf Jeschke flüchtete, erst nach Weißenstein, dann nach Königstein, zuletzt nach Ungarn, wo er als Landfriedenbrecher in Ofen enthauptet wurde, und ließ 1402 durch Bergleute von Dippoldiswalde und Freiberg die Burg vollständig zerstören, „nicht ohne merkliche Unkost, Mühe und schwere Arbeit".

Der Pirnaische Mönch, Tillanus, welcher vor 1530 schrieb, sagt: „vorgezeiten ein tapfer wol erbauet Sclos, wie noch stückweise augensichtig" und Peckenstein im Theatrum Saxonicum: „die Burg des Ortes, groß und von vielen Gebäuden und ansehnlicher Herrlichkeit gewesen, aber jetzo ganz desolat und fast dem Boden gleich geebnet."

Markgraf Wilhelm nahm die Burggrafschaft Dohna in Besitz. Unter deren Bestandtheilen sind zu nennen: Gottleuba, Gugukstein, Weißenstein (Wesenstein), Maxen, Dippoldiswalde, Rabenau, Königstein, Liebethal, Radeburg, das Münz- und Berg-Regal in Dippoldiswalde, das Stadtrecht in Dresden, der Brückenzoll der Dresdener Brücke, welche 1070 vom Burggrafen Conrad von Dohna erbaut wurde, „der also gewaltig und reich gewesen, daß er eine Brücke von Dreßden zu beiden Ufern erbauet", der Schöppenstuhl in Dohna u. s. w.

---

19. Burgen und Burgenbauten.

Obgleich die Burgen nach Maßgabe ihrer Lage und Bedeutung sehr verschieden in ihrem Grundrisse, wie in ihrer Ausdehnung und Zusammenstellung der einzelnen Theile sind, lassen sich doch allgemeine Sätze für das Uebereinstimmende derselben geben.

Bei den Höhenburgen, welche auf Berg- und Felsenvorsprüngen gelegen über das sie umgebende Thal hoch aufragten, trennte ein tiefer Graben die Burg von dem Vorlande.

Vermittelst einer Zugbrücke gelangte man an das Hauptthor, neben welchem eine etwa einen halben Meter breite Pforte, das Mannloch, den Eingang gestattete, auch wenn die Zugbrücke aufgezogen war. Die Zugbrücke hing in Ketten, welche um eine Welle aufgewunden wurden, und bildete gleichzeitig den äußeren Verschluß des Hauptthores, welches zuweilen, und besonders später, als inneren Verschluß ein Fallgatter erhielt.

In der Regel wurde das Eingangsthor durch einen oder auch zwei Flankirungsthürme, sowie durch die Schießscharten des über demselben befindlichen Wehrganges vertheidigt.

Die Ringmauer, Cingula, Umfassungsmauer, umschloß die Burg auf allen Seiten. Dieselbe war in der Regel mindestens 1 m stark und je nach Oertlichkeit 6, 7 und mehr Meter hoch und nur durch das Hauptthor und eine oder zwei geheime Ausfallpforten unterbrochen. Hoch oben lagen die Schießluken, zu deren Benutzung ein hölzerner oder auch steinerner Wehrgang, nach hinten offen und mit einem Pultdach von Ziegeln versehen, rings um führte. Dieser Wehrgang, Letze oder Letzi genannt, diente zur Vertheidigung mit Pfeil und Bolzen. Runde und viereckige Thürme verstärkten die Mauer, doch nur einzelne überragten dieselbe, zuweilen ganz bedeutend.

Aus den hölzernen, flüchtigen Befestigungsanlagen der frühesten Zeit wurden sehr bald Massivbauten, welche das Ansehen und die Macht des Burgherrn zur Schau trugen.

Die mittelalterlichen Mauern sind alle von auffallender Stärke. Daher bestehen sie aus einer Außenmauer und einer Innenmauer, welche mit Füllmauerwerk verbunden sind. Die äußeren Mauersteine wurden nicht mit der langen, sondern mit der Kopfseite nach Außen gelegt, und die Mörtelfugen äußerlich mit Kelleneinschnitten versehen. Die Mörtel aus alter Zeit haben einen größeren Gehalt an Kalksilikat und übertreffen die der Neuzeit um ein Bedeutendes an Härte und Bindekraft. In der Regel ist sogar der Mörtel der größeren Burgbauten härter und besser wie der kleinerer Burganlagen.

Man verwendete dauerhaftes Material, wo es irgend anging große Werkstücke, dennoch ist die Anwendung gleich hoher Quadersteine eine sehr seltene. In der Regel kamen auf die starken Verkleidungsstücke an den Ecken zwei Zwischenschichten, abwechselnd wieder mit großen Werkstücken. Ueberall ist die kunstgerechte Verbindung, die entsprechende Mauerstärke, die sorgliche Verwahrung der Mauerecken, die geschickte Ausführung der Mauer- und Gewölbebauten schon

bei den frühmittelalterlichen Anlagen nachzuweisen, besonders in dem Bau der Hauptthürme, bei welchen schon durchlaufende, winkelrechte Schichten von großen Werkstücken zu bemerken sind.

Wurde vor der Umfassungsmauer noch eine niedrigere Vertheidigungslinie angelegt, so bezeichnete man sie als Zwinger (Zingel, Zingolf). Derselbe hatte nach Befinden seine Vorsprünge, runden oder eckigen Halbthürme, welche jedoch die Brustwehr niemals überragten, und vor sich den Wallgraben, oder den Berg- oder Felsenabhang.

In dem Vorhofe der größeren Burgen, der in der Regel niedriger gelegen war, als der Haupthof, lagen die Ställe und Wirthschaftsgebäude, die Wohnungen der Dienstmannen, die Thorwache u. s. w. meist an die Außenmauer angefügt, aber auch als selbständige Gebäude. Burgeinwärts wurde der Vorhof der Burg durch eine Quermauer vollständig abgeschlossen. Ein mit allen Vertheidigungsmitteln versehenes Thor führte zum Haupt- oder Innenhof.

Der innere Burghof (Ballium, Bayle), welcher die eigentliche Hauptburg umgab, enthielt den Palas (palatium), die Kemenate (Frauenhaus) und den Bergfriet (beffroi, benfredus, balfredus, Luginsland, Hauptthurm, Bergfried).

Der Palas, das Hauptgebäude der Burg, über die andern Wohn-, Stall- und Wirthschaftshäuser weit emporragend, hatte ein durch eine vor demselben liegende Freitreppe zugängliches Hochparterre (oder Stockwerk), in welchem der mit Kaminen versehene Hauptsaal der Burg lag. Trotz der interessanten und übertriebenen Schilderungen wunderbarer Palasbauten (z. B. im Parcival, 589) waren die Räume klein und eng und erst in den später angelegten Burgen wurden sie größer erbaut. Der Palas stand meist auf der Thalseite der Burg. Das Erdgeschoß enthielt die Küche, wenn dieselbe sich nicht in einem besonderen Gebäude befand. Hier standen Heerd, Rost und Kessel, an welchem die Köche schalteten. Es ist niemals von Köchinnen die Rede. In der Nähe waren die Vorrathsräume für die Lebensmittel; in großen Burgen besondere Vorrathshäuser (Magazine).

Die Dienerschaft rc. war in einem oder mehreren Seitengebäuden untergebracht.

Die Frauen bewohnten in allen größeren Burgen ein besonderes Gebäude, die Kemenate (Weiberhaus), in welchem mit Gadem das durch einen Ofen heizbare Hauptzimmer bezeichnet wurde.

Im Allgemeinen waren die Gemächer klein; die Fenster, welche in den Hauptzimmern schon frühzeitig mit Glasscheiben versehen waren (Parcival 553, 4), lagen in tiefen Nischen der starken Mauern. Häufig wurden gekoppelte Fenster angelegt.

Die innere Ausstattung der Wohnräume war äußerst einfach und schlicht. Erst in späteren Zeiten wurden die Wände mit reich geschmückter Holzverkleidung, die Decken mit geschnitzter Täfelung, die tiefen und geräumigen Fensternischen mit Sitzbänken und hohen Lehnen, die großen Rittersäle mit kunstreich ausgestatteten Kaminen oder figurenreichen, buntfarbigen Kachelöfen geschmückt. Waffen, Trophäen und Trinkhörner zierten die Wände, Thierfelle die Sitze und Lagerstätten. Tische, Stühle, Bänke, Schränke, Bettstellen u. s. w. wurden mit Schnitzwerk verziert.

Der Umfang der Ritterwohnungen war anfänglich ein beschränkter und die ganze Einrichtung einfach und ursprünglich.

Die steilen Dächer der Gebäude waren mit Pfannen (Dachpfannen) gedeckt.

In jeder Burg befand sich ein Brunnen; häufig in den Felsen gesprengte, tiefe Ziehbrunnen. Nächstdem waren in jeder größeren Burg ein Schnitzhaus mit den Vorräthen an Pfeilen, Bolzen, Armbrüsten, Spießen, Lanzenschäften u. s. w., sowie eine von Ost nach West gerichtete Kapelle, welche in der Regel an den Palas angebaut war.

Erst in späteren Zeiten wurden die Zugänge zu den oberen Räumen in angebaute Wendeltreppenthürme (Greden) verlegt.

Den Hauptbestandtheil einer jeden Burg bildete der Bergfried. Ohne Bergfried ist eine Burg eigentlich gar nicht zu denken.

Der Bergfried war der rund, quadratisch oder rechteckig angelegte Hauptthurm einer jeden Burg, welcher die übrigen Gebäude hoch überragte und den letzten Zufluchtsort der Vertheidiger bildete, wenn die Burg selbst in der Angreifer Hand gefallen war.

Dieser Hauptthurm einer jeden Burg hatte in der Regel etwa 9 m im Quadrat, oder bei kreisförmigem Grundriß 10 m im Durchmesser. Die Mauern waren bis zu 2½ m stark, die Höhe ungefähr 30 m, in einzelnen Fällen auch mehr; nicht selten bestand außer der äußeren Doppelmauer noch eine innere.

Der Bergfried stand frei auf dem höchsten oder wichtigsten Punkte der Burg: sein Zugang lag 12 bis 15 m über dem Burghofe und war nur von einem der Nebengebäude mittels Fallbrücke, Falltreppe (oder auch Leitern) zu erreichen. Derselbe war in mehrere Stockwerke eingetheilt, welche entweder durch Gewölbe oder durch Decken von starken Balkenlagen von einander getrennt waren. Die Treppen aufwärts und abwärts führten innerhalb der starken Mauern. Oben schloß er mit einer von Zinnen umgebenen Plattform, oder mit einem von einem Umgange umfaßten steinernen Kegeldache, oder auch zuweilen mit einem hölzernen Aufbau. Daß unten, in den gewölbten Räumen des Bergfried das Burgverließ sich befunden habe,

ist eine unbegründete, romanhafte Annahme. Ueberhaupt ist es eine falsche Vorstellung, wenn man jede Ritterburg oder deren Trümmer als Raubschloß und die Ritter als Raubritter bezeichnet. Die Burgen sind ausnahmelos als Sitze der Grundherren und als Schutz und Wehr des Besitzes erbaut worden. Nur in Folge des Besitzes der Straße und des Landes haben sich die Plackereien des Geleites und die aus diesen entstehenden Benachtheiligungen des Handels, sowie die mannigfachen, allerdings mit der Zeit bedeutend gesteigerten Bedrückungen der Hintersassen und Hörigen entwickelt.

Bei den kleinen Burgen, wie sie als Grenzburgen und Vorburgen weiter rückwärts befindlicher Hauptburgen angelegt und mit Vasallen des Grenz-, Burg- u. s. w. Grafen besetzt wurden, beschränkte sich die Zahl der Gebäude, so daß zuletzt blos ein Bergfried und eine Umfassung angelegt wurde. Hier wurde der Bergfried, nach Befinden durch ein Paar angelehnte Nebengebäude vergrößert, zu Palas, Kemenate, Küche, Vorrathshaus, Wachtthurm u. s. w. An die engen Höfe schlossen sich nur noch die in den Umfassungsmauern mit angebrachten Wohn- und Vorrathsräume, so daß diese kleinen Burgen eine besondere Gattung bilden. Der Bergfried enthielt in seinen untersten Räumen Keller und Vorrathsräume, womöglich auch den Brunnen; darüber die Küche, über dieser die Kemenate, über der Kemenate den Palas (Trinksaal, Versammlungssaal) und über diesem die Räume für die Wächter; zuoberst den Umgang für die Wache. Nach Befinden in den unteren Räumen Schießscharten für die Vertheidigung der Zugbrücke und des Grabens.

---

20. Weesenstein. Kuckukstein.

Vom Dohnaer Schloßberge führt ein guter Weg auf dem rechten Müglitzufer bis zur Kurschenke, von wo an das Thal sich verengt, und die gut bewaldeten, theilweise felsigen Thalwände bis zu 40 m Höhe ansteigen. Im schattigen Grün dichter Laubhölzer geht der Weg von dem Stege bei der Köttwitzer Fabrik bis zum Stege des Meusegaster Fußweges auf dem rechten Müglitzufer hin. Die Thalwände werden höher, und in der Biegung der Müglitz, in welcher Weesenstein liegt, betragen sie auf beiden Seiten über 80 m.

Nach kurzer Wendung erblickt man die mächtig aufsteigende, aus mehr als fünf übereinander aufgebauten Stockwerken bestehende Nordostseite des Schlosses Weesenstein vor sich, von dem schlanken Rundthurme mit seinen sich allmälig zuspitzenden Dachaufbauten hoch überragt. Trotz seines vollständigen Umbaues lassen sich die Bestand-

theile der um 940 oder 950 gegründeten und wahrscheinlich Mitte des 12. Jahrhunderts prachtvoll fertiggebauten Burg noch nachweisen. Auf einem weit in den schleifenartigen Bogen der Müglitz vorspringenden Felsen von gneisähnlichem Gefüge mit großen, weißen Quarzadern, mitten inne stehend zwischen dem wahren Gneis des rechten Müglitzufers und dem Porphyr des linken, erhielt die Burg schon bei ihrer Gründung auf dem weißen Steine ihren Namen Weißenstein, wie er urkundlich wiederholt nachzuweisen ist, und erst später in den Wortlaut Weesenstein überging. Die wiederholt versuchten Ableitungen vom slavischen Weznik-Thurm u. A. m. sind müßige Spielereien, da die deutsche Benennung eine zutreffende und sogar urkundlich bestätigte Ortsbezeichnung in sich schließt. Die Grenzburg, welche zur Burggrafschaft Dohna gehörte, theilte die Schicksale derselben und fiel mit Dohna 1402 an Markgraf Wilhelm den Einäugigen von Meißen, welcher 1413 die v. Bünau mit Weesenstein belehnte, die zu den vier vornehmsten Meißnischen Geschlechtern gerechnet wurden (Pflugk, Schönberg, Miltitz, Bünau).

Der Schloßfelsen, welcher ursprünglich durch einen schmalen Sattel mit dem Abhange des rechten Thalufers zusammenhing, wurde durch Menschenkraft durchbrochen; anfangs mit einem schmalen, mäßig tiefen Graben, welchen die Zugbrücke überbrückte, im 16. Jahrhundert mit einer tiefen Kluft, durch welche der Mühlgraben geleitet wurde, und den nun ein mächtiger Brückenbogen überspannte. Ueber die Zugbrücke gelangte man in den Vorhof der Burg, dessen äußere Umrisse durch die daselbst befindlichen Gebäude noch heute bezeichnet werden. Von hier führte ein steiler, schmaler Felsenweg durch ein zweites, ebenfalls mit Wehrgang versehenes Thor nach dem hinteren Hofe. Der gegenwärtig bedeutend oberhalb dieses Weges liegende Eingang zum Palas und Bergfried der Burg bezeugt, wie viel von dem Felsen weggesprengt worden ist, um den Zugang zu dem hinteren Hofe der Burg weniger steil zu machen.

Dieser Zugang führte zu dem Hauptgebäude der Burg, dessen Vollendung, wie der noch in dem obersten Stockwerke befindliche Haupt- oder Prunksaal bezeugt, in die Mitte des 12. Jahrhunderts zu setzen ist. Der Bergfried oder Hauptthurm, in welchem dieser Saal sich befindet, zeigt einen eigenthümlichen Grundriß, indem an das Quadrat desselben ein Halbkreis nach außen angesetzt ist, eine Form, welche sich bei dem Hauptthurme der Burg Gugukstein bei Liebstadt, wie bei einigen anderen Burgen des 12. Jahrhunderts wiederholt und auf gleichzeitige Erbauung dieser beiden Burgen, sowie auf ein und denselben Baumeister hinweist. Dem Hauptthurme von Weesenstein sind zwei mächtige Flügelbauten angefügt, welche fast

geradlinig von Südwest nach Nordost liegen. Diesen parallel befindet sich gegenwärtig die Kirche, ein Neubau auf älteren Fundamenten, während ein Querflügel im Westen, ein anderer im Osten nahezu rechtwinklig schließt. Ueber diesem Gebäudekomplex erhebt sich auf der Spitze des innerhalb desselben aufragenden Felsenkegels der ovale Rundthurm, der als Luginsland die Burg überragte und erst im 17. Jahrhundert die in jüngerer Zeit erneute Dach- und Kuppelbekrönung erhielt. An den westlichen Flügel schließt sich der unregelmäßig viereckige obere Burghof, hinter welchem auf nasenähnlichem Vorsprunge die Ueberreste eines Thurmes den bis unter den Müglitzspiegel hinab reichenden, in den Felsen gesprengten Ziehbrunnen enthalten.

Der gegen Ende des 16. Jahrhunderts ausgeführte großartige Umbau des Schlosses hat dessen ganze äußere Erscheinung verändert. Aus der trotzigen Burg wurde ein prachtvoller Palast; die Räume der alten Burg wurden verlassen, um tiefer liegende, neuere und dem Zeitgeschmacke entsprechendere, glänzender, prachtvoller und in geschlossener Reihe hergestellte Zimmer und Säle des neuen Palastes zu beziehen. Die Umfassungsmauer des Vorhofes der Burg wurde die äußere Grenzlinie des neu aufgerichteten Schlosses. An Stelle des alten Burgthores trat 1575 ein prachtvoll geschmücktes neues, an Stelle der Zugbrücke die über den tief und breit hinunter gebrochenen Wallgraben in kühn geschwungenem Wölbbogen geführte steinerne Brücke; aus der Umfassungsmauer entstand ein prächtiges Gebäude von ansehnlicher Tiefe und an Stelle des um die Mauer führenden Wehrganges ein geräumiges, prachtvoll ausgestattetes Stockwerk. An Stelle der verschiedenen in Rundthürmen an- und eingebauten Wendeltreppen wurden breite, in geradliniger Führung mit breiten Absätzen versehene, stattliche Treppen erbaut. Der untere Burghof wurde beträchtlich eingeengt; was aber an Raum verloren ging, wurde reichlich an Pracht ersetzt. Dem Zugange zum oberen Burghofe wurde durch Absprengen der Felsen ein großer Theil seiner Steile genommen; dadurch aber auch gleichzeitig der frühere Zugang zu den Prachträumen der alten Burg außer Gebrauch gesetzt und auf die zwischen dem Neubau und dem Palas errichtete neue Treppe verwiesen. Etwa Mitte des 18. Jahrhunderts wurde endlich auf der südwestlichen Seite des Schlosses ein Bau ausgeführt, welcher vom Garten bis zum ersten Schloßhofe heraufreicht. Im Jahre 1836 erwarb König Anton Weesenstein, welchem Prinz Maximilian, König Johann und Prinz Georg im Besitz folgten.

Südöstlich der Schloßbrücke liegt der von drei Gebäuden eingefaßte, zu Anfang des 17. Jahrhunderts angelegte Vorhof. Ueber

die Brücke, durch das mit den Wappen der Bünaus und der Schleinitze geschmückte Hauptthor gelangt man in den ersten Schloßhof, in welchem links des Einganges der Schloßverwalter wohnt, an den man sich wegen Besichtigung des Schlosses zu wenden hat. Links, innerhalb der Einfahrt, führt eine breite Haupttreppe in die Räume des ersten Stockwerkes. Will man vom Garten aus die Gesammtheit der verschiedenen Stockwerke und Halbstockwerke zählen, so ist dies allerdings das vierte Stockwerk, da dieser Hof von der dritten (Beamtenwohnungen ꝛc.) umgeben wird, und das zweite (Dienerwohnungen), sowie das erste (der Gartenflügel mit der Wohnung S. M. des Königs Anton) unterhalb dieses Hofes liegen.

Im Treppenhause sind zwei Ansichten des Schlosses Weesenstein zu beachten, die eine von 1480, die andere von 1720, welche die Bauentwickelung desselben erläutern. In diesem Stockwerke sind der Speisesaal und der Ledertapetensaal, auf der einen Seite eine Flucht von zehn Zimmern, auf der andern eine Flucht von fünf Zimmern, sowie einige Zimmer für Bedienung und die Vorräume, von denen die lange und kurze Galerie zu nennen, auf welcher letzteren sich das Bild „Der Trinker von Weesenstein“ befindet. An die kurze Galerie stößt die kleine Hauskapelle mit dem herrlichen Bilde der Mater dolorosa von Rietschel. Von der herrschaftlichen Ausstattung der Räume sind die prachtvollen goldgepreßten Ledertapeten, Kommoden und Schränkchen mit eingelegter Arbeit in verschiedenen Holzarten, eine kunstvoll mit Schildkrot geschmückte Bouleuhr, Statuetten und Porzellanfiguren, der silberne Achillesschild, die Nachbildung der Amazone von Kiß, verschiedene Büsten, zahlreiche Portraits u. s. w. bemerkenswerth. Im Zimmer des 1847 verstorbenen Prinzen Ernst befindet sich das vom Oberst Aster ausgeführte Relief von Weesenstein und dessen Umgebungen. Aus dem Zimmer an der Südecke des Schlosses hat man einen prächtigen Blick über den Garten.

Am nördlichen Ende dieser stattlichen Zimmerreihe führt eine Haupttreppe in den alten Palastbau der Burg. Ueber einer ausgedehnten Reihe von Kellern mit Tonnengewölben, welche zum Theil aus dem Felsen herausgearbeitet wurden, zum Theil sich an Felsenwände anlehnen, zum Theil ganz in Mauerwerk ausgeführt sind und die unteren Räume des ehemaligen Bergfried mit seinen Anbauten bezeichnen, befindet sich eine zweite Reihe von Gewölben, welche dem Hauptsaale und dessen Nebenräumen entsprechend liegen, deren ursprüngliche Verbindung mit den oberen Räumen aber beim Neubau der Treppen theils zugemauert, theils beseitigt wurden. Hier steht noch ein alter Schrank, eine Truhe mit der Jahrzahl 1501, und

eine Anzahl in Schweinsleder gebundener alter Gerichtsverhandlungen. Oberhalb dieser Räume ist der Hauptsaal der alten Burg, der sogenannte steinerne Saal, dessen zwei Säulen bezeugen, daß die Bauzeit desselben in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen ist. Das ist also der Zeitpunkt, zu welchem der Bau der Ritterburg in vollem Umfange und Glanze beendet wurde. Aus den in tiefen Mauernischen mit Sitzbänken befindlichen Fenstern hat man einen prächtigen Blick über das tief unten gelegene Dorf. Neben dem steinernen Saale befindet sich ein zweiter Saal, der sogenannte Billardsaal, mit Bildnissen aus der sächsischen Königsfamilie von August dem Starken bis mit Friedrich August dem Gerechten. Ein halbes Stockwerk tiefer liegt der ehemalige, kleine, viereckige Kirchhof, an welchen ein Raum mit frühgothischer Wölbung anstößt, den die Phantasie der Besucher zur Marter- oder Folterkammer gestempelt hat. Ein und ein halbes Stockwerk höher befindet sich der Mönchsgang, über welchem sich die acht Mönchszellen befinden sollen, welche die Bildnisse der vor Zeiten mit Abhaltung des Gottesdienstes in der Schloßkirche beauftragten Mönche enthalten. Vom Mönchsgange aus erreicht man in einem Zimmer den in Felsen gehauenen Theil des Schloßthurmes und zunächst desselben einen Erker, der an die Stelle eines Eckthurmes getreten ist, von dem man eine prächtige Aussicht über den Garten in das eng geschlossene Müglitzthal hat. Auch auf dem Wege zum hintern Schloßhofe hat man auf einer kleinen Plattform einen sehr hübschen Ausblick.

Die zum großen Theile aus dem Felsen herausgearbeitete Schloßkirche ist Anfang des 18. Jahrhunderts in ihrer gegenwärtigen Gestalt hergestellt und geschmückt. Altar und Kanzel entstammen dem Felsen und der 1513 gegründeten älteren Schloßkapelle; das Deckengemälde, die Himmelfahrt Christi, ist 1740 gemalt, die schöne Orgel von Silbermann gebaut.

Um den hinteren Hof, in welchem sich Anfang des 19. Jahrhunderts die große Schloßbrauerei befand, ziehen sich große Kellereien mit schweren Tonnengewölben, welche aus sehr früher Zeit stammen und füglich als Kasematten bezeichnet werden können. Am Eingange zum oberen Hofe liegt ein Pferdestall, an dessen Seitenwand der nackte Fels zu bemerken ist. Der sogenannte Gartenflügel, ein Anbau, welcher erst Mitte des 18. Jahrhunderts angefügt worden sein mag und durch Treppen und einen Aufzug mit den Räumen der ersten Etage des Vorderschlosses verbunden ist, enthält im ersten Stock die Wohnzimmer von Sr. Maj. König Anton, welche genau in dem Zustande wie zu Lebzeiten erhalten worden sind. Der Schloßgarten enthält herrliche Baumgruppen, schöne Wiesenflächen und sorgfältig

gepflegte Blumenbeete. Der Anblick des Schlosses ist von der Gartenseite ebenso interessant, wie von der Dorfseite.*)

Etwa fünfzehn Minuten vom Wirthschaftshofe von Weesenstein, in östlicher Richtung, etwa 100 m über dem Thale der Müglitz liegt das sogenannte Belvedere, ein alter, dem Verfall näher rückender Jagdpavillon, von dessen Thurme man in früheren Zeiten eine sehr hübsche Aussicht hatte. Gegenwärtig ist die Aussicht vollständig verwachsen.

Von hier geht man in südöstlicher Richtung längs des deutlich sich kennzeichnenden, aus Quarzschiefer bestehenden Ziegenrücks. Man hat von demselben eine sehr anmuthige Rundsicht. Im Norden den Porsberg, im Nordosten die Burkersdorfer Linde, weiter ostwärts die Kegel des Sandsteingebirges (Bärensteine, Lilienstein, Königstein, Große Winterberg, Quirl, Gohrisch und Papststein dicht hinter einander, Pfaffenstein, kleiner, großer Zschirnstein, Katzstein, in nächster Nähe den Cottaer Spitzberg, dann Schneeberg, Schönwalder Spitzberg, genau im Süden das Mückenthürmchen, Geising, schwarze Tellkoppe, Luchberg, genau im Westen Wilisch, Tharandter Wald, Windberg, im Norden abschließend das Elbthal.

In dem unmittelbar vor dem Ziegenrück liegenden Meusegast stand noch vor etwa 50 Jahren ein alter, viereckiger Thurm als Ueberrest der im 10. Jahrhundert gegründeten Burg, einer Grenzfeste der Meißner Markgrafen. Der Name des Ortes, abzuleiten von meze = der Grenzrain, chat' = die Hütte, bezeichnet denselben als Randort des sorbenwendischen Gebietes. Der alte Thurm ist seitdem niedergerissen und sein Gestein bei Bauten im Orte verwendet worden.

Auf einem Feldwege gelangt man unterhalb Oberseidewitz in das reizende Thal des Seidewitzbaches, dessen schönster Theil von hier bis zur Nenntmannsdorfer Mühle liegt. Die 50 bis 60 m hohen, reich mit Laubholz besetzten Thalwände werden durch Felsblöcke und Felsenklippen reich geschmückt, besonders an der zweiten Thalbiegung, wo eine Gruppe auf beiden Seiten des Thales hoch aufragender Felsenzähne und Thürme den Namen „Wildkirche" erhalten hat.

Von der Nenntmannsdorfer Mühle bis oberhalb der Schneckenmühle, und von dieser bis Liebstadt wird das nahezu südlich ansteigende Thal von einer breiten Wiesenaue gebildet, welche von 60, 70 und selbst 80 m hohen, reich mit Laubholz, aber auch theilweis mit Nadelholz besetzten Abhängen eingefaßt wird. Nur oberhalb der

*) W. Becher, Schloß Weesenstein 2c. Dresden 1850.
F. Polle, Müglitzthal 2c. 1886.

Schneckenmühle werden die näher an einander tretenden Thalwände wiederum reich von Felsklippen und Felsenblöcken durchbrochen. Im Ganzen ist der über 8 km betragende Thalweg zu lang, um nicht bei aller Schönheit der Einzelheiten eintönig zu erscheinen.

Am Zusammenstoße des Wolkengrundes und des Ziegenrückgrundes liegt das kleine, freundliche Städtchen Liebstadt gabelförmig in das Thal eingekeilt, von dem Schlosse Guguckstein hoch überragt. Der Schreibgebrauch hat den alten, so überaus bezeichnenden Namen in Kuckukstein umgewandelt. Es war eine der kleinen Grenzburgen, deren Besatzung auf dem Ausguck lag, um feindliche Anfälle rechtzeitig zu melden.

Die Burg, welche, wie schon bemerkt, um 940 gegründet wurde und wahrscheinlich im elften Jahrhundert oder Anfang des zwölften ihren vollständigen Ausbau erhalten hat, ist ein treffliches Beispiel für die Anlage einer kleinen Burg, wenngleich spätere Um- und Einbauten, sowie die Beseitigung aller alten Wendeltreppen den ursprünglichen Zusammenhang der einzelnen Theile wesentlich gestört haben. Man betritt die Burg von der Nordseite. Wo die schmale Brücke über den zum großen Theile nicht mehr die ursprüngliche Tiefe besitzenden Graben führt, war die Verbindung mittels einer schmalen Zugbrücke herzustellen oder zu unterbrechen. Es ist bemerkenswerth, daß diese Zugbrücke nur mit Einer Kette gehoben wurde, also sehr schmal war und folgedessen nur von Fußgängern benutzt werden konnte. Unmittelbar neben dem Eingange liegt der Hauptthurm der Burg, der Bergfried, dessen Zugang, wie eine Rundung unmittelbar neben dem Burgthore bezeugt, sehr hoch lag und durch eine hölzerne Wendeltreppe erreicht wurde. Der Grundriß desselben gleicht dem Grundriß des Hauptthurmes der Burg Weesenstein, es ist ein Quadrat mit vorn angesetztem Halbkreis, so daß man wohl nicht unrecht hat, wenn man ihre Erbauung als eine gleichzeitige bezeichnet. Dem starken Thurme zunächst war das Eingangsthor durch Wehrgang und Thorvertheidigung sicher gestellt. Auf der anderen Seite wurde die Vertheidigung des Grabens von der nach rückwärts gekrümmten Umfassungsmauer mit dem noch vorhandenen Wehrgange geführt. Dieser Wehrgang wird irrthümlicher Weise „Mönchsgang“ genannt. Auf der Ostseite war die Burg durch einen niedrigen viereckigen Thurm gedeckt; auf der Südseite befand sich der Palas; in dessen unteren Räumen Küche und Vorrathskammern. Im Hauptthurm sind drei mächtige gewölbte Räume übereinander, und oberhalb derselben die sogenannte Kapelle, in frühester Zeit wahrscheinlich der Hauptsaal der Burg. Dieselbe gehörte bis 1402 den Burggrafen von Dohna, welche einen ihrer Lehnsmannen hierher gesetzt hatten; 1413 belehnte Markgraf Wilhelm

die v. Bünau. 1775 kam es an die Carlowitze. Wahrscheinlich haben schon im 15. Jahrhundert Umbauten in der kleinen Burg stattgefunden, auch im 16. Jahrhundert wurde Mancherlei um- und angebaut; aber der 1726 stattfindende Umbau hat das Innere der Burg vollständig verändert, so daß nur noch die Glasgemälde in den Fenstern des Vorsaales vom ersten Stock als aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammend angesehen werden können. Das Schloß hat eine werthvolle Bibliothek und interessante Erinnerungen an Napoleon I.

---

21. Napoleon in Liebstadt.

Es war am 9. September 1813 gegen 5 Uhr Nachmittags, als Napoleon im Schlosse zu Liebstadt eintraf, um Nachtquartier zu nehmen. Er hatte am Tage vorher die Russen bei Dohna angreifen und sie aus Zehist, Pirna und Borna verdrängen lassen. Sie wichen langsam gebirgsaufwärts. Napoleon hielt lange Zeit auf der Höhe von Borna, den Gang des Gefechtes beobachtend. Seit der Niederlage bei Kulm, an der Katzbach und bei Großbeeren war eine seltsame Unbestimmtheit über ihn gekommen. Nutzlose Hin- und Hermärsche, kleine Gefechte ohne besonderen Zweck, Aufnehmen und Fallenlassen verschiedener Pläne, unentschiedenes Schwanken, zaghaftes Bedenken .... lauter Dinge, die man an ihm nicht gewohnt war.

Er blieb den Abend ziemlich schweigsam, langweilte sich auffallend, kritzelte einen Vers in die Fensterscheibe und schnitt aus dem Portrait Moreaus die französische Cocarde mit dem Federmesser heraus, unter das Bild die Worte schreibend: „Er war ihrer unwürdig, der Verräther!“ Am Morgen des 10. September ging Napoleon mit ziemlich bedeutenden Massen auf der kleinen Straße über Breitenau nach dem Geiersberge vor. Bei Ebersdorf überblickte er von der Höhe den großen, herrlichen Kessel Böhmens, einen starken Gegensatz zu den unwirthlichen Gebirgsflächen mit ihren verödeten Dörfern, durch welche seine Truppen herangerückt waren. Lange Zeit betrachtete er die Stellung der im Thale befindlichen Armeen der Verbündeten. Er sendete den General Drouot die Geiersbergstraße hinab. Dieser kam spät mit der Nachricht wieder, daß sie unpassirbar sei. Unmuthig und verdrießlich kehrte Napoleon nach Breitenau zurück. „Kaum war in dem armen, fast zerstörten Dorfe ein Unterkommen zu finden. Der Unrath der Pferde mußte zuvor aus der Wohnung des Pfarrers weggeschafft werden, um für Napoleon und Berthier ein Unterkommen zu bereiten.“ Den Truppen fehlten alle

Nahrungsmittel, sie lagen in einer kalten Herbstnacht auf dem durchnäßten Gebirgsboden. An Futter für die Pferde war kaum zu denken. Die Grenzdörfer waren fast bis auf das Gerippe zerstört und alle nicht massiven Häuser zur Unterhaltung der Wachfeuer gebraucht worden; sie trugen die Spuren der Verwilderung dieses Krieges im schrecklichsten Umfange. — „So war es in alle den unglücklichen Dörfern längs der Grenze, wo bald Franzosen, bald Russen Wohnung machten.“ *)

Man darf sich daher nicht wundern, daß auf dem Gebirgskamme, wie auf dem Gebirgsabhange, bis weit nach der Thalebene hinab, nur selten noch alte Gehöfte und alte Gebäude gefunden werden. Was aus den Verheerungszügen der Hussiten und aus den Raub- und Brandzeiten des dreißigjährigen Krieges etwa übrig geblieben war und die Drangsale des siebenjährigen Krieges überstanden hatte, ging in diesen Tagen zu Grunde. Wiederholt ausgeplündert, ihres Viehstandes vollständig beraubt, ohne Saatgetreide, ohne Geldmittel stand ein großer Theil der erzgebirgischen Bauern und Wirthschaftsbesitzer vor den Trümmern ihrer Wohn- und Stallgebäude, als der Herbst 1813 zu Ende ging.

Den ganzen September hindurch war das Gebirge mit Truppen überfüllt. Kosacken durchsuchten jeden Winkel, raubten und plünderten überall, aber die andern Truppen machten es nicht anders oder besser. Das Dorf Fürstenau wurde acht Wochen lang jeden Tag ausgeraubt, bis Nichts mehr zu finden war. Fürstenwalde wurde geplündert und niedergebrannt, in Breitenau Kirche, Pfarre, 5 Wohnhäuser, 20 Scheunen eingeäschert u. s. w. Bis Kreischa, Quohren, Lockwitz u. s. w. wurden die Dörfer von Franzosen, Oestreichern und Russen abwechselnd ausgeplündert. Die Viehzucht der ganzen Gegend war schon bei dem ersten Rückzuge der Alliirten vernichtet worden. Mancher Bauer behielt nicht Ein Stück Vieh im Stalle. Ganze Heerden wurden weggetrieben, und auf der böhmischen Grenze um ein Spottgeld verkauft. Lange Jahre waren nöthig, um den Viehstand auf den früheren Stand zu bringen, und überhaupt die zu Grunde gerichteten Bewohner sich wieder erholen zu lassen.

Den 11. September ritt Napoleon auf einem ziemlich schwierigen Seitenwege über Oelse auf die große Straße und auf den Nollendorfer Berg vor. Die Kanonen donnerten mit vielfachem Echo in das Thal gegen Kulm. Die Nacht verbrachte Napoleon in der Pfarr-

*) O. v. O. (Otto von Odeleben), Napoleons Feldzug 1813 in Sachsen. Odeleben war 1813 Major und als Napoleons Ordonnanz-Officier und Führer während des ganzen Feldzuges im Hauptquartier. Streng objektive Haltung gereicht seiner anziehenden und lebendigen Darstellung zur hohen Zierde.



wohnung des von seinen Einwohnern verlassenen Dorfes Peterswalde. Tags darauf fuhr er nach Dresden zurück. Noch ein Mal kam Napoleon bis auf den Kamm des Gebirges. Wenige Tage später, den 14. September, wurden die Franzosen in Peterswalde überfallen und bis Berggießhübel zurückgeworfen. Napoleon kam seinen Vortruppen am 15. zu Hilfe. Er begab sich über Pirna gegen Langenhennersdorf, um das Vorrücken einer Colonne über Markersbach zu leiten, während die Hauptcolonne über Berggießhübel gegen Peterswalde vorging. Die Franzosen drangen bis an den Nollendorfer Berg. Tags darauf ging Napoleon selbst bis Nollendorf, und am 17. rückten die Franzosen thalwärts vor. Napoleon ritt bis Knienitz. Während am 16. ein dichter Nebel über dem Thale lag, hatte sich am 17. der Himmel etwas aufgeklärt; es war aber noch nicht hell genug, die Stellung der Verbündeten zu erkennen. Ein starkes Kanonenfeuer entwickelte sich; feindliche Colonnen gingen gegen Knienitz vor. Das Gefecht währte bis 5 Uhr Nachmittags, wo ein Platzregen demselben ein Ende machte. Am 18. September ritt Napoleon nochmals auf den Nollendorfer Berg und gegen Knienitz hinab; dann kehrte er über Pirna nach Dresden zurück und verlegte seine Operationen zwischen Elbe und Mulde und Saale.

---

22. Glashütte. Uhren-Industrie. Uhrmacherschule.

Von der Weesensteiner Papierfabrik an erweitert sich das Müglitzthal und hat eine breitere Wiesensohle bis zur Einschnürung vor Häselich, welche von 60—70 m hohen, auf dem westlichen Abhange felsreichen und bewaldeten Abhängen eingefaßt wird.

Die Weesensteiner Papierfabrik fertigt fast ausschließlich Seidenpapiere (Seiden-Copir- und Cigarretten-Papiere), zu denen das Rohmaterial an Hadern aus Galizien und Rußland bezogen wird. Ungefähr in der Mitte zwischen der Papierfabrik und der Böschelmühle befinden sich an hoher, vorspringender Felsenwand alte Schieferbrüche, in deren Nähe Adern von Aventurin, Holzachat 2c. gefunden werden. Von der Böschelmühle bis Häselich, an welches das im Maxener Grunde liegende Mühlbach sich anschließt, bildet die Thalsohle wiederum eine breite Aue, von mäßig steilen Abhängen eingefaßt, die jedoch eine Höhe von 70—80 m erreichen. Auf dem Felsenabhange unterhalb der Böschelmühle befindet sich der „Rabenhorst“, ein Aussichtspunkt, den man nur noch von Maxen aus erreichen kann, da der Aufstieg von der Jonasmühle her gesperrt wurde, weil eine pöbelhafte Bande Barrièren, Bänke, Stufen 2c. zertrümmert hatte. Es wäre

sehr erfreulich, wenn dieser Weg wieder eröffnet würde. Man erreicht den Rabenhorst vom Rittergutshofe aus in etwa 25 Minuten und geht nun auf dem Promenadenwege längs des Thalrandes, mit prächtigem Ausblick über das Thal bis zum Pavillon (der Moschee), welcher vom steilen, felsigen und bewaldeten Abhange oberhalb Mühlbach einen herrlichen Ausblick über das Thal und die dasselbe schließenden Höhenzüge gewährt.

Von Häselich 4 km, von da bis Schlottwitz 3 km im Thale der Müglitz zurück zu legen. Kurz oberhalb Häselich ist das Thal wiederum tiefer eingeschnitten. An der Einschnürung zwischen dem Sattelberge und dem Höllenhübel haben die mit zahlreichen Felsenbrocken und Felsenpartien geschmückten Abhänge eine Höhe bis zu 140 m. Von Schlottwitz bis zum Gasthofe „zur Ruhe" bildet das südwärts gerichtete, etwa 2 km lange Thalstück eine breite Wiesenfläche, auf welcher einzelne Häusergruppen verstreut liegen. Unter diesen ist die Maschinenfabrik und Eisengießerei zu nennen, in welcher Mühlentheile, landwirthschaftliche Maschinen, Maschinen für Papierfabriken und Holzschleifereien gefertigt werden. Die Ostseite des Thales wird von beinahe 150 m hohen, gut bewaldeten Abhängen gebildet, die Westseite von einem nur 50 m hohen Steilhange, über welchem sich sanfter gewölbte Höhenrücken erheben. So herrlich dieses Thalstück auch ist, dem Fußwanderer wird die gerade Chaussee langweilig und kein Theil dieses köstlichen Thales ist so ermüdend, wie dieser. Das aber trägt wesentlich dazu bei, die Freude an der folgenden Thalstrecke zu erhöhen. „Der freundliche Anblick sanfter, fruchttragender Abhänge wechselt hier mit den steilen Felsen, welche bald das Schwarz düsterer Tannen und das hellere Grün einzelner Buchen und Eichen, im bunten Gemisch, bald dichte Waldungen bekleiden, oder kahl und drohend auf den Wanderer herabschauen .... Aber jede Krümmung des Grundes bietet diesem eine neue, überraschende Ansicht und irgend einen Fund, der ihn erfreut, sei es nun eine seltene Pflanze oder ein Amethyst, ein glänzendes Stück Bandachat u. s. w." (W. Becher, Schloß Weesenstein, S. 4.)

Die Thaleinschnürung bei der Hofemühle, wo die Drebnitz aus ihrem tief eingerissenen, schmalen und wegelosen Waldthale in die Müglitz eintritt, bezeichnet mit ihren 70 bis 100 m hohen Abhängen, schroff an die Thalsohle herantretenden Felsenwänden, mit trotzig aufragenden Klippen, Säulen und Felszähnen, wiederum eine Thalstrecke, in welcher bei den vielfachen Biegungen und Windungen mit jedem Schritte und Tritte die prächtigsten Landschaftsbilder wechseln. Das von 80 bis 90 m hohen, reichbewaldeten Steilhängen eingefaßte Drebnitzthal, in welchem bis Liebenau nur zwei einsame Mühlen liegen,

ist dem Freunde stiller Wanderung auf unwegsamer Thalstrecke, besonders im zeitigen Frühjahr, wo die Wasserfülle des Baches am mächtigsten wirkt, anzuempfehlen. Der Weg nach Liebenau beträgt etwa zwei Stunden. An einer von der Hofemühle etwa 25 Minuten entfernten Biegung des Müglitzthales, dessen reiche Felsen- und Waldausschmückung vielfach wechselt, sieht man hoch über der südlich gerichteten Chaussee einige Häuser von Rückenhain, während unweit derselben aus dunkler Waldschlucht ein kleiner Bach den kühnen Sprung in das Hauptthal wagt. Ein hübsches Bild! Von Rückenhain führt eine neue Straße ins Thal. Nahe derselben liegt in den Felsen „Wittich's Schloß", eine unbedeutende Höhle. Weiter aufwärts kommt aus einer zweiten engen Schlucht, welche, dicht bewaldet, bis gegen Dittersdorf hinaufreicht, der schmale, unbedeutende Dittersdorfer Bach, und auf der anderen Seite des scharf zugespitzten Felsenhornes aus kurzer, felsiger und bewaldeter Schlucht der dünne Kohlbach. Hier macht die Müglitz einen zweiten scharfen Bogen, wie sie kurz unter Wittich's Schloß den ersten nach Norden gewendeten gemacht hatte, in der Richtung nach Süd, in welchen hinaus eine hoch aufragende Felsenklippe sich vorschiebt, bei Weitem größer und höher, wie die kleine anmuthige Felsenzacke, die weiter stromab nach Norden gerichtet war. Auf scharf ansteigendem Fußwege erreicht man die mit einem Wetterschirm und Bänken gezierte Höhe, von der man einen herrlichen Blick in das Thal hat, und steigt sodann auf dem Königswege in weitem Bogen an grünem Hange, unter hoch aufragenden Felsen nach der Stadt Glashütte hinab. Von der Hofemühle bis Glashütte rechnet man 4 km.

Die Stadt Glashütte liegt am Einflusse des Briesnitzbaches in die Müglitz, in dem von West nach Ost gerichteten unteren Theile dieses engen, von 70—80 m hohen Wänden eingeschlossenen Nebenthales, das kurz oberhalb der Stadt zum engen Waldthale wird. Dasselbe steigt bis zu den 6 km entfernten Quellen des Briesnitzbaches 260 m. Ein Fahr- und Waldweg führt längs des Baches; der Besuch dieses Thales ist sehr anzuempfehlen. „Glashütte", sagt Schumann, den ja fast Alle abschreiben, die sich mit sächsischer Topographie beschäftigen (Bd. 3, S. 135 ff.) „ist durch den Bergbau entstanden, und Herzog Georg, welcher das Aufkommen desselben besonders zu fördern suchte, ertheilte dem Orte 1506 Berg- und Stadtrecht." Der Pirnaische Mönch schreibt: „Glasehütte in Meißen, da kam 1419 Bergfahrt auf, Silbererz, wurden an hundert Häuser erbaut." Glaserz ist ein dunkelgraues, metallglänzendes Silbererz (Schwefelsilber); Glaskopf ist faseriges Braun- oder Roth-Eisenerz. Man baute auf Eisenstein, hauptsächlich auf Glaskopf, auf Zinn- und Silbererze. Die daselbst angelegten Eisenhütten erhielten ihren Namen nach dem vor-

wiegend zum Verschmelzen kommenden Glaskopfe, und dieser Name übertrug sich auf den bis Mitte des 16. Jahrhunderts blühenden Ort, welcher 1525 an 42 gangbare Zechen und ein Bergamt besaß. Im 30jährigen Kriege ging der Bergbau fast gänzlich ein. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde derselbe auf den reichsten Eisensteingängen zwar wieder aufgenommen, kam aber in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts abermals zu vollständigem Erliegen. Gegenwärtig erinnern nur zahlreiche Halden im Norden der Stadt, an der Kalkhöhe und bei Cunnersdorf, sowie im Osten, bei Neudörfel und weiterhin auf dem Uhrhübel bei Seitenhain an die Ausdehnung des einst betriebenen Eisensteinbergbaues. Die freundliche Stadt bildet eigentlich nur eine Hauptstraße, welche auf beiden Seiten des Briesnitzbaches thalauf reicht und durch einige Häusergruppen stellenweise zu einer Doppelstraße gemacht wird. Ein paar kurze Nebengassen gehen der Hauptstraße parallel. Der neueste Theil der Stadt, im Müglitzthale, liegt rechtwinklig zur Hauptstraße. Ein großer Theil der Häuser ist neu, und das ganze Ansehen der Stadt zeugt von einem Wohlstande, den man vor etwa 50 Jahren nicht erkennen konnte. In der weder durch ihr Alter noch durch ihre Bauart ausgezeichneten Kirche zeigt man einige gute Bilder und Glasmalereien. Das Flügelaltarwerk wie die Glasgemälde im südlichen Chorfenster sind 1837 wieder hergestellt worden.*)

Ihren gegenwärtigen Aufschwung und Ruf verdankt die Stadt dem 1875 verstorbenen Bürgermeister Ferdinand Adolf Lange. Sohn eines armen Dresdener Büchsenmachers, kam er mit mangelhaften Vorkenntnissen zu dem seinerzeit rühmlich bekannten Hofuhrmacher Gutkäs in die Lehre, wo er tüchtige Fachkenntnisse erwarb und gleichzeitig durch den Besuch der polytechnischen Schule in Dresden mit Fleiß und Beharrlichkeit eine vielseitige und gründliche Bildung gewann. Nach Beendigung seiner Ausbildung ging er ein Jahr nach Paris zu Winnerl, wo er durch seine außerordentlichen Fähigkeiten und sein hervorragendes Talent im Construiren sehr bald die Stelle eines Werkführers erhielt. Nach Dresden zurückgekehrt, trat er als Theilhaber in das Geschäft von Gutkäs und widmete sich vorwiegend der Construction von astronomischen Pendeluhren und Chronometern. Die Herstellung dieser, sowie verschiedener complicirter Zeitmesser war eine so vorzügliche, daß seine Werke auf verschiedenen Ausstellungen die ersten Preise erhielten und von den namhaftesten Sternwarten angekauft wurden. Lange's Bestrebungen waren vor allem darauf gerichtet, die Zusammensetzung der Uhrwerke zu vereinfachen, die Construction derselben auf mathematische Grundlehren zurückzuführen, die Größen-

*) Glashütte. Mskpt. der Dresdener Königl. Bibliothek. K. 9.



verhältnisse der einzelnen Theile diesen Grundlehren entsprechend zu bestimmen und durch eine ganz gleichmäßige Arbeit, durch Anwendung von Hilfsmaschinen, durch vorzügliches Material und endlich durch die sorgfältigste Prüfung und Regulirung der fertigen Werke nur vollkommen tadelloses Fabrikat in den Handel zu bringen.

Der anfangs der vierziger Jahre über das Erzgebirge hereingebrochene Nothstand zu dessen Beseitigung zahlreiche Vorschläge gemacht und mancherlei Anläufe genommen wurden, reifte bei Lange den Gedanken, die Uhrmacherkunst in Sachsen einzuführen. Er wollte dem Erzgebirge, das an der Strohflechterei und Weberei dahinsiechte, einen neuen Erwerbszweig schaffen und dem Vaterlande eine immense Summe Geldes erhalten, das für ausländisches, theilweise recht werthloses Fabrikat über die Grenze getragen wurde. Auch in Schlesien machte man den Versuch, sich von den Schweizer Fabrikaten unabhängig zu machen. Dies führte zu der Construction der Regulatoren. Lange dagegen beabsichtigte die Einführung der Fabrikation von Taschenuhren. Er legte seine Pläne der Regierung vor, welche auch sehr bald darauf einging, daß mit ihrer Unterstützung eine Lehranstalt für Uhrmacher errichtet werden sollte.

In Glashütte an der Müglitz, einem der ärmsten Städtchen des Gebirges, wurde 1845 diese Anstalt eröffnet. „Die Anlernung der nach und nach auf 32 angewachsenen Schüler“, sagt Professor C. Bruhns in einem Aufsatze über die Uhrenfabrikation in Glashütte, „war eine der schwierigsten Aufgaben, und ringsum schüttelten Viele spöttisch den Kopf über das vermeintliche Wahngebilde, mit diesen unwissenden, schlaffen und mannigfach verwahrlosten jungen Leuten ein so schwieriges Werk beginnen zu wollen. Der thatkräftige Lange ließ sich aber dadurch nicht irre machen, und er hat recht behalten. Gerade mit diesen jungen Leuten hat er seine besten Erfolge erzielt. Was sind aus ihnen für tüchtige, strebsame Meister geworden! Sämmtlich Familienväter und Bürger, bilden sie den Stamm der Fabrik, die jetzt (1879) aus vielen in der Stadt zerstreuten kleinen Werkstätten und aus 160 Köpfen besteht.“ Gegenwärtig beaufsichtigen und leiten die herangebildeten Lehrmeister und Lehrmeisterinnen nahezu 200 Arbeiter.

Als Grundmaß für die Uhrenfabrikation führte Lange das Millimeter und seine Theile ein. Vermittelst eines von ihm selbst construirten und seitdem in der Glashütter Uhren- und Werkzeug-Fabrikation eingeführten Fühlhebels vermochte er bis zum hundertsten Theile des Millimeter genau zu messen und daher eine Sicherheit und Gleichmäßigkeit in der Anfertigung der einzelnen Uhrentheile zu erreichen, welche man vorher nirgend gekannt hatte. Nächstdem führte er die seiner Schule eigenartige Methode ein, selbst die kleinsten und

feinsten Uhrenbestandtheile, wie z. B. die Zapfen der Triebe und der sogenannten Unruhe, vermittelst eines durch die Hand bewegten kleinen Schwungrades abdrehen zu lassen. Endlich vereinfachte er die Zusammensetzung des Uhrwerkes und ließ alle einzelnen Theile auf das Sorgfältigste, den theoretischen und mathematischen Bedingungen entsprechend, anfertigen. Zur Herstellung der einzelnen Uhrtheile ließ Lange sehr bald Lehren, Stanzen und Muster anfertigen, um vollständige Gleichmäßigkeit zu erzielen und das Ineinandergreifen, sowie die Verbindung derselben auf das Genaueste zu bestimmen. Die vollständigste Arbeitstheilung wurde durchgeführt. Wenn auch die Schüler die Herstellung aller einzelnen Theile der Uhren kennen lernten, so wurden sie doch hauptsächlich für die Anfertigung einzelner Theile ausgebildet. Auf der gleichmäßigsten Anfertigung der einzelnen Theile beruht die hervorragende Leistung im Ganzen. Gegenwärtig werden neue Schüler nur für die Anfertigung einzelner Theile ausgebildet.

Lange veranlaßte schon seine ersten Schüler zur Gründung eigner, kleiner Werkstätten, in welchen dieselben wiederum neue Kräfte anlernten. Diese in der Stadt Glashütte zerstreuten Werkstätten bilden noch heute den eigentlichen Stamm der Fabrik. Nächstdem veranlaßte Lange die bedeutendsten seiner Schüler selbständige Werkstätten für die ganze Uhrenfabrikation anzulegen. So entstanden die Fabriken von Großmann, Schneider und Aßmann; später wurden noch von Jentzsch, von Straßer und Rhode Fabriken von Uhren, Rechenmaschinen, Meßinstrumenten, von Kreyßig und Lindig Fabriken von Maschinen für Uhrmacher u. s. w. gegründet.

„Auf schwerem und arbeitsvollem Wege“, sagt Bruhns, „hat Lange durch seine Geschicklichkeit und sein wissenschaftliches Streben und Ringen seinen deutschen Uhren nach und nach eine solche Vollkommenheit gegeben, daß diese sich nicht blos den besten ausländischen Uhren ebenbürtig an die Seite stellen können, sondern daß die Lange'schen Verbesserungen vielfach im Auslande als mustergiltig anerkannt und nachgeahmt werden.“ Diese deutschen Uhren genießen einen Weltruf und finden immer mehr Anerkennung, je mehr die Vortrefflichkeit des heimischen Produktes in Bezug auf Solidität, Zuverlässigkeit und äußere Eleganz bekannt wird.

Die Bewohner von Glashütte, deren Wohlthäter Lange geworden, hingen mit unbegrenztem Vertrauen an ihm, der 18 Jahre lang als Bürgermeister an der Spitze der städtischen Verwaltung stand. Wenig über 60 Jahre alt wurde er 1875 aus einem segensreichen Leben abgerufen. In der Geschichte der deutschen Industrie wird seinem Namen jederzeit eine hervorragende Stelle bleiben! Mit dem Eintritte der Söhne in das Lange'sche Geschäft, welche die nachstehenden Mit-

theilungen mit der freundlichsten Bereitwilligkeit zur Verfügung stellten, gewann dasselbe eine größere Ausdehnung. Im Parterre des neuerbauten Geschäftshauses befindet sich eine mechanische Werkstätte und die Gehäusefabrik, in welcher die in den verschiedensten Formen und Ausschmückungen gefertigten Gehäuse in Gold und Silber ausgeführt werden. Die Gold- oder Silberstange wird in einem eigenen Miniaturwalzwerke gestreckt, entsprechend profilirt, gewunden, getheilt, gelöthet, abgedreht, polirt. Sodann werden die Decken und Zwischendecken gefertigt, die einzelnen Theile fertig gemacht und zusammengestellt. Vermittelst der Gravir- und Guillochirmaschinen, bez. aus freier Hand, werden Verzierungen, Monogramme u. s. w. auf den Gehäusedeckeln angebracht. Bei außerordentlichen Ausschmückungen ist Prof. C. Graff, Direktor der Kunstgewerbeschule in Dresden, betheiligt. In den oberen Räumen des Fabrikhauses erfolgt die Zusammensetzung, Vollendung und Regulirung der Uhren.

Die einzelnen Theile einer jeden Uhr, welche in gewissen Posten von den betreffenden Hausarbeitern fertig abgeliefert werden, nachdem sie in dessen Werkstatt alle die einzelnen Stadien von Vorarbeit, Schmieden, Pressen, Richten, Halb- und Ganzfertigmachen durchlaufen haben, werden Stück für Stück noch einmal sorgfältig geprüft und von den zu diesem Zwecke besonders geübten Arbeitern in der angemessenen Reihenfolge zum Ganzen zusammengestellt. Die in Rad, Gang und Trieb mathematisch genau construirten Werke werden nur vom besten Material gefertigt. Die Herren Lange und Söhne bemerken selbst: „Die Stellung für das Aufziehen am Federhaus und das Gesperre sind dauerhaft und sicher, da sich der Sperrkegel nicht gegen die Schraube, sondern gegen die Platte stützt. Beim Aufziehen schiebt sich der Sperrkegel vor und zurück, damit die Zugfeder niemals die höchste Spannung behält. Das Federhaus läßt sich leicht aus der Uhr herausnehmen, ohne dieselbe zu zerlegen. Das Einsetzen neuer Federn ist daher wesentlich erleichtert. Die Einrichtung zum Stellen der Zeiger bringt die Eingriffe stets wieder in volle Ordnung. Der Aufzugstrieb hat einen starken Kern: die Zähne können daher nicht brechen. Die sehr starken Zähne der ersten Räder und Triebe haben keinen scharfeckigen, sondern vollen Grund: sie können sich also selbst beim Springen der Zugfeder weder verbiegen, noch brechen. — Das Gangrad ist von Gold, damit die Zähne ihre genaue Form behalten und damit das Oel nicht verdirbt. Der Anker hat Rubinhebeflächen und ist aus federhartem Golde gefertigt: dadurch ist Rosten und Magnetischwerden vermieden. Die Compensationsunruhe ist aus Stahl und Messing, ihre Gewichts- und Regulirschrauben aber der Schwere wegen von Gold. Die Schraubenlöcher der Regulirschrauben sind auf-

geschnitten, damit sie federn und die Schrauben sanft und sicher gehen. Die Wellen von Anker und Unruhe sind ohne Gewinde und Ansätze, daher leicht zu ersetzen. Alle Zapfenlöcher und Decken sind von bestem Rubin, bei den Uhren I. Qualität in Gold gefaßt und eingeschraubt, die Unruhdecke von Diamant."

Alle Lange'schen Uhren, deren Vorzüge überall anerkannt, deren Format und Kaliber auch vielfach nachgeahmt werden, unterliegen einer sorgfältigen Prüfung und Regulirung, im Liegen und Stehen, bei Wärme und Kälte und allen Witterungsverhältnissen u. s. w. Die vorzüglichsten Uhren werden auf der Sternwarte zu Leipzig oder Hamburg verglichen und mit einen Zeugniß versehen, welches über den Gang genaue Auskunft giebt.

F. A. Lange hat eine Gattung von Uhren geschaffen, welche im Allgemeinen unter dem Namen „Glashütter Uhren" einen hohen Platz in der Uhrenfabrikation einnimmt, welcher auch von allen anderen Fabriken des Orts angestrebt und behauptet wird. Außer feinen Remontoiruhren werden in Glashütte auch complicirte Werke gefertigt, wie Uhren mit Datumzeiger, mit Chronograph, mit springender Secunde (seconde morte), mit Repetition (Einviertel-Repetition, Minuten-Repetition) u. s. w. Die Preise der goldenen Ankeruhren der Qualität „Deutsche Uhrenfabrikation Glashütte" bewegen sich zwischen 210 und 370 Mark; die Preise der Ankeruhren I. Qualität bei silbernen Uhren zwischen 120 und 250 Mark, bei goldenen Damenuhren zwischen 290 und 450 Mark, bei goldenen Herrenuhren zwischen 365 und 800 Mark, bei goldenen Herrenuhren mit Repetition und springender Secunde zwischen 600 und 3000 Mark (ungerechnet Monogramme, Widmungen und sonstige decorative Arbeiten). A. Lange & Söhne fertigen gegenwärtig Uhren I. II. und III. Güte, die letztere mit der Marke „Deutsche Uhrenfabrikation"; J. Aßmann fertigt Uhren I. und II. Güte.

Außerdem werden Präcisionspendeluhren, bei Straßer und Rohde, in drei Qualitäten im Preise von 200 bis 350 Mark, Telegraphen- und Regulatoruhren, Wächter- und Controluhren, Zink-, Quecksilber- und Holz-Compensationspendel, Gangmodelle, Einzeltheile für Pendeluhren und Gangmodelle, alle Arten größerer Uhrwerke, mit Pendel oder Unruhe, feinere Laufwerke für wissenschaftliche und technische Zwecke u. s. w. gefertigt. Die Gangmodelle zeigen den Cylindergang, Duplexgang, Ankergang und den Chronometergang mit Feder oder Wippe. Selbstverständlich werden auch Seechronometer in hoher Vollendung angefertigt.

Noch sind die Meßwerkzeuge zu nennen, deren Verwendung in der Uhrenfabrikation und Feinmechanik, in elektrotechnischen und

optischen Werkstätten, Walz- und Drahtwerken ꝛc. sich schon hinreichend bewährt hat. Für die feinsten Messungen dient der Mikrometertaster Nr. I. Er wird zur Messung feiner Zapfen, Federn, Spiralfedern, Drähte, Fasern ꝛc. verwendet, gestattet eine Messung bis zu 7 mm, und ist so empfindlich, daß er bei direkter Angabe von $^1/_{100}$ mm selbst die Ausdehnung eines Stücks Messingdraht durch Erwärmung erkennbar macht. Der Mikrometertaster Nr. II, mit Schublade anstatt der Zangenöffnung, wie Nr. I, gestattet die Messung von Gegenständen bis zu 40 mm Durchmesser; der Mikrometertaster Nr. III ist die Verbindung von I und II, hat daher sowohl die Zangenöffnung von Nr. I, als auch die Schubladenöffnung von Nr. II und gestattet Messungen bis zu 25 mm, ebenfalls genau bis $^1/_{100}$ mm. Dieser letztere läßt sich als Universalmeßwerkzeug für Taschenuhrarbeiten bezeichnen. Das am vielseitigsten und bequemsten verwendbare Maß ist das Zehntelmaß, eine doppelte Zange, bei welcher die Oeffnung der kurzen Schenkel in vergrößertem Maße durch die langen Schenkel auf einem isometrisch getheilten Kreisbogen sichtbar gemacht wird. Bei solider und einfacher Construction läßt sich $^1/_{10}$ mm noch genau ablesen und $^1/_{20}$ mm schätzen. Das giebt zum Messen von Bohrern, Schneiden, Ausdrehungen, Blechstärken, Zapfen und Ansätzen, überhaupt für alle feineren Dreh- und Feilarbeiten ausreichende Sicherheit. Das denselben Principien gemäß construirte Zwanzigstelmaß gestattet die directe Ablesung von $^1/_{20}$ mm. Außerdem werden Millimeterschublehren zum Messen größerer Stücke, sowie zum Uebertragen von Maßen aus Zeichnungen als einfache Schublehren mit Nonius, oder mit Nonius und Anreißespitzen, oder auch Schublehren mit Nonius, abnehmbaren harten Anreißespitzen, Mikrometerschraube und drei Theilungen gefertigt.

Indem durch die sorgfältigst hergestellten Meß- und anderen Werkzeuge die gleichmäßigste und vollkommenste Anfertigung aller Uhrenbestandtheile gewährleistet ist, wird auf der anderen Seite durch die sorgfältigste Beobachtung und Vergleichung der Gang der Uhren auf das Gewissenhafteste geregelt, so daß sich schon die besseren Taschenuhren durch einen hervorragend gleichmäßigen Gang auszeichnen. Während durch die Sonnabends in der Mittagszeit 10 Minuten lang mit der Berliner Sternwarte hergestellte telegraphische Verbindung das Zeitsignal ermöglicht, den Gang der Normaluhren genau zu regeln, befindet sich im Fabrikgebäude der Herren Lange und Söhne eine Thurmuhr, welche noch von Herrn F. A. Lange selbst construirt worden ist. Deren 10 m langes Dreisecundenpendel mit einem Gewichte von mehr denn 125 kg schwingt in einem im Innern des Hauses eingebauten Schornsteine, um in möglichst unveränderter

Temperatur den gleichmäßigen Gang der Normaluhr zu erhalten. Sämmtliche Uhrenfabriken Glashüttes stehen unter einander in telegraphischer Verbindung. Höchst interessant ist die Besichtigung der verschiedenen Fabriken, soweit sie überhaupt gestattet wird und gestattet werden kann, nicht minder aber auch der Besuch der kleineren Werkstätten mit ihren verschiedenen Arbeiten.

Mit der Fabrikation von Taschenuhren beschäftigen sich die Fabriken von A. Lange und Söhne, J. Aßmann, W. Schneider, C. Jentsch. Es werden jährlich 1000 bis 1200 Uhren gefertigt, darunter ungefähr 40 Chronoskope.

Präcisionspendeluhren, Meßwerkzeuge, elektrische Apparate, Telephone, Mikrophone fertigen ausschließlich Straßer und Rohde.

Uhrmacherwerkzeuge werden gemacht von E. Kreißig, E. Thalheim, E. Lehmann.

Laufwerke und Uhrenfournituren werden von O. Lindig, G. Weichold, H. Wolf gefertigt; von letzterem auch Thurmuhren (etwa 2 Stück jährlich).

Unter den Erzeugnissen der Feinmechanik ist noch ein ganz eigenartiges, nicht minder hervorragendes zu nennen: die Rechenmaschine von Arthur Burkhardt. Dieselbe wird in der 1878 gegründeten Fabrik nach dem anerkannt zweckmäßigen Princip des Arithmometers von Thomas in Colmar, jedoch in bedeutend verbesserter Construction ausgeführt. Mit derselben ist man im Stande, die vier Species des Zahlenrechnens, das Potenziren, Cubiren, Radiciren &c. in allen möglichen Combinationen auf mechanischem Wege schnell und sicher auszuführen. Man kann mit ihrer Hülfe die größten und complicirtesten Rechnungen mit außerordentlicher Geschwindigkeit und unbedingter Sicherheit ausführen. — Es werden 6-, 8- und 10stellige Rechenmaschinen (mit Zehner-Ergänzungssignal) mit 12-, 16- und 20stelligen Produkten und 7-, 9- und 11stelligen Quotienten angefertigt. Die Combination dieser Maschine ist in ihrer Gesammtheit, wie in allen ihren einzelnen Theilen das Ergebniß des sorgsamsten und ausdauerndsten Fleißes und der eingehendsten mathematischen Studien. Es sind gegenwärtig über 250 Rechenmaschinen bei verschiedenen Behörden u. s. w. im Gebrauch. Der Preis derselben beträgt, je nach Größe, 370, 470 und 670 Mark.*)

In den letzten Jahren hatte die Glashütter Industrie manche Schwierigkeiten zu überwinden. Die ungünstigen Geschäftsverhältnisse von Nordamerika, sowie die Ueberfluthung des Marktes mit amerikanischen und schweizerischen Fabrikaten verursachten einen bedeutenden

*) Anleitung zum Gebrauche der Rechenmaschine. Arthur Burkhardt. Glashütte.

Rückgang der Fabrikation; fast ein Viertel, zum Theil sogar ein Drittel des Productionsumfanges der vorhergehenden Jahre. Dagegen steigerte sich der Umsatz in Präcisionspendeluhren, mechanischen Apparaten, Meßinstrumenten u. s. w. Es läßt sich jedoch voraussetzen, daß der Schutz, welchen die Erhöhung des Eingangszolles der deutschen Uhrenindustrie bringen soll, sich schon im Laufe der nächsten Jahre wirksam erweisen wird.

„Lange's Name", schließt Bruhns, „glänzt in seiner fröhlich erblühten Schöpfung fort." — Schon aus dem Wohlstande des Städtchens erkennt man den Umschwung. Man schätzt die Zahl der Arbeiter auf 250 bis 300 und rühmt das Verhältniß zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber als ein jederzeit ungetrübtes und herzliches, dessen wohlthuender Grundton der eingeführten Hausindustrie mit ihren eigenen kleinen Werkstätten und dem hiermit verbundenen persönlichen Interesse und Gewinnantheil ebenso zugeschrieben werden muß, wie der wohlwollenden und das Interesse des Einzelnen wie des Ganzen nicht aus dem Auge verlierenden Fürsorge und Verhalten der Fabrikanten. Eins aber spricht sich gerade hier, im Gedeihen und Emporblühen der Glashütter Uhrenindustrie, als eine beherzigenswerthe Lehre für alle Arten von Fabrikationen und Fabrikationszweigen aus: der unwiderlegliche Grundsatz, daß in allen Industrien das sorgfältig, gewissenhaft und gleichmäßig in hervorragender Qualität angefertigte Product trotz aller Schwierigkeiten, die ihm entgegengestellt werden, dennoch seinen Platz auf dem Weltmarkte erobert, und ihn sicher auch behauptet, wenn die Producte dieser Industrie gewissenhaft auf dem hohen Standpunkte erhalten werden! — Die gute Arbeit sichert dem guten Arbeiter dauernd seinen auskömmlichen Lohn; die unsolide Arbeit verdirbt Alles, Absatz, Absatzgebiet, Arbeitslohn und Arbeiter. Vielleicht kann sie eine kurze Zeit lang den Händler bereichern, aber nur unter der Gefahr, eine ganze Arbeiterbevölkerung physisch und moralisch zu vernichten. Es war ein großer, tiefgreifender Gedanke Lange's, nur die Güte, Zuverlässigkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Arbeit obenan zu stellen.

Die Uhrmacherschule.

Ein Lieblingswunsch Lange's, die Errichtung einer allgemeinen deutschen Uhrmacherschule, ging erst nach seinem Tode in Erfüllung. Dem Verband der deutschen Uhrmacher legten 1876 zu Harzburg schon die Uhrenfabrikanten Herr M. Großmann und Herr R. Lange aus Glashütte einen vollständigen Entwurf für die Errichtung der Schule vor. Das Jahr darauf besuchte Uhrenfabrikant M. Großmann im Einverständniß mit dem königl. sächs. Ministerium

des Innern die Uhrmacherschulen zu Paris, Besançon, Cluses (in Ober-Savoyen), Genf, Neuenburg, Biel, Locle, Chaux-de-fonds und St. Imier, um die innere Einrichtung und die wirthschaftlichen Verhältnisse dieser Schulen kennen zu lernen. Auf Grund der gesammelten Erfahrungen, vom Gemeinderath und den Uhrenfabrikanten von Glashütte unterstützt, wurde am 1. Mai 1878 mit zehn Schülern die Uhrmacherschule eröffnet. Dem Wachsthum und den Bedürfnissen der Schule entsprechend wurde im Sommer 1880 auf dem von der Stadtgemeinde geschenkten geräumigen Bauplatze mit Beihilfe der königl. sächs. Regierung aus den Mitteln des Verbandes deutscher Uhrmacher das neue, zweckmäßig eingerichtete Gebäude der Uhrmacherschule erbaut und am 14. Mai 1881 von den 42 Schülern der Uhrmacherschule feierlich bezogen. Die deutsche Uhrmacherschule ist in der günstigen Lage, daß der theoretische Unterricht ausschließlich von Fachmännern ertheilt wird.

Der Unterricht, welcher in der Regel 2 bis 3 Stunden täglich nicht übersteigt, umfaßt: Zahlenlehre, Geometrie, Trigonometrie, analytische Geometrie, Grundbegriffe der Differential- und Integralrechnung, Linearzeichnen, Physik, Mechanik, Theorie der Uhrmacherei, französische Sprache und Buchführung. In der mündlichen Prüfung 1885 wurde bei der ersten Classe über Theorie der Uhrmacherei die Aufgabe: „Die Theorie des bimetallischen Stabes nach Villarceau mit Anwendung auf Compensation“ — eine Aufgabe, welche eine ziemliche Fertigkeit in der Anwendung der höheren Mathematik voraussetzt, in vorzüglicher Weise durchgeführt. 1886: Die „Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf die Bestimmung der genauen Schwingungsdauer des Kreispendels.“ 1887: „Zeitdauer der Unruheschwingung mit Berücksichtigung der Zapfenreibung.“ 1888: „Die Gesetze des freien Falles unter Berücksichtigung der Veränderlichkeit der Schwere.“ Die praktischen Arbeiten richten sich nach dem Standpunkte der Schüler. Die dritte Classe umfaßt ausschließlich Schüler im ersten Lehrjahre. Sie erhalten eine gründliche Vorbildung im Feilen und Drehen; die weiter vorgeschrittenen Schüler dieser Classe gehen zur Uhr oder zum Gangmodell über; es wird aber streng darauf gehalten, daß die Schüler erst die einfacheren Arbeiten correct ausführen, ehe sie zu den schwierigeren übergehen. In der zweiten Classe werden schon Schleif- und Polirmaschinen, Rädermaße, Mikrometer, Gangmodelle und Uhrwerke, sowie kleinere Werkzeuge und Hülfsmaschinen angefertigt, endlich auch leichtere Reparaturen ausgeführt. Die erste Classe fertigte Taschenuhren mit Bügelaufzug, mit Chronometerhemmung, mit Chronograph, Chronometer, Marine-Chronometer, ganz vollendet und theilweise regulirt, Stutzuhren mit

elektrischer Einrichtung für zwei Linien und Stromwechsel, elektrische Zeigerwerke, Umschalter für Telephone, Regulatorwerke mit elektrischem Contact und Stromwechsel ꝛc., sowie zahlreiche schwierigere Reparaturen.

Die mit der Prüfung in Verbindung stehende Ausstellung der Schülerarbeiten gab ein erschöpfendes Bild der regen Thätigkeit und des Fortschrittes der Schule. Die Ausführung, die Mannigfaltigkeit, die systematische Reihenfolge der Arbeiten, von den einfachsten Feil- und Dreharbeiten stufenweise aufsteigend bis zur zusammengesetztesten Taschenuhr, ja selbst bis zu dem in allen Einzelheiten auf das Feinste ausgeführten Seechronometer. Der Bestand der Schule umfaßte 1884 = 46, 1885 = 50, 1886 = 66, 1887 = 60 Schüler. An Stelle des die Schule seit ihrem Bestehen leitenden, 1885 verstorbenen Director G. H. Lindemann ist Herr Director L. Strasser Leiter der Schule, dem die Herren Hesse, Gollmann und Lindig als Lehrer zur Seite stehen. (Vergl. Allgemeines Journal der Uhrmacherkunst. 1886. Nr. 10, 11, 12. Bericht des Aufsichtsrathes der deutschen Uhrmacherschule 1884/85, 1886/87, 1887/88. Prüfung der deutschen Uhrmacherschule.) In dem Directorialzimmer befinden sich eine Anzahl höchst beachtenswerther Uhren und Instrumente, von denen die elektrische Normaluhr, der elektrische Geschwindigkeitsmesser (Telemeter), verschiedene Uhrwerke, Meßwerkzeuge, ein Instrument, welches die verschieden starken Schläge des menschlichen Pulses auf Papier verzeichnet, u. s. w. die Aufmerksamkeit des Besuchers in hohem Grade auf sich ziehen. Das Bibliothekzimmer enthält eine Anzahl alter und seltener Fachschriften, Lehrmittel, Modelle und physikalische Apparate, sowie eine überaus lehrreiche, wenn auch noch nicht vollständige Sammlung von Uhren zur Geschichte und Entwickelung der Taschenuhr. An der Wand des Bibliothekzimmers befindet sich ein außerordentlich bemerkenswerthes Pendel mit Quecksilber-Compensation, während in den besonders solid erbauten Kellerräumen ein elektromagnetisches Normalpendel schwingt. Mit eingehendster Aufmerksamkeit betritt man diese Stätte deutscher Wissenschaft und deutschen Fleißes, deren Besuch durch die außerordentliche Liebenswürdigkeit des Herrn Director Strasser und Herrn Lehrer Hesse auch für den Laien zu einem überaus anziehenden und lehrreichen wird.

---

23. Lauenstein.

Kurz oberhalb Glashütte macht das Thal der Müglitz wiederum eine Anzahl von Biegungen und Windungen, welche mit zahlreichen malerischen frischen und prächtigen Landschaftsbildern geschmückt sind.

Das schäumende Wasser, herrlich grünende Laub- und Nadelhölzer, stotzige Felsenblöcke und Klippen in der mannigfaltigsten Zusammensetzung und Beleuchtung erfreuen das Auge des Wanderers. Zahlreiche Mühlen beuten die reiche Wasserkraft aus. Bei Bärenhecke wird noch auf St. Christoph Fundgrube der Bau auf Eisenerze betrieben; die große Papierfabrik Bärenklau aber steht still, ebenso die unweit derselben, am Wege in das reizende Waldthal des Bielabaches stehende Holzwaarenfabrik, in welcher Haus- und Küchengeräthe, polirte Kästchen, Gewürz-, Salz- und Gemüsekästen, Spulen und allerlei Drehereiartikel, Schlüssel- und Kleiderhalter, hauptsächlich aber Kaffeemühlen gefertigt wurden. Die allgemeine Ungunst der Verhältnisse soll deren Stillstand ebenso veranlaßt haben, wie die mangelhaften Verbindungen und Absatzwege, welche große Transportkosten, sowohl für Rohmaterial und Kohle, als auch für das fertige Product veranlaßten.

Während die östlichen, trefflich bewaldeten Thalwände bis gegen 100 m Höhe haben, erheben sich die westlichen zunächst des Weges, welcher nach dem Städtchen Bärenstein führt, nur wenig über 50 m, um weiter gebirgsaufwärts in sanften Hängen allmälig höher anzusteigen.

Auf schroff gegen das Thal gerichtetem, prachtvoll bewaldetem Abhange liegt das stattliche Schloß Bärenstein gegen 75 m über der Thalsohle und bildet das prächtige Bild eines großen, neuartigen Herrschaftssitzes, an welchem man von der alten Burg nur einige wenige allgemeine Grundzüge wiederfindet. „Bernstein, ein Schloss in Meissen, am Behmisch Gebirge, sagt der Pirnaische Mönch, darauf was 1489 Herr Walcz von Bernstein.“ Ein paar Mauerüberreste geben noch die Lage von Basteien oder Vorwerken an: sonst ist Alles den Bedürfnissen der Neuzeit gewichen. Oberhalb der Schloßmühle erweitert sich die Thalsohle; dem Schießhause gegenüber weist noch eine Schmelzhütte auf den vormals reichen Zinnbergbau dieser Gegend hin, aber von den zahlreichen Zechen, welche sich früher in südwestlicher Richtung von der Schmelzhütte befanden, ist keine Spur mehr zu erkennen. Am Einflusse des rothen Wassers in die Müglitz liegt eine große Holzschleiferei, Papier- und Pappenfabrik, früher die Blechmühle, und nun steigt man gegen Lauenstein hinauf. Von Glashütte bis Lauenstein 12 km, von Lauenstein aufs Mückenthürmchen 11 km. Die Thalwände Lauenstein gegenüber sind prächtig bewaldet, mit Felsenklippen geschmückt und bieten von dem Wege nach Liebenau aus einen sehr hübschen Blick auf Stadt und Schloß.

Das Thal am Zusammenflusse des Geisingbaches und der Müglitz ist eines der schönsten in diesem Theile des Gebirges. Auf dem Bergabhange über der Mühle legte anfangs dieses Jahrhunderts der Besitzer Spaziergänge an, baute Hütten und Häuschen, legte Aussichts-

punkte an u. s. w. Diese Parthien sind aber vernachlässigt und eingegangen.

Burg Lauenstein, auf der Nordwestecke des Städtchens, wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert gegründet, lange Zeit im Besitze und unter der Oberherrschaft der böhmischen Krone, fiel erst 1402 in meißnische Hand. „Lawenstein ein stetlein und slos“ sagt Mon. Pirn. „beim Geisinge, Bernstein ꝛc. in Meissen am Gebirge.“ 1464 verkaufte Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige die Burg; von 1517 bis 1821 gehörte sie denen von Bünau, gegenwärtig den Grafen Hohenthal.

Das Schloß Lauenstein liegt auf einem Felsenvorsprunge, der auf der Nordseite gegen das Müglitzthal, auf der Südwestseite gegen ein kleines Nebenthal steil abfällt. Der Umriß desselben wird daher durch ein mit der Spitze nach Nordwest gerichtetes Dreieck bezeichnet. Die nach der Stadt gerichtete Basis dieses Dreiecks, vor welcher der breite Graben noch zum größten Theile, wenn auch nicht vollständig, in seiner ursprünglichen Tiefe erhalten ist, bildet der zuletzt, wahrscheinlich Mitte des 16. Jahrhunderts erbaute Theil des Schlosses, eine breite Front mit drei thurmartigen Vorsprüngen, welche wahrscheinlich bei den letzten baulichen Veränderungen ihrer oberen Thurmaufsätze beraubt worden sind. Hinter diesem Frontgebäude, welches auf der ehemaligen Vorderseite der Burg erbaut wurde, befindet sich ein trapezförmiger Hof, dessen Südwestgebäude mit dem Treppenthurme noch steht, während das nördliche in Trümmern liegt. Die Nordwestseite dieses inneren Hofes wurde durch Gebäude geschlossen, welche auf der Felsennase weit vorwärts reichten. Nur ein Theil derselben steht noch, der andere liegt auch hier in Trümmern und wird gegenwärtig so weit wieder hergestellt, um nicht zusammenzustürzen. Man erkennt in den aufgefüllten Terrassen allerdings noch die ursprüngliche Form eines Theiles der Gebäude; aber es wird schwer, den Zusammenhang festzustellen, da das Niveau derselben wesentlich verändert ist. An diesem Theile der Ruinen erkennt man kaum noch die Ausdehnung und Anordnung der im 17. Jahrhundert hier errichteten Prachträume, von denen ein Theil sogar erst nach 1849 niedergerissen worden ist. In dem noch stehenden Theile der älteren Burg sind zwei übereinander liegende Säle mit Deckengewölben sehenswerth.

„In Lage und Bauart glich Lauenstein*) den übrigen Burgwarten. „Es bestand nur aus wenigen, mit einem Thurme versehenen Ge„bäuden und war auf zwei Seiten durch schroffe Felsenwände, auf „der dritten durch einen breiten und tiefen Graben geschützt. — Wie

*) F. A. Brandner, Lauenstein, seine Vorzeit, früheren Schicksale und jetzige Beschaffenheit. Lauenstein 1845.

„das Schloß in drei Theile zerfällt, so ist es auch zu drei ver-„schiedenen Zeiten erbaut und vergrößert worden. Der hintere Theil „in Form eines Dreiecks ist die eigentliche alte Burg. — Der gegen „12 m lange gewölbte Trompetersaal mit drei mäßig großen Fenstern „nach Norden wurde 1840 abgetragen."

Die ursprüngliche Burg bestand nur aus einem Thurme mit zwei anstoßenden Gebäuden und einem kleinen, engen Hofe. Der Eingang zur Burg lag, wie auch noch zu erkennen ist, nach Westen. Ueber die kleine Schlucht führte eine Zugbrücke. Die Abbildung der Burg Lauenstein bei Brandner ist allerdings ohne Angabe der Quelle; aber die Gebäude selbst bestätigen den Gang der Vergrößerung. Als diese nöthig ward, wurden der Form des Bergvorsprunges entsprechend die Westseite und die Nordostseite der Burg verlängert; die erstere steht noch heute; in ihr befindet sich die Ende des 15. Jahrhunderts errichtete, mit einem einfachen Tonnengewölbe überspannte ehemalige Kapelle; die Trümmer auf der Nordostseite lassen nur noch aus ihrem Umfange die Größe des reich geschmückten und mit auf riesigen Gurtbögen ruhenden Kreuzgewölben überspannten Trompetersaales erkennen.

Die Südseite der vergrößerten Burg wurde Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts durch den Schloßflügel mit seinen drei bollwerkartigen Thurmvorsprüngen geschlossen, von denen jedoch die unteren Geschosse wahrscheinlich noch älteren Ursprunges sind.

Der vor diesem Flügel befindliche Graben wurde später verbreitert und in eine Gartenanlage verwandelt; an Stelle der Zugbrücke vor dem nach der Ostfront verlegten Haupteingange trat eine feste Brücke und der Wirthschaftshof wurde in seiner gegenwärtigen Form angelegt.

Im Südosten des Schlosses breitet sich die Stadt aus. Von den 1526 baulich wieder hergestellten Befestigungen derselben haben sich kaum einige Ueberbleibsel erhalten.

Im höchsten Grade sehenswerth und allein schon eines Ausfluges nach Lauenstein werth ist die Anfang des 17. Jahrhunderts, nach dem Brande, wieder neu erbaute Kirche mit ihrem kunstreichen Gewölbe, der Kanzel, dem Altar und der Bünaukapelle.

Die von Sandstein erbaute Kanzel, von Moses mit den Gesetztafeln getragen, und mit den Darstellungen des Sündenfalles, der Opferung Isaaks, der Kreuzigung und der Himmelfahrt Christi geschmückt, deren Schalldeckel von Engelshänden getragen wird, ist ein vortrefflich erhaltenes Kunstwerk. Nächst ihr der sechseckige, wappengeschmückte Taufstein, mit musicirenden Engeln und dem Relief der Taufe Christi geschmückt.

Mächtig wirkt der reich mit Reliefs und frei stehenden Figuren kunstvoll gearbeitete und trefflich erhaltene Altar. Derselbe ist durch Säulen, mit Flach- und Relief-Ornamenten gezierte Consolen mit Engelköpfen u. s. w. „in acht Abtheilungen geschieden, welche in der untersten Reihe die Verkündigung, die Geburt Christi, die Anbetung der Könige, in der zweiten Christus am Oelberge, das Abendmahl und die Kreuzigung, in der dritten die Grablegung, in der vierten den auferstandenen Heiland darstellen. Auf dem breiten Sims über der zweiten Reihe stehen Moses und Aaron." (Steche, II, 56.)

Oberhalb der neben dem Altare befindlichen Bogenthüren knieen die Porträtfiguren Rudolf v. Bünau, † 1609, und Anna v. Bünau, geb. v. Schleinitz, † 1591.

In der nördlichen Ecke des Chorabschlusses führt ein kunstreich aus Sandstein aufgeführtes, mit Köpfen und andern Verzierungen aus Marmor, Alabaster rc. geschmücktes Portal zu dem Bünau'schen Erbbegräbniß (Bünaukapelle); auf der Außenseite das Bünau-Bredow'sche Wappen. Eine kunstreich geschmiedete eiserne Thür schließt das von Meister Lorenz Hörnung, Bildhauer in Pirna, 1609 angefertigte Kunstwerk.

Auf einem 5 m breiten Sockel von Sandstein ist Günther v. Bünau mit seinen zwei Gemahlinnen, sechs Söhnen und fünf Töchtern in zwei großen Gruppen, zwischen denen sich noch zwei ganz klein verstorbene Kinder befinden, in Lebensgröße dargestellt. „Vater und Söhne in vollem Waffenschmuck, den Helm neben sich; Frauen und Töchter in reichster Tracht, mit unverhülltem Munde," sämmtlich Porträts, und in Darstellung aller Details der Köpfe, Figuren, Tracht, Hauben, Kränzchen, Krausen, Spitzen, Kleinodien und Geschmeide von einer staunenswerthen Sorgfalt und Genauigkeit.

Hinter dieser großen Familiengruppe erhebt sich die in drei Absätze getheilte Rückwand, vor deren unterem Felde König Salomo, die vier großen Propheten und vier Apostel in lebensgroßen Figuren stehen. Das Mittelfeld enthält in Hautrelief eine Darstellung des Weltgerichts mit zahllosen kleineren, trefflich durchgeführten Figuren, zu dessen Seiten je zwei Apostel im obersten Felde Gott Vater und Sohn, von musicirenden Engeln und wiederum von vier Aposteln umgeben. „Die prachtvolle Gesammtcomposition wird durch die Figur Christi mit der Weltkugel und Engelsfiguren abgeschlossen."

Von einem mächtigen Eindrucke bewegt verläßt man dieses herrliche Kunstdenkmal.



24. Mückenberg. Graupen. Kulm. Schloßberg. Geising. Altenberg.

Von Lauenstein steigt man in südöstlicher Richtung in das Müglitzthal wieder hinab, ein prächtiges Waldthal mit herrlichem Nadelholz, am Kratzhammer vorüber, bis zur Grenze bei Müglitz, von wo an die Thalhänge sich verflachen und zum Hochplateau werden, wo sumpfige Wiesenflächen vorherrschen. Auf dem steil aufgerichteten Hügel des Mückenberges liegt das Mückenthürmchen (808 m), eine im frühen Mittelalter, wahrscheinlich jedoch erst nach den Hussitenkriegen errichtete Grenzwarte; ursprünglich ein Zechenhaus des Mückenberger Zinnbergbaues. Das alte Häuerglöckchen ist noch vorhanden.

Das Mückenthürmchen wird seiner Aussicht wegen viel besucht; doch übersteigt ihr Ruf ihren Werth, weil sie hauptsächlich durch den Gegensatz wirkt, wenn man auf den lang gedehnten Wegen der Hochfläche zu ihr gelangt ist. Die Aussicht nach Süden, nach dem böhmischen Thalkessel mit seiner Gebirgsumfassung bietet naturgemäß den Hauptreiz. „Noch vor zehn Jahren" (also etwa 1823, sagt Schumann, XVIII. 216), „als die Tannen des Mückenberges weniger hoch waren, konnte man von hier zu gleicher Zeit Dresden, das Sternkloster vor Prag, die Schneekoppe und das bairische Gebirge sehen." Nach Osten erblickt man am Horizonte die Lausche, den Jeschken, den Ron und Wilhoscht klar abgezeichnet; sodann den Zinkenstein, den Geltzschberg; im Südost den Langenberg, weiter südwärts den Kletzschen, den Donnersberg (Milleschauer) und im Süden den Radelstein; weiterhin den Bořen (Biliner Stein) und im Südwest den Brüxer Schloßberg. Auf dem Gebirgskamme hat man Wieselstein, Bärensteinberg, und in äußerster Ferne, bei klarem Wetter, Keilberg und Fichtelberg. Die Aussicht nach Norden ist unbedeutend.

Unter dem Mückenthurme liegt (westlich) die 1634 zerstörte und erst um 1700 wieder aufgebaute Kapelle St. Wolfgang; südlich vom Mückenthurme das vor 1630 gegründete Ober-Graupen; im Norden die Mückenberger Pinge, ein annähernd dreieckiger, nicht übermäßig tiefer, zum großen Theil mit Rasen überzogener Zusammenbruch der alten Bauten am Mückenberge. Bis vor etwa fünfzig Jahren waren hier auch einige Zechen im Betriebe. (Schumann XVIII, 217.)

Beinahe nördlich liegt der Schönwalder Spitzberg, östlich die Nollendorfer Höhe. Den Schönwalder Spitzberg zu besteigen, kann man unterlassen. Die Aussicht über die Gebirgshochebene und ihren Abfall nach Norden ist einförmig; nur nach dem Sandstein-

gebirge hin erkennt man anziehende Gestaltungen. Vor Allem bemerkenswerth ist nur der durch den Gneiß durchgebrochene Basaltkegel.

Besonders hervorragend ist die Ansicht des böhmischen Mittelgebirges von dem Nollendorfer Berge, östlich der Kirche von Nollendorf. Sie übertrifft die Ansicht des Mittelgebirges von der Salesiushöhe bei Ossegg bei Weitem an malerischer Nebeneinanderstellung der Berge und wird von keiner der anderen Mittelgebirgsansichten erreicht. Nordöstlich begrenzt der im Sandsteingebirge liegende Hohe Schneeberg die Aussicht. Südwärts am Horizonte weiter gehend reihen sich Rosenberg, Tannenberg, Lausche, Kaltenberg, Kamnitzer Schloßberg, Kleißberg, Wolfsberg, Ronberg, Geltschberg, Kreuzberg, in weiter Ferne der Georgenberg mit seiner hellleuchtenden Kapelle, sodann der Lobosch, genau im Süden den Kletschen, der Donnersberg, der Biliner Stein, Spitzberg und Rösselberg bei Brüx, an einander; zu Füßen liegt das Kulmer Schlachtfeld, die Horkakapelle und schräg-über der Teplitzer Schloßberg.

Wenig östlich von Nollendorf, an den Trümmern einer Mühle, hat man in der Thaleinsenkung des Eulabaches einen durch seine landschaftliche Schönheit ganz hervorragenden Ausblick nach Südost. Von beiden Thalhängen begrenzt, tritt das Bild vom Zinkenstein, Beileberg bei Graber und Geltschberg bei Lewin, welche mit ihrer eigenthümlichen Gestalt über die näher gelegenen, farbenreichen Höhenzüge und Berge des Mittelgebirges aufragen, in eigenthümlicher Form und Bewegung vor das Auge.

Südlich vom Mückenthürmchen, in der tief und eng eingerissenen Schlucht des Gebirgsabhanges mit ihren Nebenrissen und Abhängen liegt die alte Bergstadt Graupen zu Füßen der auf schroffen Bergvorsprunge im frühen Mittelalter errichteten Burg. „Graupen eine „Stat zu behmen untern Muckenberge", sagt der Pirnaische Mönch, „von Zinnbergfohrt erbaut hat ein Schloß worauf die von Kolditz „gesessen. Diese statt zwischen den Bergen gelegen, hat nur eine „Gasse, streckt sich in die Lenge."

Die ersten Anfänge der Bergstadt Graupen reichen allem Vermuthungen nach bis in das elfte Jahrhundert zurück, wenn auch erst 1305 der Bergort Graupen als Stadt bezeichnet wird. Im Wappen von Graupen ragt über drei Querbalken ein halber schwarzer Löwe, der an das Wappen von Colditz erinnert. Die alterthümliche, verräucherte Stadt mit ihren zahlreichen schindelgedeckten Fachwerkhäusern, war im frühen Mittelalter schon stark befestigt, wenngleich sie nur eine Straße und zwei Thore hatte, das Mückenberger im Norden und das Böhmische im Süden. Von dem bis Ende des 14. Jahrhunderts wachsenden Wohlstande der Bürger und der durch den reichen

Bergseegen geförderten Bauwerke und Anlagen ist jedoch in Folge der 1426 unter Prokop dem Kahlen durch die Hussiten stattfindende Zerstörung der Stadt Nichts übrig. Was noch stehen geblieben war, wurde zertrümmert, als 1429 die versammelte Hussitische. Macht über Graupen zum Einfall in die Meißner Lande zog.

Nur die um 1220 von Timo von Colditz erbaute Burg Graupen hatte 1426 dem Angriff der Hussiten widerstanden, aber auch sie wurde 1429 eingenommen und zerstört. Zwar wurden 1436 Burg und Stadt wieder aufgebaut; bei den geringen Mitteln aber, über welche seit Plünderung, Zerstörung und Vernichtung des Zinnbergbaues verfügt werden konnte, war der Wiederaufbau nur ein nothdürftiger. Erst 1444 war überhaupt die Stadt mit Mauern und Thürmen, zwei Thoren, in einer langen Straße paßaufwärts wiederhergestellt.

Ein anderer Timo (Timotheus) von Colditz war noch Anfang des 16. Jahrhunderts auf der Burg Graupen seßhaft und Herr des umfangreichen Besitzthums. Aber er zersplitterte das Erbe seiner Väter und verließ es verschuldet und in Elend. 1504 kaufte Heinrich von Schleinitz Graupen zur Abrundung seiner ausgedehnten Besitzungen in Nord-Böhmen. Herzog Georg von Sachsen unterstützte sein Bestreben, da auch er seine Oberherrschaft weiter nach Süden, über das Gebirge hinweg, ausdehnen wollte; aber die Krone Böhmen versagte die Bestätigung des Kaufes, so daß er 1506 die Herrschaft Graupen an Albrecht von Kolowrat auf Liebstein überließ.

Nach manchfachem Besitz- und Herrschaftswechsel wurde die Stadt Graupen 1579 zur freien kaiserlichen Bergstadt und seit 1604 betrachteten sich die Bürger von Graupen als Herren der Burg, von welcher 1616 schon gesagt wird „das alte Gemäuer liegt zum großen Theile in Trümmern“. Die Ruinen blieben ein Trümmerhaufen und von der einst so großen, ausgedehnten und festen Burg sind nur noch zum Theil Anlage und Bauart zu erkennen. 1695 wurde in den Ruinen das Amthaus aufgeführt, der niedere Theil der Burg ausgeebnet und ein Garten angelegt, von welchem der jetzt gebräuchliche Name „Rosenburg“ abzuleiten ist.

Die Burg Graupen liegt auf dem von Nord nach Süd gerichteten scharfen, zum großen Theile felsigen Bergvorsprunge zwischen dem vom Mückenberg abwärts eingerissenen Hauptthale und einem Nebenthale. Der Zugang zu derselben liegt im Norden, auf einer kleinen Hochfläche, auf welcher durch Felsensprengung der Graben hergestellt ist, welchen in neuerer Zeit eine gewölbte Brücke überspannt. Der mächtige viereckige Thorthurm, so wie einige Nebenräume sind zu erkennen. Von diesem steigt am Westfuße der Hochburg

ein Fahrweg mit Mauereinfassung nach dem niederen Schloßhofe, wo die alten Grundmauern eines viereckigen Thurmes noch auf die zwischen diesem und der Hochburg einst vorhandene zweite Thorbefestigung hinweist. Auch die Ueberreste eines Rundthurmes stehen an der Umfassung.

Südlich des quer eingebauten Amthauses lag in dem jetzt dort angelegten Garten die untere Burg, von welcher nur noch die Umfassungen mit ihrem kreisförmigen Zwingervorsprunge, sowie die Grundmauern eines freistehenden Rundthurmes zu erkennen sind.

Nördlich des vor dem Amtshause befindlichen alten Hofes erhob sich die Hochburg, deren noch thurmhohe Mauerüberreste einen gewaltigen Eindruck machen. Ueber die Anordnung der einzelnen Gebäude läßt sich Nichts sagen; doch deutet der runde Thurmvorsprung im Norden der Burg auf einen ähnlichen Bau, wie er in Weesenstein und Kuckukstein noch vorhanden ist, und dafür zeugt, daß auch diese Burg im Anfange des 12. Jahrhunderts errichtet wurde, wenngleich sie 1330 von einem anderen Timo von Colditz wesentlich vergrößert worden ist.

Auf einem südlich von der Burg gelegenen Bergvorsprunge, der Wilhelmshöhe, hat man eine treffliche Aussicht über den Teplitzer Thalkessel.

Etwa 10 Minuten von Graupen liegt das Kloster Mariaschein. Im Jahre 1442 wurde hier, an einem zur Burg Graupen gehörenden Vorwerke „Scheune“, wo das Gnadenbild Maria mit Christus nach der Kreuzabnahme aufgefunden worden war, eine Kapelle errichtet und 1584 das Kloster gegründet. Die reich ausgestattete Kirche wird von einem Kreuzgange umschlossen; im Vorhof befindet sich der „Wunderbrunnen“, auf dem Platze vor der Kirche der „Freßbrunnen“.

Dort, wo die Kirche von Mariaschein steht, waren am 16. Juli 1426 nach der Schlacht auf der Bihana, wo die Flucht der geschlagenen Deutschen mit der großen Masse nach Graupen und dem Passe des Mückenberges ging, Tausende von Kämpfern, und darunter über dreihundert Ritter erschlagen worden. Hier wurde in den nächsten Jahren ein kleiner Altar der „Elenden Maria“ errichtet. Hieran knüpft die Sage von dem Marienbilde.

Der Pirnaische Mönch schreibt: „1426 Sonntags vor Johannis „Baptiste hielten die Behmen mit den Meisern und ihrem Anhange „eine mechtige Feltschlacht, nicht ferr von danne, do die Meissner durch „Vorreitrunge ihrer Hauptleute darnyder logen, was oberschwängliche „Hicze und groß stowb die Behme ruften vil der Meisner reisigen „mit ihren eisern Howke von iren Gawle außerhalb ihrer Wanburk.“

„Die Behmen ruckten zu hausen und die Meisner warn übirn „den Wald von Freiberk ausgezogen und worden müde, wenig geessen „und getrunken und voreilten sich mit streiten, jedoch beweisten ihr „vil trefliche turstige Kunheit und Mannheit. Der Meisner blieben „über 12000 todt."

Eine andere geschichtliche Stelle ist das Schlachtfeld von Kulm. In seiner Mitte erhebt sich der Horkaberg etwa 50 m über die Ebene. Derselbe bietet eine prächtige Rundsicht. In nächster Nähe, im Norden und Nordwesten die von vielen engen und kurzen Schluchten durchfurchten waldigen Abhänge des Erzgebirges, im Osten der Tannichtberg und Gratschenberg, sowie der Vorsprung aus dem Erzgebirge, in der Ferne vom Zinkensteine und Matzensteine überragt; im Süden Kletschen, Donnersberg, Klotzberg; im Südwest Teplitzer Schloßberg, Biliner Stein u. s. w.

Vom Horkaberge hat man einen vollständigen Ueberblick über das Schlachtfeld, obgleich zahlreiche Neubauten dasselbe verändert haben. Südwestlich von Priesten steht das russische Denkmal. Auf einem Sockel von Granit erhebt sich eine über $2^1/_2$ m hohe Victoria. Um das Denkmal ist ein Gärtchen, in dem Häuschen wohnt ein Veteran. Etwa fünf Minuten davon liegt in einem kleinen Gehölz die 1836 hergestellte Grabstätte der in den Wäldern, Feldern und Schluchten aufgefundenen Gebeine der in diesen Kämpfen Gebliebenen.

In der Nähe des Arbesauer Posthauses steht das Preußische Monument mit dem preußischen Adler und nicht weit davon das österreichische, an das Gefecht von Arbesau erinnernde Denkmal mit dem Doppeladler.

Die Ansicht des Erzgebirges vom Teplitzer Schloßberge aus ist malerisch und charakteristisch. Man ist nur 7 km Luftlinie vom Gebirgskamme entfernt; man hat im Norden das Mückenthürmchen vor sich, im Nordost die Nollendorfer Höhe und Kirche, im Westen den Wieselstein und gegen Südwest den Bärensteinberg mit dem auf seinem Vorabsatze liegenden, sich scharf vom Horizonte abhebenden Schlosse Eisenberg. In weiterer Ferne sind, jedoch nur bei ganz hellem Wetter Haßberg, Fichtelberg und Keilberg zu erkennen; möglicher Weise auch vor dem letzteren die Kapelle auf dem Kupferhübel. Aus der mit Ortschaften und Industrieanlagen reich besetzten, fruchtbaren Ebene erhebt sich das Gebirge in einem Absatze, von zahlreichen, steilen und engen Schluchten zerrissen, welche eben so viele formen- und abwechselungsreiche Bergvorsprünge einfassen, von dem Thale der Tellnitz an, bis zum Thaleinschnitte des Seebaches, und von diesem weiter westlich, wo sich vom Wieselsteine an, dem Gebirgskamme breite, terrassenförmige Absätze vorgelagert haben.

Eine knappe halbe Stunde östlich vom Mückenthürmchen führt die Straße vom Geiersberg, an der Geiersburg vorüber, vom Gebirgskamme zur Ebene. Die Trümmer dieser ebenfalls aus dem 13., wo nicht schon aus dem 12. Jahrhundert stammenden Burg, dem Mittelpunkte einer aus Besitzungen in der fruchtbaren Ebene, wie in dem wildreichen Waldgebiete bestehenden Herrschaft, ein Herrensitz der Vorzeit, liegt auf einem schmalen, vorgestreckten Bergvorsprunge und ist in ihren Umrissen noch gut zu erkennen. Die Burg wurde 1526 durch eine Feuersbrunst zerstört. Ein aus Uebermuth abgegebener Schuß setzte ein Strohdach in Brand. Seitdem haben Frost, Schnee und Unwetter die starken Mauern zerbröckelt und auseinander gesprengt. Der Zugang lag im Norden, auf der Gebirgsseite; der frühere Graben ist durch Trümmer zum großen Theile ausgefüllt, die Lage von Thor und Zugbrücke nur durch eine Lücke in der Mauer angedeutet. Von dem durch ein hohes und starkes Gebäude abgeschlossenen Vorhofe führte auf der Westseite der schmale Weg an der Hauptburg vorüber nach dem hinteren Burghofe, dessen halbkreisförmiger Mauerabschluß noch theilweise vorhanden ist. Nun gelangte man von Süden her in die von drei Seiten mit Gebäuden umschlossene Hauptburg, an deren Ostseite der heute noch in ansehnlicher Höhe aufragende viereckige Hauptthurm stand. Besonders an diesem Thurme ist das noch stehende Mauerwerk mit großer Sorgfalt ausgeführt und die Mauerecken bestehen aus großen, behauenen Werkstücken.

Ungefähr 6 km westlich vom Mückenthürmchen führt die Straße durch den Seegrund über den Gebirgskamm. Am unteren Ende des kostbaren Waldthales liegt das als Sommerfrische viel besuchte Eichwald. Etwa 20 Minuten oberhalb Eichwald liegt der Schweißjäger, ein Forsthaus, von dessen Vorplatz man eine entzückende Aussicht nach dem Mittelgebirge hat. Von dem etwa 10 Minuten südlich vom Schweißjäger liegenden Soldatenberge, auf der Vorterrasse des Gebirges, gewinnt man einen vortrefflichen Rückblick auf die halbkreisförmige Ausbiegung des Erzgebirgsabhanges vom Mückenthürmchen bis zum Strobnitzberge. Die Aussicht nach Süden, über den Teplitzer Thalkessel und nach dem Mittelgebirge ist hier, wie fast auf jedem Punkte des Gebirgsabhanges bis zur Nollendorfer Höhe hin, eine wahrhaft entzückende.

Von Eichwald gelangt man durch den Seegrund, oder durch den nordöstlich von ihm abbiegenden Grund auf den Gebirgskamm; im ersten Falle nach Hinterzinnwald, im letzten über das Siebengiebler Forsthaus nach Vorderzinnwald.

Zinnwald ist der Gesammtname von fünf oder sieben Ortschaften, sagt Schumann (Ortslexikon XIII, 605), welche auf dem

Gebirgskamme liegen und mehr oder weniger zusammenhängen. „Hagecius erzählt, 1146 sei der Zinnbergbau und mit ihm Zinnwald „entstanden." Das würde für die erste Anlage der Zinnwäschen am Heerwasser treffen. Da wurde zuerst, auf sächsischem Gebiete, Zinnwald, und erst als der bergmännische Abbau des Zinnsteines in Angriff genommen wurde, Zechen, das heutige Hinterzinnwald gegründet. In beiden Orten geben zahlreiche Halden den Beweis von dem einstigen Umfange des Bergbaues. Neueren Ursprunges sind Vorderzinnwald und Alt- und Neugeorgenfeld am Fuße des Lugsteines.

Am Zusammenflusse des Hüttenbaches und Heerwassers liegt bis zum Einfluß des von Altenberg herab kommenden tiefen Baches die Stadt Geising, in früheren Zeiten durch den Bach in Alt- und Neu-Geising getrennt, seit 1857 vereinigt. Auch Geising verdankt seine Entstehung den Zinnwäschen im angeschwemmten Boden der Thalaue, welche jetzt zum größten Theile von der Stadt bedeckt ist. Bemerkenswerth ist das 1688 erbaute Kaufhaus.

Das Stadtwappen von Geising ist ein schwarzer Greif in goldenem Felde. Eine in Messing gegossene, mit Griff versehene „Gerichtshand" aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird im Rathssitzungszimmer aufbewahrt.

Auf der Ostseite der nördlich vom Kahlen Berge sich ausbreitenden Hochebene, am Fuße des Geisingberges, liegt Altenberg. Die von West nach Ost gerichtete Stadt hat am oberen Ende 753, am unteren Ende 720 m, in dem nördlich gelegenen Stadttheile 760 bis 768 m Meereshöhe. Man theilt dieselbe in das Winterfelder, Gründische, Gebirgische und Neustädter Viertel, von welchem der östliche Theil „Polen" genannt wird. Boden und Klima sind rauh. Der strenge und lange Winter tritt oft schon Ende September ein, und dehnt sich bis in den April hinein aus.

Auch Altenberg verdankt seine Gründung dem Zinnbergbau. Ein Manuskript der Dresdener Bibliothek sagt: „Die Fündigmachung des „Zinnbergwerkes zu Altenberg ist occasione einer Kohlstadt ge„schehen, da ein Köhler 1458 bei Ausstoßung der Kohlen etwas ge„schmolzenes Zinn gefunden." Auch Albinus giebt dasselbe Jahr an (II, 21) „Der Altenberg, item Glashütte sind neben Ebersdorf „vorzeiten als die besten Zinnbergwerk berufen gewesen." Altenberg um 1458 aufgekommen. Erbersdorf oder Ernfriedersdorf ein Zinnbergwerk, „welches älter als der alte Berg und bei Mannes Gedenken „alle anderen Zinnbergwerke übertroffen.*) Aldenberg im Meissen „am Gebirge hat unter ym an der Möglitz ein offen fleck Geusing,

*) Saxonica, Misnica et Thuringiaca ex Monachi Pirnensis autographo etc.



„den der Bergk och Gewsingbergk wird benant, hat an einer Seite „Wald, sonst Graupen, Muckenberg, Leostein, Bernstein 2c. Daselbst „ist ein reich Czwittererz anno 1458 gefunden." *)

Wahrscheinlich ist Altenberg 1458 zur Bergstadt erhoben worden. Es hieß früher Geysingberg; die Bewohner „die Ziener und Einwohner ufn Berge." 1464 brachten die Altenbergischen Zinngewerken den bei Zinnwald gefaßten, beinahe 4 km langen Aschergraben an sich. Die Geschichte der Stadt ist, wie die aller erzgebirgischen Bergstädte, reich an Wechsel. Da dieselbe wiederholt, und zuletzt noch 1876, von großen Feuersbrünsten heimgesucht worden ist, so erinnern nur noch vereinzelte Häuser an die Entstehung in früherer Zeit. So ein Haus auf der Teplitzer Straße, Fachwerksbau des 17. Jahrhunderts; das sogenannte Alte Amtshaus, inmitten des Ortes.

Höhenlage und waldreiche Umgebung lassen Altenberg als geeignete Sommerfrische erscheinen.

Sehenswerth ist die gegen 100 m tiefe, annährend ovale Pinge, auf dem größten Durchmesser 210 m und eingerechnet des flächeren oberen Absatzes über 300 m lang, auf dem kleineren Durchmesser 125 m breit, an der steilen Südwestseite fast 30 m senkrecht abfallend. Nachdem schon seit 1545 mehrere kleine Zusammenbrüche vorangegangen waren und 1578 ein größerer, fand 1620 der große Tagebruch statt, welchem seitdem wiederum mehrere kleinere nachgefolgt sind. Bei dem ersten Bruche waren 10, bei diesem letzten 21 Zechen in die Tiefe gegangen. „Sie ist nach dem Umfange an Superficial-„Inhalt 3822 gevierte Lachter oder 19$^1/_2$ Maassen nach dem alten „Vermessen." (Meißner S. 78). Der Flächenraum, welchen sie einnimmt, beträgt fast 3$^3/_4$ ha. Ringsum starrt dunkelrothgraues steiles Gewände; Schutthalden bis zur Tiefe. „Unter dieser beinahe „300 Fuß tiefen, 560 Fuß im Durchmesser haltenden, von der „Südostseite her auf einem Haldenschuttkegel zugänglichen großen „Binge ist nun das bekannte Stockwerk." (Charpentier S. 150). Dasselbe enthält derben Zinnstein und Zinngraupen. Beigemengt sind Quarz, Glimmer, schörlartiger Beryll; der Thon erscheint als Steinmark oder als Speckstein; auch Jaspis, Wolfram, Wasserblei u. s. w. Der Eingang zum Stockwerk ist durch einen der drei gangbaren Schächte oder durch den im Geisinggrunde gelegenen Hauptstollen. Enge Strecken und Gänge wechseln mit zahlreichen Höhlungen und Weitungen, von denen einzelne 20 und selbst bis gegen 80 m (10 bis 40 Lachter) hoch sind und in ihrer Verbindung mit den ver-

*) Chr. Meißner, umständliche Nachricht von der freien Zinn-Bergstadt Altenberg. Dresden 1747.



schiedenen Zugängen ein vollständiges Labyrinth bilden, in welchem nur der Eingeweihte sich zurecht zu finden vermag.

Auf dem nordöstlich von Altenberg liegenden Geising (823 m) wird ein eiserner Aussichtsthurm errichtet. Die Rundsicht wird eine umfassende sein. Die Aussicht von dem 3 km entfernten Kahlen Berge ist unbedeutend; besser schon die von dem der Stadt zunächst liegenden Raupenneste (825 m). Dagegen gewährt die 6 km entfernte, dem Bärenburger Forsthause nahe liegende Friedrichshöhe einen sehr guten Ausblick, besonders nach Osten, nach den Kegeln des Sandsteingebirges und den böhmischen Bergen, Kaltenberg, Rosenberg, Kleißberg. — Von der 2 km weiter entfernten Schwarzen Tellkuppe sieht man den Fichtelberg, die Höhen von Sayda, Schloß und Burg Frauenstein, die Stadt Freiberg und die Höhenzüge bis zum Tharandter Wald. „Beide Punkte ergänzen einander „vortrefflich; die Tellkuppe bietet die West-, die Friedrichshöhe die Ost„hälfte einer fast vollständigen Rundsicht.“ *)

25. Der Zinnbergbau.

Zinn, das weiße, weiche, geschmeidige, leicht schmelzbare und leicht zu bearbeitende Metall, war schon im frühesten Alterthume bekannt und verwendet, sowohl rein, in Platten und Stangen und zum Ueberziehen von Gefäßen, als auch zur Mischung mit anderen Metallen.

Die Gewinnung des Zinnes bezeichnet die älteste Erzgewinnung auf unserm Gebirge.

Lange Zeit bevor man Bergbau betrieb, gewann man Zinn in den Seifenwerken.

Durch Abschwemmung und Auswaschung der Abhänge und Thalspalten hatten sich zahlreiche Schuttmassen vor den Ausmündungen und in den Thalweitungen der Wasserläufe angesammelt, welche reichlich mit Zinnerzkörnern durchsetzt waren, so daß frühzeitig schon die Ablagerungsmassen der Gebirgswasser als Zinnseifen abgebaut worden sind. In demselben Verhältniß, wie das Eindringen in das Gebirge fortschritt, sind auch die Zinnseifen zuerst im Osten, und später im Westen in Angriff genommen worden.

Die ersten Zinnseifen oder Zinnwäschen sind allem Anscheine nach in der Ebene am Südfuße des Gebirges, zwischen Graupen und St. Prokop auf „dem alten Graupen“, wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert entstanden. Das Zinnerz findet sich hauptsächlich

*) F. Polle, Weißeritzthal. Dresden 1885, S. 86.

als Zinnstein, einem Zinnoxyd (Kassiterit) in Stockwerken und Gängen oder als Zinngraupe, in größeren oder kleineren ziemlich reichhaltigen Stücken, welche aus der Zertrümmerung des Zinnsteines stammen, in Geschieben und Ablagerungen.

Erst nachdem die reichen Wäschen nahezu abgebaut waren, ging man zum Bergbau auf Zinn über; denn die Seifen aller Metalle sind reicher als die Lagerstätten, von denen sie herrühren.

Das Waschzinn ist das reinste; das Bergzinn ist weniger rein.

Zwischen 1153 und 1173 wurden die Zinnerze und Zwitter bei Graupen fündig und bergmännisch abgebaut.*) Die Graupner Seifen sind entschieden sehr reich gewesen, da der Steilabfall des Gebirges die Seifenbildung außerordentlich begünstigte. An einzelnen Stellen, wie bei St. Prokop, sind die Umrisse alter Wäschhalden noch zu erkennen, obgleich die spätere Bebauung die Mehrzahl derselben vollständig verwischt hat.

Auf dem Nordabhange des Gebirges mögen gleichzeitig, oder kurz darauf ebenfalls Zinnseifenwerke entstanden sein, welche zum Anbau der Orte Fürstenau und Fürstenwalde, vielleicht auch Löbenhain und weiter abwärts Glashütte Veranlassung gegeben haben. Der Bergbau auf Zinn muß in dieser Gegend aber auch schon um 1200 in Angriff genommen worden sein, da er 1241 „sehr bedeutend“ genannt wird.

Auch weiter nach Westen hin entstanden schon frühzeitig Seifenwerke. So z. B. bei Seiffen, bei Eibenstock, Platten, Hengsterben, Abertham, Gottesgabe, bei Buchholz, bei Herrmannsdorf, Hirschenstand, Sauersack, Frühbuß, Trinkseifen, Neuhammer u. s. w. „Bei Mannes „Gedenken haben die Seifen von Hengs, Erbesdorf und Geier treff„lichen Ertrag gegeben, auch Neudeck, Platten, Bäringen und Schwarz„wasser.“

An vielen Stellen der früher ebenen Thalboden trifft man hohe Schutt-, Geröll- und Kießhalden (Raithalden) als Anzeichen von in der Vorzeit betriebenen Seifenwerken.

Auch in der Gegend von Neustädtel bei Schneeberg sind frühzeitig Seifenwerke betrieben worden; sicher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vielleicht sogar früher. Der Filzteich ist zum großen Theile auf ehemaligen Seifenwerken angelegt und in der Richtung auf die Fundgrube Schwalbenschwanz sind zwischen dem Filzteiche und dieser noch jetzt die Spuren früherer Seifen zu erkennen.

---

*) C. Reyher, das Zinn, eine geologisch-montanistisch-historische Monographie. Berlin, Reimer 1881. Dr. H. Hallwich, Geschichte der Bergstadt Graupen. Prag, Credner, 1868.



Das alte Bergmannsdorf Zschorlau ist unzweifelhaft eine slavische Niederlassung. Die Bewohner seiften Zinnerze, daher im Gemeindesiegel von 1413 schon der Rechen, ganz wie im Stadtwappen von Eibenstock Schlegel, Spitzhaue und Rechen, die Werkzeuge des Erzseifens. Das Dorf Zschorlau heißt in den Urkunden Schorl, Schorle, gewöhnlich Zschörl. Die Ableitung von čirlata = hellschwarzes Erz, Schörl, Turmalin (meist schwarz) oder Turmalinfels (Gemenge von Quarz und Turmalin) liegt nahe. Auch Schlema, am Schlemmbache verdankt wahrscheinlich Entstehung und Namen früheren Seifenwerken.

Ein Seifenwerk wurde gewöhnlich 100 Lachter (200 m) lang und 50 Lachter breit (100 m) angelegt. Man grub längs des Thales einen Hauptgraben mit gutem Gefälle, in welchen zahlreiche Querrinnen mündeten. Die erzhaltige Erde wurde aufgewühlt, Wasser herein gelassen, Schlamm und Sand fortgeschwemmt, die liegengebliebenen Geschiebstücke gesondert, und die dunkeln (turmalin- und erzhaltigen) aufs Pochwerk gebracht. Nach etlichen Monaten wurde der Graben geräumt, das Wascherz gereinigt und geschmolzen.

Die ersten Schürfer beuteten das Gebiet der Zinnwäschen meist nur oberflächlich aus; daher hat man zu Anfang dieses Jahrhunderts einige alte Wäschen mit Erfolg wieder durchgearbeitet; die alten Seifen von Graupen, Ehrenfriedersdorf und Geyer sogar zu wiederholten Malen. Man gewann außer den Zinngraupen nicht selten grüne Berylle, milchblaue, halbdurchsichtige Opale, gelbe Topase und einzelne Goldkörner. Wenn der Zwickauer Chronist Thomas behauptet, in dem Seifenwerke Goldbrunnen zu Eibenstock könne (1579) ein Mann des Tages 1½ Pfund Goldkörner waschen, das Pfund zu 15 bis 18 Gulden, so schneidet er offenbar auf. Immerhin wurden aber dann und wann Goldkörner gefunden.

So wusch man am Schwarzwasser und seinen Zuflüssen über und um die Platte, Gottesgabe und Breitenbrunn in den Zinn-, Lauter- und Kühe-Seifen von der güldenen Höhe herein, noch bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts hin beim Aus- und Reinmachen Goldfließchen. Auch von Dörrbach und Fletschmaul (Agricola nennt es 1550 Blesmulum, Bleßmaul) bei Platten wurde behauptet, daß dort Goldfließchen zu finden seien. Bleßmaul weist auf die sorbenwendische Wurzel: blesk = Glanz, Schimmer; mula = Schlamm.

Charpentier nennt noch in seiner Mineralogischen Geographie von Sachsen (S. 277) die Seifenwerke von Sauschwemme, Steinbach, Seifen, Platten, Irrgang, Försterhäuser, Bockau, Sosa (1682 mit sechs) als im Betriebe befindlich.

Albinus sagt von den Eibenstocker Seifen, daß „sie nicht der

geringsten gewesen“ und noch in ziemlichem Schwange, und Oettel fügt dem bei „es findet sich auch Zinn unter dem Mob, welchen man seiffet.“ Schon der Name von Eibenstock (früher Iben=, Aiban= oder Hibanstock) weist auf sorbenwendischen Ursprung; denn hyb ist das Getriebe, hybem die Bewegung eines solchen, und stok der Trog, Bottich; so daß unzweifelhaft das Erzwaschen dem Orte den Namen gegeben hat.

Der Zinnstein tritt bei Eibenstock lager=, strich= und gangweise auf; die Zinnführung ist um so reicher, je mehr sie von Turmalin begleitet wird, besonders in mittel= und feinkörnigem Granit.

Ueber den Betrieb des Bergbaues nach altem Herkommen giebt ein Manuskript „Alte Bergwerksgebräuche zum Eibenstock 1563“ Aufschluß; aber schon 1534 hatte Kurfürst Johann Friedrich die erste Zinnbergordnung erlassen. Die Schmelzhütte für die Zinnerze stand seit alten Zeiten auf Steinbacher Revier.

Von Mitte des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts betrug die Jahresausbeute des Eibenstocker Revieres 580 Centner Zinn; Mitte des 18. Jahrhunderts kaum 400 Centner, und Ende des 18. Jahrhunderts war sie hier, wie bei Schwarzenberg und Johanngeorgenstadt fast vollständig erlegen. Während des 30jährigen Krieges standen alle Werke still.

Im Jahre 1823 gab es auf Eibenstocker Revier noch drei freiverbauende Seifenwerke, von 600, 700 und 900 Lachter, am Steinbache. Der Zinnstein wurde in feinen Körnern gefunden, selten in derben Stücken oder Kristallgraupen; nächstdem Topas, Apatit, Flußspath, Melachit, mitunter auch einmal Gold. — Diese Seifenwerke sind gegenwärtig vollständig erschöpft.

Die leichte und lohnende Ausbeutung von Zinnseifen, die Waschgewinnung der massenhaft oberflächlich vorkommenden Zinnkornablagerungen, die wie Schweife von Erzgrus an den Berggehängen und in den Bachschrunden gehäuft waren, hörte bald auf. Nachdem die Wäschen erschöpft waren, trat die schwierigere und kostspieligere Gewinnung und Aufbereitung des festen, Zinn führenden Felsgesteines ein.

Die sogenannte Entdeckung des Altenberger Zinnreichthums ist höchst wahrscheinlich nur ein Wiederfinden desselben in der durch die Hussitengräuel gänzlich entvölkerten Gegend.*) Der antiquus mons kommt ja weit früher in der Geschichte vor. Die hiesigen Bergleute nennen den Granit Sandstein, ist er dagegen mit thonigen Massen, Speckstein und viel Glimmer, so heißt er Greissen. Die Erzlager sind schwache Bänder oder Flötze von Quarz, Flußspath, Wolfram,

*) Schumann, Ortslexikon von Sachsen ꝛc. XIII. 605, 606.

Kupfergrün, Speckstein und Glimmer. Sie enthalten zugleich das Zinnerz. Das **Zinnerz** ist entweder in Graupen krystallisirt oder derber Zinnstein oder Zinnzwitter. „Der Abbau des Gesteines ist meist Raubbau gewesen und geht nicht in bedeutende Teufe hinab; daher müssen hier noch reiche Schätze verborgen liegen.“

Lange Zeit hat sich die Seifenwäscherei neben dem Bergbau erhalten.

Ende des 14. Jahrhunderts stand der Graupener Bergbau in hoher Blüthe. An dem oberen Rande des Gebirges, wo reiche Gänge zu Tage traten, baute man zahlreiche und ergiebige Schächte und Stollen. 1379 entstand der Bergort Obergraupen. Von den Bauten dieser Zeit ist der Dörrholzstollen, welcher bis unter die Mückenberger Pinge reichte, der bedeutendste; doch auch er kam im dreißigjährigen Kriege zum Erliegen.

Um Mitte des 15. Jahrhunderts wurde der Zinnbergbau bei Zinnwald und fast gleichzeitig (1458) Alterberg fündig. Das „Geschrei“ vom neuen Bergwerk verbreitete sich rasch über das Land, und die Ausbeute der Zinnwalder, Altenberger und Geisinger Werke mag wohl 5000 bis 6000 Centner Zinn jährlich betragen haben, wozu allerdings die Wäschen den Hauptantheil gaben. Nachdem diese aufgearbeitet waren, sank die Gewinnung an Zinn auf etwa 3000 Centner.

Man baute bergmännisch auf Zinn bei Graupen, Zinnwald, Geising, Altenberg, Glashütte, Seiffen, Katharinaberg, Marienberg, Ehrenfriedersdorf, Geyer, Eibenstock, Platten, Abertham, Gottesgab u. s. w. In der neuesten Zeit hat man auch Spuren früheren Zinnbergbaues bei Gottleuba gefunden.

Der Granit wird von zahlreichen Gängen und Nestern aus Zinnstein, Quarz, Glimmer, Flußspath, Schwerspath, Wolfram u. s. w. durchsetzt. Mächtigkeit und Abstand der Gänge ist verschieden; von ein Viertel bis zum ganzen Meter und mehr. Die Gänge werden häufig durch Klüfte unterbrochen; dieselben sind aber sehr reich an Zinnstein, und nicht selten scheint es, als ob der Zinngehalt mit der Tiefe zunehme. Das Zinnerz findet man mitunter krystallinisch, hauptsächlich aber fein vertheilt und eingestreut im Zinnsteine, jedoch auch in Körnern, Knoten und flachen Butzen.

Im Seiffener und Katharinenberger Revier, wo der Zinnstein in Quarzgängen auftrat, verschwand der Zinnstein bei einer gewissen Tiefe und Kupfererze traten an seine Stelle. Jetzt ist weder ein Seifenwerk noch einer der Schachte bei Seiffen noch im Gange. Um 1778 schrieb **Charpentier**: „Eine Menge Pingen, Halden und verbrochener Schächte sind die Ueberreste eines beträchtlichen Bergbaues auf Zinn und Kupfer.“ Die beiden Bingen hatten damals

noch über 20 m Durchmesser und 25 bis 30 m Tiefe. Bis Mitte dieses Jahrhunderts baute man auch in denselben auf Zinnstein und Zinngraupen.

Der Abbau der Zinnerze wurde frühzeitig schon durch Bergordnungen geregelt. Der Graupener Bergordnung von 1487 sind unzweifelhaft schon ältere vorangegangen.

Der eigentliche Abbau war ein Strebenbau. Man brannte Firsten und Strebestoß mürbe und bearbeitete sodann das mürbe gewordene Gestein mit Schlägel und Eisen. Das Gezähe, welches die Alten führten, war dem heutigen ähnlich: Schlägel, Eisen und Keile. Mit diesen wurde das Gestein gewonnen, klein geschlagen und die Zwitter, das zinnerzführende Gestein, rein ausgelesen und geschieden, mürbe gebrannt und auf Mühlen gemahlen. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die um 1507 durch Sigismund von Maltitz erfundenen Naßpochwerke allgemeiner eingeführt. Matthesius*) schreibt: „Nun hat man Pochwerk, da hebt ein Wasserrad die Stempel mit dem Bugeisen, im Kumpt hat es ein Sohleisen, darauf pocht man die gerösten Zwitter, das Wasser jächt den Schlamm und Sand mit dem Zinnstein durch ein Blech in ein langes Gerinn, darinn der beste Stein bleibt, wenn er oft mit einem Kreil gerissen wird."

Der Grubenabbau mittelst Feuersetzen hat sich noch lange neben der Sprengarbeit mittelst Schießpulvers erhalten; erst als die Hölzer zu theuer wurden, gab man es auf. Aber Aufbereitung und Verhüttung blieben wie früher. Die alten dreistempeligen und dreihübigen Spundpochwerke erhielten sich bis 1856. Auf dem Schachte stand ein Pferdegöpel; abgebaut wurde eine Art Stockwerk. Bei mächtigen Lagern von geringerem Erzreichthum legte man mehrere Strecken mit großen Weitungen untereinander an, so daß sie nur durch die starken Streckensohlen von einander geschieden wurden.

Das Gebiet des Zinnbergbaues war jedoch seit Jahrhunderten schon in unzählige kleine Gewerkschaften zersplittert. Grube, Pochwerk und Hütte waren meist in verschiedenen Händen. Die Aufbereitung wurde nicht gebessert. Ueber den Hüttenbetrieb früherer Zeiten fehlen alle Nachrichten. Wahrscheinlich waren die Schmelzöfen sehr ursprünglich und nur darauf angelegt, einen Tag in ihnen zu schmelzen. Das Schmelzen bei Nacht war nicht gebräuchlich. Da nur die größeren Gewerkschaften Pochwerke und Hütten besaßen, so mußten die kleinen um Lohn ihren Zwitter mahlen und den fertigen Schlich ebenfalls um Lohn schmelzen lassen.

Schon Ende des 16. Jahrhunderts war der Zustand des

---

*) Matthesius, Joh., Sarepta, Joachimsthaler Chronik. Nürnberg 1562.

Graupener Bergwerks ein trübseliger. Ende des 17. trieben kaum noch drei Bürger Bergbau. 1694 nahmen aber 48 städtische Gewerke denselben wieder auf, und steigerten ihn bis anfang des 18. Jahrhunderts. Um Mitte desselben bestanden auf Graupener Revier sechs Zinnschmelzhütten, vier im Müglitzthale, zwei unterhalb der Stadt. Die Zinngewinnung betrug 1100 bis 1200 Centner Zinn. Um 1800 bestanden noch 11 Pochwerke und 3 Hütten; die Zinngewinnung war aber schon auf 400 Centner und um 1850 auf etwa 200 Centner gesunken.

In Altenberg wurden anfang des 16. Jahrhunderts jährlich 3500 Centner Zinn gewonnen; 1545 fand jedoch der erste Einbruch der durch Feuersetzen entstandenen, weiten Aushöhlungen statt, 1578 der zweite, welcher schon zu Tage ausging, und 1620 der dritte und größte Bruch. „Da ist unser liebes Bergwerk alles in einen Haufen gegangen“ schreibt der Chronist. 1653 brach endlich der 1553 angelegte tiefe Stollen zusammen, so daß erst 1662 der Betrieb wieder in Gang kam. Aus dem Bau auf Strecken und Weitungen wurde nunmehr der Bau auf dem Bruch, eine gefahrvolle Arbeit, da es galt, das lockere, leicht in Bewegung kommende, zusammenstürzende und vorrückende Material zu gewinnen.

Zur einheitlichen Leitung und Ausführung des Abbaues hatten sich schon 1564 neunzig Zechen zur Zwitterstocks-Gewerkschaft vereinigt, und außer der 1554 angelegten neuen großen Wasserkunst 1566 eine zweite angelegt; im Ganzen war aber der Ertrag mäßig, etwa jährlich 2000 Centner, und da das Feuersetzen die vorherrschende Gewinnungsart blieb, der Zusammenbruch der weiten Höhlungen erklärlich, welchem verschiedene kleinere Nachbrüche folgten. Seit dem Zusammenbruche wird nur unter der Stollensohle gebaut. Man treibt Strecken in das zertrümmerte Gestein.

Die Aufbereitung erfolgt in den nach alter Art gebauten Pochwerken mit etwa 900 Pochstempeln; doch liegt ein Mangel in der völlig getrennten Zugutemachung der Zwitter (Zinnerze), da die Gruben selbst pochen und schmelzen, während es zweckmäßiger sein würde, allgemeine Zinnschmelzanstalten zu errichten. Anstatt der kleinen „Altenberger“ Oefen sollten Großöfen benutzt werden. Die Reinigung des geschmolzenen Zinnes erfolgt auf den Pauschheerden; doch arbeiten fast alle bestehenden Zinnbergwerke seit längerer Zeit mit Verlust.

Der Zinnwalder Bergbau gab Mitte des 16. Jahrhunderts die größte Ausbeute, fiel im 17. und nach kurzem Steigen im 18. Jahrhundert wieder, im 19. immer mehr. Hier, wie auch an anderen Orten wurde lange Zeit nur gebaut, um die Privilegien, vor Allem die Befreiung der Bergleute vom Militärdienste aufrecht zu erhalten.

Eine Vereinigung der Gruben wurde geplant und der Abbau zahlreicher bauwürdiger alter Halden u. s. w. beabsichtigt.

Bei Seiffen waren im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts noch 15. bis 20 Gruben auf Zinn im Gange; sie sind seitdem vollständig erlegen.

Bei Marienberg wurde seit dem 16. Jahrhundert auch Zinn gebaut; Ende des 17. Jahrhunderts etwa 500 Centner jährlich, Mitte des 18. etwa 300 Centner, Mitte des 19. etwa 200 Centner. Seitdem ist der Zinnbergbau auch dort eingegangen.

In der Umgebung von Platten und Gottesgab waren ebenfalls Zinnbergwerke entstanden, bei Ziegenschacht, Halbmeil, Zwittermühl, Goldenhöhe, Bäringen, Abertham, Kaff u. s. w. 1532 wurden die Gänge im Plattenberge fündig, 1546 standen schon zwölf Schmelzhütten und bis 1581 fand ein reichlohnender, lebhafter Betrieb statt. Allmälig verminderte sich jedoch der Ertrag, so daß 1637 schon die letzten Zechen auflässig wurden. 1870 wurden sie zwar wieder aufgenommen, aber nach kurzer Zeit verlassen. Die wichtigste Zeche lag auf dem Mauritiusgange bei Hengsterben; aber auch ihr Ausbringen sank und kam erst lange Zeit nach dem 30jährigen Kriege wieder empor; um 1840 betrug sie 150 Centner jährlich. (Seit 1878 ist das Werk in den Händen einer englischen Gesellschaft.)

Der Zinnbergbau von Ehrenfriedersdorf, welches als Silberbergwerk fündig geworden war, betrug Ende des 15. Jahrhunderts 600 bis 900 Centner, anfang des 16. Jahrhunderts 500 bis 600 Centner. 1538 wollten die Bauern die neu errichteten Zinnschmelzöfen zerstören, weil die Dämpfe die Feldfrüchte schädigten. Während des 30jährigen Krieges kam der Bergbau vollständig zum Erliegen; Ende des 17. Jahrhunderts baute man aber schon wieder 680 Centner Zinn, um 1730 sogar 1800 bis 2000 Centner, dagegen 1770 nur 600 Centner, 1790 nur 250 Centner, dann immer weniger, bis 1870 der Zinnbergbau vollständig erlosch.

Auch Geyer war ursprünglich, und bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts reich an Silberausbringen; der Bergbau kam während des 30jährigen Krieges zum Erliegen, und nachdem nach langer Zeit die Nachwehen des Krieges überwunden waren, brachte der Zinnbergbau um 1695 etwa 100 Centner Zinn Ausbeute. Aber schon um Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Zechen tief in Zubuße, und nach einem kurzen Aufflackern um 1760 vereinigten sich 1773 die meisten der armen Zechen zur Zwitterstocks-Gesellschaft, um auch als solche fortdauernd mit Zubuße zu bauen, so daß der Bergbau gegen Mitte des Jahrhunderts vollständig erlosch. Eine Zeit lang

fristete man sich noch mit der Aufarbeitung der alten Halden früherer Seifenwerke bei Ehrenfriedersdorf und Geyer.

Im Jahre 1845 berechnete man den Jahresdurchschnitt der Zinnproduction von Marienberg mit 121 Centnern, Geyer mit 102 Centnern, Ehrenfriedersdorf mit 98 Centnern.

Für das Graupener Revier waren die Abbaue im Gebiete der Mückenpinge von besonderer Bedeutung. Seit 1856 sind die gesammten Gruben und Pochwerke vereinigt, und 1864 das große (Heinrichs-) Pochwerk mit 21 Pochstempeln und 4 Stoßheerden angelegt worden. Gleichzeitig wurde für die Verhüttung der Erze ein großer Schachtofen auf dem Nievenheimer Pochwerke angelegt. Das im Jahre 1806 noch im Betrieb befindliche Seifenwerk bei Graupen ist längst eingegangen. Dagegen hat man in der neuesten Zeit den vor 1487 angelegten und bis unter die Mückenberger Pinge reichenden tiefen (Antonio-) Erbstollen im dürren Holze, sowie den Martinetzer Stollen oberhalb Mariaschein wieder in Stand zu setzen begonnen, um dem gegen 1870 wieder lebhafter aufgenommenen Betrieb zu dienen. Man denkt durch Vollendung des oberen und tiefen Antonistollen, nach Abführung der hindernden Wassermengen, die bauwürdigsten Strecken zu eröffnen; denn trotzdem man nahe zu sieben Jahrhunderte hier Bergbau getrieben, so sind die besten und wichtigsten Bergmittel bei Weitem noch nicht abgebaut. Der Gehalt der besten Gänge wird auf 3 Procent metallisches Feinzinn auf den Centner Erz angegeben.

Auch bei Zinnwald, wo 1868 der tiefe Hülfe Gottes Erbstollen durchschlägig wurde, war man voller Zuversicht, bis die australische Concurrenz Alles lähmte, die Zinnproduction sich nicht mehr bezahlt machte, und man sich darauf beschränken mußte, Quarz und Wolframerz aus den alten Halden heraus zu klauben.

Im Altenberger Revier sind die gegenwärtig bestehenden Zinnbergwerke Vereinigt Feld im Zwitterstock und Zwitterstocks tiefer Erbstollen zu Altenberg, sowie Vereinigt Feld Fundgrube in Zinnwald. Bis 1886 waren sechs, von da an fünf Zinngruben in Betrieb, von denen drei im Freiverbau sich erhielten. Die Belegschaft betrug zwischen 320 und 350 Mann; das Ausbringen zwischen 2000 und 2200 Centner an Zinn, Wismuth, Phosphorzinn und sogenanntem Kirchenzinn. Das Ausbringen an Zinn sank von 1862 Centner (1884) auf 1300 Centner (1887). Wolframerze wurden 1884 790 Centner, 1885 nur 530 Centner, und 1887 erst wiederum 790 Centner ausgebracht. Das über Hamburg eingeführte „Scheelit" (Scheelium, Schwerstein, wolframsaurer Kalk) macht durch seinen billigen

Preis und seinen hohen Gehalt an Wolfram der Gewinnung des Wolframerzes bedeutenden Abbruch.

Der Zinnbergbau wurde überhaupt durch die niedrigen Preise des Zinnes sehr ungünstig beeinflußt. — Die 1870 beginnende Einfuhr unglaublicher Mengen von Zinn aus Ostindien, Australien und Tasmanien brachte den Zinnbergbau vollständig zum Erliegen. Die Vorräthe an Banca-, Billiton- und Australzinn betrugen Ende November 1888 = 9500 tons (zu 1016 kg), im November 1887 = 12 600 tons in England und Ende November 1888 = 4300 tons (zu 907 kg), im November 1887 = 2000 tons in Amerika. Die Preise für Straits- und Australzinn betrugen Ende November 1887 = 165 £ (3300 Mark) pro Tonne, Ende November 1888 = 101 £ (2020 Mark) pro Tonne (zu 1000 kg). Die großen Preisschwankungen des Bankazinnes bewegten sich (für 100 kg)

1887 zwischen 213,5 Mark und 355 Mark.
1888 zwischen 172 Mark und 365 Mark.

Die Zinnpreise auf den sächsischen und böhmischen Werken waren 1884 von 95 Mark für den Centner (50 kg) auf 75 Mark gesunken, so daß z. B. die Altenberger Zwitterstocks-Gesellschaft in Einem Jahre 18 000 Mark zusetzen mußte, um nur zu bestehen. Dieses Preisverhältniß mußte natürlich den ganzen Zinnbergbau binnen Kurzem zu Grunde richten. Glücklicherweise ging schon 1886 der Zinnpreis nicht unerheblich in die Höhe, von 1824 Mark auf 2051 Mark für die Tonne, und hielt sich auch 1887 bis Ende Oktober ziemlich gleichmäßig auf 100 Mark bis 106 Mark für den Centner. Wie lange die seit Ende Oktober 1886 eingetretene Preiserhöhung — bis zu 160 Mark und 180 Mark — sich erhalten wird, läßt sich nicht beurtheilen; für den erzgebirgischen Zinnbergbau sind aber diese erhöhten Preise von außerordentlicher Wichtigkeit, da sie allein es ihm möglich machen, dem Einflusse der überseeischen Zinnproduction auf die Dauer Widerstand zu leisten und bis zu dem Zeitpunkte auszuharren, wo die durch Raubbau, Ueberstürzung und Systemlosigkeit erschöpften Seifenwerke Australiens und Tasmaniens ihren Betrieb einstellen werden.

Dann wird die zähe Ausdauer des Bergmannes ihren reichen Lohn finden.

---

26. Kreischa. Maxen.

„Der „Lockwitzgrund“,“ sagt schon Schumann (VII, 276) indem er von dem unteren Thale des Grimmschen Wassers spricht, „gehört zu den schönsten Thälern im Lande und vereinigt die lieblichsten Anblicke mit den großartigsten. Es enthält zwischen steilen, bebuschten, verschieden gestalteten Bergabhängen breite Wiesenflächen“ .... „Er bietet,“ (fügt er VII, 474 hinzu) „von den südlichen und westlichen Höhen gesehen einen eben so reichen, wie schönen Anblick dar.“ Der Thaleinschnürung kurz oberhalb Lockwitz folgt die Thalweitung an der Hummelmühle und der weite Thalkessel von Kreischa. Das Schloß von Klein-Borthen liegt stattlich über dem mit Laubholz geschmückten Abhange; an der gegen 100 m über der Thalsole auf dem Bergvorsprunge westlich des Dorfes Burgstädtel stehenden Linde hat man einen vortrefflichen Ueberblick über das Thal, besonders aufwärts, über Kreischa nach dem Rückenzuge der Hermsdorfer Höhe und den 35 m über denselben steil aufragenden Wilisch.

In anmuthiger Thalaue liegt das Bad (Wasserheilanstalt) Kreischa und daran anstoßend das Rittergut Kreischa mit seinen Parkanlagen, welche sich thalaufwärts bis Lungwitz erstrecken. Kurz oberhalb Lungwitz verengt sich das Thal des Grimmschen Wassers wiederum zu einem engen, köstlichen Waldthale bis an die Hirschbacher Mühle.

Oestlich von Lungwitz, etwa $^1/_2$ Stunde Wegs liegt der kleine, kegelförmige Sandberg bei Wittgensdorf mit einer prächtigen Rundsicht, besonders nach Osten, nach den Kegeln des Sandsteingebirges. Im Nordost Schloß Stolpen, Hohburkersdorfer Linde, Rauensteine, Bärensteine, Lilienstein, Königstein, darüber der Winterberg, Zschirnstein, Rosenberg, dahinter der Kaltenberg, Schneeberg, Sattelberg, Geising. Südöstlich von Lungwitz sind die Maxener Marmor- und Kalkbrüche. Besonders in dem nördlichsten derselben wurde der im vorigen Jahrhundert sehr gesuchte und gerühmte Maxener Marmor gebrochen. „Das Gestein ist grau, weiß und von gelbgemischter bläulicher oder grünlicher Farbe, bald mehr, bald weniger feinkörnig und nimmt eine schöne Politur an. Der Werth desselben wird noch durch seine angenehm verschiedentlich eingesprengten Farben erhöht.“ (Schumann VI, 197 ff.) In den Klüftungen des Marmors fand man mit zahlreichen schillernden Krystallen gefüllte Drusen. Der Marmorbruch wird nicht mehr abgebaut. Gegenwärtig wird hauptsächlich Kalk gebrochen und gebrannt.

Maxen war ebenfalls eine der bei der Errichtung der Mark

Meißen angelegten Grenzburgen. Rektor Freiberg nennt den Namen im Programm der Annen-Realschule zu Dresden von 1730 „Maxa", „Maxia" einen slavischen, ohne jedoch dessen Deutung zu versuchen, die auch von neueren Forschern nicht unternommen worden ist.*) Wahrscheinlich hängt der Name mit machnač = Fechter, Kämpfer zusammen; wenigstens dürfte dies dem Sinne nach nahe liegen. Den ältesten Theil des Schlosses bildet ein mächtiger, schmuckloser, quadratischer Thurm, dessen Aufbau wahrscheinlich in das 12. Jahrhundert zurück reicht, obgleich von Anderen der Bau desselben erst in das 13. oder 14. Jahrhundert verlegt wird. Derselbe war unzweifelhaft der Bergfried der einst hier stehenden Grenzburg. In der neuesten Zeit ist derselbe mit einem Ziegelwalmdache gekrönt und gegen früher bedeutend verschönert worden. Das Schloß macht von Südwest einen stattlichen Eindruck.

„Maxein" war ein burggräflich Dohnasches Lehn. 1311 besaß es Günther von Karras. 1402 fiel es an die Markgrafschaft Meißen. 1548 kam es an die Schönberge. 1570, dann 1665 wurde die Burg vollständig umgebaut, so daß von ihrer ursprünglichen Anlage Nichts mehr zu erkennen ist. 1727 wurde der nördliche Schloßflügel angebaut.

Maxen war im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in den Besitz des Major Serre gelangt, der als Gründer der Schillerstiftung vor Allem bekannt wurde. Denn seiner Energie hauptsächlich war die Durchführung der 1858 in Dresden veranstalteten Schillerlotterie zu danken, welche dem Vereine zur Unterstützung verdienter und hülfsbedürftiger Schriftsteller ganz bedeutende Mittel zuführte. Major Serre war ein weitbekannter Gönner und Förderer von Kunst und Litteratur. „Im Hause des Major Serre versammelte sich zu jener Zeit (Anfang der Vierziger Jahre) eine ganze Welt von geistreichen und berühmten Menschen, die der Wissenschaft, der Kunst oder dem Theater angehörten." **)

Zwischen Falkenhain und Ploschwitz, etwa ¾ Stunde nordöstlich von Maxen, liegt der Punkt, wo am 21. November 1759 der preußische General von Finck mit 13000 Mann die Waffen streckte. Welche Gründe General von Finck auch haben mochte, die Stellung von Maxen hartnäckig zu behaupten, so durfte er es doch unter keinen Umständen dahin kommen lassen, von allen Seiten von dem überlegenen Feinde zu gleicher Zeit angegriffen zu werden. Denn nachdem er den Plan des Gegners erfahren hatte, blieb ihm

*) J. G. Frietzsche, Historischer Nachtrag zum Rittergute Maxen. 1762.
**) Herzog Ernst von Sachsen-Coburg. Aus meinem Leben I, 73.



noch ausreichend Zeit, sich seiner verzweiflungsvollen Lage zu entziehen. *)

König Friedrich II., welcher Feldmarschall Daun durch Bedrohung seiner Verbindung mit Böhmen zum Rückzuge aus Sachsen veranlassen wollte, entsendete General von Finck mit 18 Bataillonen, 35 Escadrons aus dem Lager Lommatzsch über Nossen und Dippoldiswalde nach Maxen. Auf Fincks Vorstellungen wegen der gefährdeten und schwierigen Lage entgegnete ihm der König kurz: „Ich kann die Difficültäten nicht leiden! Mach' Er daß Er fortkommt!“

Daun ging mit seiner Armee bis hinter den Plauenschen Grund zurück, der König bis Wilsdruf vor und befahl Finck seine bei Dippoldiswalde stehenden 4 Bataillone und 6 Escadrons ebenfalls in die Stellung von Maxen zu ziehen. Daun fühlte sich durch die Stellung eines preußischen Corps in seinem Rücken sehr belästigt, und entschloß sich nach vielem Ueberlegen zum Angriff desselben. General Sincere marschirte mit 25000 Mann nach Dippoldiswalde, General Brentano mit 3000 Mann leichten Truppen bis Röhrsdorf, Prinz Stollberg mit 9000 Mann Reichstruppen bis Dohna, Köttwitz und Burkhardswalde.

Am Abend des 19. November erfuhr General von Finck die Absicht des Feindes, ihn mit dreifacher Uebermacht am 20. November von drei Seiten zu gleicher Zeit anzugreifen.

Finck stellte seine Truppen zur Vertheidigung auf; die Hauptstärke dem Angriff von Reinhardsgrimma her gegenüber. Dieses wurde jedoch von seinen Vortruppen vorzeitig verlassen, die Oestreicher kamen ungefährdet durch das äußerst schwierige Defilé von Reinhardsgrimma, und gingen nun zum Angriff von Maxen über. Eine Batterie von acht 24=Pfündern ward auf der Hausdorfer Höhe aufgestellt, um den Hauptangriff vorzubereiten, welcher gegen Mittag begann. Zum Gedächtniß des Tages wurde hier eine Gruppe von Linden gepflanzt, von denen jedoch nur wenige noch stehen. Nach $^{3}/_{4}$stündigem Geschützfeuer griff Daun das Dorf an, welches während des heftigen und blutigen Kampfes in Brand gerieth und nahm es, die Preußen bis Schmorsdorf zurückwerfend. Ein gegen Brentano inzwischen ausgeführter Angriff der preußischen Reiterei hatte keinen Erfolg und Brentano vereinigte sich bei Schmorsdorf mit Daun, während General Wunsch die von Dohna her vordringenden Reichstruppen zurückgewiesen hatte.

Auf der engen Hochebene zwischen Falkenstein und Bloschwitz

---

*) Militär=Wochenblatt 1824 Nr. 436, 439. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. 1851, 81. Band. 3. Heft.



zusammengedrängt, von allen Seiten eingeschlossen, mit zusammengeschmolzenen und „intimitireten“ Truppen nicht im Stande, sich durchzuschlagen, mußte General von Finck das Gewehr strecken. Der Versuch des General von Wunsch, mit den Dragonern und Husaren während der Nacht zu entkommen, schlug fehl. 9 Generale, 549 Offiziere, 11 000 Unteroffiziere und Soldaten, 71 Geschütze, 44 Munitionswagen, 4 Pauken, 24 Standarten, 96 Fahnen fielen den Oestreichern in die Hände. — Die Verluste an Todten und Verwundeten waren auf beiden Seiten verhältnißmäßig unbedeutend.

Dagegen war das Dorf Maxen vollständig ein Raub der Flammen geworden.

Von der Hausdorfer Höhe kann man auf einem Feldwege in westlicher Richtung in das prächtige Thal des Grimmschen Wassers niedersteigen und bis oberhalb der Hirschbacher Mühle in demselben aufwärts gehen. Man kann auch von der Teufelsmühle (Hausdorfer Mühle) einen Abstecher am Wilischbache hinauf unternehmen. In der Hauptsache wird man, mit oder ohne Abstecher, die Buschschenke zu erreichen suchen (3/4 Stunde von der Hausdorfer Höhe). Von hier nach dem Grimmensteine und in dem engen, steilen und felsigen Waldthale des Schloitzbaches nach Schlottwitz (3/4 Stunde) oder über Reinhardsgrimma und Luchau (1 1/4 Stunde) nach dem Luchberge.

Die Kuppe des 478 m hohen basaltischen Wilisch ist bewaldet. Von der nordwestlich derselben liegenden Hermsdorfer Höhe hat man einen sehr hübschen Blick gebirgsaufwärts. Ueber den Wald, nach Süden, aufragend den Luchberg, links davon den Geising und weiter nach Osten den Sattelberg, rechts den Kahlen Berg und den Höhenzug der Schwarzen Tellkuppe.

Auf dem Luchberge, 576 m, befindet sich ein 11 m hohes Aussichtsgerüst mit Orientirungsscheibe. Im Nordost die Hohburkersdorfer Linde, dann Rauensteine, Bärensteine, Lilienstein, Königstein, Cottaer Spitzberg, Pfaffenstein, Winterberg, Zschirnstein (im Osten), Rosenberg, Schneeberg, Sattelberg (im Südost), Ebersdorfer Kirche, Mückenthürmchen, Geising (im Süd), Kahle Berg, Schwarze Tellkuppe, Kohlberg bei Schmiedeberg, Lichtenwald, Frauenstein, im West den Höhenzug von Brand, im Nordwest der Tharandter Wald, im Norden den Wilisch.

Von Luchau über Frauendorf nach Schmiedeberg 1 3/4 Stunde, durch den Wald nach der Buschmühle 1 1/2 Stunde, über Johnsbach und die Ladenmühle nach Altenberg 3 Stunden, nach Glashütte 3/4 Stunde.



27. Die Strohflechterei.

Die Strohflechterei, als deren Hauptsitz in allen älteren Quellen Kreischa angegeben wird, ist eine Handfertigkeit und Hausindustrie, welche aller Wahrscheinlichkeit nach schon im 16. Jahrhundert dort heimisch war und sich von da aus über das ganze von ihr gegenwärtig eingenommene Gebiet ausbreitete.*) Wie dieselbe überhaupt dahin gekommen, und in welcher Weise sie sich dort festgesetzt hat, entzieht sich aller Beurtheilung, da wahrscheinlich Jahrhunderte lang keine besonderen und bestimmten Nachrichten über sie niedergelegt worden sind. Man behauptet, daß schon im Jahre 950 bei dem Heere Kaiser Otto I. Strohhüte in Gebrauch gewesen seien; unzweifelhaft aber ist es, daß bei vielen Abbildungen aus den Zeiten des Bauernkrieges, also um 1525, die Kopfbedeckungen der niederen Stände aus Stroh- und Binsenhüten bestanden, und daß die im Mittelalter gebräuchliche Bezeichnung „Schaubhuth", deren Zusammenhang mit Schoben, Strohschoben, nahe liegt, einen großen Strohhut für gemeine Leute zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein bezeichnete. — Die Strohhüte und nach ihrem Bekanntwerden erst die Strohflechterei, sind zweifelsohne erst aus südlicher gelegenen Gegenden nach dem Meißnischen eingeführt worden, und haben hier frühzeitig Wurzel geschlagen.

Die Strohhutmanufaktur hat ein sehr hohes Alter, das wahrscheinlich bis ins 15. Jahrhundert, wo nicht in ein noch früheres Jahrhundert zurückreicht.**) Das Alter dieser Manufaktur reicht gewiß bis ins 16. Jahrhundert.***) Schon im 16. Jahrhundert war die Strohflechterei in Kreischa und Lockwitz im Schwunge; 1670 wird sie als eine in Lockwitzer Gegend „seit uralter Zeit" bekannte Arbeit genannt; ein Lockwitzer Schulmeister verpflanzte vor 1700 das Strohflechten, „eine von uralter Zeit her gekannte Arbeit" in den Kurkreis.

Kreischa war nach allen älteren Quellen nicht blos der Hauptsitz, sondern auch der Muttersitz dieser Industrie. (Schumann, Orts-

---

*) Einige geschichtliche Nachrichten über die Strohflechtmanufaktur in Kreischa und Umgegend und über ihren Stand zu Anfang dieses Jahrhunderts. Von Ludwig Lamer, Dippoldiswalde-Hainsberg. Glückauf (Zeitschrift) 1885. S. 110 ff.

Die unerkannten Wohlthaten Gottes 2c. von M. C. Berbern, Pfarrer zu Lockwitz. 1709 (im II. Theil 21. Capitel eine Beschreibung der Strohflechterei; 1711 erschienen).

Möhring, Stadt und Burg Dohna. 1843. S. 15 ff.

**) Saxonia II, 36.

***) D. J. Merkel III, 267.

lexikon. 1818.) Das Gebiet der Strohflechterei umfaßte zu Anfang dieses Jahrhunderts etwa 6 Quadratmeilen (= 330 □ km); von Lockwitz einerseits bis über Burkhardswalde, andrerseits bis Possendorf, Welschhufe, Nöthnitz und Kaitz. Sie beschäftigte gegen 5000 Menschen. Man fertigte Bauernhüte in Lockwitz und Maxen, Modehüte in Dresden und Kreischa.

In den früheren Zeiten machte man nur Kappen, Kiepen (sogenannte Pferdeköpfe) und Tyrolerhüte von ungeheurem Umfange mit herabhängendem Rande, hauptsächlich für das Inland, aber auch für das Brandenburgische und für Niedersachsen. Die feineren Geflechte waren zu dieser Zeit noch unbekannt. Geflochten wurde in allen Strohdörfern; genäht aber nur in Kreischa, Lockwitz, Maxen und Dresden.

Durch M. Berber in Lockwitz wurde 1711 die Strohflechterei eingehend beschrieben.

„Es ist bekannt, sagt derselbe, „daß in der Gegend der Stadt Dreßden, auf zwei Meilen ungefähr im Umkreise, von viel tausenden Einwohnern in Dörfern und kleinen Städten, als Dohna, Dippoldiswalde, Wilsdruff ꝛc. das Waitzen-Stroh so künstlich geflochten wird, daß daraus artige, wohlformirte Stroh-Hüte werden, kostbar und auch wohlfeil, wie man sie haben will. Ein Hut aus groben oder starken Strohhalmen gemacht gilt 2, 3 bis 4 Gr., einer von mittler Art 6 bis 8 Gr., noch klärer 10 bis 12 Gr. Sie können aber aus den zartesten und klärsten Strohhalmen so zarte Hüte machen, die einen Thaler bis dreißig Groschen kosten. Und dazu flechten sie das Waitzen-Stroh (Rockenstroh gehet nicht an, weil es zu hart ist) auf vielerlei Art. Eine Art nennen sie Breites, die andre Mittels, die dritte Zanken, die vierte Binten; welche beide letztere dem Strohhut die Zierrath und Gestalt geben müssen.“

Berber schildert dann die Bereitung des Strohes, das Flechten durch Kinder, und erwähnt des Bleichens durch Schwefel, „wie sie dann auch das ausgesonderte Stroh in gewissen Fässern mit angezündetem Schwefel noch weißer zu machen wissen“.

„Die Strohhüte werden in großen Leinwand-Züchen wie Wolle oder Hopfen eingepackt und fuderweise nach Leipzig auf die Messen und von denen in andere Länder als Thüringen und Niedersachsen verführet. Es werden auch im Sommer offt ganze Schiffe voll auf der Elbe in die Mark Brandenburg geführt und sind viele die damit handeln, zu großem Vermögen kommen. Es werden allein an diesem Orte, wo ich wohne (Lockwitz) jährlich für etliche tausend Thaler solche Strohhüte gemachet und verkauffet: Es ist auch die Abführung so stark, daß die Leute nicht genug von dieser Waare machen können.“

Auch in der durch die Strohflechterei ermöglichten guten Verwerthung des Strohes erblickt er einen besonderen Segen. „Ein Bund, so viel als in ein Strohseil gehet, können sie um 3 und 4 Groschen, nachdem es schön weiß und klar ist, verkaufen, daher denn mancher Hausvater des Jahres wohl 50 Gülden aus Waitzenstroh lösen kann."

Die Arbeit der Strohflechterei besteht aus nachfolgenden Vorbereitungen und Ausführungen, welche alle mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit ausgeführt werden müssen.

Das Rüffeln des Strohes, um die Aehren von den Körnern zu entleeren, ohne die Halme zu beschädigen.

Das Schöben des Strohes, d. h. das Zusammenbinden des reinen Strohes.

Das Ausschneiden oder Theilen des Halmes in drei Theile, von denen der oberste und feinste Theil der werthvollste ist. Hierzu gehört auch das Spalten der gröberen und feineren Halme in mehrere Theile, um zu feinerem Geflecht verwendet werden zu können.

Das Schwefeln oder Bleichen des Strohes.

Das Verlesen oder Sortiren der Halme nach ihrer Stärke, zu den verschiedenen Geflechtsgattungen.

Das Flechten und zwar nach Breite und Feinheit des Geflechtes von drei bis zu elf Halmen, wonach auch das Geflecht Dreihalm, Fünfhalm, Siebenhalm, Neunhalm, Elfhalm genannt wird.

Das Verschneiden, Abschneiden der vorstehenden Spitzen und Abgleichen des Geflechts.

Das Weifen oder Aufwinden der geflochtenen Strohborten nach bestimmtem Maße, ursprünglich die Mandel zu 15 Klafter = 45 Ellen (= 27,7 m) später aber meist nur 40 Ellen (= 24,6 m). Eine Zeit lang war das Maß des Stückes auf $12^1/_2$ m zurückgegangen; jetzt werden Stücke zu 50 m verlangt.

Endlich das Nähen, Zusammennähen der Flechtbänder zu bestimmten Hutformen u. s. w.

Ursprünglich wurden natürlich nur sehr einfache Geflechte und eben so einfache Hutformen hergestellt, und erst mit der Zeit feinere Formen des Geflechtes, wie der daraus gefertigten Hüte (später auch Mützen) gebräuchlich. Aber frühzeitig schon wurden gewisse Verzierungen als Zacken, Bogen 2c. gemacht; nicht minder auch Rundschnuren verschiedener Art, endlich auch Quasten und andere Verzierungen.

Der ursprüngliche, große, runde Arbeitshut wurde zwar jederzeit angefertigt, aber feinere Muster und Modelle wurden allmälig auch hergestellt.

Die Strohflechterei hat seit Anfang dieses Jahrhunderts bedeutend an Umfang gewonnen und sich über ein Gebiet ausgedehnt, das sich von der Müglitz bis gegen die Freiberger Mulde, und von der vereinigten Weißeritz bis über den Gebirgskamm nach Böhmen hinein erstreckt. Von Dohna, Kreischa und Possendorf, den Orten, wo die Strohflechterei bis in das vorige Jahrhundert zurück nachzuweisen ist, hat sie sich über Dippoldiswalde westlich bis in die Gegend von Freiberg, und von Glashütte über Geising und Altenberg bis nach Schönwald, Ebersdorf, Graupen und Neustadt, und am Fuße des Erzgebirges bis Mariaschein, Klostergrab und Osseg ausgebreitet.

Der Flächenraum dieses Gebietes, als dessen Grenzpunkte Bobritzsch, Rabenau, Dohna, Liebstadt, Schönwald, Osseg, Frauenstein bezeichnet werden können, beträgt über 750 qkm, auf denen sich 25, 30, 35 und selbst 40 Tausend Menschen mit Strohflechterei beschäftigen, je nachdem die Bevölkerung zu dem gewohnten Arbeitsartikel sich wendet, oder nicht, was hauptsächlich von dem mit der stärkeren Nachfrage eng verbundenen besseren Arbeitsverdienst zusammenhängt.

Die Strohflechterei ist eine Hausindustrie, welche durch Kinder und Erwachsene, während der Freistunden von der Schule, von der landwirthschaftlichen oder bergmännischen Arbeit betrieben wird. Fast in allen Häusern des Districtes kann sie gefunden werden, und wenn die Flechterei auch vorwiegend Frauenarbeit ist, so betheiligen sich doch auch die Männer an der Flechterei, sobald sie ihre sonstigen Berufsarbeiten beendet haben, und auch Kinder beginnen schon mit kaum 5 Jahren an der Arbeit Theil zu nehmen.

Der Erwerb bei der Strohflechterei ist ein geringer; als ausschließlicher Broderwerbszweig kann sie kaum in Frage kommen; dagegen hat sie als Nebenbeschäftigung einen Werth. Der bei der Flechterei erzielte Wochenverdienst war im Jahre 1880 auf 120 bis 250 Pfg. bei Bastgeflechten, 360 bis 450 Pfg. bei Strohgeflechten, 450 bis 650 Pfg. bei Mustergeflechten; im Jahre 1882 verdienten Erwachsene 200 Pfg., Kinder 50 Pfg. in der Woche. Seitdem sind die Arbeitslöhne wieder gesunken und eine sehr geübte, fleißige Flechterin vermag es nur noch auf 180 Pfg. in der Woche zu bringen.

Zum Theil sind diese gedrückten Preise in dem Wesen dieser Hausindustrie begründet: denn es wollen Alle an dem Geflecht verdienen, ehe dasselbe zur weiteren Verarbeitung in der Strohhut-Manufactur gelangt; der das Rohmaterial liefernde Großhändler, der hausirende Aufkäufer, dann wieder der den weiteren Vertrieb besorgende Großhändler, so daß für den Arbeiter selbst sehr wenig

übrig bleibt. Die Factoren kaufen das rohe Geflecht auf, bleichen und sortiren es und führen dasselbe dem Handel zu. Für den sehr bedeutenden Handel mit in- und ausländischen Geflechten bildet Dresden den Hauptstapelplatz. Die Geflechte werden aus Sachsen, Böhmen, aus dem Schwarzwalde, aus dem Florentinischen und Venetianischen, aus der Schweiz, sowie aus China und Japan bezogen. Die bedeutende Einfuhr von ordinären Geflechten aus China, sowie von feinen Geflechten aus der Schweiz, welche im Ganzen bis zu $^{2}/_{3}$ des Gesammtbedarfs stieg, drückte auf die Lage der Flechterei, wie auch die Holzbastflechterei bedeutend zurückgegangen ist, und als nicht mehr lohnend bezeichnet wird. Im großen Ganzen ist in der Lage der Strohflechterei in den letzten Jahren eine Wendung zum Besseren eingetreten.

Fabrikanten und Händler klagen aber, daß eine gewisse Schwerfälligkeit die Flechterei am Aufschwunge hindert. Einestheils liefern die Flechter nicht so schöne und gleichmäßige Arbeit, wie z. B. die italienischen und schweizer Flechter, anderntheils sind sie nur schwer dazu zu bringen, neue, andere und gangbare Geflechte herzustellen, als sie von Kindheit an gelernt haben. Sie bleiben viel zu lange bei den hergebrachten Sorten.

Zur Hebung der Flechtindustrie errichtete man Flechtschulen: 1836 zu Dippoldiswalde, 1837 zu Freiberg, 1878 zu Altenberg, Geising und Reinhardsdorf, 1883 in Hohnstein, Pirna und Schandau. Die Reinhardsdorfer Flechtschule ist 1881 eingegangen. Diese Flechtschulen sollten durch Anleitung zur Anfertigung verkäuflicher Gegenstände die Hausindustrie im Allgemeinen heben und beleben. Daher sollte die heranwachsende Jugend gelehrt werden, feinere Mustergeflechte herzustellen und die hinreichende Geschicklichkeit zu gewinnen, um der Mode entsprechende und folgedessen besser bezahlte Geflechte zu fertigen. Da nun das Flechten von je her in der Hauptsache eine Arbeit von Frauen, Mädchen und Kindern gewesen war, deren flinken, leichtbeweglichen Fingern es am leichtesten wurde, die Flechtarbeit herzustellen, so waren es auch diese vor Allem, welche zu sorgfältigerer Ausführung der Arbeit zuerst wieder herangezogen werden mußten. Indem man bei dem Unterricht der Kinder anfing, pflanzte man die Sorgfalt in der Anfertigung der Geflechte, von den einfachsten bis zu den künstlichsten, von den Kindern zu den Erwachsenen, Mädchen und Frauen weiter fort. Der Zudrang zur Aufnahme in die Kunstflechtschulen von Altenberg und Geising war 1885 so bedeutend, daß Viele von den Angemeldeten zurückgewiesen werden mußten. — Man hoffte, auf diese Weise die Strohflechterei wieder lebensfähig zu machen.

Die herangebildeten Lehrerinnen sollen Erwachsene und Kinder unterweisen, nicht blos sorgfältiger und besser zu flechten als bisher, sondern ihnen auch Uebung im Schnellflechten verschaffen, worin man z. B. in der Schweiz so große Uebung hat. Sie sollten aber auch darauf sehen, daß nur besseres Stroh zum Flechten verwendet und daß auch die Fertigung anderer Artikel gelernt würde, als vorwiegend Geflechte, so z. B. Untersetzer, Körbe, Badeschuhe, Pantoffeln, Stuhlsitze, Taschen, Markt- und Luxuskörbchen u. s. w. Endlich sollte vermittelst der Flechtschulen darauf hingewirkt werden, daß die Landwirthe sich bestrebten, besseres Flechtstroh zu gewinnen, indem sie die Art der Aussaat, die Zeit des Schnittes und die Behandlung des Strohes nach dem Schnitte nach den Bedürfnissen der Strohflechterei regelten. (Vergl. die Berichte der Handels- und Gewerbekammer Dresden 1868 bis 1887.)

Das beste Material ist Weizenstroh; namentlich aus dem Anlande des Müglitz- und Lockwitzthales, aus dem Saazer und Leitmeritzer Kreise.

Seine Beschaffung macht oft große Schwierigkeiten; die Einbringung desselben verlangt außergewöhnliche Sorfalt. Namentlich muß es vor Nässe geschützt werden. Selbst der Thau macht es fleckig. Ein nasser Sommer liefert daher nur schlechtes Rohmaterial.

Das Weizenstroh hat einen hohen Grad von Festigkeit, Zähigkeit und Biegsamkeit; dabei eine gleichmäßige gelbe Farbe.

Man sät bärtigen Sommerweizen sechsmal so dicht wie beim Körnerbau, damit die Halme recht fein werden. Die Halme werden vor der Reife, wenn die Aehren erst halb ausgebildet sind, mit der Wurzel gezogen nnd vor Nässe bewahrt. Das Stück von der Aehre abwärts bis zum ersten Knoten ist das beste. Die Halme werden in zwölf Feinheitsnummern und nach der Länge sortirt. Die feineren Sorten heißen „Schaum“, die gröberen „Rohr“. Stärkeres Stroh wird vermittelst des Strohspalters in Streifen von 1 bis 4 mm gerissen.

Zum Flechten nimmt man 3 bis 14 Halmstreifen. Die starken Geflechte (Ganzhalm zum Färben, melirte Geflechte) sind zum großen Theile durch die schwarzwälder und chinesischen Geflechte verdrängt. Den größten Theil der Strohgeflechte bildet „Zackengeflecht“. Der alte sächsische „Siebenhalm“ ist nicht mehr so gesucht, für den Arbeiter mühsamer und auch weniger lohnend; dagegen hat in den letzten Jahren das feine „Doppelhalm“- und das gespaltene weiße Siebenhalmgeflecht wieder an Absatz gewonnen. Die Namen der Geflechte sind so verschieden als die Arten derselben. Das sieben- und elfhalmige, welches eigentlich über-

haupt nur zum Hutnähen kommt, heißt überhaupt Breites, oder auch Bastgeflecht. Das schmälere von drei bis fünf Halm heißt Bündchen, Zänkchen, krumme Nath u. s. w. Andere heißen Zacke mit Knicker, Messerspitze mit Zacke, Durchbruch, Kirschkern u. s. w.

Die Halme werden so zerschnitten, daß die Knoten herausfallen, worauf das Stroh mit Schwefel gebleicht, mit einem stählernen kammartigen Instrumente gerissen und in Wasser gelegt wird, um es elastischer zu machen. Die geflochtenen Bänder werden nochmals gewaschen und geschwefelt, sodann in Mandeln von 24 Ellen an die Factoren abgeliefert. Die sächsischen Geflechte werden zum großen Theile bei der einheimischen Strohhutfabrikation verwendet, aber auch nach Frankreich, Amerika und England ausgeführt. Das Färben der Strohgeflechte geschieht in einigen Kessel- und einer Dampffärberei. Die Strohhutfabrikation hat in Bezug auf die Güte des Fabrikates, wie auf die Menge der Production ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. In Dohna, Mügeln, Kreischa, Pirna, Dippoldiswalde und vor Allem in Dresden sind bedeutende Strohhutfabriken entstanden. Man schätzt den Werth der in Dresden und Umgegend gefertigten Strohhüte, zu denen geringe, wie feine und feinste Geflechte inländischen, schwarzwälder, schweizer, florentiner und venetianischen, aber auch chinesischen und japanischen Ursprunges verwendet werden, auf 4 bis selbst 6 Millionen Mark.

Im Jahre 1884 nahm die Lage der Strohflechterei eine kleine Wendung zum Besseren, und besonders wurde feines Doppelhalm- und gespaltenes weißes Siebenhalm-Geflecht gesucht. Auch die Strohhutfabrikation ging befriedigend, wenngleich die Ausfuhr sich in bescheidenen Grenzen hielt, und mannigfache Klagen nicht fehlten. Im folgenden Jahre zeigte es sich aber, daß der Aufschwung weder von Dauer noch von ansehnlichem Umfange gewesen war; Frauen und Kinder hatten fast gar keinen Erwerb mehr und viele Flechtmädchen verließen das Obergebirge, um einen anderen Erwerbszweig zu suchen.

Auch das Jahr 1886 bezeichnet einen entschiedenen Niedergang der Strohflechterei, wenngleich das Bestreben der Kunstflechtschulen es wenigstens dahin brachte, den feineren sächsischen Flechtwaaren Anerkennung zu verschaffen. Eine Besserung der allgemeinen Lage des Erwerbszweiges wurde nicht erzielt; die genauer, besser gearbeiteten und dabei billigeren chinesischen Geflechte beherrschten den Markt.

Im Jahre 1887 war ein kleiner Aufschwung, da ein leichtes, feines Geflecht mehr gesucht wurde. Daß gleichzeitig die Güte der chinesischen Geflechte bedeutend geringer wurde, war für die hiesige Strohflechterei von Bedeutung. Wenngleich die Strohflechterei seit Jahren sehr wenig lohnend ist, so macht man doch alle möglichen

Anstrengungen, um der italienischen, japanischen und chinesischen Concurrenz die Spitze zu bieten.

Von den feineren Geflechtsorten sind hauptsächlich Bastgeflecht, Doppelhalm, Spiegel und einige andere gesucht.

Das Gebiet der Strohflechterei bietet ein wenig erfreuliches und nicht allzu hoffnungsreiches Bild.

Gegen Ende der 70er Jahre hatte die Bastflechterei (Holzflechterei, Sparterie) im Strohflechtterritorium größeren Umfang gewonnen, so daß sie eine Zeit lang sogar bedeutender erschien, als die Strohflechterei. Die verwendeten Holzfäden wurden aus der Rumburger Gegend geliefert. In den Jahren 1876 bis 1880 schätzte man die Jahresproduction auf 3½ Millionen Stück zu 12½ m im Durchschnittspreis von 22½ bis 27½ Pfg., während die Production in Strohgeflechten nur ¾ Millionen Stück zu 12½ m im Durchschnittspreis von 35 bis 45 Pfg. betrug. Die für den Arbeiter leichtere und bequemere Bastflechterei erlitt aber einen bedeutenden Rückgang durch Ueberproduction und das mit dieser verbundene Sinken der Arbeitslöhne, so daß in den letzten Jahren die Strohflechterei wiederum das Uebergewicht gewann. Die Holzbastflechterei wird jetzt als nicht mehr lohnend bezeichnet.

Wer das Strohflechtgebiet besucht, wird sich aber immer daran erfreuen, Jung und Alt in emsigem Fleiße mit einer Arbeit beschäftigt zu sehen, welche die Geschicklichkeit und Handfertigkeit in hohem Grade übt, und schon von Kindheit an die Menschen daran gewöhnt, ausdauernd zu arbeiten und mit verhältnißmäßig geringem Lohne zufrieden zu sein. Heiter schwatzend und singend sitzen die kleinen Mädchen vor den Thüren in Gruppen, sich gegenseitig zu ununterbrochenem Eifer anspornend, während auch die Erwachsenen jede freie Viertelstunde benutzen, um das Maß ihres Geflechtes zu vermehren. Von erster Kindheit an daran gewöhnend, thätig und fleißig zu arbeiten, bildet die Flechterei ein bedeutsames Element in der Erziehung der Jugend, und in dem Leben der Erwachsenen, bei welchem nur zu beklagen ist, daß trotz allen Fleißes und trotz aller Ausdauer das Ergebniß in klingendem Lohne in sehr bescheidenen Grenzen, fast möchte man sagen in kärglichem Umfange, gemessen bleibt.

---

28. Weißeritzthal. Plauenscher Grund.

Unmittelbar an der Grenzlinie des Elbkessels ragen die schroffen Syenitfelsen des Plauenschen Grundes empor, eine mächtige Pforte, aus welcher die schäumenden Fluthen der Weißeritz nach kurzem Laufe durch die Thalebene in die Elbe sich ergießen.

Das Thal der Weißeritz bildet bis zum Zusammenfluß der bei Cosmannsdorf sich vereinigenden zwei Hauptwasserläufe eine nach Südwest gerichtete, kesselartig bei Potschappel und Deuben erweiterte Thalspalte, welche von 70, 80 und selbst 110 bis 120 m hohen Abhängen und Wänden eingeschlossen ist. Es ist eine der reizendsten und merkwürdigsten Gegenden, mit ihrer Mannigfaltigkeit an Engen und Weitungen, Felsenzacken und waldigen Thalhängen. Steil aufragende Klippen von Syenit bezeichnen den Eingang in das Thal, welches seit kaum 50 Jahren den idyllischen Charakter vollständig verloren hat, der ihm bis dahin zukam, da von dem am Eingange liegenden „Hegereiter" bis nach Tharandt nur vereinzelt industrielle Etablissements anzutreffen waren. Außer den verschiedenen Mahlmühlen, welche die Wasserkraft der Weißeritz einigermaßen ausbeuteten, war das „Kunstgestänge", welches unweit der rothen Schenke im Dorfe Potschappel die Straße überschritt, die einzige Sehenswürdigkeit, auf welche der Reisende aufmerksam gemacht wurde, ungerechnet einige Weinberge bei Döltzschen.

Das hat sich nun freilich Alles bedeutend verändert. Die Vermehrung und Vergrößerung der Kohlenschächte des Potschappler Beckens und seiner Umgebungen hatte die Anlage und das Wachsthum zahlreicher industrieller Etablissements im Gefolge, so daß das Weißeritzthal bis Hainsberg ein großes, überaus dicht bevölkertes Industriegebiet bildet.

Oberhalb Plauen liegt auf dem rechten Weißeritzufer ein Aussichtsthurm auf dem Hohen Steine, von welchem man eine recht gute Aussicht nach dem Sandsteingebirge und nach dem Elbthale hat.*)

Am Eingange des Plauenschen Grundes fand am 26. September 1719 das großartige Saturnusfest statt, der Schluß der prunkvollen Vermählungsfeierlichkeiten des Kurprinzen Friedrich August mit der Kaiserlichen Prinzessin Maria Josepha.**).

Saturn hatte den Entschluß gefaßt, alle Berg-, Hütten- und Wald-Leute u. s. w. aus den Klüften des Erzgebirges herauszupochen und in einem großartigen Aufzuge von den Schätzen des Erzgebirges Geschenke darzubringen. Den Mittelpunkt des Festes bildete der am Eingange des Grundes, auf dem linken Weißeritzufer über der Brücke unweit des Forsthauses (Hegereiters) errichtete Saturnustempel. Der-

---

*) Beschreibung des Planischen Grundes bei Dresden. Nebst einer umständlichen Nachricht von den verschiedenen Steinarten, Versteinerungen und Merkwürdigkeiten. (Mit Kupfern.) Dresden, Hilscher. 1781.

W. G. Becker, Der Plauische Grund bei Dresden. (Mit 25 Kupfern.) Nürnberg. Frauenholz 1799.

**) Der Sammler für Geschichte und Alterthum 2c. Dresden. 1837, I, 135.

selbe war von Außen als Berg, von Innen als prachtvoll geschmückter Tempel mit bergmännischen Abzeichen, Bildern, Inschriften, Spiegeln und anderem Prunk ausgestattet. Zwei große Pyramiden und drei große Caskaden (Wasserfälle mit Stufenabsätzen) bildeten den Abschluß.

Die ganze Gegend glänzte wider von der Lichtmenge, welche von dem Festgebäude ausging. Ueber dem Bogen loderten Flammen aus Schmelztiegeln hoch auf, neben dem Tempel warfen kleine Vulkane Feuersäulen und zahllose Vasen mit Feuerbränden beleuchteten das Gebäude von allen Seiten.

Unter Musik und Gesang kam der Bergaufzug heran. Bergjungen mit Fackeln, Heerpauker und Trompeter, Bergleute, Steiger, Markscheider, Bergmeister, die Knappschaftsfahne, sodann eine große von allerhand Erz zusammengesetzte kostbare, mit Figuren geschmückte Stufe und mehrere kleinere Erzstufen. Sodann der große Erzberg, in welchem alle bergmännischen Arbeiten dargestellt wurden. Hierauf Bergleute mit Mulden voller Perlen, Edelsteine, Gold, allen verschiedenen Arten von Silbererzen, Kupfererzen, Zinnerzen und Waschzinn. Sodann Andere mit Kobalt und Vitriolstufen, Erzen und Steinarten. Ferner Bergleute mit vollständigem Arbeitswerkzeug, der Oberberghauptmann, Bergmeister, Bergleute in Abtheilungen, Köhler. Darauf ein Wagen mit der Darstellung einer Hütte, mit Schmelzofen und Schmelzern in voller Arbeit. Schmelzer, Hüttenarbeiter, Bergleute schlossen diesen Theil des Zuges.

Der zweite Theil zeigte die Arbeiten in der Hütte und in der Münze. Bergjungen mit Fackeln eröffneten den Zug, Pauker, Trompeter, Bergleute, Hüttenleute mit dem Probierofen, Schmelzer mit Probiergeräth, Fahne, sodann Bergleute mit Schmuck- und Prunkgefäßen, darauf ein Treibeheerd, auf welchem wirklich getrieben und ein Blick von etlichen Mark Silber gemacht ward, sodann Schmelzer mit Trögen voller Hüttenproducte, Schmelzformen für Eisen und Zinn u. s. w. Dann die Münztiegelwärter mit dem großen Schmelztiegel, der Münzofen, die Münzmaschine, auf welcher geprägt wurde u. s. w. Zum Schluß vier Abtheilungen Bergleute. Es waren 1500 bis 1600 Berg- und Hüttenleute zu diesem Prachtaufzuge aufgeboten.

Aufwärts der Felsenkellerbrauerei, in deren Nähe man von der Felsenbastei einen guten Ueberblick über das Thal gewinnt, liegt am Fuße des Dorfes Coschütz in engem Wiesenthälchen das sogenannte Coselschlößchen, ein vom Grafen Cosel in der Zeit August des Starken erbauter Sommerpavillon. Auf dem linken Ufer liegt hoch oben auf der Felsenwand die sogenannte Beegerburg; weiterhin, bei Potschappel, unmittelbar über dem Steiger der „Juchhe“, ein Berg- und Winzerschlößchen mit hübschem Park. Vom Zauberschloß im Windberge und

seinen Reichthümern erzählt die Sage vom Musikanten-Görge. Auf dem Windberge und seinen Abhängen, im Thale bei Döhlen und Potschappel, längs des von Zauckerode und Kesselsdorf herabfließenden Bächels sind zahlreiche Kohlenschächte mit ihren Maschinenhäusern, Dampfessen, Halden, Kohlenplätzen und Eisenbahnverbindungsgleisen 2c. Unmittelbar am Eingange von Potschappel die König Friedrich August-Hütte (gewöhnlich nur „der Eisenhammer“ genannt) mit Eisengießerei, Schmiede- und Maschinenwerkstätten.*)

Interessant ist es, auf dem unweit Potschappel liegenden Augustusschachte anzufahren. Auf einer etwa 500 Stufen zählenden Treppe steigt man in Begleitung eines Steigers, welcher auf erfolgte Anmeldung mitgegeben wird, bis zu den Arbeitsorten nieder, an denen eine kaum zu ertragende Temperatur von 30 und mehr Grad Réaumur herrscht. Den auf das Leichteste bekleideten Arbeitern rieselt der Schweiß am Körper herab, besonders an denjenigen Arbeitsorten, wo das aufwärts gerichtete Kohlenflötz nach oben zu abgebaut wird. Bereitwillig wird man zu den verschiedenen Arbeitsorten geführt, so daß man alle Arten der bei der Kohlengewinnung vorkommenden Arbeiten sehen kann. Als Verf. vor mehr als 30 Jahren einmal hier angefahren war, ereignete es sich, daß durch einen unerklärten Zufall das aus einer kleinen Spalte im Kohlenflötz ausströmende Gas sich entzündet hatte, und eine winzige bläuliche Flamme den Punkt anzeigte, von welchem aus dem ganzen Werke, und wohl auch allen Nachbarwerken, eine unermeßliche Gefahr drohte. Schleunigst benachrichtigt, eilten Steiger und Obersteiger mit den verfügbaren Maurern und Arbeitern herbei. Es wurde in der Zeit von kaum zwei Stunden vor dem gefährlichen Orte eine Mauer aufgeführt und derselbe vom Zutritt der atmosphärischen Luft so vollständig abgesperrt, daß die Gefahr durch Erstickung des Brandes beseitigt wurde. Mit staunenswerther Energie griffen alle Arbeiten und Arbeiter in einander, so daß nach fünfstündigem Aufenthalte unter der Erde die Besucher des Schachtes denselben verlassen konnten, wo ihre zufällige Anwesenheit die glückliche Veranlassung gewesen war, daß die Gefahr in ihrem ersten Entstehen entdeckt wurde.

Der Steinkohlenbau des Potschappler Beckens wurde schon seit mehreren Jahrhunderten betrieben; natürlich nur in geringerem Umfange. Bei Burg und Potschappel wahrscheinlich schon Ende des 15. Jahrhunderts; 1542 erhielt Münzmeister Bienert ein Privilegium auf den Steinkohlenbau zwischen Plauen und Tharandt. Erst seit Einführung der Dampfmaschine ist die Förderung zu bedeutenden

*) Jul. Petzold, Plauensche Bibliothek. Verzeichniß von Schriften über den Plauenschen Grund. Dresden 1846.



Mengen gestiegen. Im Jahre 1860 baute man auf 7 größeren Werken von den bekannten vier Kohlenflötzen, von denen das stärkste $3^1/_2$ bis fast 6 m mächtig ist, $8^1/_{10}$ Millionen Centner (etwa 400 000 Tonnen); 1884 dagegen 558 000 Tonnen zu 1000 kg, 1885 = 560 000 Tonnen, 1886 = 583 700 Tonnen, 1887 endlich 603 000 Tonnen, so daß der Abbau in den letzten 30 Jahren sich fast um die Hälfte vergrößert hatte. Die Zahl der Arbeiter betrug 2870 auf den Burgkschen, Hähnichener und Zauckeroder (fiskalischen) Werken. Von den zwei kleineren Werken hat das eine den Betrieb eingestellt. Man hat in den vergangenen Jahren mehrere Ventilationsanlagen verbessert und einen neuen Schacht nach einem bisher noch unverritzten Theile des Kohlenfeldes abzuteufen begonnen. Die Einfuhr der böhmischen Braunkohle macht dem hiesigen Steinkohlenbergbau eine fühlbare Concurrenz.

Von der am Anfange von Potschappel liegenden Friedrich-Augusthütte bis zum Zusammenflusse der rothen und wilden Weißeritz bei Hainsberg führt der Weg fast ununterbrochen zwischen Häusern hindurch und der weit ausgedehnte Thalkessel ist reich mit Ortschaften und Ortstheilen besetzt. Potschappel, Burgk, Döhlen, Deuben, Hainsberg schließen sich fast an einander an. Das Thalbecken von Potschappel gehört zu den am dichtesten bevölkerten Theilen von Sachsen. Das bei der Gerichtseintheilung von 1854 gegründete Gerichtsamt Döhlen, welches inzwischen jedoch wieder aufgehoben und vertheilt worden ist, zählte 1858 in achtzehn Dörfern auf einer Fläche von $^{6}/_{10}$ geogr. Quadratmeilen (= 32,4 qkm), ohne eine Stadt in seinem Bereiche zu haben, 26 660 Bewohner; 1875 war die Bevölkerung dieser 18 Dörfer (wahrscheinlich infolge ungünstiger Industrieverhältnisse) auf 22 500 Bewohner gesunken, dagegen 1885 wieder auf 25 980 Bewohner gestiegen, so daß in diesen Jahren der Quadratkilometer mit 820, 700 und 802 Bewohnern besetzt gewesen war.

Zahlreiche Dampfessen senden ihre dunkeln Rauchwolken empor: von den vielen kleinen und großen industriellen Etablissements mögen nur die Döhlener große Glasfabrik und Gußstahlfabrik, in Deuben eine Werkzeugfabrik, eine Schmirgelfabrik, ein Emaillirwerk, vier große und kleine Glasfabriken, eine Gußstahlfabrik in Hainsberg, die große Papierfabrik, die Holzstuhlfabrik, eine chemische Fabrik, sowie eine Schmelztiegelfabrik genannt werden.

Die Gußstahlfabrik Döhlen, welche 1870 über 200 Arbeiter beschäftigte und gegen 21 000 Centner, hauptsächlich Eisenbahnartikel, herstellte, nahm besonders nach 1872 einen ganz bedeutenden Aufschwung, sodaß über 100 000 kg an Bessemerstahl-Erzeugnissen abgesetzt wurden. In den 80er Jahren stellte man Flußeisen und



Tiegelgußstahl her. Die Production stieg auf mehr als 5000 Tonnen, vorwiegend Eisenbahnschienen, Maschinentheile, Schienen für Secundärbahnen, Messer für Papierfabrikation, Federn für Eisenbahnzwecke, Gußstahl in Stangen und Schmiedestücken, Façonguß u. s. w. Auf dem 1880 angelegten Fein- und Drahtwalzwerke von vier Walzenstraßen werden Flach- Rund- und Quadrat-Stäbe und Drähte von 135 bis $4^1/_2$ mm herab ausgewalzt; außerdem auch Secundärbahn- und Grubenschienen.

Die Werke bestehen gegenwärtig aus der Tiegelstahlschmelzerei mit Martinöfen und Façongießerei; dem Bessemerwerk mit zwei Convertern, dem Walzwerk, den Hammerwerken mit 8 größeren und kleineren Dampfhämmern, 3 Schwanzhämmern, mehreren Heißeisen-Kreissägen, Scheeren, Stanzen und Hülfsmaschinen zur Anfertigung von Stahlartikeln; der Kleinschmiede für weitere Verarbeitung der in den Hammerwerken vorgeschmiedeten Stücke; der Federwerkstatt mit verschiedenen Maschinen und Oefen, zur Anfertigung von Eisenbahn-, Trag-, Spiral- und anderen Federn und der mechanischen Werkstatt mit der entsprechenden Anzahl von Drehbänken, Hobel-, Frais-, Bohr- und anderen Werkzeugmaschinen. Die erforderlichen Schmelztiegel werden von der Sächsischen Gußstahlfabrik selbst angefertigt.

Die auf der Gußstahlhütte gefertigten Artikel umfassen: Gußstahl in Stangen, Secundärbahnschienen, Walzdraht, Tiegelstahlfaçonguß (Hämmer, Zahnräder, Karrenräder, Hunderäder für Gruben- und Hüttenbetrieb, Maschinentheile, Pflugschaare), Tragfedern für Eisenbahn-, Last- und leichte Wagen, Spiralfedern, Kolbenfedern u. s. w. Schmiedestücke (Kolbenstangen, Kuppelstangen, Schieber, Walzen u. s. w.) Messer aller Art, für Papier-, Holz-, Blechfabrikation u. s. w. Spaten, Schaufeln, Kohlenlöffel, Hämmer aller Art u. s. w. Das Nebenwerk in Berggießhübel fertigt Regulir-, Schütt- und Badeöfen, Feuerthüren, Maschinenguß, Bauguß u. s. w. Es besteht aus einer Eisengießerei mit Cupolofenbetrieb und einem Hammerwerk mit Raffinir- und Schweißfeuern, und einer mechanischen Werkstatt.

Das Hauptwerk in Döhlen beschäftigt ungefähr durchschnittlich 400 Arbeiter, das Nebenwerk in Berggießhübel 100 Arbeiter. (Mittheilungen des Directorium der Sächsischen Gußstahlfabrik Döhlen).

Unter den verschiedenen Glashütten steht die von Siemens oben an. Dieselbe hat die Glasindustrie unter fortgesetzter und außerordentlich geschickter Ausnutzung der neuesten Erfindungen, welche auf diesem Gebiete zum großen Theile von Herrn Siemens, dem Besitzer der Dresdener und Döhlener Glashüttenwerke, selbst gemacht worden sind, zu einer bedeutenden Entwickelung gebracht.

Die Siemens'sche Glashütte in Döhlen führte schon

1868 Glaspresserei und Glasschleiferei mit Dampfbetrieb ein. Der Aufschwung der Glashütte ward ein bedeutender, im engsten Zusammenhange mit dem Wachsen des Absatzes und der Ausfuhr nach England, Nordamerika und Rußland, obgleich „geschickte Glasmacher, von je „her selten, immer weniger zahlreich werden, weil das Erlernen nur „in frühester Jugend möglich ist, und bei reiferem Alter auf fast „unüberwindliche Schwierigkeiten stößt.“ *)

Seit 1871, in welchem Jahre die ununterbrochen arbeitenden Glasschmelzwannen und Hafen eingeführt wurden, hat sich die Production der Glashütte unter fortgesetzter geschickter Ausnützung der neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Glasindustrie unausgesetzt gesteigert.

Die Tafelglas- und die Hartglasfabrikation verzeichnen bedeutende Fortschritte, obgleich die Döhlener Hütte vorwiegend Hohlglasartikel anfertigt, hauptsächlich Beleuchtungsartikel, Cylinder, Schirme, Bassins, Kugeln, Lampen, Lampenfüße, Schaalen 2c. aus hellem, Opal-, Alabaster- oder buntfarbigem Glase. Der Absatz geht vorwiegend nach Amerika, England, Spanien, Italien und Rußland. Die Zahl der Arbeiter betrug 1884 ungefähr 450 bis 500.

Im Frühjahr 1886 übernahm die Dresdener Glasfabrik auch den Betrieb der Döhlener Glashütte und seitdem werden vorwiegend Flaschen aller Gattungen und Farben angefertigt. Die Fabrik hat 2 Wannenöfen mit Tag- und Nachtbetrieb, sowie 2 Hofenöfen in Thätigkeit und beschäftigt durchschnittlich 450 Arbeiter. Die gegenwärtige Jahresproduction beträgt gegen 9 Millionen Flaschen und 1½ Millionen verschiedener Beleuchtungsartikel. Neben der Glasfabrik besteht seit neuerer Zeit eine Fabrik zur Anfertigung mechanischer Bügelverschlüsse für Flaschen. Die Werke haben eine eigene Krankenkasse, welche auch den Familienangehörigen der Mitglieder freie ärztliche Behandlung und Medicamente gewährt, und in Gemeinschaft mit der Dresdener Fabrik eine Pensions-, Wittwen- und Waisen-Kasse für Arbeiter, welche längere Jahre in der Fabrik gearbeitet haben, ohne Beitragserhebung. (Mittheilungen des Directorium der Actiengesellschaft für Glasindustrie.)

*) Bericht der Handels- und Gewerbekammer Dresden. 1870, S. 115.



29. Die rothe Weißeritz. Rabenau. Dippoldiswalde.

Bei Hainsberg, in beinahe 185 m Meereshöhe, vereinigen sich rothe und wilde Weißeritz in einem landschaftlich mit allen Reizen ausgestatteten zweiten Thalkessel, welcher im Norden von der senkrecht ansteigenden Felsenwand der Taubenleithe, im Westen von dem terrassenförmigen Aufstieg des Somsdorfer Weinberges und des Steinhübels, im Süden von dem langgestreckten Hange des Rabenauer Galgenberges, und im Osten von dem reichbewaldeten Thalrande längs des Vorholzbaches begrenzt wird. Vor Allem stellt sich der nach Osten gerichtete Abhang des Weinberges vor Somsdorf mit seinen prächtigen Baumgruppen, niedlichen Häuschen oberhalb der im Thale liegenden, sorgfältig gepflegten, mit prachtvollen Gehölzen umgebenen Villen von Heilsberg und Coßmannsdorf in vollster landschaftlicher Schönheit dar.

Am Ende von Coßmannsdorf ist der „Eingang in den Rabenauer Grund“ mit einer Aufschrift bezeichnet. Man kann vom Bahnhofe Hainsberg den nächsten Weg auf der Tharandter Chaussee bis Heilsberg und dann durch Coßmannsdorf wählen, oder auch mit einem kleinen Umwege durch Hainsberg gehen. Von Coßmannsdorf bis an die Rabenauer Großmühle wandert man bequem in einer Stunde, so daß man diesen, den prächtigsten Theil des Thales ganz gemächlich zu Fuß besuchen kann, wenn man um 12 Uhr 30 Min. in Hainsberg anlangt und mit dem 2 Uhr 26 Min. an der Rabenauer Mühle haltenden Zuge thalaufwärts fahren will. Das Thal der rothen Weißeritz, welche ihren Namen nach den in früherer Zeit an ihr befindlichen Zinnerzwäschen erhalten hat, steigt vom Eintritt in die eigentliche Thalspalte etwa 10 Minuten südlich von Coßmannsdorf bis zur Sprechtritzmühle ziemlich scharf aufwärts, bildet unter- und oberhalb Dippoldiswalde eine wenig geneigte Fläche und hat erst vom Kipsdorfer Bahnhofe bis zur Schellermühle den schärfsten Anstieg. Weiter aufwärts verflacht es sich in den Sumpfflächen des Galgenteiches.

Kurz nach dem Betreten der Thalschlucht führt der vortrefflich im Stande erhaltene Fußweg durch das „Nadelöhr“, einen kleinen, gekrümmten Felsendurchbruch durch die sogenannte Kanzel, und bleibt nun in der Nähe des sprung- und absatzweise, in kleinen, prächtigen Fällen, glitzernd und blitzend, rauschend dahin schießenden Wassers, bald einmal auf dem rechten, bald auf dem linken Thalufer. So schön die Eisenbahnfahrt durch den Rabenauer Grund auch ist, so ist der volle Genuß der zahlreichen herrlichen Landschaftsbilder mit ihrem

mannigfachen Wechsel nur bei der Fußwanderung zu erreichen. Dieser Theil des Weißeritzthales gehört zu den schönsten Partien, welche man auf dem ganzen Erzgebirgsabhange kennt, und wird von Vielen als die schönste angesehen, obgleich in dieses Urtheil persönliche Eindrücke, Beleuchtung, Tages- und Jahreszeit, Gemüthsstimmung u. s. w. mitsprechen. Kurz oberhalb des Nadelöhres führen zwei steinerne Eisenbahnbrücken über das Wasser, beide in prächtigem Bogen geschwungen, die Eisenstraße von dem rechten auf das linke und dann wieder auf das rechte, mit Felsblöcken, Zacken und kurzen Wänden, reich mit Laubholz und von der zweiten Brücke an auch mit Nadelholz geschmückte Ufer. Unmittelbar hinter der zweiten Brücke ist ein köstliches Landschaftsbild aufgethan: glitzerndes, die Absätze und das Felsengeröll mit seinen großen und kleinen Blöcken herab jagendes, springendes, sprühendes, spritzendes Wasser, dunkles Nadelholz, hellgrün prunkendes Laubholz, Farrenkräuter und niedriges Buschwerk, Felsen und Klippen: Alles vereinigt, um ein stimmungsvolles Ganze in der prächtigen Frühjahrssonne zu geben. Die dritte Brücke führt die Bahn in einen kurzen Tunnel, welcher eine Schleife des Flusses gerade abschneidet und beim Austritt aus dem Tunnel über die vierte Brücke wieder auf das rechte Ufer führt. Auch hier ist ein herrliches Landschaftsbild mit seinen treppen- und stufenförmigen kleinen Wasserfällen warm von der Sonne beleuchtet. Bemerkenswerth sind an der vierten Brücke die schön gefalteten Schiefer.

Kurz oberhalb der Brücke münden zwei Stollen, welche nach einer dort angebrachten Inschrift von den Rittern Theler zu Höckendorf, den um 1340 reichen Bergherren von Edle Krone und anderen Silberzechen, angelegt worden sind. Von dem Reichthum der Theler erzählt noch die Sage; ihr Geschlecht ist längst untergegangen. Weiter thalaufwärts, in Laubholz, in Nadelholz, dann in herrlich gemischtem Holzbestande, ragen große, gewaltige Felszacken an den Thalwänden hoch auf, unter denen kleine, zahlreiche Wasserfälle bildend die Weißeritz dahin schießt. Unter den zahllosen prächtigen landschaftlichen Ansichten ist besonders die an der siebenten Brücke (der dritten eisernen) hervorzuheben.

Auch oberhalb der sogenannten Großen Mühle ist das Thal der Weißeritz noch eine ganze Strecke, fast bis zur Spechtritzmühle, oder richtiger, bis kurz oberhalb des Einfalles des Borlasbaches, ein enges Felsenthal, in welchem Wände, Blöcke und Klippen, Zacken und Nasen, mit Moos und gelben Flechten geschmückt, zwischen dunkeln Fichten und hellgrünen Buchen oder gelblichen Birken, längs des in kurzen Absätzen dahin schäumenden Baches mit seinen großen und kleinen Blöcken wechseln. Weiter aufwärts werden die Thalwände

niedriger; an Stelle der Felsen- und Waldabhänge treten Wiesenränder und Wiesenflächen, bis zuletzt dasselbe zu einem breiten Auenthale wird. *)

Die Rabenauer Große Mühle, seit 1868, wo sie abbrannte, eine Holzschleiferei, aber früher schon, wie noch heute eine besuchte Gastwirthschaft, wenn auch durch den Neubau das Idyllische der alten Mühle beinahe vollständig verschwunden und nur der moderne Restaurationsbegriff übrig geblieben ist, liegt nur ein halbes Stündchen von dem in dem Seitenthale des Oelsenbaches sichtbaren, auf hohem Bergvorsprunge bis zu 80 m über der Thalsohle liegenden Städtchen Rabenau. Im frühen Mittelalter gegründet, wahrscheinlich nach dem slavischen hrabi = Hagebuchengehölz benannt, war Rabinowe, wie die alten Urkunden schreiben, ursprünglich eine jener zu Ausgang des 11. Jahrhunderts gegründeten Grenzburgen zur Sicherung der Mark Meißen. Von dem später errichteten Schlosse, als dem Hauptpunkte der Herrschaft Rabenau, welche im 13. Jahrhundert an die Burggrafen von Dohna kam, im 15. Jahrhundert als ein böhmisches Lehen den Markgrafen von Meißen gehörte und von diesen Anfang des 16. Jahrhunderts an die Miltitze verliehen wurde, von denen es 1569 Kurfürst August zurückkaufte — von dem Schlosse waren um 1825 „nur noch auf einem mit Holz bewachsenen, wenig zugänglichen Berggipfel seitwärts der Stadt noch einige Mauern und Gewölbereste.“ (Schumann VIII, 695.) Wahrscheinlich ist das der felsige Bergvorsprung, auf welchem gegenwärtig die Fabrikgebäude der Holz-Industrie-Gesellschaft liegen. Wenig Minuten oberhalb der Stadt ist die Restauration König Alberthöhe mit einer recht hübschen Aussicht. Zwischen Wilisch und Luchberg den Sattelberg, zwischen Luchberg und Geising das Mückenthürmchen, rechts vom Geising den Gebirgsrücken, bis zur Frauensteiner Burgruine, welche abschließt. Auf den Höhen vor der Stadt erreicht man in 3/4 Stunden den Lerchenberg bei Börnchen, dessen Thurm eine Orientirungsscheibe hat.

In Rabenau wird eine schwunghafte Möbel- und vorwiegend Stuhlfabrikation betrieben, deren Umfang man auf jährlich 24000 Dutzend Stühle aller Art, von den einfachsten bis zu den kunstreichen, geschnitzten oder gebogenen Stühlen aus den feinsten Holzarten, veranschlagt. Auch in Potschappel, Deuben, Hainsberg, Dippoldiswalde und einigen zunächst von Rabenau liegenden Orten bildet die Stuhlfabrikation einen bedeutenden Erwerbszweig.

Die Stuhlbauerei bei Rabenau besteht seit mehr als 300 Jahren

---

*) F. Polle. Führer durch das Weisseritzthal nach Schmiedeberg ꝛc. (mit 2 Karten) Dresden, Huhle 1885.

und wird sowohl von einzelnen kleinen Meistern, als auch in größeren Fabriketablissements betrieben, unter welchen letzteren das der Sächsischen Holzindustrie-Gesellschaft obenan steht. Man rechnet für Rabenau ca. 600 männliche und 150 weibliche Arbeiter für die Holzbearbeitung, gegen 300 Frauen und Mädchen und gegen 100 Kinder für das Vorrichten und Flechten des Rohres und kann die in der Umgegend beschäftigten ungefähr gleich hoch veranschlagen. Der Anfertigung ordinärer und feinerer Stühle hat sich die Fabrikation gebogener Möbels angefügt, welche einen sehr guten Ruf erlangt haben und den Fabrikaten der großen Wiener Firmen ebenbürtig sind. Rabenauer Stühle gehen in großer Anzahl nach dem ganzen Deutschen Reich, besonders nach dem Rhein, aber auch nach Oesterreich, den Donauländern, England, Schweden und Norwegen, Aegypten und Amerika. Die Gesammtproduktion steigt in günstigen Jahren auf mehr als 24 000 Dutzend. — Die zu verarbeitenden Hölzer werden aus weiter Ferne bezogen; selbst die im Inlande seltener gewordene Birke muß aus dem hohen Norden ersetzt werden. Die Arbeiterverhältnisse werden als gesunde gerühmt; der Wohlstand des Städtchens ist deutlich erkennbar und macht einen vortheilhaften Eindruck.

Von Rabenau geht man nach der Barbarakapelle und dem Einsiedlersteine. Wer Rabenau schon kennt und die Stuhlfabrikation nicht in Augenschein nehmen will, fährt am zweckmäßigsten von der großen Mühle bis Seifersdorf mit der Eisenbahn und geht von da auf dem Oelsaer Wege bis auf die Höhe. Links des Weges steht noch eine ziemlich gut erhaltene Stations- und Betsäule, welche Konrad Theler Mitte des 14. Jahrhunderts nach seiner Rückkehr von der Wallfahrt nach Jerusalem errichten ließ. Geht man von Rabenau aus, so folgt man dem Wege nach Oelsa, auf dem man einen guten Ausblick in das waldbegrenzte, herrliche Wiesenthal des Oelsenbaches hat, und durch Oelsa, ein Umweg von fast $1/4$ Stunde, aber dem langweiligen Wege über das grüne Waldschlößchen an dem der Axt erliegenden Götterbüschchen bei Weitem vorzuziehen. Man betritt den Wald auf dem breiten, nach Dippoldiswalde führenden Fahrwege und erreicht in nicht ganz 10 Minuten die Ruine der östlich von der Straße liegenden Barbarakapelle. Auf der Generalstabskarte ist sie die „Klausnitzkirche“ benannt; früher wurde sie häufig die Klausenkirche genannt; wahrscheinlich weil sie dem h. Nicolaus geweiht gewesen war. Sie gehörte dem Kloster Altenzelle und war eine Station für fromme Wallfahrer auf dem Wege nach dem Kloster. Sie wurde 1549 auf Befehl Johann's VIII., Bischofs von Meißen, zerstört, da sie die Reformation angenommen hatte. Das Altarbild und die Glocken kamen in die Kirche von Seifersdorf. Die einfache Ruine, von der

nur noch niedrige Seitenmauern erhalten und wieder hergestellt worden sind, liegt stimmungsvoll einsam im Walde, und die nach der Wiederherstellung eingegrabene Inschrift:

„Was uns das Alter vererbt,
Schone das junge Geschlecht"

verdient es wohl, hier, wie auch an anderen Stellen, dem heranwachsenden Geschlecht ins Gedächtniß gerufen zu werden.

Von der Barbarakapelle nach dem großen Einsiedlerstein führt die etwa 75 Schritt von derselben entfernte, ziemlich nach Südost gerichtete, gut begangene Schneuse 16 (auf der Oberreit'schen Karte Nr. 4) in nicht ganz 20 Minuten. Dieselbe ist kaum zu verfehlen, und der Weg bis zum Einsiedlersteine, sowie von da auf dem fast genau nach Süden gerichteten Dresdener Marktsteige eben so wenig. Vom Betreten des Waldes bei den Häusern am weißen Steine bis zur Stadt Dippoldiswalde hat man 6 km zurückzulegen. Aus einem kleinen Nebenthale des Oelsenbaches aufsteigend, kommt man an die steil aufragende Sandsteinklippe des Einsiedlersteines, vor welcher eine einzelne große Felsenzacke stotzig aufgerichtet ist. Die Sandsteinfelsen, vielfach zerklüftet, tragen Spuren von Bauwerken, und auf der oberen Fläche die Grundumrisse einer kleinen Kapelle, ungerechnet die Spuren von Baulichkeiten aus jüngerer Zeit. Hier soll der Einsiedler Dippold, der angebliche Gründer von Dippoldiswalde, im 12. Jahrhundert gelebt haben. An den Kapellenresten hat man einen Ausblick nach der Hermsdorfer Höhe und dem Wilisch.

Beim Verlassen des Waldes liegen die Sandstein- und Schleifsteinbrüche mit ihren hellen Halden unmittelbar am Wege, über denen ein Thurm von 20 m Höhe aufgerichtet ist. Nach dem Sandsteingebirge hin ist die Aussicht recht hübsch; Falkenberg, Winterberg, Lilienstein, Königstein Zschirnstein — dahinter angeblich die Lausche, wahrscheinlich jedoch der Kaltenberg, sodann der Schneeberg und der Sattelberg. Zwischen dem Luchberge und dem Geising die Kirche von Ebersdorf und das Mückenthürmchen, westlich vom Geising die schwarze Tellkoppe und dann Frauenstein, der Sandberg und das Schloß. Im Westen angeblich die Thürme von Freiberg. Unterhalb des sehr gut gebauten Thurmes liegt in den Sandsteinbrüchen und ihren alten, gut bewachsenen Halden eine kleine Restauration.

Nahe der Stadt, nur ein paar Hundert Schritt vom Wege liegt das Tatarengrab. Die Inschrift sagt: „Mustapha Sulkiewicz, „ein Tartar (der Sage nach ein Prinz) Premierlieutenant unter dem „Königl. Polnischen und Churf. Sächs. Löbl. Obrist von Schiebel'schen „Pulk Ulanen, ist am 1. Juli 1762 in einer Attake bei Reichstädt „erschossen und hier begraben worden." Seine Freunde kauften die

Stelle, begruben ihn nach tatarischer Sitte und errichteten ein Denkmal; eine steinerne, mit einem Turban bekrönte Pyramide, auf deren Sockel an einer Seite die Inschrift, auf jeder der anderen Seiten in blauem Felde ein goldener Stern, ein aufwärts gerichteter Pfeil und ein halber Mond. Zeit und Unverstand zerstörten das Denkmal; 1779 ließen die Offiziere vom Königl. Preußischen Infanterie-Regiment v. Saldern dasselbe, getreu nachgebildet, erneuern. (Merkel, Erdbeschreibung von Kursachsen. 1804, II, 47.)

Die Stadt Dippoldiswalde, von welcher Rüger in seinen Beiträgen zur älteren Geschichte der Stadt eine sehr hübsche und charakteristische Ansicht nach einem Oelgemälde von 1656 bringt, bildet ein herzförmiges Oval, dessen frühere Befestigung noch heute erkennbar ist, wenngleich nur noch ganz vereinzelte Reste derselben übrig sind. Die Stadt hatte früher drei Thore, das Unterthor, das Oberthor und das Böhmische Thor, aus welchem letzteren die alte Böhmische Straße über Schmiedeberg, Bärenfels und Schellerhau und Altenberg und durch die sogenannte lange Gasse nach Zinnwald führt. Die Stadt wurde wahrscheinlich im 11., möglicherweise doch auch erst Anfang des 12. Jahrhunderts gegründet. Rüger sagt: „Was die ganze Sage (von Dippold dem Einsiedler) verdächtig macht, ist der von Schmalz und Anderen erzählte Umstand, daß bis zu den Zeiten der Reformation mehrere Einsiedler die Dippoldsklause bewohnt und dort von einer Kanzel, dem Einsiedlersitze aus, welcher beiläufig für Jedermann gerecht sein soll, gepredigt haben. Einer dieser späteren Einsiedler hat sich durch seinen Hund in einem Korbe Lebensmittel aus der Stadt holen lassen. Diesen, mit vielleicht mancherlei Unwesen verknüpften Waldgottesdiensten machte erst der Bischof Johann von Maltitz durch Zerstörung der Dippoldsklause und der Barbarakapelle ein Ende. Es ist sehr wahrscheinlich, das diese späteren Einsiedler zu der Dippoldsage Anlaß gegeben haben und daß die Stadt erst nach Gründung des Klosters Altenzelle und Beginn des Freiberger Bergbaues zu Ende des 12. Jahrhunderts durch Bergleute entstanden ist.“ Allem Vermuthen nach erhielt die Stadt jedoch ihren Namen von Dippold von Clomen, dem Besitzer der Gegend. Der Bergbau veranlaßte ihre Gründung und zwischen 1363 und 1376 wurde die Stadt wahrscheinlich mit Mauern, Thürmen und Graben befestigt. Urkundlich erscheint Dippoldiswalde erst 1266 in seinem Streite mit Freiberg wegen des Bannrechtes, Bier sowie alle Bergbaubedürfnisse nur in Freiberg kaufen zu dürfen.*)

Allem Anscheine nach ermöglichte die Ergiebigkeit der Berg-

*) Rüger, Beiträge zur älteren Geschichte von Dippoldiswalde.

werke, die Stadt mit doppelten Mauern, vielen Thürmen und breiten Gräben zu versehen. Dessen ungeachtet fiel sie 1429, als die Hussiten über Graupen und Frauenstein in die Meißner Lande hereinbrachen, in deren Hände. Diese legten die Vorstädte, einen Theil der inneren Stadt und die Hauptkirche in Asche. 1568 und 69 ging Dippoldiswalde, welches bis 1503 erst den Markgrafen von Meißen, sodann nach Friedrich des Sanftmüthigen Tode den Herzögen Albrecht und Georg und sodann den Herren von Maltitz gehört hatte, in den Besitz des Kurfürst August über.

Anfang des 16. Jahrhunderts war das Schloß, und wenige Jahrzehnte später das Rathhaus neu erbaut worden, aber während des dreißigjährigen Krieges wurde 1632 die Stadt von Holcke mit glühenden Kugeln in Brand geschossen; 1634 das Schloß von einer österreichischen Reiterschaar unter Oberstlieutenant Schönickel niedergebrannt, dabei noch 150 Häuser und Scheunen. Nur ein Haus am Markte blieb bei beiden Feuersbrünsten stehen. Der siebenjährige Krieg stürzte die Stadt durch drückende Contributionen der Preußen, sowie durch ein drei Jahre in der Weißeritzstellung bleibendes österreichisches Corps, welches seine zahlreichen Bedürfnisse geliefert erhalten mußte, in eine unverhältnißmäßige Schuldenlast.

Die Töpfer von Dippoldiswalde fertigen noch, wie seit Jahrhunderten, zahlloses thönernes Kinderspielzeug (Kochgeschirr, Sparbüchsen, Pfeifen, Leuchter, Teller, Krüge u. s. w.).

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts sollen 122 Berggebäude im Dippoldiswaldaer Revier im Gange gewesen sein: doch werden Anfang des 17. Jahrhunderts nur noch 11 als von Bedeutung genannt, aber hinzugefügt, „die großen hier gelegenen und noch da liegenden Schlossenhalden überzeugen, daß bei Weitem mehr Erze geschmelzt und der Bergbau sehr stark betrieben worden ist und ergiebig gewesen sein muß“. Es sind jedoch weder von dem Betriebe, noch von den allgemeinen Verhältnissen des hiesigen Bergbaues nähere Nachrichten vorhanden, da der dreißigjährige Krieg und die mit demselben in Verbindung stehende Aussaugung und Verarmung des Landes, die Verminderung der Bevölkerung und die den Krieg begleitenden Seuchen und Krankheiten auch den Verfall des Bergbaues im Gefolge hatten. Erst Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Betrieb einzelner Berggebäude wieder aufgenommen. Nach kurzer Zeit liegen gelassen, dann wieder aufgenommen, kann von einem gleichmäßigen Abbau bis ins 19. Jahrhundert nicht die Rede sein, und auch in diesem kamen trotz Vorkommens von Schwerspath, Flußspath und Quarz, sowie angeflogenen Silber-, Glas- und Rothgültig-Erzes u. s. w. der Betrieb nicht wieder in Gang, sondern hörte allmälig vollständig auf.

In der freundlich und gut gebauten Stadt sind das Ende des 15. Jahrhunderts erbaute Rathhaus mit seinen Parterreräumen und dem Sessionszimmer mit schönen Netzgewölben, die Nicolaikirche und das Portal des ehemaligen Schlosses mit Medaillons und Wappenschilden sehenswerth. Die Stadtkirche, mit einem Thurme aus Mitte des 13. Jahrhunderts wurde nach der Zerstörung durch die Hussiten Ende des 15. Jahrhunderts, die ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammende Nicolaikirche, in der neuesten Zeit wieder hergestellt. In dieser letzteren sind Spuren von Wandgemälden erhalten, sowie ein aus Anfang des 16. Jahrhunderts stammender Flügelaltar.

Wer von Dippoldiswalde nach Schmiedeberg zu Fuß geht, kann die Wanderung wesentlich angenehmer machen, wenn er beim Ausgange aus der Stadt die Weißeritzbrücke nicht überschreitet, sondern auf dem rechten Ufer des Wassers bleibt, welches durch die längst nicht mehr betriebenen Zinnwäschen und Zinnseifen den Namen „rothe Weißeritz“ erhielt, obgleich es auf dem „Abriß der Stadt Dippoldiswalde a. Ch. 1656“ die „weisse Weisserts“ genannt wird. Man geht an drei Mühlen vorüber, dann den sogenannten Poetenweg bis zur Chaussee, welche man bei der Brücke, kurz vor dem ehemaligen Chausseehause erreicht. Nun wenige Schritte zurück, über die Brücke und dann auf dem linken Weißeritzufer den unteren Ziegenrückweg bis zum Gasthof von Ober-Carsdorf. Wer jedoch auch von hier aus nicht im Thale bleiben will, überschreitet die Weißeritz bei der Ulberndorfer Mühle und geht erst auf dem Frauendorfer Wege von der Chaussee ab. Auf diesem steigt er bachaufwärts, bis ein Feldweg sich nach Süden abzweigt, und folgt nun diesem in und durch den Wald, bis er auf Flügel P trifft, auf dem er sich südwestlich wendet und nun auf einem Holzwege und Fußsteige in das Thal hinuntersteigt, welches er kurz oberhalb des Jägerhauses erreicht. Der durch den Wald führende Weg heißt „der lange Weg“.

Südwestlich von Dippoldiswalde zieht sich Reichstädt mit seinem 1765 von Herzog Carl von Curland erbauten großen Schlosse im flachen Thale gebirgsaufwärts. Etwa 1$^{3}/_{4}$ Stunde von der Stadt lag die aus dem 13. Jahrhundert stammende, 1533 geschlossene, später verfallene und abgetragene kahle Höhenkirche, Kapelle zu den Vierzehn Nothhelfern (12 Apostel, Jungfrau Maria, Johann der Täufer) ein vielbesuchter Wallfahrtsort.*)

Das Jägerhaus bei Naundorf ist zur Station für den Besuch des Hauptthales, wie der Nebenthäler sehr geeignet. Es liegt 6 km von Dippoldiswalde; 1 km thalaufwärts Schmiedeberg, ein Berg-

---

*) Abbildung in Bergblumen. 1886, Nr. 7. Zöllner & Eckard.

flecken, vormals ein Bergstädtchen, das durch seine Pochwerke, Eisenhämmer und Hammerwerke im frühen Mittelalter einen regen Aufschwung erhalten hatte. Schmiedeberg wird zuerst 1501 genannt, und ein Hammermeister, sowie eine Pochmühle daselbst aufgeführt. Obgleich der Zinnbergbau an der Weißeritz und in deren Nähe weit älter sein mag, wie der Eisensteinbergbau, wofür schon verschiedene Ortsnamen sprechen, wie z. B. Seifen und Seifersdorf, welche zweifelsohne frühmittelalterlichen Zinnseifen ihren Ursprung verdanken, so erhielt doch später der Eisenbergbau das Uebergewicht.*) Aber nur noch hoch oben am Pöbelbache befindet sich eine Eisensteinzeche in halb verfallenem Zustande. Der Perlenschacht in Niederpöbel und St. Michael weiter oben stehen still, während eine große Anzahl verstreut liegender Halden und Haldenreste, sowie vor Allem die Reste von Zinnseifen (die Zinnklüfte) und die Kupferbinge am Nordfuß des Gerichtsberges, an einem von Niederpöbel nach Sadisdorf führenden Waldwege, den früheren Umfang des Zinn- und Eisensteinbaues bezeugen. Der 30jährige Krieg zerstörte auch hier eine blühende Industrie und die verarmte Bevölkerung vermochte die zu Grunde gerichteten Werke nicht wieder in Betrieb zu bringen, trotzdem ihr mancherlei Privilegien und 1675 sogar Stadtrecht, Bergfreiheit und Jahrmärkte gewährt wurden. Anfang des 18. Jahrhunderts erwarb die Altenberger Zwitterstocks-Gewerkschaft die Werke und Gruben, aber 1825 waren wenig über 20 Mann bei den Hüttenwerken beschäftigt und von den Eisensteingruben kaum noch einige von nennenswerthem Ausbringen. Das 1834 von der Altenberger Zwitterstocks-Gewerkschaft erbaute Hüttenwerk mit Hochofen hat 1875 den wenig Jahre vorher nach langjähriger Pause wieder angeblasenen Hochofen kalt gestellt und seitdem nicht wieder angeblasen. Die Frischerei und Zeugschmiederei wurde 1881 aufgegeben, die Frisch- und Zeughütte verkauft und in eine Holzschleiferei umgewandelt, endlich das Jahr darauf die Erzeugung von Flußeisen und Tigelgußstahl aufgegeben. Das Burgk'sche Eisenwalzwerk in Obercarsdorf war schon früher außer Betrieb gesetzt worden.

Trotz der Reichhaltigkeit und Vorzüglichkeit der Eisenerze, welche hier verhüttet wurden, konnte der Hochofenbetrieb und die Roheisenerzeugung hier wie in Berggießhübel und anderen erzgebirgischen Hüttenwerken sich nicht behaupten, da der Mangel eines jeden Zollschutzes dem unter ganz anderen Verhältnissen und Preisbedingungen hergestellten englischen Eisen möglich machte, die Preise dergestalt herabzudrücken, daß die einheimische Industrie nicht mehr mit Nutzen

*) Schmiedeberg. Manuskript der Königl. Dresdner Bibliothek. K. 9.

arbeiten konnte. Bedeutende Industrieanlagen mußten außer Betrieb gesetzt werden und eine zahlreiche auf sie angewiesene Bevölkerung verlor ihren Erwerb. Gegenwärtig werden im Hüttenwerke kleinerer Eisen-, Stahl- und Metallguß gefertigt, sowie verschiedene Schmiedewaaren und landwirthschaftliche Maschinen.

Gegenüber der Kirche von Schmiedeberg (erbaut 1716 von Georg Bähr, dem Baumeister der Dresdener Frauenkirche) mündet das herrliche Waldthal des Pöbelbaches, mit seinen hohen, mit köstlichem Nadelholze besetzten Thalwänden. Die auf der Westseite in dasselbe mündenden Thäler des Saubaches und des Höllbaches mit ihren Ausgabelungen bilden besuchenswerthe Partien. Am Pöbelbache aufwärts bis zur Putzmühle rechnet man 7 km. Aber auch die drei Thäler, welche unweit der 1 1/2 km aufwärts von Schmiedeberg liegenden Buschmühle sich vereinigen, sind in hohem Grade besuchenswerth. Vor allem das tief eingeschnittene Hauptthal der rothen Weißeritz, bis kurz oberhalb der Schellermühle (auch Buschmühle genannt) 7 km; das Thal des langen Grundes mit seinen Verästungen; das Thal des Fällbaches bis kurz vor Falkenhain.

Auf dem Höhenrücken zwischen Langengrundbach und rother Weißeritz Bärenburg mit der Friedrichshöhe; eine Viertelstunde westlich davon die Schwarze Tellkuppe.

Zwischen der Weißeritz und dem Pöbelbache liegen auf schmalem, steilabfallendem Höhenzuge Schellerhau, Bärenfels und Kipsdorf, von welchen Orten man an vielen Stellen prächtige Einblicke in eins oder das andere der bewaldeten Thäler gewinnt. Auch Kipsdorf hatte vor dem dreißigjährigen Kriege bedeutenden Bergbau auf Kupfer und Zinn; Berggebäude, Pochwerke, Schmelzhütten u. s. w. Pöbel ist erst Mitte des dreißigjährigen Krieges entstanden; „die Pöbel" sagen die alten Kirchenbücher. Endlich ist das Thal des Pöbelbaches von dem Thale der wilden Weißeritz zwischen Oberpöbel und der sogenannten Bretmühle oberhalb Schönfeld, sowie zwischen der Eisenzeche und der Zinnstraßenbrücke nur durch einen 1 bis 1 1/2 km breiten Höhenrücken getrennt, so daß man ohne große Anstrengung in den oberen, überaus schönen Theil dieses Thales übergehen kann. Vom Jägerhaus über Oberpöbel und Sayda nach Rehefeld 14 km; vom Jägerhaus durch das Saubachthal nach Ammelsdorf und der Glöcknermühle 8 km; von da im Thale der wilden Weißeritz nach Rehefeld 10 km; von Rehefeld auf dem Neuen Weg bis zur alten böhmischen Straße, und über Schellerhau nach der Schellermühle, und von dieser im Thale der Weißeritz nach dem Jägerhaus 16 km.

---

30. Die wilde Weißeritz. Tharandt. Höckendorf.

Am Eingange des nach West gerichteten Thales der wilden Weißeritz liegt das Vorwerk Heilsberg mit seinem niedlichen Park und auf dem nach Ost gerichteten Vorsprunge des „Weinberges“ von Somsdorf eine Anzahl neuer, freundlicher Häuschen in verschiedenen Absätzen und reichem Baum- und Rebenschmuck. Der grüne Wiesengrund, die herrlich mit Buchen und Birken, zum Theil auch mit Fichten bewachsenen Abhänge, die schroffen Formen derselben und die lebhafte Belebung vereinigen sich, um ein farbenreiches, frisches Bild zu geben. Von Hainsberg bis Tharandt sind etwa 3 km.*)

An dem Zusammenstoß des von Norden herabkommenden Schlodizbaches mit seinen zwei in nächster Nähe ihn erreichenden Zuflüssen, dem von Hintergersdorf in weit nach Norden gebauchtem Bogen in steil berandeter Schlucht herfließenden Todtenbache und dem in fast eben so tief eingerissenem, aber weniger gekrümmtem Laufe zu ihm stoßenden Zeisigbache, ragt der nach Nordost gerichtete Felsenvorsprung des Tharandter Burgberges weit in den von den felsigen Abhängen des Großopitzer Schlafberges, der Somsdorfer Höhe und der Ausläufer des Buchenberges gebildeten Thalkessel hinein. Mitten innerhalb der bis zu 150 und 160 m ansteigenden Abhänge und Höhen ist die Felsenklippe, auf welcher die Burg Tharandt vor Zeiten gegründet wurde, 30 bis 35 m über der Thalsohle, alle drei Hauptthäler beherrschend.

Auch Tharandt ist allem Vermuthen nach als eine markgräfliche Grenzburg gegen Ende des 10. Jahrhunderts errichtet worden, wenngleich dieses „gute und achtbare Schloß“, wie es von einigen mittelalterlichen Geschichtsschreibern genannt wird, überhaupt erst 1190 erwähnt wird, wo eine Feuersbrunst dasselbe zerstörte. Der nach diesem Brande aufgeführte Neubau der Burg muß ein sehr stattlicher gewesen sein, wie man nach der Ausdehnung ihrer Umfassungen noch heute erkennen kann. Aber es ist sehr schwierig, sich von der Lage der einzelnen Bestandtheile derselben noch Rechenschaft zu geben, da die Trümmer der Burg größtentheils zum Aufbau von Häusern u. s. w. gedient haben, und einzelne Grundlinien kaum noch nachzuweisen sind. 1780 war die Ruine und ihre Umgebung noch eine verödete Wildniß. Man verschüttete die Gewölbe, trug viele Mauern ab und ebnete das

---

*) J. S. Göbel, die Ruinen von Tharandt. Ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit. Dresden. Gerlach. 1795.

F. Schlenkert, Tharandt. Ein historisch-romantisches Gemälde (mit 4 Kupfern). Dresden. Gerlach. 1804.

Fr. Brosey, Führer für Tharandt und Umgegend. Tharandt 1880.

Ganze. Daher läßt sich über die Einzelnheiten der Burganlage nichts sagen. Der im Südwest befindliche große viereckige Thurm, dessen Ueberreste in der neuesten Zeit durch zweckentsprechende Ausbesserungen vor dem gänzlichen Verfall bewahrt worden sind, war jedenfalls der Bergfried und stammt der Anlage und dem Mauerwerk nach aus dem 12. Jahrhundert, zu welcher Zeit wir die Grenzburg als baulich vollendet ansehen dürfen. Daß die Burg eine markgräfliche Grenzburg war, geht auch daraus hervor, daß keine anderen Besitzer von Tharandt genannt werden, als die Meißner Markgrafen. Vor 1223 besaß es Markgraf Dietrich von Meißen. Er hinterließ Tharandt, Groitzsch, Rochlitz und Neuenhof seiner Gemahlin Jutta als Leibgedinge. Hier ist der Name Tharandt aufgeführt. Ob die Burg nun früher Granaten genannt worden, oder ob dies der Name des am Fuße der Burg entstehenden kleinen Ortes war, läßt sich nicht nachweisen: doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Name Tharandt von dem slavischen dar-rána, die Morgengabe, herzuleiten sein möchte; Granaten dagegen weist eher auf chrana = der Zufluchtsort hin. Als Markgräfin Jutta sich ohne Vorwissen ihres Bruders, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählte, fiel dieser in die Meißner Lande ein und eroberte am Tage vor dem Osterfest 1223 das feste Schloß Tharandt. Nach Jutta kam Heinrich der Erlauchte in den Besitz. Zahlreiche in den Jahren 1242 bis 1279 auf Schloß Tharandt ausgestellte Urkunden bezeugen seinen Aufenthalt in dem einsam in dem Waldthale gelegenen, nur von der Nordseite her überhaupt zugänglichen Schlosse. Nach seinem Tode kam es an Friedrich den Kleinen von Dresden, welcher seinen ganzen Besitz an Wenzel, König von Böhmen, abtreten wollte. 1316 aber fiel Friedrich's des Kleinen Besitz an den Markgrafen Friedrich den Gebissenen von Meißen und 1344 wurde „das Haus zu dem Tarante“ zum Leibgedinge von des Kaisers Tochter bestimmt, die einen von den Söhnen des Markgrafen Friedrich des Ernsthaften heirathen sollte. Im Naumburger Hauptreceß, 1410, erhielt Friedrich der Jüngere die „Veste Tarant“ (was beweist, daß das Städtchen damals noch nicht gestanden hat); in der Erbtheilung zu Altenburg, 1445, kam die Markgrafschaft Meißen, und mit ihr Tharandt, an den Kurfürsten Friedrich den Sanftmüthigen.

In den Jahren 1499 bis 1510 lebte die Wittwe Herzog Albrecht's, Zedena (Sidonie), Tochter Podiebrad's von Böhmen, auf der Burg Tharandt, welche auch sie zum Leibgedinge erhalten hatte. Nach ihrem Tode wurde dieselbe nicht mehr bewohnt. 1559 erhielt der Oberförster Frisch Befehl, die Burg zu bewohnen, damit sie nicht ganz leer stehe; aber seit 1568, wo dieselbe durch Blitzschlag

beschädigt war, ließ man sie verfallen, nahm die Schiefer von den Dächern, um sie anderweit zu verwenden, und beschleunigte die Zerstörung durch Wegnahme von Fenstern, Thüren u. s. w. Endlich riß man 1631 die Burg zum großen Theile nieder, um die Kirche und das Fürstenhaus zu Tharandt zu erbauen. Selbst von den zahlreichen Kellern, dem Brunnen u. s. w. haben sich nur wenige Spuren erhalten. Der westliche Theil der Burg ist länger erkennbar geblieben, aber seit 1800 sind die malerischen Reste des alten, viereckigen Thurmes, einige Mauerstücke, ein Keller und die Reste des Eingangsthores nur durch fürsorgliche Nachhilfe erhalten worden.

Die Stadt Tharandt in freundlicher und gesunder Lage, reich mit Wald umgeben, ist der Sitz der 1816 errichteten Forstakademie, an welcher außer dem Cursus über Forstwissenschaft (130 bis 140 Studirende) auch ein Cursus über Fischzucht gegeben wird. Die Anstalt für künstliche Fischzucht ist in Coßmannsdorf.

Von der Ruine und dem an dieselbe neu angebauten Altan hat man einen prächtigen Ausblick über das Städtchen und die waldreichen Thäler, welche bis an dasselbe heranreichen.

Vom Fuße der Burgruine geht man auf mit Wegweisern versehenem Wege nach dem Forstgarten und dem Königsplatz (Denkmal von Heinrich Cotta), sodann nach dem Schweizerhaus und der Bastei (Ausblick in den Zeisiggrund), dem eisernen Aussichtsthurm, Cotta's Grab auf einem großen, mit achtzig Eichen bepflanzten Platze und dann zum Aussichtspunkte „Heinrichseck" mit einem prachtvollen Ausblick in das Thal der wilden Weißeritz. Bis hierher etwa 1 1/4 Stunde. Von hier geht man längs des Abhanges durch die bedeutend gelichteten, längst überständigen Buchen der vielbesungenen „Heiligen Hallen" und sodann durch die schönen Baumgruppen und Felspartien am Nordabhange des breiten Grundes hin bis auf den Fahrweg und auf diesem bis zur Köhlerhütte (1 3/4 Stunde), um von hier aus auf prächtigem Promenadenwege auf dem westlichen Thalhange der Weißeritz bis an die Einmündung des tiefen Grundes, und in diesem bis Schneuse 3, wo ein Holzweg in das Thal hinab führt. Von Heinrichseck bis an die Eisenbahnbrücke im Thale etwa 1 1/2 Stunde.

Kurz vor der Eisenbahnbrücke wendet man sich südlich, überschreitet am Bahnwärterhaus die Eisenbahn und steigt nun am Ostabhange des Weißeritzthales auf gut gepflegtem Wege in der Schlucht der Harthenbachfälle hinauf. Felsengeröll, Klippen, hochstämmige Buchen, Farrenkräuter, niedriges Buschwerk bilden die Umrahmung um ein zaghaft durch die Felsen sich windendes Wasseräderchen, welches allerdings unmittelbar in oder nach der Schneeschmelze oder nach einem starken Sommergewitter einen köstlichen, treppenförmigen,

rauschenden und polternden Wasserabsturz bilden muß. — In der Mitte des Bergabhanges führt ein Promenadenweg thalwärts und nach Tharandt zurück. Man kreuzt auf diesem einen Fahrweg, der wieder bergauf bringt; man kann aber auch in der Harthenbachschlucht bergauf gehen bis auf die Hochebene und den kleinen Sammelteich und nun auf Feld- und Fußwegen bis vor an die Ecke des Abhanges, wo der Sonnentempel einen prächtigen Blick über Tharandt und seine Thäler bietet. Die Entfernung von der Eisenbahnbrücke bis zum Harthenbachteiche beträgt eine reichliche Viertelstunde, von da bis zum Sonnentempel eine reichliche halbe Stunde, der Abstieg zur Stadt nicht ganz 10 Minuten.

Von Tharandt bis Edle Krone, am Einflusse des Höckendorfer Baches, geht man eine Stunde. Das Thal des Höckendorfer Baches ist bis kurz vor das Dorf und weiter aufwärts an der Weißeritz das Thal des Seerenbaches in hohem Grade besuchenswerth, beide jedoch nur auf eine Strecke von etwa 10 Minuten; denn nachher verflachen sie sich. Dagegen ist der Weg durch das Thal der wilden Weißeritz alle Denen zu empfehlen, welche sich vor einem einsamen Tagemarsche von 6, 8 und nach Befinden 10 Wegstunden nicht scheuen und nicht davor zurückschrecken, vier, fünf Male durchs Wasser zu gehen. Es wird einem nicht immer so wohl, mit einem Holzwagen zusammen zu treffen, der gerade die zu überschreitende Stelle durchfuhrtet, oder einen freundlichen Holzknecht zu finden, der einen Huckepack über die groben Kiesel und Steine trägt. Bis Großdorfhain führt eine herrliche Straße, und von dort bis zur Barthmühle ein guter Weg. Dann wird der Fahrweg aber weniger gut, und von der Steinmühle bis zur Winkelmühle geht nur ein Fußsteig, von der Winkelmühle bis zur Hosenmühle nur eine Art von Fußsteig auf dem rechten Weißeritzufer hin. Von hier bis zur Klingenberger Vordermühle ist gar kein Weg. Wer dieses köstliche Wald- und Felsenthal besuchen will, muß wiederholt das Ufer wechseln, um diese Strecke von kaum einer halben Stunde zu durchwandern. An zwei Stellen ist eine Furth erkennbar, dessen ungeachtet aber das Durchschreiten des Wassers immer mit einer gewissen Vorsicht zu unternehmen, da man von den glatten, rundlichen, lockern Kieseln ꝛc. leicht abrutscht. Dieser Fall wiederholt sich zwischen der Röthenbacher Mühle und der Lehnmühle, wo die Felsen so nahe an das Wasser heranreichen, daß man nicht vorbei kann, während es überaus anstrengend ist, an diesen Felsenecken in die Höhe zu steigen und sie auf diese Weise zu umgehen. Ein oder zwei Mal bringt man das fertig; ein drittes Mal schon kehrt man um und sucht nach der Stelle, wo das Wasser am leichtesten durchschreitbar erscheint. Von der Steinbrückmühle an

führen gebahnte Wege bis zur Landesgrenze und von dieser, immer dem Wasserlaufe nahe bleibend bis Neustadt bei Niklasberg in Böhmen. Man kann rechnen von Edle Krone bis Klingenberger Vordermühle 8 km, von da bis Röthenbachermühle 9 km, von da zur Steinbrückmühle 6 km; von der Steinbrückmühle bis Rehefeld 13 km, von Rehefeld bis Neustadt 5 km. Auf jeder dieser einzelnen Strecken, man mag in das Thal hereinkommen, von wo man will, und mag es verlassen, wo es sei, wird man von einem mächtigen Eindrucke seiner landschaftlichen Schönheit erfaßt.

Das Dörfchen Zaunhaus und das königliche Jagdhaus Rehefeld mit dem Forsthause liegen in einem sich von der Brücke am Einfluß des Becherbaches bis über die Grenze weit hinaus, an den Fuß des Niklasberger Keilberges ausdehnenden Waldthale mit breiter Wiesensohle, an deren beiden Seiten der waldfreie, grasbedeckte Abhang hoch hinauf reicht, ehe der prächtig anstehende Nadelholzwald, auf der Westseite des Thales mit starken Buchen gemischt, sich weiter aufwärts erhebt. Rehefeld hieß ursprünglich in Verbindung mit Zaunhaus „Sorgenfrei". Es war ein Forsthaus mit etwas Feldwirthschaft. Auf Waldung und Holzblöße bauten sich Holzarbeiter an, und nach einer Jagd trennte es König August der Starke von Zaunhaus ab und benannte es Rehefeld.

Dieser Theil des Thales hat ein an Hochgebirgslandschaft erinnerndes Ansehen.

Das Thal der wilden Weißeritz ist überhaupt auf dem ganzen Rücken der Erzgebirgsabdachung das einzige Thal, in welchem auf seiner ganzen Ausdehnung von Rehefeld bis Tharandt, 37 km weit, kein einziger Ort im Thale selbst angesiedelt ist. Man zählt von Tharandt bis Rehefeld 22 Mühlen an der wilden Weißeritz; von den Ortschaften reichen aber nur Klingenberg, das 25 km weiter aufwärts liegende Schönfeld und das Dorf Seyda mit ihren untersten Häusergruppen bis an den Bach heran. Das tiefe, schroff eingeschnittene Thal, welches bei der Tharandter Kirche und Schloßruine rechtwinklig nach Osten biegt, verengt sich aufwärts, bei der Edlen Krone schluchtartig von Felsenwänden eingefaßt, und behält diesen Charakter bis oberhalb Klingenberg bei, nur an den größeren Flußbiegungen im ausspringenden Bogen sich etwas verflachend. Von der Hintermühle bei Klingenberg an bis zur Lehnmühle bei Hartmannsdorf von 70, 80 und 90 m hohen zum Theile bewaldeten Thalwänden eingefaßt, nur zwischen der Lehnmühle und Steinbrückmühle von flachen waldfreien Hängen begrenzt, wird es von der Steinbrückmühle an von 90 und 100 m hohen Abhängen gebildet, deren Waldbedeckung wiederholt bis an die Bachrinne hinabreicht, so daß auf manchen Strecken

nicht einmal Platz für eine Thalwiese bleibt. Das ganze Thal, dessen Besuch höchst genußreich ist, bietet zahlreiche Stellen voller malerischer, landschaftlicher Schönheit und hat infolge der dünnen Besiedelung und des seltenen Besuches den Charakter von Jungfräulichkeit und Reinheit erhalten, wie er in keinem der Gebirgsthäler wieder so unverletzt sichtbar wird. Besonders hervorragend tritt der landschaftliche Charakter dieses Thales bei der Hölzelmühle, bei der Röthenbacher Mühle, am Einflusse des Hennersbaches, aufwärts der Steinbrückmühle und vor Allem vom Dorfe Seyda an aufwärts bis gegen die Quellen der Weißeritz hervor.

Das königliche Jagdhaus Rehefeld ist unzweifelhaft an einer der schönsten Stellen des Thales errichtet: dicht an der Waldesgrenze, vor sich einen breiten, über 30 m ansteigenden Wiesenabhang, im Thale hinauf, wie an der gegenüberliegenden Thalwand sich weithin fortsetzend bis an die hoch über dem Wasser befindliche Grenze des aus Fichten und Buchen bestehenden Hochwaldes. Das 1870 erbaute Jagdhaus liegt in etwa 710 m Meereshöhe, ein zweistöckiges Gebäude mit vorspringenden Eckerkern, und einem durch Ziergiebelfenster geschmückten Dach. Im Erdgeschoß befindet sich das Eßzimmer und das Rauchzimmer, im ersten Stock das Empfangszimmer und das Cabinet der Königin. Das Möblement und die ganze Ausstattung ist einfach aber höchst geschmackvoll; Tapeten, Gardinen, Möbelbezüge hellblau und weiß; Hirsch- und Rehgeweihgarnituren zum Schmuck wie zur Ausstattung der Möbel vielfach verwendet; geschnitzte Jagdembleme und Wildstücke dem Charakter des Jagdhauses entsprechend angebracht; zahlreiche interessante Bilder (darunter einige von J. M. der Königin selbst gemalte) den Blick des Besuchers fesselnd. Hinter dem Jagdhaus liegt das Wirthschaftsgebäude, nördlich desselben die kleine, geschmackvolle Kapelle.

Der Kastellan hat Erlaubniß, Fremde herumzuführen. —

Von Rehefeld führt eine treffliche Straße durch den Wald nach Altenberg; vom Forsthause bis zum Altenberger Schießhause 6 km. Man kann im Vorbeigehen das trigonometrische Signal oder den Aussichtsthurm auf dem Kahlen Berge besuchen.

Unmittelbar an der Station Edle Krone mündet das von Süden kommende Thal des Höckendorfer Baches, über dessen Felsenwänden sich das Berggebäude Edle Krone erhebt.

Nach etwa 20 Minuten Wegs durch das enge Felsenthal gelangt man in die Thalweitung, in welcher das lange, wohlhabende Ackerbaudorf Höckendorf liegt und sich über eine halbe Stunde aufwärts zieht. Inmitten des Dorfes steht die Kirche mit einem kostbaren Altar und mehreren Denkmälern der Ritter Theler (unter anderen

des 1361 verstorbenen Conrad von Theler), deren Reichthum und Silberbergbau zu verschiedenen Sagen Veranlassung gegeben hat.*)

Wahrscheinlich ist der Höckendorfer Silberbergbau zu Anfang des 13. Jahrhunderts fündig geworden und Mitte des 14. Jahrhunderts besonders ergiebig gewesen. Höckendorf gehörte vom 14. bis Mitte des 16. Jahrhunderts den Rittern von Theler, wie auch die Denkmäler nachweisen. Besonders ertragreich waren um 1330 die in der Höckendorfer Heide gelegenen Gruben „Neue Krone", welche quartaliter 1500 Thaler Reinertrag gegeben haben soll; ferner „Obere Krone", auf welcher 150 Bergleute täglich anfuhren, „St. Johann" mit angeblich 118 Mark Silber pro Quartal, „Güldene Hauptkupferkrone" mit quartaliter 50 Mark Gold, 14 Mark Silber, 100 Mark Kupfer, „Silberne Fundgrube" mit 60 Mark, „Silberne Blume" mit 40 Mark Silber pro Quartal.

Obgleich ein Grubenbild, eine Art von Grundriß, vorhanden ist, so giebt dieß doch außer den Namen der Gruben kein Anhalten über die Lage derselben, und auch von den verstürzten Stollen und Gruben aus hat man nur einzelne Spuren des früheren Bergbaues gefunden.

Der in hohem Aufschwunge befindliche Höckendorfer Silberbergbau kam wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert zum Erliegen und ist durch einen Wolkenbruch am 22. August 1557 vollends zu Grunde gegangen. Wenigstens hat man bei einem um 1850 über Unverhofft Glück Erbstollen angelegten Tageschachte Schlacken, Trümmer, Werkzeuge u. s. w. gefunden, welche den Beweis lieferten, daß die hier befindlichen berg- oder hüttenmännischen Betriebe ganz plötzlich verlassen worden seien.

Die wiederholten Versuche, die alten Gruben wieder aufzufinden, blieben ohne dauerndes Ergebniß. Trotzdem man ein Gangnetz mit reicher Erzführung traf, Nester von Rothgüldigerz, Glaserz, Bleiglanz, Schwefelkieß mit starkem Goldgehalt, Schwerspath mit Bleiglanz rc., ist es nicht möglich geworden, den Betrieb aufrecht zu erhalten.

Eine Menge von Stollen, Mundlöchern, berasten Halden, die Ueberbleibsel von einem alten Kunstgraben, die Trümmer von Pochwerken, große Schlackenhaufen u. s. w. waren noch Anfang dieses Jahrhunderts vorhanden. (Schumann IV. 107.)

Im Jahre 1798 wurde die 1330 fündig gewordene, und seinerzeit auf acht Zechen betriebene „Edle Krone" wieder aufgenommen; **)

---

*) Dr. J. A. E. Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges. Schneeberg, Gärtner. 1886. Nr. 718, 719, 757.

**) Sächsische Bergwerkszeitung. 1852. Nr. 47.

Mitte dieses Jahrhunderts noch unterhalb Edle Krone ein Stollen auf einem Morgengange getrieben, Tageschachte angelegt, u. s. w. Trotz bedeutenden Aufwandes sind die einst so ergiebigen Zechen in der neuesten Zeit vollständig aufgegeben worden.

Von den sieben Betsäulen (Stationen) welche Conrad von Theler nach seiner Rückkehr von der Wallfahrt nach dem Heiligen Grabe (nach einer Angabe 1334, nach einer anderen 1360) auf dem Wege von Cunnersdorf bis zur Höckendorfer Kirche errichten ließ, stehen noch drei.

Im Westen von Tharandt liegt der Tharandter Wald, ein nahezu 60 qkm umfassendes Waldgebiet, mit kostbaren Laub- und Nadelholzbeständen und etlichen kleinen, aber landschaftlich entzückenden Thälern. Gegen 11 km lang, und in seiner größten Ausdehnung über 8 1/2 km breit, bietet er in den Nebenthälern der Wilden Weißeritz, dem Zeisiggrunde, tiefen Grunde, breiten Grunde und dem Haide- oder Seerenbachgrunde eine Reihe prächtiger Bilder, welche in dem die nördlichen Wasseradern des Gebietes sammelnden Thale der Triebisch von Grund bis oberhalb des Jungfernsteines ebenfalls mit voller Farbenfrische und Pracht den Besucher erfreuen.

Inmitten des Waldes, dem Südrande näher, wie den anderen Grenzen, von Wiesenflächen, Wasser und Wald umgeben, ein wahres Stillleben ermöglichend, liegt Grüllenburg, ursprünglich ein Jagdschloß und als solches wohl Grillenburg genannt.

Am Nordrande des Tharandter Waldes erhebt sich der Landberg, von welchem man eine ausgedehnte Fernsicht hat, während die Höhen des Laux, des Buchenwaldes, des Markgrafensteines u. s. w. mitten im Walde liegen.

Vom Landberge sieht man im Norden über der bewaldeten Höhe der Struth die Kirche von Sohra und daneben am Horizont die Kirche von Wantewitz; Wilsdruf, die Kirche von Grumbach, darüber Schloß Moritzburg, die Windmühle von Vordergersdorf; im Nordost am Horizont den Keulenberg, weiter ostwärts die Höhen bei Pulsnitz, im Osten den Porsberg, dahinter den Valtenberg und den Ungar bei Neustadt, sodann den Windberg, die goldene Höhe, die Golberoder Kiefer, im Südost den Wilisch, dahinter den langgestreckten Schneeberg mit Thurm und den Luchberg.

Der Landberg ist von Tharandt auf dem nächsten Wege über Hintergersdorf und Spechtshausen etwa 6 km. Vom Landberge nach Grund 2 km, von der Lohmühle im Triebischthale bis zur Chaussee 5 km, bis Grüllenburg 2 km weiter. Von Grüllenburg über den Warnsdorfer Born und durch den tiefen Grund nach Tharandt 8 km;

oder vom Warnsdorfer Born durch den Buchenwald und Breiten Grund eben so weit; endlich von Grüllenburg über den Floßteich durch den Seerengrund nach Tharandt 10 km. Die Triebischquelle liegt 3 km von Grüllenburg, südlich von Angermanns Kreuz.

---

31. Gebirgskamm. Neustadt. Niklasberg. Klostergrab. Osseg. Riesenburg. Brüxer Schloßberg.

Das kurze Stück des Gebirgskammes zwischen den Weißeritzquellen ist nach Südwest gerichtet; der charakteristische Eckstein dieses Theiles vom Gebirgskamme liegt jedoch im Wieselstein, von welchem an sich derselbe scharf nach Nordwest wendet. Auf dem Gebirgsrückenzuge liegt der Kleine Lugstein (898 m) bei Altgeorgenfeld, mit einer recht guten Aussicht nach Südost, das böhmische Mittelgebirge im Hintergrunde; sodann das Kreuz (811 m) oberhalb Niklasberg mit seinem prächtigen Blick über den Thalabsturz des Grundbaches und die böhmische Ebene, nahezu im Süden den Borschen vor sich; endlich der Wieselstein (956 m), von welchem man am trigonometrischen Signal eine ausgedehnte Rundsicht hat. Im Südwest Fichtelberg, Haßberg, Keilberg, den Hengsberg und das Liesengebirge, den Chlumberg; im Süden den Brüxer Schloßberg und weiter ostwärts Schladnig, Borschen, Radelstein, Milleschauer, Kletzschen, Langen Berg, im Osten die Wostrey; in äußerster Ferne Geltschberg, Kaltenberg, Kleißberg. Im Westen Bärenstein, Scheibenberger Hügel, Pöhlberg; im Nordwest Jagdschloß Lichtenwald.

Bei Weitem malerischer ist die Aussicht vom Kreuze am Südende von Langewiese (740 m). Im Westen von dem steil aus dem Wald aufragenden Wieselstein dem sich anschließenden Hohen Schußberg und dessen Abhängen begrenzt, im Osten abgeschlossen durch den Waldrücken des Hohen Hau und des Strobnitzberges, sieht man durch den Thaleinschnitt des Riesenbaches hinaus über die reichgeschmückte, gartenähnliche böhmische Ebene nach dem Mittelgebirge, seinen Vorbergen und Gipfeln. Die Aussicht von dem höher gelegenen Wolfsberge (889 m) ist zwar umfassender, aber weniger schön.

Nahe der schmalsten Stelle des Gebirgskammes, an den Quellen der wilden Weißeritz, welche unmittelbar über dem Orte entspringt, liegt Neustadt, und 3 km in nördlicher Richtung davon entfernt das Fischerhaus, in dessen Nähe der Durchstich durch die Wasserscheide zwischen Hirschbach und Holperbach durch eine Straßenbrücke überschritten wird. Oestlich davon Bahnhof Moldau in etwa

790 m Meereshöhe. Der Glaserberg, zwischen Neustadt und Fischerhaus, hat keine Aussicht; eben so wenig der südöstlich von Neustadt liegende Stürmer.

Vom Fischerhaus nach Rehefeld sind etwa 30 Minuten; der Albertthurm ist nicht besteigbar. Von Zaunhaus über das Kalkofener Jagdhaus nach Neustadt sind gegen 5 km, von da nach Niklasberg etwas über 3 km. Das herrliche Waldthal der wilden Weißeritz ist jedoch zwischen Zaunhaus und den Neustädter Sägemühlen ohne Weg.

Die Eisenbahn führt vom Bahnhofe Moldau an ziemlich hoch über der Sohle des Thales durch den Wald und bietet nur an einzelnen Stellen einen Ausblick auf die frischen grünen Wiesenflächen und nach den waldigen Höhen des Bornhauberges. Doch Bach und Bahn kommen einander immer näher; an der Gabelung zweier kleinen Nebenwässer liegt tief in Thal und Wald versteckt die Station Neustadt, und kurz hinter ihr tritt mit einer scharfen Biegung die Bahn in einen wenig über 200 m langen Tunnel durch den Rückenzug des Gebirges ein. Der kurze Einschnitt hat jede Umsicht benommen, das Dunkel steigert sich, ein Augenblick Finsterniß ... und man tritt zur Tunnelpforte auf die Südseite des Gebirges hinaus. Vor dem tiefen Thalschrunde, in welchen man hineinblickt, mit seinen von Nadel- und Laubholz üppig begrünten Steilhängen, den Schuttkegeln von kahlem Geröll, den durch den Eisenbahnbau geschaffenen nackten Felsklippen und Terrassenvorsprüngen, mit der in zahlreichen Windungen von der einen nach der anderen Seite sich biegenden und wendenden Bahn, tief unten, wie aus der Schachtel aufgebaut, das niedliche Städtchen .... und vor der Oeffnung des kurzen, engen und schroffen Thalkessels duftigblau der Donnersberg mit seinem bewaldeten Kegel die vor ihm liegende Höhenkette um fast 300 m überragend — ein köstlich schönes Bild, das nur zu schnell durch den Eintritt in einen Felseneinschnitt und in einen zweiten, kleineren Tunnel geschlossen wird. Beim Austritt aus diesem zweiten Tunnel liegt Station Niklasberg hoch über der mit einer holprigen Berggasse nahe herauf reichenden Stadt. Die Bahn hat sich gewendet; man sieht hinüber nach den Westabhängen des Thales, nach dem dicht bewaldeten Stürmer und dem Hohen Hau bei Langewiese. Tief unten das Städtchen mit seinen kleinen Häusern, den Ziegel- und Schindeldächern, den kurzen Straßen, dem niedrigen Thurme .... Auch Niklasberg verdankt dem Silberbergbau seinen Ursprung; derselbe ist aber längst aufgegeben. Im Thale des Grundbaches liegen einige Mühlen und eine Glasfabrik; am unteren Ende wird das Thal durch eine hochgelegene, eiserne Gitterbrücke überspannt.

Die Eisenbahn wendet sich vom Bahnhofe Niklasberg erst süd- und dann in weitem Bogen ostwärts, um mit stetigem, starken Fall

die Station Eichwald zu erreichen. Dieselbe liegt am Steilabhange des Seegrundbaches, etwa 1 km aufwärts von der Biliner Mühle, in etwa 600 m Meereshöhe. Es ist eine enge und kurze Kopfstation. Größere Züge können überhaupt bei der enormen Steigung auf der Bahnstrecke Moldau-Eichwald-Klostergrab nicht verkehren. Denn der Tunnel oberhalb Niklasberg liegt etwa in 790 bis 800 m Meereshöhe, die Station Eichwald in 600 m. Die Station Klostergrab in 380 m. Die Bahnstrecke vom oberen Niklasberger Tunnel ist etwa 6 km bis Eichwald und von da $5^1/_2$ km bis Klostergrab; auf dem einen Theile eine Steigung von 1:33, auf dem anderen von 1:39. Die Maschinen keuchen und ächzen den Berg hinauf und ein Zug von nur wenigen Wagen verlangt schon eine Hülfs-Maschine, welche die Last schiebt.

Auf der Fahrt von Station Eichwald bis Klostergrab hat man schöne Ausblicke nach Böhmen hinein; auf der großen Eisenbahnbrücke nach Niklasberg und dem Gebirgsabsturz hinauf. Unweit des Forsthauses Fuchswarte ist der wegen seiner Aussicht nach dem Mittelgebirge viel besuchte Wolfsstein.

Auf einem terrassenähnlichen Vorsprunge unterhalb des Bahnhofplateaus liegt die langgestreckte, Ende des 11. Jahrhunderts gegründete Stadt Klostergrab. Auch hier gab die Entdeckung reichhaltiger Silberadern Veranlassung zur Ansiedelung und so lange der Bergbau ergiebig war, stand das Städtchen in hohem Wohlstande. Aber schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts war der Ertrag des Bergbaues sehr gesunken, und im 30jährigen Kriege und der sich ihm anschließenden Vertreibung der Protestanten erlag er gänzlich. Noch zeigt man die Stelle hinter dem Rathhause, wo die 1616 zerstörte protestantische Kirche stand.

So lange die Eisenbahn frei am Bergabhange hin führt, hat man eine prächtige Aussicht nach dem böhmischen Thalkessel und den ihn abschließenden Bergen.

Auf dem sanft fallenden Schuttkegel des Uhrenbaches liegt der wohlhabende Ort Alt- und Neu-Osseg und das große, 1193 gegründete Cistercienserstift. Dasselbe wurde schon 1249 zerstört, gerieth nach seinem Wiederaufbau 1341 in Brand, und wurde nach seiner Wiederherstellung 1421 von den Pragern und 1429 von den Taboriten dergestalt verwüstet, daß es fast zwei Jahrhunderte lang verödet liegen blieb. Erst von 1626 an, dem Jahre der Gegenreformation Böhmens, wurden Kloster und Kirche in ihrer gegenwärtigen Pracht aufgebaut. Kirche und Klostergarten sind jederzeit offen. Die Besichtigung der Klostergebäude wird gern gestattet.

(Anmeldung beim Pförtner; 50 Kr. dem Führer.) Die große Klosterbibliothek ist reich an alten Handschriften und Urkunden.

Zum Aufenthalte eignen sich in Ossег das Gasthaus zum Kaiser von Oestreich, in Eichwald das Theresienbad, in Graupen das Gasthaus zur Stadt Dresden, in Mariaschein das dem Klosterthor gegenüberliegende Gasthaus.

Wer den Besuch von Teplitz mit einer Wanderung durch das Erzgebirge verbindet, wird das köstliche Thal des Seegrundes, von Eichwald bis zur Biliner Mühle 3 km, von da bis Zinnwald 5 km, in seiner ganzen Länge durchwandern oder durch einen der Nebengründe über das Gebirge steigen, westlich über das Kalkofener Jagdhaus, nordöstlich über Hinter-Zinnwald.

Auf dem Gebirgsfuße zwischen dem Seegrunde und dem Uhrengrunde liegt 2 km vom unteren Ende von Eichwald das Jagdschlößchen Doppelburg mit den acht von ihm ausgehenden, strahlenförmig geordneten Walddurchhieben und Alleen; 1 km weiter auf einem Bergvorsprunge Schloß Kosten, 3 km davon Klostergrab, 3 km davon das Forsthaus bei Ober-Haan, 2 km Ossеg. Der ganze Weg ist, besonders zwischen Eichwald und Kosten, reich an schönen Waldparthieen und Durchsichten nach der Ebene und dem Mittelgebirge.

Westlich von Ossеg, etwa 1 km vom Eisenbahnübergange der Brüx-Moldauer Bahn liegt die Salesiushöhe mit einer prachtvollen Aussicht nach dem böhmischen Kessel; im Süden der Brüxer Spitzberg; von Süd nach Ost weiter gehend Schladnig, Borschen, Radelstein, Klotzberg, Donnersberg, Kletschen u. s. w. bis zum Wostrey und Teplitzer Schloßberge.

Im Nordwesten von Ossеg, im steilen Waldthale des Uhrenbaches aufwärts steigend, erreicht man in etwa $^3/_4$ St., zuletzt nach steilem Anstiege, das Riesenburger Forsthaus, auf der Nordseite der gewaltigen Trümmer der Riesenburg. Auf steilem Felsen- und Bergvorsprunge, weit genug in die Steilhänge des Gebirges zurückgezogen, um jedem Angriffe trotzen zu können, und doch hinreichend vorgeschoben, um die Thalebene vollständig zu beherrschen, war die Riesenburg, eben so wie alle großen frühmittelalterlichen Burgen der Sitz eines den weiten Umkreis besitzenden Dynastengeschlechtes. Für die von Einzelnen ausgesprochene Meinung, daß die auf dem südlichen Abhange des Erzgebirges liegenden Burgen Grenzburgen gegen Meißen gewesen seien, läßt sich kein Anhalt finden. Die Thatsache, daß die Eingänge zu diesen Burgen ausnahmelos auf der Gebirgsseite liegen, spricht wenigstens nicht dafür.

Die angeblich im 9. Jahrhundert gegründete, nach den vorhandenen Resten jedoch erst nach Ende des 12. oder Anfang des

13. Jahrhunderts in ihrem vollem Umfange erbaute Burg dehnt sich auf dem Bergvorsprunge weit nach Südost aus. Der Pirnaische Mönch sagt: „Risenbergk, ein Schloss zu Behmen 1226 von Bosso von Risenberg" erbaut. Der Zugang lag aller Wahrscheinlichkeit nach zunächst des weit später erbauten Jägerhauses; der Graben ist mit Trümmerschutt angefüllt und kaum zu erkennen. Hier trat man in den unteren Burgtheil, über welchem sich bastionsförmig ein kreisförmig abgerundeter Bau erhob, über dessen noch hoch aufragende Ueberreste sich der nördliche der noch stehenden quadratischen Thürme erhob. Mit einem Zwischenraume von etwa 20 bis 25 m ist hinter demselben, also südöstlich, ein noch stärkerer und auch in seinen Ueberresten noch höher stehen gebliebener viereckiger Thurm errichtet; beide Thürme mit großen Werkstücken an den Ecken und wechselnd großen Steinen in den Zwischenräumen sehr sorgfältig und gewissenhaft hoch aufgemauert. Die Fensterlöcher sind durch Wetter und Feuersbrunst der Fensterstöcke beraubt. Zwischen diesen beiden Thürmen, und auf der Westseite über dieselben hervorragend befand sich das höchstgelegene Gebäude der Burg, wahrscheinlich das Palatium. An den großen Thurm schloß sich südöstlich ein langgestreckter, viereckiger Hof, der rings mit Gebäuden, auf der Ostseite wenigstens mit einem hohen Wehrgange umgeben gewesen zu sein scheint. Hier befand sich das Hauptgebäude allem Vermuthen nach auf der Südseite, wenigstens sprechen die Trümmer und ein zum Theil stehen gebliebener, kleinerer quadratischer Thurmvorsprung dafür. Rings um diese beiden stufenförmig liegenden Haupttheile der Burg, von deren äußeren Umrissen noch ganz bedeutende Mauerreste den Nachweis geben, während die inneren Mauern fast sämmtlich zerstört sind, und der Ueberblick der inneren Verhältnisse der Burg dadurch wesentlich erschwert ist — rings um diese Haupttheile der Burg zieht sich der niedere, zum Theil von sehr hohen Umfassungsmauern begrenzte, einen Umgang bildende Unterhof der Burg, welcher ohne Zweifel in verschiedene Abschnitte getrennt gewesen ist. Auf der Westseite, zunächst des Einganges, lag wahrscheinlich ein größerer unterer Hof, dessen viereckiger Grundriß noch erkennbar ist. Von da steigt der zwischen der Umfassungsmauer und den Hauptgebäuden der Burg hinaufführende Weg nach dem höher gelegenen zweiten Hof, und von dort erst in den dritten Hof hinauf. In dem auf dem Südostende der Burg befindlichen zweiten Hofe steht der noch jetzt bedeutend hohe und wohlerhaltene runde Wartthurm, welcher auch noch bestiegen werden kann (Anmeldung im Forsthause). Die Aussicht geht nach Südost weit hinaus. Vor diesem Wartthurme, der dicht an der Umfassungsmauer des zweiten Hofes steht, ist noch ein niedriger gelegener Zwinger kenntlich.

Ueberall liegt aber Schutt; ganze Mauerstücke sind niedergebrochen, wie Felsblöcke von steinhartem Mörtel zusammengehalten; aber man sieht auch, daß das Mauerwerk der alten Burg als Steinbruch benutzt und als Baumaterial weggefahren wird. Die Burg wurde durch die Hussiten zerstört.

Um eine Ansicht des Erzgebirges von der Südseite zu gewinnen, ist der Besuch des in der Luftlinie 15 km vom Wieselsteine entfernten Brüxer Schloßberges zu empfehlen. Es ist derselbe allerdings nicht ganz bequem zu erreichen, da Brüx von Osseg 12, von Ober-Leutensdorf 8 km entfernt ist. Nun ist aber der Nachmittag überhaupt auch nur die geeignete Zeit, um eine Ansicht des Erzgebirges von einem südlich gelegenen Punkte zu gewinnen, und besonders die Zeit zwischen 4 und 6 Uhr. Man kann hier gerade die Eisenbahn zwei Mal benutzen. Fährt man z. B., wenn der Fahrplan nicht inzwischen geändert ist, 1,49 Nachm. von Station Osseg-Riesenburg, so ist man 2,24 in Brüx, besucht die Stadt und den Schloßberg, auf welchem man bis 5,20 verweilen kann, um rechtzeitig noch auf Station Ober-Leutensdorf der Bodenbacher Bahn in den Zug 7,58 einzusteigen und 8,16 in Station Osseg anzukommen.

Brüx ist eine der ältesten, deutschen Städte Böhmens. Ueberreste der früheren starken Befestigungen sind noch vielfach zu erkennen. Bemerkenswerth die 1517 von Benesch von Laun erbaute Stadtkirche, 73 m lang, 37 m breit, 24 m hoch (im Innern). Die nach Innen liegenden Strebepfeiler sind durchbrochen, so daß man auf der Empore herumgehen kann; die Kirche ist dreischiffig. Das Gewölbe wird von 16 Pfeilern getragen. Die zwei Wendeltreppen zu den Emporen, eine einfache und eine doppelte, sind freitragend; die Darstellungen an den Brüstungen der Emporen stammen aus der Bauzeit. Die Brüxer Stadtkirche gehört ihrer ganzen Ausführung und Anlage nach zur Gruppe der großen erzgebirgischen Kirchenbauten.

Die Burg auf dem Schloßberge wurde 1651 von den Bürgern von Brüx, ihren Besitzern, vollständig zerstört. Ueber die Anlage dieser großen Burg, deren Umfang noch durch den ringsum reichenden Wallgraben bezeichnet wird, läßt sich nicht das Geringste sagen; nur Trümmerhaufen und zusammenhangslose Mauerstücke sind noch vorhanden.

Einzig schön ist an einem hellen Nachmittage die Aussicht nach dem Erzgebirge. Im Westen, über dem Durchbruche der Eger, erhebt sich der gewaltige Keilberg, vor ihm der Kupferhügel, sodann der Fichtelberg, der Spitzberg, der Haßberg (genau in West), der Bärenalleeberg, der Beerhübel, und nunmehr in nächster Nähe der Tannigberg, der gewaltige Bärensteinberg, der Wolkenhübel, der Farben-

hübel und genau im Norden über dem Hohen Schußberg hoch aufragend der Wieselstein. Sodann Wolfsberg, Dreiherrenstein, Stürmer, Bornhauberg mit allen ihren Steilabsätzen und tief eingerissenen Thalschrunden, Schluchten und Absätzen, Vorterrassen und kulissenförmigen Verschiebungen; weiter nach Osten die Höhen von Zinnwald, das Mückenthürmchen, die Nollendorfer Kirche.

Die Ost-Mulde. Nossen. Altenzella.

Etwa 50 m über der Thalsohle, auf steilem, felsigen, nach Ost vorgestrecktem Felsvorsprunge liegt das Schloß Nossen. Der Name „Nuzzin", wie es urkundlich 1185 erwähnt wird, ist bezeichnend; Noß = Nase, Bergvorsprung, Ecke — denn an dieser Ecke war die Südgrenze des slavischen Landes Dalamince.

Anfang des 12. Jahrhunderts gegründet, wurde 1315 die Burg und das Städtchen Nossen durch Witigo II. Bischof von Meißen von den Herren von Nuzzin erkauft und dieser erbaute auf der östlichen Bergkante ein neues Schloß; die Dechantei (jetzt Strafanstalt). Es ist nicht leicht sich eine Vorstellung von der ursprünglichen Burganlage zu machen, da zahlreichere neuere Bauten aneinander gereiht, vielfach verändert und umgebaut, die Uebersicht erschweren. Die Gesammtanlage der großen und ausgedehnten Burg bildet ein Trapez, dessen beide längere Seiten nach Nord und nach Süd gerichtet sind, die kürzeste nach Ost, die etwas breitere nach West. An das kleine, alte Hauptgebäude der Burg reihen sich die verschiedenen übrigen Bauten der Nord- und Westseite an. Bischof Thimo von Meißen verpfändete die Burg und Bischof Johann IV. verkaufte sie an das reiche Kloster Alten-Zella (1437) und obgleich Kaiser Friedrich III. Nossen 1483 als Reichslehen erklärte, fielen Burg und Stadt mit dem Kloster bei der Säcularisation an das Kurhaus Sachsen. Kurfürst August ließ 1554 die Burg wieder herstellen. Der nach der Stadt gerichtete, quer über den Bergriegel erbaute, schloßähnliche Flügel mit seinen drei starken Rundthürmen, ein stattlicher Bau, welcher jedenfalls diesem Umbau seine gegenwärtige Gestalt verdankt, erinnert in seinen Grundlinien an den fast gleichzeitigen Neubau auf Burg Lauenstein; nur daß der Kurfürst reicher baute, wie der Vasall. Bei den 1630, 1667 und 1670 vorgenommenen Umbauten ist der Charakter der Burg vollständig verändert worden; das Ganze aber hat in seiner äußeren Gestalt auf keinen Fall gewonnen. Einen stattlichen Anblick gewährt das Schloß hauptsächlich von der West-

seite; einen fast eben so schönen von der Ostseite, auf halber Höhe des Rothigberges.

Die Stadt Nossen hat weder Mauern, noch Thore; sie ist unzweifelhaft in früheren Zeiten nur ein kleines Städtchen unter dem Schutze der großen Burg gewesen. Das Portal der Stadtkirche stammt aus der Klosterkirche von Altenzella; die im Bogenschild des Südportals befindliche „Rose" ist ihres kunstgeschichtlichen Werthes halber bekannt.

Oestlich der Stadt erreicht man den auf dem Rothig errichteten eisernen Thurm. Man sieht von ihm den Colmberg bei Oschatz, die Kirche von Lommatzsch, den Keulenberg bei Königsbrück, die Ruine von Frauenstein.

Etwa $^1/_2$ Stunde südlich vom Rothig liegt die Stadt Siebenlehn. Sie gehört zu den ältesten Bergstädten Sachsens und ist angeblich schon 1106 gegründet. Der Name ist ein redender. Albinus sagt, daß der Muther $3^1/_2$ Lehen zu 7 Lachter aufwärts und ebensoviel abwärts vom Rundbaume (der Schachthaspel) für sich erhalten habe. Das alte Stadtwappen enthält die Inschrift: „Mons Siebenlehn"; aber nirgend werden in der Umgebung noch Haldenzüge gefunden. Die nordöstlich der Stadt liegende Zeche Romanus ist neueren Ursprunges. 1632 brannte der Croatenoberst Markus Carpitz die Stadt vollständig nieder. (Schumann XI. 137. XVIII. 771.)

Auf der Anhöhe südlich von dem an Siebenlehn anstoßenden Dorfe Breitenbach hat man einen herrlichen Ausblick über das Thal der Bobritzsch, den Tharandter Wald im Hintergrunde.

Etwa 20 Minuten westlich vom Nossener Schlosse liegen die Trümmer des Klosters Alten-Zelle.

Der noch jetzt mit einer Mauer umschlossene frühere Klostergarten bildet ein unregelmäßig begrenztes Viereck von etwa 400 m mittler Breite und Länge. Der Haupteingang in der Mitte der Westseite der Umfassung, ein großes, weites Thor in prächtigem Rundbogen, dessen drei absatzförmige Rundleisten auf tief in Schutt begrabenen Säulen ruhen, von denen kaum noch die Hälfte zu sehen ist, stammt zweifelsohne aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Die Einfachheit der Säulen und Capitäle, die Construction des weiten Thorbogens, Zeichnung und Anlage sprechen dafür. Wie man hört, sollen die Sockel der Säulen freigelegt werden.

Von diesem Haupteingange kommt man in gerader Linie auf die Hauptthüre der Klosterkirche, deren von West nach Ost gerichtete Achse die Basis bildet, von welcher man aus den vorhandenen geringen und zerstreuten Resten eine Vorstellung über die Anlage der

hauptsächlichsten Gebäude des weitläufigen, reich angelegten und reich ausgestatteten Klosters gewinnen kann.

Die Klosterkirche, deren Grundmauern und Fundamente von zwanzig Säulen, welche das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennten, noch gegenwärtig deutlich zu erkennen sind, war vermuthlich eine dreischiffige Basilika, welche schon bei ihrem Aufbau auf das Reichste und Kostbarste ausgestattet wurde (vergl. Eduard Beyer, das Cistercienserstift und Kloster Alt-Zella, Dresden, Jansen, 1855). Wie das äußere Thor darauf hinweist, so auch die ausgegrabenen Trümmerreste, welche vielfach Spuren von Malerei, vorwiegend hellblau und roth, sowie starke Vergoldung zeigten. Mit Laubwerk verzierte Gewölbschlußsteine, Säulenschäfte, Capitäle und Sockel in zahlreichen Bruchstücken, Theile von Figuren und Verzierungen, Stücke von bunten Glasscheiben, geschmolzenes Blei, mosaikartige, bunte Fußbodenfließe u. s. w. bezeugen die Pracht der ersten Anlage, wie die Kostbarkeit aller späteren Bauten, welche mit allem Luxus ihrer Zeit ausgeführt worden waren.

Außer dem der Jungfrau Maria geweihten Hochaltar hatte die Klosterkirche ursprünglich sechs Nebenaltäre, auf der Südseite dem h. Stephanus, Thomas und Bernhardus, auf der Nordseite dem h. Pancratius, dem heiligen Kreuz und dem h. Augustinus geweiht. Diesen wurde 1367 der Altar der h. Barbara, 1393 der des h. Geistes, im 14. Jahrhundert der Altar des h. Bartholomäus, 1402 der der vier Evangelisten, 1432 der der Empfängniß Mariä, 1508 der der h. Anna noch zugefügt. Nächst diesen 13 Altären befanden sich in der Kirche eingebaut die Johannes- und Peterskapelle, beide auf der Nordseite des hohen Chores vor dem Altare (1175 geweiht) die Benediktus- und Martinus-Kapelle, beide an der Seite des Sanctuarium (1180 geweiht) und nahe am Ausgange der Kirche die Marienkapelle, deren Stiftungsjahr nicht angegeben ist.

Außerhalb der Kirche, jedoch an dieselbe angebaut, stand unmittelbar südlich des Hauptportals die 1339 von Markgraf Friedrich dem Ernsthaften errichtete und 1349 geweihte Andreaskapelle, die markgräfliche Begräbnißkapelle, von quadratischem Grundriß, deren Kreuzgewölbe auf zwei in der Mittellinie stehende Säulen ruhen, an deren einer das Grabmahl Friedrich des Ernsthaften stand.

Nördlich des Hauptportales der Kirche war eine Kapelle, welche als die Truchseß-Kapelle bezeichnet wird, obgleich sich hierfür kein Nachweis findet.

Auf der Südseite des hohen Chores schloß sich die Michaels- oder v. Schönberg'sche Kapelle an, 1218 geweiht, eine der größten

der anstoßenden Kapellen, mit zwei noch in den Grundmauern erkennbaren halbrunden Nischen. Ihr gegenüber auf der Nordseite der Kirche eine kleinere Kapelle, an welche das Gebäude mit dem Capitelsaal sich anschloß, wie an die Mauern der sogenannten Truchseß-Kapelle das Winter-Refectorium, an welche Gebäude sich nördlich das Sommer-Refectorium anschloß.

Um den durch diese Gebäude gebildeten quadratischen Hof führte der Kreuzgang, an welchem die 1472 gestiftete, ebenfalls in ihren Grundmauern noch erkennbare Gerhardskapelle (die neue Kapelle im Kreuzgange) stand. Die Ostseite dieses Vierecks wurde von der schon genannten kleineren Kapelle, dem großen Capitelsaal und einer größeren Kapelle gebildet. Der Capitelsaal hatte einen Fußboden aus Thonmosaikplatten, zwei runde Säulen von Rochlitzer Sandstein trugen die Decke. Die nördlich von demselben befindliche Kapelle hatte ein hohes Chor, welches durch drei hohe gothische Fenster Licht erhielt. Die Decke war gewölbt. In den bunten Mosaikfußboden waren drei Grabsteine eingelassen. Auf der Nordseite des Kreuzganges stand das Sommer-Refectorium, in welchem sich unten die Küche, darüber der Speisesaal befand. Die Westseite bildete das jetzt noch stehende Winter-Refectorium. In den mit schönen Gewölben aus der ersten Zeit des Klosters geschlossenen Parterreräumen befand sich die Bibliothek, darüber ein großer Saal mit hölzerner Decke, welche von starken doppelten Balken getragen wurde, welcher entweder als Speisesaal (coenaculum) oder als Sprechsaal (conventus) benutzt wurde. Nach den Fenstergewänden stammt dieses Gebäude aus der Mitte des 13. Jahrhunderts; vielleicht hat es erst später die gegenwärtige Gestalt erhalten. Jetzt ist es ein Wirthschaftsgebäude des Kammergutes; im Parterre befindet sich der Kuhstall; in den oberen Räumen sind Schüttböden. Zwischen dem Sommer- und dem Winter-Refectorium füllte der Schlafsaal (dormitorium) die Ecke des viereckigen Gebäudecomplexes.

Von zahlreichen, außerhalb und innerhalb der Hauptgebäude befindlichen Kapellen läßt sich die Stelle nicht mehr angeben. Die 1357 geweihte Lazarus-Kapelle wird wahrscheinlich durch das Trümmersechseck bezeichnet, welches auf dem Klosterkirchhofe sich südlich der Michaelis-Kapelle befindet. In der Regel wird dieselbe als die Begräbnißkapelle der Burggrafen von Dohna genannt. Ueber die 1198 geweihte Kapelle der h. Maria Magdalena im Siechenhause, die Simon- und Juda-Kapelle (1280 geweiht), die Allerheiligen-Kapelle im neuen Siechenhause, die 1443 geweihte neue Fürstenkapelle, die Kapelle der Burggrafen von Meißen und von Dohna und der von Heinitz läßt sich gar nichts angeben. Im Capitelhause befand sich

noch die Kapelle zu den Leiden Christi (1441 geweiht), im Hörsaale der Laienbrüder die Kapelle zu den Drei Königen.

Nördlich vom Winter-Refectorium, etwas abseits erhebt sich gegenwärtig noch ein hochaufgerichteter Giebel in Ziegelbau mit mehreren langgestreckten Fensteröffnungen gothischer Form, jedoch ohne Sandsteinverkleidung, welcher das Westende einer größeren Kirche späteren Ursprunges bezeichnet. Die Längenausdehnung derselben ist noch ziemlich vollständig nachzuweisen. Dies sind jedenfalls die Ueberreste der 1393 geweihten Abtei-Kapelle, welche der h. Dreieinigkeit geweiht war.

An ihrem Ende, jedoch nur ein nicht aufzulösendes Ganze, bezeichnen zahlreiche, mehr oder weniger hohe Mauerreste, mit Ecken und Vorsprüngen, ausgedehnten Gewölben und Kellern, Ueberbleibseln von Treppen und Gängen u. s. w., die Stelle, wo ein ausgedehnter zweiter Gebäudecomplex gestanden hat, wahrscheinlich die sogenannte Abtei, in welcher ein Saal, drei Stuben und zehn Kammern sich befanden, darunter die Fürstenstube mit Kammer.

Von dem langen Kornhaus stehen noch die Giebel, auf dem einen ein steinernes Kreuz.

Was von den gegenwärtigen Wirthschaftsgebäuden seinem Ursprunge nach der Klosterzeit angehört, ist schwer nachzuweisen.

Markgraf Otto gründete Kloster Zelle als einen Eckpfeiler für die Cultur seines Landes, als Ausgangs- und Stützpunkt für die Verbreitung von Christenthum, deutscher Sitte und Gesetze.

Zu dieser Arbeit eigneten sich vor Allem die Cistercienser, eine Verjüngung der Benedictiner. Gegenüber der eingerissenen Verweichlichung, dem wachsenden Reichthum und dem Verfall der Klosterzucht hatten die Cistercienser die alte Strenge, Armuth und Entsagung hergestellt. Ihre Klöster waren arm und wurden in entlegenen Gegenden als deutsches Culturelement in die slavische Landschaft hineingesetzt. So entstanden als vorgeschobene Posten von Morimund Altenkampen, von diesem Walkenried, von Walkenried Schmölln, welches 1141 nach Kösen und 1175 nach Pforte übersiedelte; von Schmölln Altenzelle (Marienzelle) bei Nossen; von diesem Neuenzelle (Stara Zella) 1228 und von Sichem (Sittichenbach) ausgesendet Kloster Buch (Ilgenthal) 1192.

Die Cistercienser gaben das Beispiel eines entsagungsvollen Lebens, einer Verbindung von Frömmigkeit und Gebet mit harter Arbeit, Anstrengung und Schweigen. Valcuin spricht von „männererzeugender Armuth“ und die Ungunst der äußeren Verhältnisse erhielt geistige Spannkraft und Thatkraft.

Das Leben im Kloster beruht auf Gemeinsamkeit. Kein Mönch hatte einen Raum für sich; Schlafsaal (dormitorium), Versammlungssaal (Oratorium), Speisesaal (Remter oder Refectorium) Krankenhaus, Küche u. s. w. waren gemeinsam. Das Lager bestand aus Stroh mit einer Decke; die Kleidung, eine weiße Kutte mit schwarzem Skapulier, aus grobem Tuch ohne Zierrath. Fußbekleidung von Leder und Handschuhe waren nicht erlaubt. Die Speisen waren einfach, nur zwei Gerichte gestattet; Fett, Fleisch und ausländische Gewürze untersagt. Ein jeder erhielt täglich ein Pfund grobes Schwarzbrod; als Getränk Wein mit Wasser gemischt.*)

Ebenso einfach wie ihr ganzes Leben waren ihre Kirchen und ihre gottesdienstlichen Gebräuche. In den Kirchen waren bunte Fußböden, Glasmalereien, Bilder und Skulpturen verpönt. Auf dem einfachen Altar, welcher nur an den Hauptfesten mit einfarbigen Decken belegt werden durfte, sollte nur ein Kreuz stehen und ein Paar Leuchter nicht über 1½ Fuß hoch. Kelch und Weinkanne sollten nur ausnahmsweise von Silber sein. Keine Kirche sollte steinerne Thürme, sondern nur hölzerne Dachreiter haben; die Glocken durften nicht über 500 Pfund wiegen, und zwei Glocken zu gleicher Zeit zu läuten war nicht gestattet.

Ein Cistercienserkloster war das vollendete Bild eines kleinen, christlichen Socialstaates. Was man erwarb, erwarb man nicht sich, sondern dem Kloster.

Der Cistercienserorden, welcher um 1180 noch ausgedehnte Privilegien von den Päpsten erhielt, verbreitete die Lehren der christlichen Kirche, und mit ihnen abendländische Cultur und Bildung. Große Strecken Landes würden ohne ihn unbebaut, versumpft oder bewaldet, liegen geblieben sein. Die eigenthümliche Zusammensetzung des Ordens, dessen Glieder ein Gemisch von Bauer, Handwerker und Asketen waren, trug nirgend mehr Früchte als in den jeweiligen deutschen Ostmarken.

Im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts stießen die deutschen und slavischen (oder wendischen) Länder als geschlossene Gebiete an einander. In die Slavenländer hinein schoben sich die Ansiedelungen der Cistercienser wie Keile, um das fremde Gebiet zu sprengen. Wie die Filiation der Cistercienserklöster von West nach Ost vordringt, schieben sich deutsche Völkerstämme und deutsche Ansiedler in das slavische Gebiet ein. In der Mark Meißen begannen die Niederlassungen am Nordrande des Waldgebietes.

*) F. Winter, die Cistercienser des nordöstlichen Deutschland. Gotha. Perthes. 1871. 3 Bände.



Von großem Einfluß war, daß die Cistercienser Landwirthschaft trieben. Die Sorben-Wenden wurden nicht verdrängt, sondern das zum Ackerbau nöthige Land in dem Waldgebiete gewonnen. Mit Einsicht wurde die Bodenbeschaffenheit berücksichtigt. Thäler, Bachläufe, Wiesengründe dienten zur Anlehnung; die Berghöhen blieben mit Wald besetzt. Man zog Colonisten herbei, welche den Grund und Boden zum größten Theile unentgeltlich erhielten. Von Abgaben und Zehnten waren sie frei; nur an das Kloster entrichteten sie einen mäßigen Jahreszins. Getreidebau und Viehzucht wurden mit Erfolg betrieben, aber auch treffliche Obstarten von den Cisterciensern aus Frankreich und Italien in das Innere Deutschlands gebracht. Die Mönche lehrten den Anbau und die Veredelung der Obstbäume; sie legten auch bei jeder Niederlassung Weinberge an, und wo der Weinbau eingegangen ist, bezeugt noch heute die Benennung der Oertlichkeit, daß er einstmalen dort betrieben wurde.

Die Cistercienserklöster zeichneten sich durch musterhafte Wirthschaftlichkeit aus, besonders da, wo sie sich noch in voller Culturthätigkeit befanden. Pforte und Altenzelle sind niemals in wirthschaftlichen Verfall gerathen, wenn auch seit Ende des 13. Jahrhunderts sich Mißbräuche einschlichen, gegen welche der Orden lange Zeit tapfer kämpfte.

Markgraf Otto von Meißen machte eine Stiftung im großartigsten Maßstabe. Achthundert Hufen Landes (23 bis 24 Tausend Acker) bestimmte er dem zu errichtenden Kloster. Der anfänglich an der Striegis gewählte Platz wurde aufgegeben und dafür eine Stelle an der östlichen Mulde, am Einfluß der Pietschbach (Tränkebach) gewählt. *)

1175, am 27. Mai (oder 26. Juni) konnte Abt Heinrich mit einem Convent von 12 Mönchen in das Kloster Zell-Maria einziehen.

Zahlreiche Einwanderer, vorzugsweise aus dem Thüringischen und Mannsfeldschen, wurden auf dem Gebiete des Klosters angesiedelt, und um 1230 bestehen schon vierundzwanzig neue Dörfer, von denen nur vier slavische Namen tragen. Etzdorf, Marbach,

---

*) Dotationis Cellae veterae litteras. Dissert. von Lauhn. Jena. 1759. .... a plaga milde fluvi mansos octincentos, qui franconica livgua lehn dicuntur ... situs itaque loci est ubi torrens betstowa versus orientem decurrit ... tendit a cumulo in cumulum usque in vallem hinolidol, que teutonice dicitur hartzdal et per vallem in mildam ... usque ad meridionales fines bertoldisdorf, deinde versus eandam plagam usque ad fines langena et ab inde usque ubi oritur rivulus strigus ... usque ad villas echardi ... ferner als Grenzpunkte frankenstein, bukendorf, cumulus grona. Als schon vorhandene Dörfer Tutendorf, Christianisdorf, Bertoldesdorf.

Pappendorf, Langhennersdorf, Kleinschirma und Waltersdorf sind die Mittelpunkte und Pfarrorte im neuerschlossenen Gebiete, welches zwischen der Striegis und der Mulde, zu beiden Seiten des Zeller Waldes, südlich hinauf reicht bis gegen Erbisdorf und Berthelsdorf.

Das Anwachsen der Bevölkerung, die vorwärtsdringende Bebauung von Grund und Boden, die Ergiebigkeit der Ernten entwickelten den Reichthum des Klosters, welcher durch die Entdeckung der Freiberger Silberanbrüche wesentlich gesteigert wurde.

Seit Beginn des 13. Jahrhunderts hatte Kloster Zelle schon zehn hervorragenden Geschlechtern angehörende Begräbnißkapellen. Die größte Bedeutung aber erhielt es, als das Chor der Hauptkirche zur Begräbnißstätte der Markgrafen von Meißen wurde, von Markgraf Otto (dem Reichen), † 1190, an. Es ruhen hier Markgraf Albrecht (der Stolze), Dietrich (der Bedrängte), Heinrich (der Erlauchte), Friedrich (der Kleine) mit ihren Gemahlinnen und Kindern. In der 1339 gestifteten Andreaskapelle wurden Friedrich der Ernsthafte und Friedrich der Strenge mit ihren Gemahlinnen und Kindern beigesetzt. Die ganze Reihe der Meißner Markgrafen aus dem Hause Wettin fand hier ihre letzte Ruhestätte.

Der zunehmende Reichthum des Klosters und seine wachsende weltliche Bedeutung riefen aber Müßiggang, Genußsucht und Schwelgerei hervor. Lange widerstanden die Cistercienser der in das Innere der Klöster dringenden Zersetzung, lange übten sie noch großen Einfluß durch Selbstverleugnung, ungeschmälerte Arbeitslust und rastlose Thätigkeit, sowie durch große, weitausgedehnte Milde und Wohlthätigkeit. Lange Zeit widerstanden sie: aber auch sie wurden unbrauchbar, sobald ihre Aufgabe erfüllt war. Die Entsagungskraft, welche den Orden so groß gemacht hatte, war verschwunden. Die Mönche starben auch in Thüringen und Meißen innerlich ab.

Die Reformation machte dem Klosterleben ein Ende. Wohl wehrte Paul Bachmann, der Abt von Kloster Zelle, den Neuerungen und trat Luther entschieden und heftig entgegen. Aber schon 1524 entflohen mehrere Mönche; 1539 beim Regierungsantritt Herzog Heinrich's wurde das Halten der Messe untersagt, und am 15. Februar 1540 trat eine Visitations-Commission ein, welche das fernere Tragen der Ordensgewänder verbot und einem jeden Mitgliede gestattete, das Kloster zu verlassen. Es waren der Abt, 19 Mönche, 8 Laienbrüder noch da. Mehrere verließen das Kloster gegen eine Abfindung. 1545 resignirte der Abt Andreas Schmiedewald und übergab das Kloster an Kurfürst Moritz von Sachsen. Das Kloster wurde aufgehoben, die auswärtigen Güter verkauft, das Kloster selbst mit seinen Umgebungen als Amt verwaltet, ein Kammergut und ein Vorwerk.

Die Altäre und heiligen Gefäße wurden an evangelische Kirchen verschenkt. So erhielt Roßwein den stark vergoldeten Hochaltar, Etzdorf, Nossen, Gleisberg, Döbeln je einen kleineren Altar, Belzig und Mühlberg einige Tafeln eines Flügelaltars, Marienberg die schöne Orgel, die Frauenkirche zu Dresden drei Glocken, Mochau drei Glocken, Etzdorf zwei, Zedlitz, Nossen und Marbach je eine. Marbach erhielt dazu noch die drei Glocken aus der Marienkapelle im Zeller Walde. Das Klosterarchiv kam nach Dresden, die Klosterbibliothek nach Leipzig. Schon 1514 war in Altenzelle ein Katalog angefertigt worden. „Die Bibliothek erstreckte sich über heiliges und irdisches Wissen und enthielt die ältesten, besten und seltensten Handschriften aus jedem Fache."

Kurfürst Moritz befahl, daß Kirche und Fürstenkapelle in baulichem Zustande erhalten werden sollten; Kurfürst August ließ 1559 diese beiden Gebäude mit neuen Dächern versehen. Die übrigen zahlreichen und ansehnlichen Gebäude werden nirgend erwähnt. 1553 wird ein Inventar von Kloster Zelle aufgenommen und 1580 heißt es: „in der Abtey, Kirche und Kapell daran ist nichts zu inventiren, sondern Alles zerbrochen, zerschlagen und mehrentheils an Dachungen und Gebäuden eingegangen. Wie denn dies Jahr die Kirchenspitze sammt einem Stück am Gewölb eingefallen, davon auf kurfürstlichen Befehl der Kirchfahrt zu Nossen der Knopf gefolget worden." (Msc. Dresd. L. 26). — Nossen erhielt überhaupt Ziegel, Fenstergitter, Werkstücke, Thüren, Thürgerüste und -Simse, Altarstein u. s. w.

In diesen überhand nehmenden Verfall brach am 10. Juni 1599 ein „erschrecklich Unwetter" herein, in welchem der Blitz einschlug und zündete und der Pachtmann, George von Nischwitz, seine ganze Habe verlor. Mit Ausnahme des Refectorium wurden sämmtliche Gebäude in Asche gelegt.

Lange Zeit kümmerte sich Niemand um diese Stätte.

1676 wurde eine Commission nach Kloster Zelle entsendet, welche „die in bloßen Ruin liegenden Kirchen und deren ferner zur rechten Hand gebaut gewesene Fürstenkapelle" über 6 Ellen hoch im Schutt und in Trümmern liegend fanden. „Bei Einfall des Gewölbes und der Mauern sind die Gräber von der großen Last herabgestürzten Steinwerks durchschlagen." Kurz, es war nur ein Trümmerhaufen, der außer dem Refectorium vorgefunden wurde.

An die Aemter Meißen, Nossen, Freiberg, Rochlitz und Wolkenstein erging Verordnung, wöchentlich 50 Arbeiter zu stellen, um den Kirchen- und Kapellenplatz abzuräumen. Man entdeckte hierbei vier, jedoch vielfach beschädigte Leichensteine. Die Mauern des Hohen Chors wurden wieder hergestellt und mit einem Dache versehen.

Hauptsächlich auf Anregung des Senator Klotzsch in Freiberg wurde 1786 der Bau des jetzt noch stehenden Mausoleums auf der Stelle des Hohen Chors der Hauptkirche angeordnet und sodann in Steinsärgen die gesammelten Ueberreste der im Kloster beigesetzten fürstlichen Personen unter demselben bestattet. Die Kapelle hat eine unvergleichlich schöne Akustik. Sie ist vom Oberlandbaumeister Frank erbaut. In der Mitte derselben steht ein kolossaler Marmorblock, dessen Inschriften die Namen der 10 daselbst bestatteten Markgrafen, ihrer Gemahlinnen und Kinder angeben.*)

Man kann sich dem aber wohl kaum verschließen, daß dieses Denkmal, so kostbar und schön es auch seiner Zeit gehalten worden sein mag, doch wenig geschmackvoll ist, so daß der Wunsch gerechtfertigt erscheint, dasselbe durch ein würdiges, den Anforderungen der Gegenwart entsprechendes ersetzt zu sehen. Es würde gewiß nicht schwer fallen, diese Kapelle in eine weihevolle Kirche im Stile des 13. Jahrhunderts, also der Zeit der ersten Beisetzungen, umzuwandeln. Nach Anleitung der vier vorhandenen, wenn auch beschädigten Grabdenkmäler der Markgrafen Otto und Albrecht und ihrer Gemahlinnen ließen sich diese historisch treu neu herstellen. In zweiter Reihe würden die Grabmäler von Markgraf Dietrich und Heinrich mit ihren Gemahlinnen dem Ende des 13. Jahrhunderts, und drittens die Grabmäler Friedrich des Ernsthaften und Friedrich des Strengen dem Kunstgeschmack von Mitte und Ende des 14. Jahrhunderts entsprechend aufzustellen sein. An den mit Steinwerk, Steinverzierungen, Säulen, Bögen, Friesen u. s. w. reich verzierten farbigen Wänden würden die Gedächtnißtafeln der übrigen fürstlichen Personen anzubringen sein und das Ganze, von Innen wie von Außen, eine würdige, entsprechend reiche und kostbare Ausführung und Ausstattung erhalten müssen.

---

33. Der Graben. Der tiefe Elbstollen. Halsbrücke.

Von Nossen geht man über den Rothigberg auf einem Fußwege durch den Wald in das Muldenthal, oder durch die Stadt bis an die Brücke, und nun über die Beiermühle nach dem Bibersteiner

*) Lauhn, Dotationis Cellae veterae litteras. Dissertation. Jena. 1759.
Bruno Valerianus, Kurtze Beschreibung des vormals berühmten Klosters Alten-Zella. Mskpt. der Königl. Dresdener Bibliothek. L. 236.
H. von Martius, Kloster Alten-Zella bei Nossen. Ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit. Freiberg, Craz & Gerlach. 1826.
C. H. F. von Zehmen, die Andreas- oder Fürsten-Kapelle zu Alten-Zella. Dresden, Meinhold. 1847.
Ed. Beyer, Das Cistercienserstift und Kloster Alten-Zella in dem Bisthum Meißen. Dresden, Jannsen. 1852/54.

Zollhaus. Die Entfernung von der Rossener Brücke beträgt nicht ganz 6 km. Das Thal ist auf beiden Seiten von 50 bis zu 70 m hohen gutbewaldeten Abhängen eingeschlossen.

Das Bieberſteiner Zollhaus, an der in 235 m Meereshöhe stattfindenden Vereinigung von Bobritzsch und Mulde gelegen, ist ein trefflicher Punkt zu einem längeren Aufenthalte. Derselbe ist ganz zu einer Pension für Sommergäste geeignet. Im Winkel des Zusammenflusses gelegen, wo ostwärts die Brücke über die Bobritzsch, westwärts die Brücke über die Mulde führt, von köstlichen Bäumen umgeben, auf der Nordseite von den waldbedeckten Abhängen eingeschlossen, während nach Südost hin, bis gegen Reinsberg, die breite auf beiden Ufern von saftig grünen Laubhölzern eingerahmte Thalaue der Bobritzsch sich öffnet, und nahezu von Südwest her die Mulde aus einem schluchtartigen Thale hervorbricht, dessen gegen 60 m hohe Abhänge mit dunkelm Nadelholze bedeckt sind. In dieser Schlucht führt nur ein Fußweg bis zur Brücke am Hammerwerk ($2\frac{1}{2}$ km) und von hier aus ist es schwierig, aber interessant, bis zur Brücke von Klein-Voigtsberg, oder bis zur Brücke von Hohentanne (2 km weiter) vorzudringen. Die eng zusammengedrängten Thalwände mit ihren Felsenabsätzen, der Fluß und seine Biegungen, der Wald mit verschiedenen Beständen, welche zuletzt aus Nadelholz in Laubholz übergehen, geben zahlreiche nette Bilder. Das Thal, welches sich von Hohentanne an erweitert, bleibt bis gegen Rothenfurth recht hübsch; dann aber macht es bis oberhalb der Muldener Hütten vorwiegend einen öden, melancholischen Eindruck, besonders wenn die Rauch- und Dampfwolken der Hüttenwerke tief an den Abhängen hinziehen.

Vom Zollhause in der Richtung auf Reinsberg giebt das Bobritzschthal ein lachendes blühendes Bild. Auf dem linken Ufer reicht den ganzen Abhang bedeckend das Laubholz weit bis über Reinsberg hinauf, nur erst später von Nadelholz unterbrochen und verdrängt, während auf dem rechten Ufer ein stattliches Fichtengehölz bis an die große Lindenallee von Niederreinsberg sich ausdehnt. Der Fußweg führt längs des linken Ufers bis an die Brücke, wo der Fahrweg von Bieberstein herabkommt.

Stattlich erhebt sich auf einem Felsenvorsprunge Schloß Bieberstein, dessen erste Anlage in das Ende des 12. Jahrhunderts zurückversetzt werden kann. Bei dem 1666 stattgefundenen Neubau wurden aber fast alle älteren Theile beseitigt, so daß vielleicht nur der alte viereckige Thurm aus der früheren Anlage stammt. Auf dem nördlichen Bergvorsprunge stand das 1630 abgebrochene niedere Schloß, auf dessen Resten 1721 ein kleineres, unbedeutendes Gebäude aufgeführt wurde.

Das auf dem rechten Ufer der Bobritzsch, 2 km vom Zollhause gelegene Schloß Oberreinsberg gewährt ein prächtiges Bild. Auf steilem Felsenvorsprunge wurde die älteste Burg angeblich durch Reino im 12. Jahrhundert gegründet. Urkundlich wird sie zuerst 1197 erwähnt; 1411 kam sie an Caspar v. Schönberg, dessen Familie noch heute in ihrem Besitze ist.

Von der alten Ritterburg, welche früher ein Wartthurm hoch überragte, sind wohl nur die Grundmauern. Das gegenwärtige Schloß ist nach dem dreißigjährigen Kriege erst wieder aufgebaut, während desselben wurde es erstürmt, zum Theil ausgebrannt, zum Theil zerstört. Der breite, tiefe, in den Felsen gesprengte Graben sicherte es von der einen, der in das Bobritzschthal abfallende Felsen von der anderen Seite. Die Zugbrücke wurde später durch eine zweibogige steinerne Brücke ersetzt, von welcher man einen interessanten Blick in den dicht mit Epheu bewachsenen Graben hat, in welchem früher Rehe gehalten wurden. Der Haupt- und Eingangsthurm, welcher einst die Burg hoch überragte, wurde Mitte des 18. Jahrhunderts zum Theil abgetragen, und überhaupt Veränderungen und Umbauten in verschiedenen Zeiten vorgenommen. Dabei sind Erker und Vorbauten beseitigt, innere Räume verändert, und der ursprüngliche Zusammenhang der einzelnen Theile wiederholt unterbrochen worden. Die ehemalige Kapelle bildet jetzt zwei Zimmer, von denen das eine noch gothische Wölbung hat. Da der Besitz von 1572 an lange Zeit, bis in das 19. Jahrhundert, getheilt war, so führten zwei Brücken in die Burg, die eine auf der Hauptseite, die andere auf der Thalseite. Durch den abgerundeten Vorbau des Eingangsthores tritt man in den viereckigen innern Hof, an dessen Ost- und Nordseite die Wohngebäude des oberen Schlosses stehen, an der Südseite das Küchenhaus. Durch eine Mauer getrennt, liegt weiter westlich der Hof des niederen Schlosses, dessen Hauptgebäude der Fräuleinflügel genannt wird und mit dem spitzen Giebel der schmalen Westseite das Thal der Bobritzsch hoch überragt. „Noch heute gewährt das romantisch gelegene Schloß mit seinem hohen, gothischen Giebel auf der Felsenseite, und mit seinen steilen Dachungen ein anziehendes mittelalterliches Bild.“ *)

Zwischen dem Rittergut Oberreinsberg und der Schäferei führt der Weg nach Wolfsgrün, den man an der Ziegelei verläßt, und nun am Reinsberger Schießhause vorüber auf einen wohlgepflegten Promenadenweg kommt, der nach etwa 7 Minuten (von der Ziegelei)

---

*) Gautzsch, Schloß Ober-Reinsberg. Mittheilungen des Freiberger Alterthums-Vereines. 14. Heft. 1269 ff.



an einen Wassergraben, längs dessen man bis zur Krummhennersdorfer (oder Becker=)Mühle geht (3 km von der Ziegelei). Durch mäßig hohes Nadelholz gelangt man an das Ufer der Bobritzsch, welches, durch Laub= und Nadelholz besetzt, auf beiden Ufern gut bewaldet, eine theilweis nur wenige Schritte breite, aber im herrlichsten Grün prangende Wiesenfläche einfaßt, in welcher das helle Wasser der Bobritzsch über Felsenstücke und Querriegel schäumend und tosend dahinstürzt, um von Zeit zu Zeit an einer ausgebuchteten Stelle mit klarem Wasserspiegel scheinbar still zu stehen. Eichen und Birken, dunkle Fichten, einzelne Lärchen neigen sich über dem Wasser, das in seiner verschiedenartigen Bewegung, besonders bei Sonnenschein, abwechselungsreiche, prächtige kleine Landschaftsbilder gewährt. Weiter aufwärts wird der Wiesengrund breiter. Das Wasser in dem Graben, welches in einem gleichmäßigen langsamen Zuge thalwärts rinnt, biegt inmitten des Weges schon einmal in einen unterirdischen Lauf ein und geht sodann aus dem Thale der Bobritzsch, kurz nachdem man von Oberreinsberg kommend in den Wald eingetreten ist, unterirdisch in das Thal des Reinsberger Dorfbaches über.

Dieser prächtige Weg mit seiner reizenden Scenerie verdankt ebenso wie der Wassergraben, längs dessen er hinführt, seinen Ursprung einem der großartigsten Bauwerke, welche dieses Jahrhundert aufzuweisen hat.

Schon eine Reihe von Jahren trug sich Oberberghauptmann Wolfgang Frhr. v. Herder mit dem Plane, dem Niedergange des Freiberger Silberbergbaues durchgreifend entgegen zu treten, ehe er mit der Schrift „Der tiefe Meißner Elbstolln, der einzige den Bergbau der Freiberger Reviere für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan“ (Leipzig, 1838) in die Oeffentlichkeit trat. Alexander v. Humboldt sagte über das Project: „Der Plan, von Meißen herauf einen Stolln, den möglichst tiefen, nach den Freiberger Silbergruben zu treiben, ist so groß, so weit aussehend, so kostbar, daß eine genaue Bekanntschaft mit den Reichthümern der dortigen Erzniederlagen, ein inniges Vertrautsein mit den bisherigen Betriebsverhältnissen jener Reviere, eine eigene Anschauung großartiger, bisher im Bergbau ausgeführter Anlagen erfordert wird, um denselben nicht als chimärisch ohne Prüfung zu verwerfen.“

Von dem Grundgedanken ausgehend, das Freiberger Revier sei das reichste und ergiebigste; die in demselben ansetzenden Erzgänge noch nicht in sehr großer Tiefe aufgeschlossen und bebaut; endlich der Reichthum der erzführenden Gänge nehme mit der Tiefe zu: erkannte Oberberghauptmann v. Herder im tiefen Meißner Stolln das einzige Mittel, die Ergiebigkeit des Bergbaues für lange Zeiten hinaus zu sichern.

Die damals tiefsten Gruben Thurmhofer Zug, Alte Hoffnung Gottes Erbstolln, Hohbirkener Zug reichten zwar 192, 110 und 72 m unter den Meeresspiegel; aber Wasserhaltung, Förderung und Wetterlosung (Luftführung, Ventilation) waren mit den vorhandenen Wasserkräften kaum noch mit Erfolg zu bewältigen.

In dem vorzugsweise aus Gneis und Glimmerschiefer, im Norden auf eine kurze Strecke aus Syenit und kleineren eingesprengten Gruppen von Grünstein, Granit, Granulit und Porphyr bestehenden Territorium ist ein Hauptzug der Erzgänge in der Richtung von Südsüdwest nach Nordnordost, aus der Gegend von Brand bis gegen Scharfenberg mit zwei parallelen Gangzügen, dem Morgenzug und dem Abendzug, sowie einem die Mitte des Reviers durchschneidenden Querzug nachgewiesen, in welchen die kiesige Bleiformation (in ihr der silberhaltige Bleiglanz), die edle Bleiformation (mit Bleiglanz, Blende, Weißgüldigerz), die edle Quarzformation (mit Blende, Bleiglanz, Spießglaserz, Rothgüldigerz), die barytische Bleiformation und die Kupferformation auftreten.

Um den Erzreichthum des ganzen Reviers zu erschließen, sollte der Meißner tiefe Stolln an der Triebisch, zwischen der fünften und sechsten Mühle einsetzen (die Rösche bei der dritten Mühle) und ziemlich gradlinig nach den Halsbrückner Tiefbauten geführt werden. Derselbe sollte eine Länge von 22 720 m erhalten, einen Fall von 6,8 m und 193,5 m saigertief (senkrecht) unter dem Annastolln bei Halsbrücke einkommen. Zu seinem Bau sollten außer dem Mundloch elf Lichtlöcher geschlagen werden (oberhalb Buschbad, nördlich von Semmelsberg, bei Roitzschen, unterhalb Munzig, unterhalb Rothschönberg an der Triebisch, an der kleinen Triebisch bei Neukirchen, in Niederreinsberg, an der Bobritzsch, auf der Amselwiese bei Krummenhennersdorf und innerhalb der Muldenschleife bei Halsbrücke). Von jedem Lichtloche sollte die Arbeit aufwärts und abwärts in der Stollenrichtung getrieben werden. Die Bauzeit wurde auf 47 Jahre, der Kostenbetrag, ohne die Verbindungsarbeiten nach dem weiter oben liegenden Revier, auf 3 658 385 Thaler (nahezu 11 Millionen Mark) berechnet.

Das Unternehmen an sich, die lange Bauzeit, die für jene Zeiten unermeßlich und unbeschaffbar erachtete Kostensumme, die Schwierigkeiten der Vorbereitungen und der Ausführung, das Unerhörte und noch nie Dagewesene eines so weit hinausgedehnten Unternehmens ꝛc. ließen gar viele Zweifel an seiner Ausführbarkeit und seinem Erfolge erstehen. Jetzt, wo man in der Bewältigung unterirdischer Bauten und Schwierigkeiten einerseits, in der Beschaffung enormer Geldmittel andererseits so Außerordentliches geleistet hat,

würde man nicht zögern, in ein so großartiges Unternehmen einzutreten.

Schon Frhr. v. Herder hatte die Frage gestellt, „ob nicht auch mit einem oberen, weniger langen und daher weniger kostbaren Stolln auszukommen wäre" — und die Stollnmündung unterhalb Rothschönberg (an die Stelle des fünften Lichtloches vom ersten Project), die Länge auf 12 425 m, das Einkommen auf 106 m unter dem Annastolln, die Kosten auf 1 498 012 Thaler (5 494 036 Mark) gesetzt, gleichzeitig aber dazu bemerkt: „Die durch den Rothschönberger Stolln dargebotenen Maschinenkräfte gestatten nur, den Halsbrückener Bergbau nicht weiter als bis in die neunte Gezeugstrecke, d. h. 240 Lachter (480 m) unter den Anner Stolln fortzustellen, während mit dem Meißner Stolln zum Allerwenigsten bis in die fünfzehnte Gezeugstrecke, d. h. 392 Lachter (784 m) unter den Anner Stolln niedergegangen werden kann."

Die Kostspieligkeit und der ungeheure Zeitbedarf für die Ausführung des tiefen Meißner Stolln wurden Veranlassung, das vom Bergmeister v. Weißenbach ausgearbeitete Project des Rothschönberger Stolln anzunehmen. Derselbe sollte eine Länge von 13 054 m erhalten, ungerechnet die 846,75 m lange Abzugsrösche, bis zum siebenten Lichtloche 2,5 m, von da 1,5 m breit, durchgehend 3 m hoch angelegt werden, 89 m höher als der tiefe Meißner Stolln, 94 m tiefer als der Annastolln. Der Bau begann im dritten Quartal 1844, unter Oberleitung des Oberbergrath v. Warnsdorff und nach dessen Tode (1871) des Oberbergrath C. H. Müller. Obersteiger Jobst und Bergrath Schwamkrug beaufsichtigten von Anfang bis zu Ende die Arbeiten. Im Jahre 1868 legte man ein achtes Lichtloch gegenüber von Halsbrücke an, dessen Turbinenkunstgezeug, wie das Radkunstgezeug des siebenten Lichtloches durch die Wasserkraft des rothen Grabens getrieben wurde. Am zweiten, dritten und sechsten Lichtloche waren Dampfmaschinen aufgestellt; am ersten, vierten und fünften Lichtloche wurde Wasserkraft angewendet. Um beim fünften Lichtloche zwei vertikale Turbinen zum Betriebe der Wasserhebungs-, Wetter- und Fördermaschinen verwenden zu können, wurde die Bobritzsch bei der Beckermühle zu Krummenhennersdorf gefaßt und in einem 1652 m langen offenen Graben geführt; kurz hinter der Stelle, wo das fünfte Lichtloch sich befand und die Reste des Maschinengebäudes und der Bergschmiede noch zu erkennen sind, biegt dieser Graben in eine 1905 m lange unterirdische Rösche, um in Reinsberg am vierten Lichtloche wieder herauszutreten, wo er ein Radkunstgezeug trieb.

Ende März 1877, also nach einer Bauzeit von 32½ Jahren,

erfolgte der Durchschlag des Stolln, bei dessen Ausführung schon 1857 bis 1863 die Anwendung von Bohrmaschinen versucht und von 1876 an, nach Aufstellung der nöthigen Dampfmaschinen, Luftcompressoren und Windkessel, in größerem Umfange erfolgt war. Mitte Mai 1877 wurden die Arbeiten am Rothschönberger Stolln beendet. Die Kosten der ganzen Anlage betrugen 7 378 831 M. 19 Pf.

Bis Anfang Juni erfolgte die Abführung der Grundwasser von Ober-Neugeschrei, Himmelfahrt, Junge Hohe Birke, Vereinigt Feld bei Brand, so daß die zusammenhängende Länge und Fortsetzung des Rothschönberger Stolln 29 000 m betrug. Binnen wenig Jahren wird auch die Verbindung mit den Grubenfeldern von Beihilfe, Isaak und Churprinz hergestellt sein, und die gesammte Stollnlänge 50 900 m betragen. Die Wiederinangriffnahme der alten, ersoffenen Grubenbauten auf dem Halsbrückener Spatgange, welche als das Nächste der Anlage des Rothschönberger Stolln galt, ist zum Theil schon eingetreten, die Verbindung nach dem Innern des Freiberger Reviers hergestellt, ein großer Kraft- und Raumgewinn für den Weiterbau in größeren Tiefen gewonnen und auf Jahrhunderte hinaus die Ergiebigkeit der Freiberger Gruben wieder gesichert. „Glück auf!"

„Der bergmännischen Thätigkeit in dem Freiberger Revier ist noch ein sehr weites Feld mit den hoffnungsreichsten Aussichten auf eine große Zukunft geboten. In der fortschreitenden berg- und hüttenmännischen Technik, in der Vollendung des Rothschönberger Stolln, in der bedeutenden Anzahl großartiger Betriebsanlagen u. s. w. kann man eine Garantie erblicken, daß der Freiberger Bergbau sich als ein Hauptgewerbe des sächsischen Erzgebirges behaupten wird." *)

Das Thal der Bobritzsch ist von Krummhennersdorf bis Falkenberg von reichbewaldeten, interessant geformten Abhängen eingefaßt, aber es fehlt der Weg, um es mit Bequemlichkeit zu durchschreiten. Man wird vorziehen, durch Krummhennersdorf und am sechsten Lichtloche vorbei in der Richtung auf Rothenfurth, und sodann nach der Altväter-Wasserleitung zu gehen, oder über Grüneburg nach den Halsbrückner Schmelzhütten, den Johannesbruch, die Altväters-Wasserleitung und Herder's Ruhe nach Freiberg.

Der Weg über den kahlen Höhenzug ist eintönig, die Aussicht unbedeutend. Von der Beckermühle bis Altväter-Wasserleitung, am Schacht „Gottes Hilfe" vorüber 4 km; von der Beckermühle über Grüneburg nach den Halsbrückner Hütten ebenfalls 4 km, von diesen

---

*) Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen 1877. Die Verhältnisse des Freiberger Berg- und Hüttenwesens, von Oberhüttenraiter Gottschalk.
Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen. 1878. Die Ausführung des fiskalischen Rothschönberger Stolln, von Oberbergrath H. Müller.

am Johannesbruch vorüber nach der Altväter-Wasserleitung $1^1/_2$ km; von da nach Herder's Ruhe 4 km, von Herder's Ruhe nach Freiberg 1 km.

Geht man über Grüneburg, so besichtigt man die Halsbrückner Schmelzhütten, zu denen der Zutritt auf Anmeldung in der Expedition (Person 1 Mark) gestattet wird. Wer die Muldener Hütten zu besuchen beabsichtigt, wird nur die Goldscheidung in Augenschein nehmen.

Nahe an Beihilfe Erbstolln liegt der Johannesbruch, eine schmale, tiefe Spalte, welche sich in einer Länge von gegen 400 m in der Breite bis zu 45 m und einer Tiefe von 30 bis 60 m quer vor der Muldenschleife am siebenten Lichtloche vorlegt. Die am 12. März 1662 und in späteren Wiederholungen bis auf die tiefste Strecke zusammengebrochenen alten Bauten der vor Zeiten reichen Fundgrube Sct. Johannes werden durch diese Staunen erregende Kluft auf dem Halsbrückner Gange im größten Theile ihrer Längenausdehnung nachgewiesen.

Westlich vom Johannesbruche liegt die Altväter-Wasserleitung, ein ehrwürdiger, eigenthümlicher Bau, dessen südliche sechs Bögen mit großer Sorgfalt, dessen nördliche sechs Bögen mit einer gewissen Uebereilung und Sorglosigkeit ausgeführt sind, wofür die ungleiche Weite, sowie die Unterstützung des ersten Bogens durch eine nochmalige, und zwar einseitig ausgeführte Wölbung spricht. In einem hölzernen Gerinne, welches auf beiden Seiten mittels Holzanbauten weiter geführt wurde, brachte man über die 190 m lange, 2,3 m breite und 20,6 m über dem Muldenspiegel hohe Brücke bis 1752 die an der Davider Wäsche gefaßten Wasser des rothen Graben, sowie auch das Münzbachwasser mit 18,3 m Gefälle auf die Kunsträder der Grube Altväter sammt Anna, deren Gebäude zum Theil noch heute stehen. Man sagt, die Altväter-Wasserleitung sei 1680 erbaut. Nachgewiesen ist, daß 1690 die südliche Hälfte stand und daß die nördliche Hälfte erst später in Stein ausgeführt worden ist. Der Bau wird erhalten, denn es ist leicht möglich, daß bei Wiederaufnahme des Bergbaues anf dem Halsbrückner Spath die Wasserleitung wieder in Gang gesetzt wird.

Die Straßenbrücke, welche am Fuße der Altväter-Wasserleitung über die Mulde führt, ist allem Anscheine nach älteren Ursprunges.

In der Halde der früheren Grube zu den Drei Königen ist die Ruhestätte des 1838, den 29. Januar, in Dresden verstorbenen Oberberghauptmann Sigmund August Wolfgang Frhr. v. Herder, zweiten Sohnes des berühmten Theologen und als Präsident des Oberconsistoriums in Weimar 1803 gestorbenen Johann Gottfried

v. Herder. In Bückeburg 1776 geboren, studirte er 1797 bis 1799 in Freiberg die Bergwissenschaft und 1800 in Wittenberg die Rechtswissenschaft. 1802 trat er als Bergamtsassessor in Marienberg in den sächsischen Staatsdienst, in welchem er sich um den Bergbau und das Hüttenwesen unvergeßliche Verdienste erwarb. Sein großartiger Plan des tiefen Meißner Erbstollns erschien erst nach seinem Tode. „Hier ruht der Knappen treuster Freund! — ihr Erster einst — ihr Erster auch in Wort und That, galt es der Berge und der Knappen Wohl.“

---

34. Freiberg.

Von Herder's Ruhe hat man bei Morgenbeleuchtung einen ganz hübschen Blick auf die Stadt Freiberg und den sich hinter ihr erhebenden Höhenzug.

Von da kommend, betritt man Freiberg am Meißner Thor und hat die Jacobikirche zunächst vor sich. Dieselbe bildet den Hauptpunkt des noch jetzt als Sächsstadt (urkundlich 1241 civitas saxonum) benannten, wahrscheinlich von Harzer Bergleuten gegründeten Stadttheiles. Die völlig um- und verbaute Kirche erhielt um 1550 ihre gegenwärtige Gestalt. Bemerkenswerth ist die in einem Schlußsteine des südlichen Seitenschiffes befindliche, mit Pilgermuschel, Schlägel und Eisen geschmückte Inschrift: „Das ist die elteste Kirch in Freiberg zu St. Jacob in der Sachs.“

Nahe der Kirche hat man einen interessanten Blick auf die Stadt, deren Erhebung aus dem Thale des Münzbaches zu dem oberen Plateau der neueren Stadt man recht gut übersieht, und den Namen Freiberg, d. h. mit Freiheiten und Rechten reich ausgestattete Bergstadt als eine vollkommen richtige Localbezeichnung erkennt.

Auch der Grundriß der Stadt bezeugt das Vorhandensein eines älteren Ortes um die Jacobikirche, dessen Begrenzung durch die Gasse am Mühlgraben, die Gerbergasse und Donatsgasse bezeichnet wird; mit engen und krummen Gassen und Gäßchen ein längliches Oval bildend, und vermuthlich mit einer Mauer umgeben, welcher bei der Neuanlage der Stadt erst in deren Umfassung mit hereingezogen wurde.

Die Stadt Freiberg hat annähernd die Gestalt eines Ovals, dessen Hauptachse durch die Erbsche Straße und die Burgstraße gegeben wird. Oestlich derselben, fast halb kreisrund ausgebaucht, in der oberen Hälfte mit regelmäßig angelegten Straßen, in der unteren nach der Nikolaikirche und dem Dome zu, mit krummen und winkligen

Gassen und Gäßchen an die beinahe gradlinige Borngasse sich anschließend. Auch diese Erscheinung legt wiederum dar, daß der obere, regelmäßige Theil der Stadt der zuletzt erbaute ist. Die westliche Hälfte, bedeutend kleiner als die östliche, würde nahezu einen Halbkreis bilden, wäre nicht in Anlehnung an die Bodengestaltung der zwischen dem Petersthore und dem Schlosse befindliche Theil des Kreisbogens nach Innen gedrückt, anstatt nach Außen.

Die Umfassung der Stadt wurde schon unter Otto dem Reichen, zwischen 1185 und 1190, mit einer starken Mauer und dem Graben versehen, innerhalb dessen längs der Mauer der mit 18 Rondelen versehene Zwinger oder Niederwall sich erstreckte. Die Stadtmauer war mit 39 viereckigen Thürmen verstärkt. Aus der Entfernung (etwa 100 m) und der Anlage derselben läßt sich schließen, daß sie gleichzeitig mit der Stadtmauer im Anfange des 13. Jahrhunderts errichtet wurden. Der Außenrand des Grabens war mit einer senkrechten glatten Futtermauer versehen. Auf der Innenseite der eigentlichen, 6—8 m hohen, 1½ m starken Stadtmauer führte ein Gang von Thurm zu Thurm, von welchem aus man durch die Schießscharten das Vorland unter Feuer nehmen konnte.

Der an der Ostecke der Stadt aufgeführte runde Donatsthurm ist neueren Ursprunges und weist in seiner Anlage auf die durch Albrecht Dürer in der Städtebefestigung eingeführten starken Rundthürme mit Geschützvertheidigung. Seine Erbauung ist daher zwischen 1525 und 1550 zu setzen. Er ist kreisrund, 14,3 m im Durchmesser und hat in seiner unteren Hälfte über 5 m Mauerstärke. Die Pforte nebem dem Thurme, sowie der zum 7 m über der Straße liegenden Thurmeingange führende Gang wurde mit der südwärts anstoßenden Stadtmauer ungefähr 1844 abgetragen.

Außer dem Donatsthurme führten das Meißner, das Roßweiner oder Kreuzthor, das Petersthor und das Erbsche Thor aus der Stadt. Die Thore waren mit einfachen oder auch mit doppelten Zwingern (Basteien oder Rondelen) versehen und durch nahe liegende Seitenthürme verstärkt. Das Petersthor führte durch einen starken viereckigen Thurm mit zwei oberen für Aufnahme von Geschützen eingerichteten Stockwerken; auf dem zuletzt (1846) abgetragenen Erbschen Thorthurme befand sich ein achtseitiger Aufsatz mit einem für Geschütz- und einem für Handfeuerwaffen-Vertheidigung eingerichteten Stockwerke. Die starken Rundvorbauten der Thore waren für Geschützvertheidigung in dem Obergeschoß, wie in den tiefer liegenden Gewölben eingerichtet.

Der Stadtgraben ist zum großen Theile zugeschüttet, die Thore und Thorthürme sind abgetragen, die Zugbrücken beseitigt. Nur

einzelne Stücke der Stadtmauern sind noch erhalten, so am Kornhause, am Donatsthore und hinter den Mönchen, wo noch vier Thürme stehen geblieben sind. Im Ganzen von den 39 Thürmen der Stadtmauer noch 10.*)

Freiberg verdankte besonders dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten viele Freiheiten und Privilegien; die Befreiung von der Entrichtung des Marktzolles; den großen vierzehntägigen Jahrmarkt nach Jacobi; den Bierzwang, so daß auf allen Bergwerken nur Freiberger Bier geschenkt werden durfte u. s. w. Gleichzeitig erhielt aber auch (1255) die Stadt ihre eigene, weit über das Gebirge hinauf sich erstreckende Gerichtsbarkeit, wobei der Voigt des Markrafen im Verein mit den 24 geschworenen Bürgern von Freiberg Recht in allen Berg- und anderen Sachen sprach. Das Freiberger Stadtrecht und das Freiberger (dem Iglauer nachgebildete) Bergrecht erhielten eine große, Jahrhunderte lang nachwirkende Bedeutung.

Gewerbe und Kunst entwickelten sich frühzeitig schon in der kräftig aufblühenden Stadt; ein lebhafter Handel belebte dieselbe und machte sie frühzeitig schon zu einem wichtigen Markte für alle Bedürfnisse eines weiten Umkreises. Getreide, Obst, Wein, Butter, Hühner, Eier, Rindvieh, Schweine bildeten schon Mitte des 13. Jahrhunderts die hier zu Markte kommende Einfuhr aus Böhmen, Salz und Heringe aus dem nördlichen Deutschland und von der See. Unter den Handwerksinnungen waren außer den Bäckern, Fleischern, Schneidern und Schuhmachern besonders die Tuchmacher, die Leineweber und die Schmiede die bedeutendsten.

Besonders hervorragend war von Mitte des 15. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Glocken- und Geschützgießerei der Hilliger, einer durch mehr als vier Generationen ihren Ruhm behauptenden Erzgießerfamilie.

Von den gegenwärtig in der Stadt Freiberg vorhandenen und in lebenskräftiger Entwickelung sich befindenden Industriezweigen seien nur die nachstehenden hervorgehoben.**)

Die Gold- und Silberdrahtwaaren-Fabrik, (W. Röseler) 1692

---

*) A. Moller, Theatrum Freibergense Chronicum etc. Freiberg. 1653.
Heinrich Gerlach, Kleine Chronik von Freiberg als Führer durch Sachsens Berghauptstadt ꝛc.
A. Breithaupt, Die Bergstadt Freiberg in Hinsicht auf Geschichte, Statistik, Cultur und Gewerbe, besonders Bergbau und Hüttenwesen. 2. Aufl. Freiberg, Craz & Gerlach. 1847.
Gust. Ed. Benseler, Geschichte Freibergs und seines Bergbaues. 3 Bde. Freiberg, Engelhardt. 1843—1853.

**) F. Krumbiegel, Oberlehrer. Zur Lage und Entwickelung der Stadt Freiberg. Freiberg, Craz & Gerlach. 1889.

angelegt, eine fast 200 Jahre alte, durch Privilegien geschützte und mannigfach vervollkommnete Industrieanlage, welche in großartigem Umfange Gold- und Silberdrähte, Lahn, Gespinnste, Flitter, sowohl echt, als auch plattirt und leonisch (unecht — nach der ersten Anfertigung falschen Goldes in Lyon so benannt), sowie Tressen, Spitzen, Gallonen, Schnüre, Fransen, Quasten, Flitterstickereien u. s. w.

Die Eisengießerei, Maschinenfabrik und Kesselschmiede fertigt Pumpen, Müllereimaschinen, landwirthschaftliche Maschinen; nächst ihnen besteht eine Kupferschmiederei und Kesselschmiede, eine Metalltuch- und Drahtgewebe-Fabrik.

Die Fabrik wissenschaftlicher Präcisionsinstrumente ist bekannt durch ihre geodätischen, astronomischen, berg- und hüttenmännischen Meß- und Hülfswerkzeuge.

Besonders interessant für den Laien ist die von Olbernhau nach Freiberg übergesiedelte Fabrikation von Lehrmitteln und feinen Spielwaaren. (B. Dürfeld Nachfolger). Sie fertigt naturgetreue Nachbildungen aller Arten von Obst (Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche ꝛc.), Kartoffeln, Rüben, Gurken, Pilze (94 Arten, darunter 46 eßbare) ferner Thiere in $^1/_{10}$ n. Gr. (Rinder-, Pferde-, Geflügelrassen u. s. w.).

Die Bleiwaarenfabrik (Jung und Lindig) fertigt Bleche, Folien, Draht, Rohre, Schrot, Kugeln und Gefäße von Blei; sowie Rohre, Bleche und Gefäße von Zinn. Die Zinngußwaarenfabrik (C. W. Pilz, 1764 gegr.) Ornamente, Spielwaaren, Verzierungen (für Sarg, Christbaum, Hut, Schuh u. s. w.) und Wirthschaftsgegenstände.

Außer der Fabrik feiner Lederwaaren (A. Schlegel), in welcher Necessaires, Mappen, Etuis, Bestecke, Kästen u. s. w. gefertigt werden, sind noch die Lederfabrik, Treibriemenfabrik, Bürsten- und Pinselfabrik zu nennen. Im engsten Zusammenhange mit der Production der Hütten bestehen fünf Fabriken künstlicher Düngemittel.

Die 1181 (wahrscheinlich jedoch erst 1189) gegründete Stadt F r e i b e r g wuchs schnell und erhielt in Folge des Bergsegens ein reich ausgestattetes Ansehen, eine originelle und wohlhäbige Architektur. Aber die großen Brände von 1375, 1386, 1471 und 1484, besonders aber die harten Belagerungen 1639 und 1643 haben Vieles von der Ausstattung und dem Schmucke der Bürgerhäuser zerstört. Dessen ungeachtet deuten noch mancherlei Ueberreste auf die ursprüngliche Anlage zurück. Eingangsthüren, Flurgewölbe, Wendeltreppen, Erker, Verzierungen durch bergmännische Wahrzeichen, Bergmannsfiguren, aber auch Heiligenbilder bezeichnen das Ende des 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts als die Periode ihrer

Entstehung, womit die schmalen Fronten der Häuser und die hohen, mehrstöckigen Ziegeldächer übereinstimmen.

Das 1410 bis 1416 erbaute Rathhaus wurde nach dem Brande 1471 wiederholt umgebaut. Im Erdgeschoß und ersten Stockwerk sind mächtige Gewölbe. Im Vorsaal des ersten Stockwerkes befinden sich die lebensgroßen Bildnisse der sächsischen Kurfürsten und Könige von Johann Georg I. und dessen Gemahlin Magdalene Sibylle an bis zu König Friedrich August dem Gerechten. In dem anstoßenden Rathszimmer die Bildnisse von Herzog Heinrich dem Frommen, den Kurfürsten Moritz, August, Christian I. und II., der Kurfürstin Anna.

Im ersten Stockwerk des westlichen Rathhausthurmes ist die ehemalige St. Lorenzkapelle mit schön geripptem Kreuzgewölbe.

Das städtische Kaufhaus am Obermarkt, mit reich verziertem Portal, enthält im ersten Stockwerk die sogenannte Kastenstube. (Raths-Trinkstube). Die reich profilirte Holzdecke ruht auf einer Holzsäule mit geschnitztem Unterzuge. An die ursprüngliche Bestimmung des Zimmers erinnert die 1515 errichtete, 1549 erneuerte und 1563 von Kurfürst August bestätigte Trinkordnung. Die Thür des Wandschränkchens, in welchem dieselbe aufbewahrt wird, ist auf der Außenseite mit einem Bild der Trinkstube, auf der Innenseite mit dem großen sächsischen Wappen geziert. Ein zweites Wandschränkchen giebt auf der Außenseite die Darstellung von Spielen, auf der Innenseite das Wappen Herzog Heinrich's.

Im zweiten Stockwerke des Kaufhauses befindet sich das Freiberger Alterthums-Museum. „Die auch kunstgewerblich wichtige Sammlung besteht wesentlich aus kirchlichen und bürgerlichen Alterthümern der Stadt und Umgegend. Wandtafeln, Fahnen, Waffen und Wappenschilde alter Freiberger Patriziergeschlechter erinnern an die denkwürdige Vergangenheit der Stadt. Werthvoll sind die Willkomme von den Freiberger Handwerksinnungen, die Innungssiegel der Stadt, die bergmännischen Geräthe alter Zeit, Bergparden, Tscherper, Steigerhäkchen, Grubenlampen, Gläser, Trinkgeräthe der Berg- und Hüttenknappschaft und eine 17 m lange Darstellung des Begräbnißzuges bei der Beisetzung des Kurfürsten Christian I." (Vergl. Steche III, 98.)

Die von Markgraf Otto dem Reichen zwischen 1171 und 1175 erbaute Burg „Freistein" (in späteren Zeiten erst „Freudenstein" genannt), im Norden und Westen vom Stadtgraben, im Süden und Osten vom breiten und tiefen Schloßgraben umfaßt, war der Sitz der markgräflichen Voigte; zu Zeiten auch der Markgrafen selbst. Heinrich der Erlauchte war wiederholt hier; Heinrich der Fromme von 1505 bis 1539. Seine Söhne Moritz und August wurden

hier geboren. „Er war ein getreuer, frommer Fürst, ohne Betrug, ohne Falsch: Was er zusagte, das mußte gehalten werden“, schreibt Freydiger, sein Geheimschreiber.

Kurfürst August begann 1566 einen vollständigen Umbau, „weil unsser schloß zu Freiberk hin und wider bawfelligk ist“ nach den Modellen und Bauanschlägen von Hans Irmisch. Dieser Bau ist in seiner Umfassung und Höhe noch jetzt beinahe vollständig erhalten. Von der alten Burg blieb Nichts, höchstens der runde Thurm in der Südspitze. Um das längliche Viereck des Hofes, dessen Winkel nahezu nach den Himmelsgegenden gerichtet sind, erstrecken sich auf der Nordwest- und Nordostseite die Hauptflügel, auf den beiden anderen Seiten schmälere Verbindungsflügel, so daß das Ganze dem Zwecke wohl entsprechen konnte, als Citadelle die Befestigung der Stadt zu verstärken. Auf der Ostecke erhob sich ein starker Thurm, die Nordecke bildete einen bastionähnlichen Vorsprung, und in der Westecke machte die Baulinie einen einspringenden Winkel, um vor dem Kreuzthore ein Kreuzfeuer der in den unteren Gewölben des Schlosses aufgestellten Geschütze zu gewinnen.

Die oberen Räume des Schlosses waren als kurfürstliche Residenz mit entsprechender Pracht ausgestattet; eine reich geschmückte Kapelle in dem nach Nordost gerichteten Flügel; Säle, Zimmer und Corridore wurden an Wänden, Decken, Thürgewänden und Fensternischen, Erkern, Oefen u. s. w. mit Holzverkleidung, Flächenmalerei, Vergoldung u. s. w. reich verziert; das Aeußere des Schlosses mit seinen Thürmen, zahlreichen Giebeln, hohen Fenstern u. s. w. stattlich hergerichtet.

Aber mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, von welchem an das Freiberger Schloß verlassen stand, begann auch sein Verfall. Wie weit Nachlässigkeit, Habsucht und Gedankenlosigkeit daran Schuld getragen, wird sich nicht entscheiden lassen; unzweifelhaft aber ist, daß das Schloß in seiner inneren Ausstattung schon bedeutend gelitten hatte, als man es, nach verschiedenartiger vorübergehender Benutzung im Jahre 1804 zu einem Magazin für Militär und Bergleute umbaute. Die innere Eintheilung der Säle, Zimmer und Corridore, selbst die Kapelle wurde durch Ausbrechen sämmtlicher Zwischenwände und Einziehen zahlreicher Zwischenböden bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet. Der große östliche Eckthurm wurde zum Theil abgetragen, die Giebel mit ihren Aufsätzen und Verzierungen, die Erker und Erkervorsprünge weggerissen, ein einförmiges glattes Dach mit zahlreichen Bodenfenstern hergestellt, die hohen Fenster zum großen Theil zugemauert und lange Reihen niedriger, unansehnlicher Magazinfenster daraus gemacht. Es wurde dem Ganzen ein möglichst prosaisches Ansehen gegeben.

Der Domherrenhof (die Thumerei), am Untermarkte, wahrscheinlich um 1480 erbaut, ist wegen der Sternkeilgewölbe des Erdgeschosses und des großen Saales, dessen Gewölbe auf einem Mittelpfeiler ruhen, sehenswerth. (Steche, Heft III. S. 72.)

Hier befand sich das alte Gymnasium, welches 1515 als lateinische Schule gegründet, 1537 unter Rektor Rivius die erste evangelisch-lutherische Hochschule Sachsens wurde. Die Verlegung derselben in das neue Gymnasium Albertinum erfolgte 1875.

Gegenüber dem Domherrenhofe liegt der Dom, die einstige Marien- oder Pfarrkirche zu „Unserer lieben Frauen“. Wahrscheinlich gegen 1200 gegründet, wie einzelne Ueberreste bezeugen, aber nach den Bränden von 1386 und 1471 wesentlich verändert wieder aufgebaut. Ulrich Groß sagt: „Anno 1480 den 19. September ward die schöne und herrliche Thumb und Kirche mit so ein kunstreichen Predigt, Taufstein, Porkirchen und schönen Bildnussen über die Masse geziehrt, welchen der hochlöbliche Fürst Herzog Albrecht zu Sachsen mit großen Kosten stadtlich erbawet.“

Nach den Mittheilungen des Hr. Baurathes Dr. O. Mothes, des Wiederherstellers der Annaberger und Zwickauer Hauptkirche, ist der Freiberger Dom von Meister Tolkewalt, welcher der sächsischen Bauhütte angehörte, unter theilweiser Benutzung eines älteren Baues in den Jahren 1480 bis etwa 1520 aus einer Marienkirche umgestaltet worden. Die 1480 zum Dom geweihte Kirche brannte schon 1484 nieder und der 1512 von Neuem geweihte Dom wurde erst 1520 vollendet. Schon im Jahre 1539 wurde die Reformation eingeführt.

Die 40 m lange, 22½ m breite und gegen 18 m hohe, dreischiffige Hallenkirche, deren Gewölbe durch zehn freistehende Säulen getragen wird, welchen eine gleiche Anzahl von Strebepfeilern entspricht, die an der Außenwand der Kirche vorstehen, aber auch nach dem Innern derselben ebensoweit, wo nicht mehr, hereinragen. Um diese ist die Empore herumgeführt, ganz in ähnlicher Weise, wie man an der Annaberger Hauptkirche wieder findet. Die Verhältnisse der Kirche machen einen angenehmen und schlanken Eindruck.

Allem Vermuthen nach stammt der später zur Grabkapelle umgebaute Chor, wenigstens in seinen fundamentalen Theilen, von der alten romanischen Marienkirche, von welcher auch die goldene Pforte herrührt.

Gleichzeitig wurden die Kreuzgänge angelegt, welche den „grünen Kirchhof“ begrenzen. Sie haben schöne Gewölbe und Fenster, machen aber einen düsteren Eindruck, weil ihnen das Licht fehlt. Die v. Schönberg'sche Begräbnißkapelle dagegen gewährt in Folge der

sorgfältigen Erhaltung und Vervollständigung der Denkmäler ein freundliches Bild. „Besonders Bemerkenswerth sind die schön entworfenen und vortrefflich in Schmiedearbeit ausgeführten eisernen Gitter.“ (Steche III., S. 65.) Sie erinnern an die Gitterthüren der Bünaukapelle in Lauenstein. Glücklicher Weise ist die Wiederherstellung der Kreuzgänge in würdiger, der ganzen Anlage entsprechenden Weise nunmehr gesichert, so daß dieses Denkmal mittelalterlicher Baukunst in seiner vollen Schönheit auch für die Nachwelt erhalten bleibt. Es wäre in hohem Grade zu beklagen gewesen, wenn dieser herrliche Kreuzgang, von dem so schon ein Theil weggerissen ist, um die Goldene Pforte frei zu machen, den Forderungen eines übernüchternen Materialismus erlegen wären.

An der Südseite des Domes befindet sich die vor Zeiten reich bemalte und vergoldete, gegenwärtig in reiner Sandsteinarbeit wieder hergestellte „Goldene Pforte“. Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur besonderen Schmückung der Marienkirche angebracht, hat sie alle Zerstörungen von Kirche und Stadt fast unbeschädigt überstanden. In der allgemeinen Form romanischer Kirchenportale, bei denen Breite und Höhe gleich sind, bilden neun Glieder, und zwar fünf Säulen und vier Pfeiler, welche in rechtwinkeligen Absätzen zurücktreten, die Unterlagen für neun halbkreisförmige Bogen in reichster Verzierung. In den Pfeilernischen sind die Figuren aufgestellt.

Die acht unteren Statuen stellen rechts Prophet Daniel, Königin von Saba, König Salomo, Johannes den Täufer dar, links Aaron, Ecclesia, König David, Prophet Nahum; über der Thür im Mittelfeld das Jesuskind auf dem Schooße der thronenden Maria, rechts Erzengel Gabriel und der h. Joseph, links die Weisen aus dem Morgenlande; in der Mitte der aufsteigenden Rundbogen Gott den Vater und vier Engel; über diesen Gott den Sohn mit sieben Heiligen und einem Engel; im dritten Bogen Gott den heiligen Geist inmitten von acht Aposteln; im höchsten Bogen endlich den Engel des Weltgerichts.

„Dieses Portal ist das herrlichste Werk der gesammten romanischen Bildnerkunst, und weder in Deutschland noch in Italien ist ein zweites dieses Zeitalters zu finden, das an Hoheit und Sinnigkeit der Zusammenstellung, wie an Schönheit und Großartigkeit der Ausführung damit vergleichbar wäre.“ (H. Gerlach, Kleine Chronik von Freiberg, S. 34.) Leider ist dieselbe durch gedankenlose Reparaturen und Erneuerungen fast eben so geschädigt, wie durch die Ungunst des Klimas und der Witterung. Die vollständige Wiederherstellung des kostbaren Kunstwerkes ist eine außerordentlich schwierige und verlangt

umfängliche und gewissenhafte technische und kunstgeschichtliche Studien und Vorarbeiten.

Das Innere des Domes bilden drei gleich hohe Schiffe mit schlankem Netzgewölbe, welche von zehn achteckigen Pfeilern getragen werden. Rings um den inneren Raum führt eine Galerie von Stein.

Am südlichen Mittelpfeiler ließ 1638 Bürgermeister Schönlebe die von zwei Bergleuten gestützte Kanzel bauen, welche mit einer dem Zeitgeschmacke entsprechenden Darstellung der Verurtheilung, Kreuztragung und Kreuzigung Christi geschmückt ist.

Die ältere Kanzel, die sogenannte Tulpenkanzel (im Volksmunde „Teufelskanzel") zwischen dem 2. und 3. Pfeiler auf der Südseite des Schiffes, ein phantastisch geformtes Kunstwerk aus weißem Thonstein, ist um 1500 von einem unbekannten Meister gefertigt. Diese 3 m hohe, in Tulpenform endigende, von durchbrochenem Blatt- und Rankenwerk getragene Kanzel ist mit den Figuren von vier Kirchenvätern und von Engeln geschmückt. Zwei Löwen bewachen die Aufgangstreppe, welche ein auf Astwerk sitzender Mann stützt, während an ihrem Fuße ein klagender, Trost bedürfender Mann und auf der Treppenspille ein wachsames Hündchen sitzt. Kunstreich und elegant ausgeführt, wird sie jedoch seit langen Jahren nicht mehr benutzt.

Der Altarplatz oder hohe Chor mit der Vierung und der früheren nach Süden gelegenen Allerheiligen-Kapelle sowie der nach Norden befindlichen Sakristei bildet die vom Schiff vollständig abgetrennte Fürstengruft.

Die ehemalige Sakristei steht leer; doch ist das Gewölbe derselben mit den Tragsteinen der Gurtbögen sehenswerth.

In der früheren Allerheiligen-Kapelle befindet sich seit 1811 das von Permoser gefertigte Denkmal der beiden Schwestern, Kurfürstin Anna Sophia († 1717), Wittwe Johann Georg III., und der Kurfürstin Wilhelmine Ernestine von der Pfalz. Dasselbe war bis dahin in Schloß Lichtenburg bei Prettin. Vor demselben stehen die lebensgroßen Figuren der Mutterliebe und der Güte.

In der Vierung sieht man das vom Antwerpener Bildhauer Anton v. Zerum ausgeführte Marmordenkmal des Kurfürst Moritz. Auf drei schwarzen Marmorstufen erhebt sich der durch Säulen und Gebälk in zwei Abtheilungen getrennte Unterbau, auf welchem zwanzig mit lateinischen Inschriften von Georg Fabricius versehene Tafeln von weißem Marmor das Leben und die Thaten des Kurfürst Moritz berichten. Auf der zweiten Stufe stehen zwölf Genien. Der reich verzierte Sockel trägt eine Reihe paarweis geordneter Säulen, über welche ein verziertes Gebälke und stark hervortretender Sims wiederum eine Reihe von zwanzig Alabasterfiguren trägt, oberhalb welcher auf

dem geländerförmig verzierten Gebälk der Unterbau dachförmig abgeschrägt zurücktritt, um mit einer von zehn messingenen gegossenen Greifen getragenen sarkophagartig geformten Platte von schwarzem Marmor zu schließen. Auch diese Platte ist mit Wappenschilden, Engels- und Genienfiguren reich geschmückt. Auf ihr erhebt sich ein Crucifix, vor welchem die Porträtfigur des Kurfürst Moritz, aus weißem Marmor, betend und knieend in Lebensgröße dargestellt ist, das messingene Kurschwert in der Hand, Helm, Handschuhe, Streithammer und Pistole neben sich.

Leider giebt es keinen Standpunkt, um einen vollständig befriedigenden Anblick dieses kostbaren Denkmales zu gewinnen.

Seitwärts des Monuments, hoch an der Wand, steht die Rüstung des Kurfürsten, in welcher er bei Sievershausen, am 9. Juli 1553, tödtlich verwundet wurde. Die eiserne, schwarzgefärbte, schmucklose Rüstung ist auffallend leicht. Panzerstecher und Dolch sind von vortrefflicher Arbeit, die Gefäße in geschnittenem Eisen, Gurt und Scheiden von Sammt und mit Silber verziert.

Der eigentliche Chor, zu dessen Umbau Kurfürst August schon 1555 Pläne anfertigen ließ, ist durch den Architekt und Bildhauer Nosseni unter Mitwirkung des Baumeisters Hans Irmisch, des Zeugmeisters Paul Puchner und des Oberhauptmanns Heinrich v. Schönberg zur Fürstengruft in seiner gegenwärtigen Gestalt umgebaut worden.

Bis zum Tode Herzog Georg des Bärtigen (1539) war der Meißner Dom Grabstätte der sächsischen Fürsten Albertinischer Linie. Von 1541 bis 1694 sind Herzog Heinrich der Fromme und die Kurfürsten Moritz, August, Christian I. und II., Johann Georg I., II., III. und IV. mit ihren Gemahlinnen und Kindern in Freiberg beigesetzt.

Die kurfürstliche Begräbnißkapelle wurde erst 1594 vollendet. Nosseni ist zwar der Erfinder und Leiter des Umbaues, aber Freiberger Steinmetzen (Michael und Jonas Grünberger), Zöblitzer Steindrechsler, Freiberger und Dresdner Maler sind hervorragend an demselben betheiligt gewesen. Die Statuen und sämmtliches Figurenwerk hat der Florentiner Erzgießer Carlo de Cesare, ein Schüler von Giovanni da Bologna, in Freiberg modellirt und gegossen. Nur die Statue Johann Georg's I. ist von dem Venetianer Pietro Boselli gefertigt. Marmor, Alabaster und Serpentin stammen aus den Brüchen von Schwarzenberg, Grüna, Wildenfels, Crottendorf und Zöblitz.

Auf einem hohen Sockel von schwarzem Marmor, aus dem die Säulenfüße von rothgrauem Marmor vorspringen, und einem

breiten Fries von weißem Marmor erhebt sich eine Säulenstellung korinthischer Ordnung. Die Säulen, deren Schäfte aus rothgrauem und gelbem, deren Fuß aus dunkelm, deren Capitäle aus weißem Marmor gefertigt sind, stehen paarweise (am Eingange in Doppelpaaren), so daß in dem flachen, nischenartigen Raume, welcher zwischen ihnen bleibt, das eine Mal eine lebensgroße Figur von vergoldetem Messing, das andere Mal eine große weiße Marmortafel Platz findet.

Nach dem Altar gewendet, hat man zu seiner rechten Hand die Figuren von Kurfürst Christian I., Kurfürst August und Herzog Heinrich dem Frommen, zur linken Hand Kurfürst Johann Georg I., Kurfürstin Anna, Herzogin Katharina. Die Kurfürsten knieen in voller Rüstung, das Kurschwert in der rechten Hand, die linke vorgestreckt, das Antlitz dem Altar zugewandt, Helm und Handschuh zur Seite; die Kurfürstin und Herzogin falten im Knieen die Hände zum Gebet. „Die Figuren sind (mit Ausnahme der des Kurfürsten Johann Georg I.) wegen Haltung, lebenstreuer Auffassung und tüchtiger Ausbildung der Köpfe und des Trachtlichen längst als bedeutende Kunstwerke geschätzt.“ (Steche III., 53.)

Die Säulenuntersätze am Sockel sind mit Löwenköpfen von weißem Marmor geschmückt, und zwischen den Säulenstellungen befinden sich auch hier weiße Marmortafeln mit Inschriften. Oberhalb der Figuren sind Wappen angebracht. Das hohe Gebälke des Frieses ist reich geschmückt mit Mascarons, Wappen, Cartouchen, Frucht- und Laubgewinden, Knaben- und Engelsfiguren. Ein stark hervortretender Sims schließt diesen unteren Theil der Fürstengruft ab.

Oberhalb dieses Simses enthält eine zweite Pilasterstellung von Sandstein in Rundnischen die Bildsäulen von acht Propheten. Auf dem darüber befindlichen oberen Sims sieht man Engelsfiguren mit Musikinstrumenten.

Der marmorne Altartisch ist mit dem Crucifix geschmückt, neben welchem Johannes der Täufer und Petrus der Apostel stehen; hinter demselben die Figuren der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der Treue und der Hoffnung mit der Taube. Den Chorabschluß bilden vier Engel mit den Marterwerkzeugen; zwischen ihnen der auferstandene Christus in großartiger Auffassung.

Die Decke stellt in eigenthümlicher Ausführung das Nahen des jüngsten Gerichts, den Erzengel Michael und den von einer Engelschaar umgebenen Christus dar.

Der Fußboden ist mit achtundzwanzig messingenen Grabplatten von vortrefflicher Composition und Arbeit in Figuren, Wappen,

Verzierungen und Schriftgravirung bedeckt. (Freiberger Erzgießer Hilliger.)

„Der Eindruck der Fürstengruft auf den Beschauer ist ein mächtiger. Die Architektur ist durchaus maßvoll, die Gliederung vornehm, voller Schönheit. In Verbindung mit den Metallfiguren wirkt vor Allem der untere Theil mit dem ihn bekrönenden freien Figuren- und Wappenwerk im höchsten Grade prächtig.“

---

35. Freiberg im dreißigjährigen Kriege.

Die Befestigungen von Freiberg sind zum größten Theile niedergelegt, die Gräben in Spaziergänge verwandelt, Wiesen und Teiche in ihren Bereich hereingezogen, Alleen und Baumgruppen gepflanzt und mit den noch vorhandenen mit Epheu umzogenen Mauerthürmen prächtig geschmückt.

Vor dem Petersthore erhebt sich das Schweden-Denkmal, „den tapfern Vertheidigern Freibergs im Jahre 1643“ gewidmet. Nicht weit davon, mit einem Gitter eingefaßt, das letzte kleine Trümmerstück des von Lieutenant Peter Schmohl mit seinen Defensionern vertheidigten Mauerthurmes, das tiefergreifend von diesem Abschnitt der Freiberger Geschichte erzählt.

Die schweren Jahre des dreißigjährigen Krieges waren eine große Zeit für Freiberg, für seine Bürger, seine Bergleute und deren Führer. Was Mannesmuth, Zähigkeit, Tapferkeit und Ausdauer, Hingabe an Heimath, Vaterland und Regenten leisten konnten, das ist hier geschehen. Mitten in den Gräuelscenen bietet die Geschichte von Freiberg ein erhebendes Bild.

Allerdings mußte die 1632, am 3. October, von den Holk'schen Truppen unter GFM. Graf Gallas beschossene und mit Pechkränzen beworfene Stadt aus Mangel an Munition und Proviant capituliren und 30 000 Thlr. Brandschatzung und 46 000 Thlr. Verpflegsgelder zahlen. Das wurde aber die Veranlassung, sich für die Vertheidigung zu rüsten und nach dem anfänglichen Mißgeschick den Widerstand bis aufs Aeußerste zu steigern. Die Stadtthore, bis auf das Erbsche, wurden zugesetzt, die Zwingerthüren in den Rondelen vermauert, die Vorstädte durch Gräben und Schlagbäume abgeschlossen. Als Besatzung blieb freilich nur ein Regiment Fußvolk.

Schon am 30. September erschien GFM. Holk mit 6000 Mann und brannte Fernesiechen, etliche Huthäuser und 3000 Schragen Holz auf dem Floßplatze nieder. Als nun am 2. October GFM. Graf Gallas mit 8000 Mann zu ihm stieß und Tags

darauf nach Besetzung der Vorstädte mit neun Stücken am Hospitalgarten und zwei Batterien am Meißner Thore, zum großen Theile Dreiviertel-Karthaunen (36 pfünder), ein gewaltiges Feuer eröffnete, so daß die Mauer zwischen dem Feuer- und dem Rothgießerthurm zusammengeschossen wurde und in der Stadt eine Feuersbrunst ausbrach, wurde eine höchst ungünstige Uebereinkunft geschlossen. Die Besatzung erhielt freien Abzug. GFM. Graf Gallas verlangte 50 000 Thlr. Ranzion und Entschädigung für die Plünderung, welche nach vielem Bemühen auf 30 000 Thlr. herabgesetzt wurde.

Bis gegen Ende des Jahres blieb eine kaiserliche Besatzung, welche vor ihrem Abmarsche die Stadt noch einmal brandschatzte und die Vorstädte niederbrannte. „In unserer und gemeiner Bürgerschaft Nahrung sind wir gänzlich ruinirt: aller Bergbau bleibt gänzlich liegen.“ (Vergl. Benseler, Geschichte Freibergs und seines Bergbaues. Freiberg, Engelhard. 1853. 2 Bde.)

Fünfhundert Häuser der Stadt standen leer. Die umliegenden Dörfer waren ebenfalls zum größten Theile leer, verwüstet, die Güter verödet, die Felder unbebaut, die wenigen übrig gebliebenen Leute zu Grunde gerichtet.

Im Jahre 1633 wurde die Stadt durch die Kaiserlichen unter Oberst Ulefeld angegriffen; doch die Bürger behaupteten sich tapfer, trotz großen Schadens in der Stadt, und auch 1634 wiesen sie die Angriffe unter Oberstleutnant Schütz und 14 Tage später unter Oberst Schönickel mit Erfolg zurück.

Nun begann man in der Stadt den Widerstand für die Zukunft zu organisiren, besonders da man gesehen hatte, daß Unterstützung und Besatzung nur schwer erlangt werden könnten.

Am 19. Mai wurde die Defensionsfahne wieder errichtet. Schon 1612 waren 18 Fähnlein Defensioner-Fußvolk im Kurfürstenthum, 9360 Mann stark, aufgestellt: das Fähnlein also 520 Mann stark. Dieselben wurden 1620 wieder entlassen, nachdem Graf Mannsfeld erklärt hatte, „es sei ihnen kein Posten anzuvertrauen, und man wage mit ihnen Reputation und Ehre.“

Die alte Defensionsordnung war aber in Giltigkeit und blieb es bis 1663, und auf Grund derselben traten die Bürger und Angesessenen der Stadt, vom regierenden Bürgermeister aufgefordert und von einem Rathsverwandten befehligt, zu einer starken Defensionsfahne zusammen. Der „ehrenveste, ehrenwohlgeachtete und mannhafte“ Daniel Süssemilch wurde zum „wohlbestallten Defensionsfehnrich“ ernannt. Derselbe erlag 1639 während der Belagerung den Anstrengungen.

Oberst v. Schwalbach verlangte, daß „umlaufende Gänge und Wehren von Holz“ zwischen die 40 Thürme der Stadtmauer gesetzt würden. Der halbe Mond (Ravelin) vor dem Kreuzthore wurde wieder hergestellt; die Teiche bei vollem Wasser erhalten, und vom Kurfürsten zwei bis drei Geschütze mehr auf die Thürme und 50 Doppelhaken, sowie später noch drei Feldschlangen gegeben.

Der Rath lehnte zwar beim Einbruch der Schweden unter Baner (1639) eine Besatzung ab und bat nur um 100 Musketen, 3 bis 4 Ctnr. Pulver und 5 bis 6 Ctnr. Lunte; als aber Zwickau und Chemnitz in Feindes Hand gefallen waren, sendete der Kurfürst den Oberstlieutenant v. Haubitz mit vier Compagnien Dragoner und etlichen Munitionswagen nach Freiberg.

Die Befestigungen wurden möglichst verstärkt. Die Dragoner besetzten mit je einer Compagnie vier Thore, die Bürger das Schloß, das Kreuzthor und sämmtliche Thürme der Stadtmauer; 9 Geschütze, 150 Doppelhaken, sehr viele Musketen und Rohre standen der Vertheidigung zur Verfügung.

Feldmarschall Baner erschien am 2. März mit 30 Regimentern Reiterei, 1500 Mann Fußvolk, 4 Geschützen und 12 Regimentsstücken, und setzte sich allen Thoren gegenüber fest, besonders im Gießhause vor dem Petersthore. Den Hauptangriff richtete er auf das Petersthor und Erbsche Thor. Ein Ausfall des Hauptmann Törmer zerstörte zwar die neu angelegte Batterie vor dem Petersthore und ermöglichte, Vieh und Fourage in die Stadt zu bringen; aber am 18. März früh 6 Uhr begannen die Schweden aus zwei neu angelegten Batterien mit 2 halben Karthaunen und etlichen Viertelskarthaunen die Stadtmauer zwischen dem Schloß und dem Meißner Thor zu beschießen. Mit über 500 Schuß hatten sie ein großes Stück Mauer niedergeworfen. Die Bresche wurde mit Erdkästen versetzt und verbollwerkt, so weit es möglich war, dahinter ein Graben gezogen und ein Abschnitt mit Palissaden hergestellt. Der Aufforderung, sich zu ergeben, antwortete der Commandant: „so der General ihm die Ehre eines Sturmes anthun wolle, werde er bei der Stadt auch Leute genug finden“.

Nach 3 Uhr Nachmittags drangen etwa 1000 Mann schwedische Commandirte mit Leitern und Sturmgeräth aus den Laufgräben gegen die Bresche vor. Als aber gegen 400 schon ziemlich oben waren, gaben die Dragoner und Bürger, welche im Zwinger hinter den Abschnitten im Feuer lagen, eine grimmige Salve unter sie ..... Ebenso glücklich wurde der Sturm auf das Petersthor abgeschlagen. Die Vertheidigung war zum Bewußtsein ihrer Kraft gekommen.

Im schwedischen Belagerungspark kam Feuer aus; Munitionswagen gingen in die Luft, und voller Zerstörungswuth brannten die Schweden 800 Schragen Holz auf dem Floßplatze und die Schmelzhütten nieder, zerstörten Gruben, Zechen, Pochwerke und Berggebäude.

Das Anrücken Marzin's mit 8000 Mann veranlaßte Baner am 20. März Abends die Belagerung aufzuheben und in der Richtung auf Oederan abzuziehen.

Drei und dreiviertel Jahr hatte die Stadt Ruhe. Die Befestigungen waren wieder hergestellt, die Bürger hatten sich fleißig im Waffengebrauch geübt.

Kleine Streifparteien hatte man mit Erfolg abgewiesen; die Stadt wurde nicht unmittelbar von den Kreuz- und Querzügen der Schweden und der Kaiserlichen berührt.

Nach der zweiten Schlacht von Breitenfeld, den 2. December 1642, drangen die Schweden aber wieder im Erzgebirge vor.

Schon seit dem 11. October hatte sich die Stadt mit flüchtigem Landvolk gefüllt.

Die Thore wurden vermacht, die Wachen verstärkt.

Der Kurfürst schickte Oberstlieutenant v. Schweinitz mit 3 Compagnien zu Fuß und 1 Compagnie Dragoner zur Unterstützung. Energischer Widerstand wurde beschlossen. Zwei Compagnien sollten das Petersthor vertheidigen, 1 Compagnie das Erbsche Thor, 1 Compagnie das Donatsthor, die Dragoner das Meißner Thor, die Defensioner das Kreuzthor und das Schloß. Die übrigen Bürger sollten die Thürme und die Stadtmauer besetzen, 250 Bergleute unter Berghauptmann v. Schönberg ausbrechende Feuer löschen, eingeworfene Granaten dämpfen oder Gegenminen treiben.

Die schwedische Vorhut war schon am 27. December vor der Stadt eingetroffen; zwei Tage darauf waren 8 Brigaden Infanterie (zu ungefähr 1300 Mann), mehrere Schwadronen Reiter, 104 große und kleine Stücke und 5 Mörser am Hospitalwalde versammelt.

Eine Brigade drang mit zwei Viertelskarthaunen bis in den Hospitalgarten und beschoß das Petersthor. Den 31. December eröffneten vier Geschütze, am 1. Januar zwanzig ihr Feuer, außerdem drei Feuermörser von der Viehgasse her, ein 80pfdger Mörser Feuerballen von 150 Pfd. und vier Mörser Granaten von 60 Pfd. in die Stadt werfend.

Das Petersthor und die Stadtmauern wurden sieben Stunden lang ununterbrochen beschossen, so daß das Rondel schwer beschädigt, auf seiner linken Seite die Stadtmauer 20 Ellen breit in Bresche gelegt, auf seiner rechten Seite so stark von Kugeln durchlöchert war,

daß sie jeden Augenblick einstürzen konnte. Da eine schwedische Mine fehl ging, wagten die Schweden nicht zu stürmen.

Die Vertheidiger verwahrten und verbauten die Bresche nach Möglichkeit. Die Posten, Streichwehren und Zwinger wurden stärker besetzt, in großen Mengen aus Messing gegossene Handgranaten vertheilt, zwei Geschütze in der Petersstraße aufgestellt. Die Bergleute räumten den Schutt im Stadtgraben und erhielten für jede brauchbare Stückkugel einen Groschen. Trotz des heftigen Feuers der Schweden gelang es in der Nacht vom 2. zum 3. Januar beide Breschen mit Petardirkästen zu versetzen und in der Petersstraße einen Abschnitt zu errichten.

Am 3. Januar schossen die Schweden von früh bis Abend aus allem Geschütz und legten die Mauer auf 70 Fuß in Bresche, während gleichzeitig eine Mine vor dem Petersthor ein Stück Futtermauer in den Graben warf. Mittags 12 Uhr stürmten 200 Mann vergeblich gegen die Bresche, Nachmittags 3 Uhr gingen 2000 Mann mit fliegenden Fahnen zum Sturm vor. Sechs Fähnlein drangen bis in den Stadtgraben und auf das Rondel am Petersthor: hier wurden sie aber so empfangen, daß sie nach dreiviertelstündigem Kampfe den Graben verlassen mußten. Auch am Erbschen und Meißner Thor wurden die Schweden zurückgeschlagen. Eine große Kanonade beschloß den Tag.

Am nächsten Morgen erst konnte man übersehen, wie das Petersthor zugerichtet war: der Thorthurm und die beiden Nebenthürme von Kugeln durchlöchert, das Rondel mit Schutt und Trümmern größtentheils ausgefüllt, die Stadtmauer niedergeworfen.

Glücklicher Weise ließen die schwedischen Angriffe an Heftigkeit nach. Torstenson errichtete neue Batterien, verstärkte die Laufgräben, griff mit Minen an. So warf er am 19., 20. und 29. Januar große Stücke der Futtermauer, sowie auch einen Theil Stadtmauer zwischen dem Donatsthor und Meißner Thor nieder. Eine neu aufgeführte Batterie beschoß mit zwei Karthaunen den Wetterthurm und den Wasserthurm. Granaten und Feuerballen zündeten wiederholt in der Stadt.

Die Vertheidiger gingen mit Gegenminen vor und machten wiederholt mit Erfolg Ausfälle; aber die Munition ging zur Neige, da man nun schon in die vierte Woche täglich über einen Centner Pulver gebraucht hatte.

Am 30. Januar eröffnete eine neue Batterie von 17 Geschützen das Feuer gegen das Petersthor. Die Besatzung machte einen Ausfall in die feindlichen Vorbereitungen zum Sturme hinein und vertheidigte die Bresche sodann mit Handgranaten. Den 4. Februar

wiederholten sich Beschießung und Sturm. Zwei Mal wurde das Rondel verloren; zwei Mal wurden die Schweden wieder hinausgeworfen; aber beim dritten Sturm behaupteten sie das Rondel, verbauten den Graben und bewarfen die Bresche und den Petersthurm nun ihrerseits mit Handgranaten.

Der Kampf um das Petersthor selbst dauerte fort. Große Holzhaufen wurden herbeigeschleppt und angezündet, um die Vertheidiger zu vertreiben. Da ließen die Schweden am 9. Februar zwei Minen springen, welche das Rondel öffneten. Der niedergeschossene Thorthurm wurde bestiegen und mit Musketieren besetzt.

Dagegen errichteten die Vertheidiger in der Petersstraße noch eine Batterie von zwei Zwölfpfündern und besetzten alle Häuser ebenfalls mit Musketieren. Aber die Lage der Stadt wurde immer schwieriger. Ein Thurm nach dem anderen mußte aufgegeben werden. Man vertheidigte sich noch hartnäckig, aber trotz aller Anstrengung wurde die Lage immer unhaltbarer.

Noch am 10., 11. und 13. Februar ließ man mit Erfolg Minen gegen die schwedischen Werke springen. Die Schweden griffen nun auch das Kreuzthor an., hinter welchem man einen neuen Vertheidigungsabschnitt hergestellt hatte.

Vergebens hatte man einen Waffenstillstand nachgesucht, als in der Nacht zum 15. Februar zwei aufgehende Feuer und Schüsse aus großem Geschütz von Lichtenberg her Zeichen gaben, daß Ersatz nahe.

Torstenson ließ noch am Petersthor zwei Minen springen, welche eine Bresche von mehr als 20 Ellen in die Mauer legten und den Feuerthurm so beschädigten, daß sein Einsturz drohte; aber in der Hoffnung baldigen Entsatzes hatte man schon Tags vorher die Werke wieder hergestellt und auch hier gelang es, hinter der Bresche eine Palissadirung zu errichten, um einem neuen Sturmangriff mit Erfolg entgegen zu treten.

Den 17./27. Februar hob Torstenson die Belagerung eiligst auf.

Der österreichische General Piccolomini traf mit 9000 Reitern, 5000 Mann Fußvolk und 26 Geschützen ein und drängte Torstenson nach der Lausitz.

Groß war der Jubel. Ein allgemeiner Dankgottesdienst wurde gefeiert. Der Ruhm Freibergs und seiner tapfern Vertheidiger ging durch das ganze Reich; Kaiser Ferdinand III. erließ Dankschreiben und Gnadenketten an den Commandanten v. Schweinitz und den Bürgermeister Schönlebe, den Rath und die Bürgerschaft.

Die Stadt hatte 1628 noch 1700 bewohnte Häuser und mehr als 4000 bewehrte Männer gehabt; 1640 zählte man kaum noch 500 bewohnbare Häuser und 500 wehrhafte Bürger. Schon 1632 fehlten innerhalb der Ringmauer an 500 Häuser und 678 Häuser waren 1639 allein in den Vorstädten zu Grunde gerichtet worden. Die Zahlungen, welche die Stadt Freiberg von 1630 bis 1640 zu leisten hatte, betrugen über eine Tonne Goldes und die Verluste, welche der Stadt außerdem zugefügt wurden, über zwei Tonnen Goldes. Im Ganzen nach damaligem Geldwerthe über 300 000 Thaler.

Auch im siebenjährigen Kriege erlitt die Stadt mancherlei Drangsale, welche ihren Wohlstand aufs Neue erschütterten, und im Spätsommer 1813 wurde dieselbe durch die Heeresmassen der Franzosen und Verbündeten, welche lange Zeit hin und her wogten, vielfach geschädigt (Schumann, Ortslexikon II, 734).

Groß waren die Verluste, schwer die Lasten; für lange Jahre war der Wohlstand erschüttert, und erst späteren Zeiten gelang es, die Schäden vollständig auszugleichen.

36. Der Bergmann.

Moller schreibt in der Freiberger Chronik: „Zu Freiberg gibt „es auch eine besondere Berggesellschaft, welche jetzo die Berg-„Knappschaft, vor diesem aber die Häuerzeche oder Bergbrüder-„zeche genannt wurde. Dieses ist eine uralte, löbliche Verbrüderung, „zu welcher kein unehelich Geborener, oder Wer unehrlich gehandelt, „auch nicht die Handwerker alle, zugelassen werden . . . . . . Die „Vorsteher sind der Bergmeister, die Geschworenen, vier Zechmeister „und zwölf Aelteste . . . . . . Es ist Keiner unter der Fahne und „dieser ehrlichen, untadelhaften und reinen Zunft gelitten worden, „bis so lange er sich der Unthaten, Verdachtes, und bösen Geschreies „genugsam entbrochen."

Die Bergleute bilden einen besonderen Stand mit eigener Verfassung, Freiheiten, Tracht, zum Theil auch Sitten und Sprache. Alle anfahrenden Bergleute heißen Bergleute vom Leder (wegen des Bergleders); die Pocher, Schmelzer, Amalgamirer u. s. w. Bergleute vom Feuer, oder Hüttenleute; alle in der Verwaltung beschäftigten Bergleute von der Feder. Die Berg- und Hüttenleute eines Revieres bilden die Knappschaft, wie auch ursprünglich der Bergmann Knappe genannt wurde. Die Bergleute einer Zeche stehen unter dem Steiger, der Oberaufseher der Zeche ist der

Schichtmeister; die Berg- und Hüttengebäude eines bestimmten Revieres stehen unter dem Berg-Amt.

So verschieden wie die Arbeit, sind auch die Benennungen der Bergarbeiter. Man unterscheidet Kunstarbeiter, Ganghäuer, Zimmerlinge, Doppelhäuer, Lehrhäuer, Siebsetzer, Treibeleute, Haspelmeister, Nachtpocher, Grubenjungen, Wäschjungen, Scheidejungen u. s. w.

Das Bergglöckchen, welches vom Petersthurme die Zeit des Einfahrens verkündet, die eintönig sich wiederholenden Anschläge der Signalglocken, welche den gleichmäßigen Gang der Wasserhaltungsmaschinen melden, die zur Grube gehenden oder von der Grube kommenden Bergleute mit ihrem „Glück auf!“ dem einfachen, aber bedeutungsreichen Gruß und Gegengruß, machen auf den Besucher von Freiberg einen eigenthümlichen, interessanten Eindruck.

Wenn auch der Bergkittel bei Weitem nicht mehr so allgemein getragen wird als vor Jahrzehnten, so erhält man doch auf jedem Schritte die Erinnerung, daß man in einer Bergstadt sei.

Die Masse der Bergleute lebt allerdings nicht in Freiberg, viele wohnen von ihren Zechen entfernt; die ärmeren in Bergfreiheiten oder in auf alten Berghalden erbauten Häusern. Die umliegenden Orte Zug, Brand, Erbisdorf, Hilbersdorf, Halsbach, Conradsdorf, Tuttendorf, Halsbrücke, Sand, Rothenfurth, Groß-Schirma, Loßnitz u. s. w. stellen das Hauptcontingent der Bergleute vom Leder.

„Der Bergmann“, sagt B. Sigismund (Lebensbilder vom Erzgebirge, S. 57.) „stellt das Urbild des Erzgebirgischen Volkscharakters dar.“ Er ist „anstellig, fleißig, ehrlich, heimathliebend, wohlwollend-höflich, werkthätig-brüderlich, bei der Arbeit ernst, an Festtagen mit Anstand fröhlich und überaus genügsam.“ — Beim Erzbergbau ergreift in der Regel der Sohn den Beruf des Vaters. Während beim Kohlenbergbau nur die rohe mechanische Kraft des Arbeiters verlangt wird, muß beim Erzbergbau Mancherlei gelernt sein, was nur durch lange Uebung und durch sorgfältigen Unterricht erreicht werden kann.

Der Bergmannsknabe erhält in der Knappschaftsschule unentgeltlichen Unterricht und setzt sich nach den Schulstunden, etwa vom 12. Jahre an, schon mit an die Scheidebank, um die erzreicheren Stücken von den erzleeren unterscheiden zu lernen. Sobald er aus der Schule entlassen ist, wird er Scheidejunge, und erhält seine Schicht (Arbeitszeit) regelmäßig bezahlt. Die Schicht beträgt sechs, aber auch acht Arbeitsstunden. In der Regel arbeitet der Bergmann nur eine Schicht täglich. Zur Anfahrtstunde wird mit der Häuerglocke geläutet und seit 1595 im Huthause vor dem Anfahren und nach dem Ausfahren Betstunde gehalten. Mit etwa sechzehn Jahren

tritt der Junge in die nächste höhere Classe der „Grubenjungen" über, wo er vor Ort die gesprengten Steinstücke abräumt, oder den Karren (Hund) bis zum Förderschachte bringt. Nach einem weiteren Jahre wird er „Ausläufer" und arbeitet auf der Scheidebank, auf der Halde, oder bei den Pochwerken.

Mit dem 20. Jahre tritt er in die Classe der Lehrhäuer und darf den Zscherper im Leibgurt tragen. Hier beginnt sein Lohn mit „einem Gülden"; später erhält er für fünf Wochenschichten „einen Thaler", bringt es aber durch Verfahren von täglich einer „ledigen Schicht" auf etwa 8 bis 12 Mark. Seine Arbeit besteht vorwiegend in Bohren und Sprengen von Gesteins- und Erzmassen. In der Hauptsache bedient er sich des Fäustels und Bohrers und sprengt mit Dynamit. Wenn er sieben Jahre Lehrhäuer gewesen ist und ein „Probegedinge" bestanden hat, d. h. bei mehrwöchentlicher Geding- oder Accord-Arbeit einen Schichtlohn von 70 Pfennigen erarbeitet hat, so wird er Doppelhäuer oder Knappe und hat als solcher das Vorrecht, zwei Zscherper im Gürtel zu tragen.

Die Tracht des Bergmannes ist in der Hauptsache unverändert geblieben. Die 1768 eingeführte Berguniform schloß sich den alten, volksthümlichen Formen derselben vollständig an. Der Bergkittel, eine kurze, vorn zugeknöpfte Jacke, von grober schwarzer oder schwarzgrauer Leinwand: das Bergtäschchen mit Feuer- und einigem Handwerkzeug; das Bergleder (Arschleder), die Blende mit dem Grubenlicht (Lampe) und der Berghut waren die Hauptbestandtheile des Anzuges.*)

Der bergmännische Kalender von 1790 sagt, der gemeine Bergarbeiter trägt eine runde, steife Mütze von Tuch, ohne alle Verzierung, mit einer schwarz und gelben Kokarde. Sein Oberkleid ist der allgemein bekannte Grubenkittel, den er auch für gewöhnlich trägt und tragen muß; vorn zusammengeknöpft, um die Hüften gegürtet, mit einem Bergleder versehen. Knöpfe und Aermelaufschläge waren zu dieser Zeit verschiedenartig; die ersteren weiß oder gelb, die letzteren scharlach, carmoisin, paille oder weiß, um die verschiedenen Bergämter zu unterscheiden. Unter der Mütze (oder dem Berghut von Filz) trug man einen weißleinenen Capuchon mit Flügelenden, bei Paraden weißleinene, enge Hosen, weiße Strümpfe, schwarze Kniebügel; eine schwarze Bergtasche, eine messinggefütterte Blende mit dem Grubenlicht; bei Paraden die Bergparde, die Zimmerlinge den Kaukam. Die Hüttenarbeiter trugen, wie hier gleichzeitig mit erwähnt werden mag, ein langes weißes Ueberhemd mit gelben Knöpfen und rothen

*) Rost, Trachten der Berg- und Hüttenleute (mit Abbildungen).



Aermelaufschlägen, weiße Beinkleider, eine Lederschürze, schwarze Filzhüte, darunter eine weißleinene Kappe; in der Hand die Furkel, den Glätthaken, oder das Stecheisen.

Der Tracht des Häuers schließt sich die der Steiger und Obersteiger, der Obereinfahrer, Schichtmeister, Bergmeister u. s. w. bis zum Berghauptmann und Oberberghauptmann an, indem eine jede höhere Rangstufe reichere Verzierungen am Berghute und dem Grubenkittel hat, so daß eine völlige Berguniform entsteht. Die höheren Beamten tragen Säbel und kostbar verzierte Bergparden.

In früheren Zeiten waren in Freiberg große Bergaufzüge nicht selten, bei welchen Berg- und Hüttenleute mit allen niederen und oberen Beamten, mit Einschluß der höchsten, in ihrer alterthümlichen, reichen Tracht paradirten. „Solche Aufzüge, besonders wenn sie unter den Klängen feierlicher Märsche und dem Wehen prächtiger Fahnen beim Scheine unzähliger Grubenlichter und Fackeln erfolgten, haben jederzeit einen ungewöhnlichen Eindruck hervorgebracht.“ (Gerlach, S. 70.)

Der Bergmann sieht dem Bergfeste freudig entgegen. Unter Anführung von Steigern rücken die einzelnen Züge nach dem Sammelplatze. Eine Abtheilung holt mit Musik die Fahne vom Bergamte. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung.

Voran schreitet ein Schichtmeister in ganzer Parade. Den Kopf bedeckt der hohe cylindrische Schachthut, grün überzogen, oben und unten mit Goldtresse eingefaßt, vorn das königliche Wappen aus Blech getrieben und vergoldet, an der linken Seite die sächsische Kokarde, aus welcher der schwarze, unten gelb unterbundene hohe Federstutz hervorragt. Den Oberkörper kleidet die enganliegende, schwarzblaue Puffjacke (der Bergkittel) mit vergoldeten Knöpfen, goldbetreßtem Stehkragen und silbernem Stern, sowie mit weißen Aufschlägen am Handgelenk. Die weißen, enganliegenden Hosen und Gamaschen verleihen ihm ein schmuckes Aussehen. Die Kniee sind mit schwarzledernen Kniebügeln versehen und hinten ist das Bergleder befestigt. Ein Säbel mit vergoldetem Gefäß ziert die Seite und in der rechten ruht ein schwarzer Stock.

Hinter dem Schichtmeister folgen die Knappschaftsältesten, ähnlich wie dieser gekleidet, nur statt des Hutes den Kopf mit einer sog. fliegenden Kappe bedeckt, einer Art Haube von weißer Leinwand, hinten mit weißem, zwei Zoll breiten, flatternden Bande.

Es kommen nun drei Züge Häuer, angeführt von je einem Steiger. Die Häuer tragen Schachthüte und Paradekittel von schwarzer Leinwand, unter deren liegenden Kragen ein mit Spitzen besetzter

weißer Leinwandkranz hervorsteht. An die bis zu den Knieen reichenden weißen Leinwandhosen schließen sich weiße Strümpfe und schwarze Schuhe. An der rechten Schulter ruht ein Beil, die Bergparde.

Es folgt nun in Bergmannstracht das Musikcorps und darauf die Bergfahne, vom ältesten Steiger getragen.

Dahinter gehen die Beamten der theilnehmenden Gruben in halber Parade, d. h. in blauschwarzer, mit goldenen Tressen und Knöpfen besetzter Kleidung, an der Seite den Säbel, auf dem Kopfe den dreieckigen Hut mit grünseidener silberner Cokarde. In ihrer Mitte haben sie den Bergprediger.

Die Berghandwerker, Schmiede, Maurer und Zimmerlinge bilden das Centrum des Zuges und die Häuer und Lehrhäuer (ohne Kniebügel), Knechte und Bergjungen den Schluß.

Der jüngste Steiger geht zuletzt.

Nach dem Gottesdienste marschiert die Bergparade wieder nach dem Markte zurück, wo sie entlassen wird.*)

Das Tagesleben des Bergmannes beginnt mit der Wanderung nach dem Berggebäude auf hoher Halde. Die Namen der Berggebäude haben zum großen Theile eine religiöse, glaubensvolle Beziehung, wie z. B. Liebe Gottes, Gottes Hilfe, Christbescheerung, Unsere liebe Frau am Wege, Himmelfahrt, Himmelsfürst u. s. w., oder eine locale Bezeichnung, wie z. B. Rothe Grube, Hohe Birke, Weißer Hirsch, Thurmhof, Reiche Zeche, Mordgrube, Brüllender Löwe, Neugeschrei u. s. w., oder sie beziehen sich auf Heilige, Fürsten, Grubeneigenthümer, wie z. B. Abraham, Elisabeth, Johannes, Herzog August, Prinz Leopold, Kurprinz, Fürst zu Sachsen u. s. w., abgesehen von zahlreichen einzelnen, ganz eigenthümlichen Namensgebungen.

In früher Morgendämmerung, einen Theil des Jahres sogar noch bei Dunkelheit, erreicht der Bergmann das Grubengebäude, wo sich die Bergleute in der Betstube vereinigen und nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet zu ihrer Arbeit hinabsteigen. Die Fahrten sind nach Maßgabe der Strecke, auf welcher gearbeitet wird, und nach der Tiefe, in welche der Schacht vorgedrungen ist, verschieden tief. Zur Zurücklegung einer jeden Fahrt zwischen den 24 Lachter (48 m) von einander liegenden Strecken dienen etwa 144 Sprossen, welche auf 5 bis 6 Leitern abwärts wie aufwärts, bei einer Schachttiefe bis zur 10. Strecke also ungefähr 1440 Sprossen zu steigen sind. Wo keine Fahrkunst das Ausfahren und Einfahren erleichtert, kann man

*) Dr. M. Spieß, Aberglaube, Sitten und Gebräuche des sächsischen Obererzgebirges.



für je sechs Gezeugstrecken eine volle Stunde zum Ausfahren, über eine halbe Stunde zum Einfahren an Zeit rechnen.

Auf der entsprechenden Gezeugstrecke begiebt sich der Bergmann „vor Ort“. Hier, weit entfernt vom Förderschachte, wo er eingefahren, arbeitet er häufig mit Mehreren, aber oft ist der Bergmann allein, einzeln, fern von allen Andern, nur sich selbst und seiner Arbeit überlassen. Beim geringen Grubenlicht Schlägel und Eisen gebrauchend, mit Dynamit das Gestein sprengend, verfolgt er die Erzader, mit jedem Hammerschlage hoffend, daß sie reichen Bergsegen bringe.

Mit dem tauben Gestein werden Räume in den Gruben wieder zugesetzt, um das Ausfördern zu Tage zu ersparen, oder es wird auf die Halde geschüttet. Die Gangart, von den Berg- und Scheidejungen auf der Scheidebank klein geschlagen, wird wiederum nach ihrem Werthe geschieden und die erzhaltigen Stücke auf dem Pochwerk durch Stampfen zermalmt und in Wasserbecken geschlämmt, wobei sich die schwereren Erztheile zu Boden setzen und der leichtere Schlamm vom Wasser fortgeführt oder auf andere Art davon getrennt wird. Die gewonnenen silberhaltigen Schlämme werden getrocknet und an die Hüttenwerke abgeliefert.

In der Regel wird der Abbau einer Grube nicht von einem Einzelnen (Eigenlehner) betrieben, sondern von einer Gewerkschaft, welche nach bestimmten Antheilen (Kuxen) die Kosten, beziehentlich den Gewinn unter sich vertheilt. Die Gewerkschaft ist eine Genossenschaft, bei welcher das Gesammtvermögen der Unternehmung für die Verbindlichkeiten derselben haftet. Als Vorstand des Unternehmens stehen der Schichtmeister und der Obersteiger unter Aufsicht und Leitung des Bergamtes an der Spitze. Die Bergarbeiter (Knappen) haben wiederum unter sich selbst eine genossenschaftliche Verbindung (Knappschaft), welche in ihrer Organisation den Zünften ähnlich ist. Die Knappschaftscasse wird aus den regelmäßigen Beiträgen der Bergarbeiter und Werkseigenthümer, welche beide gesetzlich verpflichtet sind, derselben beizutreten, sowie aus Büchsenpfennigen und Strafgeldern gesammelt, und dient zur Unterstützung bergfertiger Arbeiter, wie zu Vertheilung von Almosen. Die Versammlung der Berg- und Hüttenleute zum Knappschafthalten, d. h. zur Verhandlung und Besprechung ihrer Angelegenheiten, womit in der Regel ein feierlicher Aufzug und eine gemeinschaftliche Feier verbunden war, findet nur selten statt. Das letzte Freiberger Knappschaftsfest wurde 1836 im Kaufhaus abgehalten. Die Freiberger Knappschaftscasse ist schon seit 1503 eine segensreiche Pensions- und Unterstützungsanstalt. Die Bergknappschaft und die Hüttenknappschaft besitzen noch ihre alten

Fahnen, sowie werthvolle Gefäße. Außer den Knappschaftscassen stammen noch zahlreiche milde Stiftungen aus alter Zeit.

In der Regel werden bei jeder Gewerkschaft 128 Kuxe ausgegeben; doch wächst ihre Zahl noch durch die zum Vortheil bestimmter Personen oder Grundstücke, z. B. Knappschaftscasse, Kranken- oder Schulcasse, Gemeinde, Kirche u. s. w. zugeschriebenen Freikuxe, welche keine Zubußen zahlen, sondern nur an der Ausbeute Antheil haben. Die Grunderbkuxe erhält der Besitzer des Grund und Bodens als Entschädigung, daß er sich die Anlage des Schachtes und der Schachtgebäude, der Wege und Gräben, das Stürzen von Halden u. s. w. muß gefallen lassen. Jeder Kux gilt als ein besonderer, mit dem Bergwerkseigenthum nicht weiter in Verbindung stehender Vermögenstheil; es giebt ganze und getheilte Kuxe; diese können verpfändet, veräußert und vererbt werden.

Der Bergbau auf edle Metalle ist ein Regal. Nur dem Landesherrn steht das Recht zu, die unterirdischen Schätze zu heben. Wollen daher Privatpersonen Bergbau auf edle Metalle betreiben, so können sie dies nur auf Grund besonderer Verleihung. Für den bergmännischen Betrieb gilt daher als Regel, daß die Bergschätze demjenigen gehören, welcher nach erlangter staatlicher Erlaubniß nach ihnen sucht und die Grube unter Aufsicht der Bergbehörde gehörig fortbaut. Um dieses Recht zu erwerben, muß man das Vorhandensein von im Bergfreien befindlichen Mineralien nachweisen. Dies erfolgt durch das Schürfen. Zu diesem Zwecke wird vom Bergamt eine auf bestimmte Zeit und gewisse Gegend lautende Erlaubniß, der Schürfzettel, ausgestellt. Sind wirklich Erzlagerstätten erschürft worden, so wird gemuthet, d. h. Besitz und Eigenthum der aufgefundenen Erzlagerstätte durch das Bergamt bestätigt. Dabei wird der Umfang der Verleihung bestimmt. Bei Gängen erfolgt die Vermessung nach geviertem Feld dergestalt, daß man an den Saalbändern des Ganges haltend, und die Mächtigkeit des Ganges nicht mit rechnend, 3½ Lachter in das Hangende und 3½ Lachter in das Liegende mißt, und mit dieser Begrenzung dem Gange folgt. Hinsichtlich der Tiefe erstreckt sich die Verleihung senkrecht bis in die „ewige Teufe“.

Der Schacht, welchen man anlegt, um zu den Erzgängen in der Tiefe zu gelangen, ist entweder senkrecht (saiger) oder etwas schräg (donleg = tonnlegend). Derselbe hat einen viereckigen Querschnitt, dessen Ausmaße von den zu fördernden Massen bestimmt werden. In der Regel bildet ein mit Brettern abgeschlossener Theil des Schachtes den Fahrschacht, in welchem die Bergleute auf Leitern (Fahrten) auf- und absteigen; ein zweiter Theil den Förderschacht,

in welchen in Kübeln oder Karren, an Seilen von Draht ꝛc. die aus dem Schachte zu Tage zu bringenden Erze oder Steine mit Maschinenkraft heraufgewunden werden; ein dritter Theil den Kunstschacht, welcher die Wasserhaltung enthält, großartige Pumpwerke, welche die Wasser aus der Tiefe bis auf den nächsten Stolln heben. Nächstdem dient der Schacht) (oder ein besonders angelegter Wetterschacht), um innerhalb der Grube den nöthigen Luftwechsel zu bewirken.

Die Strecken werden nahezu horizontal angelegt, $1\frac{1}{2}$ m weit, 2 bis $2\frac{1}{2}$ m hoch, vom Schachte aus in verschiedener Richtung nach den Erzgängen hin oder diesen folgend. Die Strecken, welche dazu dienen, die zufließenden Wasser den Kunstgezeugen zuzuführen, um sie auf die Hauptstollnsohle heben zu können, werden Gezeugstrecken genannt. Die Stolln, welche von der nächst zugänglichen Thalsohle in das Grubenfeld geführt werden, dienen hauptsächlich zur Abführung der Grubenwasser. Schon im 16. Jahrhundert wurde der Thelersberger Stolln im Brander Revier, der alte tiefe Fürstenstolln im Freiberger Revier mit seinen späteren Fortsetzungen, dem Kurfürst Johann-Georgenstolln und dem Moritzstolln, angelegt.

Für den Betrieb der Wasserhaltungsmaschinen dient außer den in neuester Zeit an verschiedenen Stolln angelegten Dampfmaschinen eine ausgedehnte Anlage von Wasserzuführung in Gräben und die zur ausdauernden Speisung derselben nöthigen Sammelteiche. Die elf Sammelteiche des Freiberger Revieres können 5 Millionen cbm Wasser fassen und in normalem Ablauf 565 Liter Wasser in der Secunde abgeben, um im Ganzen 33 Wassersäulen-, Radkunst- und Turbinengezeuge, 14 Kehrrad-, Wassersäulen- und Turbinengöpel und 39 Wäsch- und Walzwerksräder zu treiben. Die Wasserleitungen hatten 1874 eine Länge von 80 149 m. Der große Teich in Großhartmannsdorf, etwas über 55 ha umfassend, ist 1726 bis 1732 angelegt worden.

Es ist im hohen Grade interessant, das Innere eines Bergwerkes zu besuchen. Die Gelegenheit dazu ist auf der Himmelfahrt-Fundgrube geboten. Man meldet sich auf der Expedition des Abrahamschachtes, etwa 10 Minuten vom Donatsthurm, wo man gern Erlaubniß und einen Führer erhält. Die sehr mäßigen Gebühren fließen zum Theil in die Unterstützungscasse des Werkes, zum Theil sind sie dem Führer bestimmt, zum Theil zum Entgelt für Fahrkleider, Berghut, Fahrkappe, Bergleder, Geleuchte, Waschwasser mit Seife und Trockentuch. Man kleidet sich im Huthause des Abrahamschachtes vollständig um und geht von da nach dem Elisabethschachte, wenn man die bequemere Einfahrt auf schrägstehender Fahrt

der auf senkrechter vorzieht. Neben dem Fahrschachte gleiten auf schiefer Ebene die Fördertonnen auf und ab, ein starkes Getöse innerhalb des nur in Felsen gehauenen Schachtes hervorrufend. Das Einfahren ist sehr bequem; die doppelten Griffstangen verhindern jede Gefahr. Auf jeder Strecke (nach der einen Angabe 40 m, nach einer anderen Angabe 24 Lachter, also 48 m Abstand) ist die Fahrt des Luftzuges, wie der Sicherheit wegen mit einer Fallthüre geschlossen. Bis in die Strecke des Rothschönberger Stolln steigt man etwa $^3/_4$ Stunden, und ist nun ungefähr 235 m unter Tage. In den $1^1/_2$ m breiten etwa 3 m hohen Strecken wird man zu den verschiedenen Orten geführt, an welchen gearbeitet wird, kann aber noch weiter in die Tiefe dringen, wenn man die Einsamkeit des Bergmannes vor Ort vollständig auskosten will.

Es ist erklärlich, daß bei dem geringen Bildungsgrade früherer Zeiten die Phantasie dem Bergmann manchen Streich spielte, und gute und böse Berggeister, Gnomen und Kobolde, ... „Männlein winzig kleiner Art, mit recht struppig großem Bart, dicke Köpfe auf dem Nacken, angethan mit Bergmannsjacken, auch ein Leder um den Bauch, nach dem alten Bergmannsbrauch, und Kapuzen auf dem Kopf“ ..... blaue Flämmchen, irrende Lichter und Grubenlämpchen, ebenso eine Rolle hatten, wie Umherhuschen, Pochen, Trappen und Tappsen in den Gruben oder wie glückverheißende Amulette, Schutzbriefe, Geheimmittel, Wünschelruthen u. s. w. Vor der immer weiter greifenden Aufklärung und Bildung ist das Gebiet des Aberglaubens zurückgewichen, dafür aber dem Bergmanne eine tief gegründete Religiosität und Gläubigkeit verblieben, an welcher er in seinem schweren Berufe vollen Anhalt findet.

Seit 1770 besteht eine königliche Bergschule, welche junge und anstellige Bergarbeiter zu Steigern für den vaterländischen Bergbau ausbildet.

Der schwere und mühselige Beruf des Berg- und Hüttenmannes, der mit mannigfachen Beschwerden verbunden ist, hat nicht selten zwei eigenthümliche Krankheiten im Gefolge, welche unter den Namen Bergkrankheit, Berg- und Hüttenkatze bekannt sind. Sie werden beide durch das Einathmen mineralischer Beimengungen und vielfach verderbter Luft hervorgerufen. Die Bergsucht kennzeichnet sich durch Athmungsbeschwerden, welche häufig zur Abzehrung führen, während die Hüttenkatze unter allen Anzeichen langsamer Bleivergiftung in Folge des Einathmens von Blei- und Arsenikdämpfen die Erkrankten zum höchsten Grade abmagert und entkräftet, wenn nicht rechtzeitig Hülfe eintritt. Diese Krankheiten rafften früher, wo die Fürsorge für die Gesundheit der Arbeiter eine bei Weitem noch nicht so ein-

gehende war, wie jetzt, einen großen Theil der Berg- und Hüttenleute frühzeitig hin. Ein großer Theil welkte im 40. Lebensjahre hin nnd nur wenige erreichten ein höheres Alter. An den Hohöfen wurden viele Arbeiter mit der Zeit blind; in den Gifthütten und Blaufarbenwerken gingen sie schnell zu Grunde, und nur in den Silber- und Zinnhütten und in den Eisenhütten erreichten die Arbeiter ein höheres Lebensalter.

Eine tiefempfundene Darstellung des Bergmannslebens in seinem ganzen Umfange giebt der bekannte Bergmannsgruß (Einleitung, Kindergesang, Steigerarie, Männerchor, Grubenlied, Silberblick, Letzte Fahrt). *)

Der Bergmann hat sich im Laufe der Jahrhunderte seine eigene in hohem Maße einfache und bezeichnende Berufssprache gebildet. Bei treuem Festhalten am überlieferten Alten besitzt sie eine Frische, Anschaulichkeit und Knappheit, besonders in allen Zusammensetzungen, welche ein beredtes Zeugniß für ihre Lebenskraft giebt. **)

37. Der Silber-Bergbau.

Mit dem Fündigwerden der Silbererze traten die Meißner Markgrafen in eine Machtstellung, welche bei der Errichtung der Grenzmarken nicht geahnt worden war.

Fehlt es auch nicht an Uebertreibungen, welche im Gewande der Sage Jahrhunderte lang sich erhalten haben; so war doch unzweifelhaft die Ergiebigkeit des Bergbaues eine der Hauptstützen der wachsenden Macht der Meißner Markgrafen.

Allerdings giebt es für die ersten Jahrhunderte des Bergbaubetriebes keine nur einigermaßen sichere Unterlage, um die Größe der Ausbeute zu beurtheilen, und schon hierin liegt es, daß man die Ausbringer der früheren Zeiten immer als außerordentlich groß bezeichnet. Gewiß wurden in vielen Fällen ungewöhnliche Schätze gehoben; man würde aber fehl gehen, wollte man das allgemeine und durchschnittliche Ausbringen der Gruben auf diese Höhe setzen.

Die Unzulänglichkeit der technischen Hülfsmittel, die mangelhafte Förderung und Wasserhaltung, der auf Schlägelarbeit und Feuersetzen

*) Der Bergmannsgruß „Glück auf!“ Gedicht von Moritz Döring. Musik von August Ferdinand Anacker. Freiberg, Gerlach.

**) M. F. Gätzschmann, Professor, Sammlung bergmännischer Ausdrücke. 2. Aufl. Freiberg, Craz & Gerlach. 1881.

Dr. J. Poeschel, Ein Beruf ohne Fremdwörter. Leipziger Zeitung. Wissenschaftl. Beilage 1885, Nr. 45.



beschränkte Betrieb, die Kleinheit der Grubenfelder, die Unvollkommenheit des Hüttenwesens, die Zersplitterung der Betriebskräfte, die geringe Tiefe der meisten Grubenbauten — Alles dies bestätigt nur, daß das Ausbringen in jenen früheren Zeitabschnitten sehr großen Schwankungen unterworfen war.*) Je weniger man es verstand, den Bergbau kunstgemäß zu führen, um so mehr wurde Raub- und Versuchsbau betrieben. Man schlug hier ein, man schlug dort ein; Zechen, welche keine Ausbeute gaben, wurden schnell verlassen, und das Aufkommen neuer, hoffnungsreicher Bauten veranlaßte die Bergleute schnell dem Berg-Geschrei nachzuziehen.

Freiberg, Ehrenfriedersdorf und Schneeberg galten um 1300 als die Hauptpunkte des Silberbergbaues. Der angeblich schon von den Sorbenwenden betriebene und um 1250 ergiebige Bergbau von Dippoldiswalde war 1266 durch eine Wasserfluth zum Erliegen gekommen. Der Frankenberger Silberbergbau auf dem Trappenauer Stolln und Reiche Segen Gottes Zeche kam durch den Kriegseinfall König Adolfs (1297—1308), welchen die Freiberger Silbergruben gewaltig reizten, sowie durch die 1312 bis 1318 herrschende Theurung, Hungersnoth und Pest zum Erliegen.

„Das Bergwerk“ blieb jedoch bei den verschiedenen Landestheilungen ungetrennter, gemeinschaftlicher Besitz. Folgedessen entwickelte sich eine eigenthümliche bergmännische Verfassung. Schon unter Heinrich dem Erlauchten (1247—1288) sind die Grundzüge derselben, sowie des Berg- und Münzregales der Meißner Markgrafen zu erkennen. Angeblich soll jedoch schon Markgraf Otto der Reiche 1185 das Bergregal durch Kaiserliche Verleihung erhalten haben. Die Urkunde über die Chemnitzer Theilung 1382 bestätigt die Gemeinschaftlichkeit des Bergwerks und der Einsetzung der Amtsleute bei demselben; eine Urkunde von 1407 bestimmt den Preis der Mark Silber Prager Gewichts mit 64 böhmischen Groschen, den Verkauf der Metalle überhaupt, den Bergzehnten, den Münzfuß 2c. Es entstehen Berggerichte und das Freiberger (dem Iglauer nachgebildete) Bergrecht. Die Bergleute bildeten einen eigenen Stand mit mannigfachen Vorrechten und Befreiungen. Ihr treues Halten

*) Das Silberausbringen des Freiberger Revieres von 1524 bis mit 1847 von Oberbergamtsassessor W. v. Herder und Prof. M. F. Gätzschmann. (Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann 1849).

Die Production des Sächsischen Bergbaues und Hüttenbetriebes von 1825 bis 1858. (Zeitschrift des Statistischen Büreaus 2c. 1860. Heft 7 und 8.).

F. C. Frhr. von Beust, Oberberghauptmann, Ueber die Entwicklungsfähigkeit des Freiberger Silberbergbaues. Freiberg, Engelhardt, 1851.

zum Landesfürsten hatte sich schon 1296 bei der Belagerung von Freiberg durch König Adolf bewährt.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts fanden im Westen des Gebirges die großen Erzanbrüche statt. Die übertriebensten Erzählungen von dem unermeßlichen Ertrage der Bergwerke unter den Herzögen Ernst und Albrecht fanden in den großartigen Ausbeuten Entstehung und Bestätigung. Der Bergsegen des „Schneeberges" soll in den ersten 80 Jahren seines Bestehens jährlich 1$^1/_2$ Million Gulden betragen haben. Kuxinhaber und Arbeiter erhielten an Stelle geprägten Geldes Silberkuchen. Der Zwickauer Bergherr Martin Römer soll sogar zwei Frachtwagen mit Silberkuchen nach Nürnberg zum Verkauf gebracht haben. Auch am Schreckenberge soll die Ausbeute anfangs jährlich 125 000 rh. Gulden betragen haben. Diese Uebertreibungen werden jedoch durch die seit 1350 eingetretene Münzverschlechterung, sowohl wie durch die harten Steuern und die nach 1481 herrschende Wohlfeilheit der Lebensmittel widerlegt.

Dessen ungeachtet ist die Ausbeute um 1480 unzweifelhaft eine sehr bedeutende gewesen.

Die Herzöge Ernst und Albrecht hielten das Bergwerk hoch in Ehren.

Jeder Schacht hatte wenigstens einen Ganghäuer, welcher mit Schlägel und Eisen arbeitete. Der Tag wurde schon zu dieser Zeit in drei Schichten getheilt, jede von sieben Stunden; die erste begann früh 4 Uhr, die zweite Mittags 12, die dritte (Nachtschicht) Abends 8 Uhr. Die dazwischen liegenden Mittelstunden dienten zum Aus- und Einfahren. Wenn die Bergleute hartes Gestein mürbe machen wollten, so setzten sie Feuer, d. h. sie schichteten Haufen dürren Holzes auf und brannten sie an. Durch das Anzünden und Verbrennen der Hölzer entstanden die Schwaden, welche oft längere Zeit nicht gestatteten, die Grube zu befahren.

Der Schichtmeister vertheilte die Arbeit.

An Stelle des ursprünglichen Ausschöpfens der Grubenwasser und der Entfernung derselben durch den Menschen- oder Pferdegöpel, weshalb Matthesius sagt: „Bergarbeit ist eine Roßarbeit" — traten Radpumpen (zuerst in Ehrenfriedersdorf; nach einer anderen Angabe 1497 in Schneeberg), Pumpenkünste, Kehrräder oder Balgenkünste. Auch Stolln wurden zum Wasserabzuge getrieben. Die Bewältigung der Grubenwasser machte schwere Sorgen und 1489 wurde es auf dem Freiberger Reviere sehr zweifelhaft, ob die wegen Wasser ins Stocken gerathenen Baue überhaupt fortgesetzt werden könnten. 1473 wurde die erste Wasserkunst in Geising angelegt.

Die Förderung geschah mittelst der Haspel durch die Tonne;

seit 1504 mit dem Pferdegöpel. Der erste bei Schneeberg. Zwei Pferde leisteten die Arbeit von 10 Menschen. Bei 100 Ellen (60 m) Schachttiefe dauerte das Herauswinden der Tonne immer eine Viertelstunde. Die tauben Gesteine wurden auf die Halden gestürzt. Je weniger genau man es damit nahm, um so eher fanden sich Leute — und das schon Mitte des 13. Jahrhunderts — welche die Halden wieder ausklaubten.

Das edlere Erz wurde auf besondere Haufen gestürzt. Diese kamen nun auf die Pochbank und dann auf die Erzmühlen; seit 1507 auf das Naßpochwerk. Der Schlich wurde nun auf den Planheerd gebracht, dessen Boden mit leinenen Planen bedeckt war; Wasser darüber gelassen, der Schlamm abgewaschen und die Graupen zurückbehalten.

Nun war das Erz soweit, daß man es schmelzen konnte, entweder über den Stich, oder über den Gang, wie man es nannte. Jedes Erz erhielt zum Schmelzen einen Zusatz. War es nun flüssig, so zog man mit eisernen Hacken die Schlacken ab, oder man schöpfte mit eisernen Kellen „die Bleie darinnen das Silber ist und geußt es in eiserne Pfännlein“. Solche Kuchen, sowie den zuletzt ausgeschöpften „König“ nannte man Hüttenwerk oder Werksilber. — Wenn das Feuer und Gebläse aber recht regiert wurde, so trieb das Gebläse das Blei vom Silber zu Rande. „Jetzt will das Silber blicken.“

Diese Art des Röstens und Schmelzens verbrauchte natürlich ungeheure Mengen von Holz und Holzkohlen.

Die Ausbeute durfte aber nur an den Landesherrn verkauft werden. Schon das älteste Bergrecht sagte: „Das Silber gehört in die Münze zu Freiberg.“ Aber schon 1487 sollten von dem gewonnenen Silber erst die Hüttenkosten abgezogen, und sodann dem Landesherrn der Zehnte, den Stöllnern (Stollngewerken) darauf der Neunte gezahlt werden.

Die Wettiner Fürsten richteten um 1500 ihre Blicke aufmerksam auf den Bergbau. Herzog Georg erließ die Annaberger Bergordnung von 1509, eine Erweiterung und Ergänzung der Schneeberger Bergordnung von 1492, dem ältesten Gesetze dieser Art, an „das treue Bergvolk“. Durch zahlreiche Vorrechte, Befreiungen und Begünstigungen sollte „das Bergwerk“ gefördert und die Menge zum Bauen gereizt werden. Das alte Freiberger Bergbuch lag allen Entscheidungen in Bergsachen zu Grunde; das Eigenthümliche im Leben, in der äußeren Erscheinung wie im Bergwesen überhaupt begann sich als ein geschlossener Ring auszubilden.

Bis Mitte des 15. Jahrhunderts standen alle Bergwerke unter dem Bergmeister in Freiberg. 1466 wurde ein zweiter Bergmeister

ernannt, und das Gebiet des ersten Bergmeisters mit Freiberg, Zwickau, Geyer und Ehrenfriedersdorf begrenzt. Um 1510 wurde ein Bergamt eingesetzt, und Anfang des 17. Jahrhunderts der thatsächlich schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts bestehende Bergschöppenstuhl in Freiberg errichtet.

Vor allem widmete Kurfürst August dem Bergbau große Aufmerksamkeit und die in der Allgemeinen Bergordnung von 1554 gegebenen gesetzlichen Bestimmungen zeugen von der tiefen Einsicht, welche er auch in Bezug auf den Bergbau gewonnen hatte.

Seit 1542 war für den ganzen gebirgischen Kreis ein Oberhauptmann eingesetzt, vorher schon ein Berghauptmann in Schneeberg und ein Berghauptmann in Annaberg, endlich 1548 auch ein besonderer Berghauptmann in Freiberg. Seit 1558 stand der Hauptmann im Erzgebirge an der Spitze der zahlreichen Beamten des Bergwesens, welches hierdurch eine einheitliche Leitung erhielt.

In technischer Beziehung sind in diesem Zeitraume nur die 1549 beginnende Einführung von Stangenkünsten, Kunstgestängen, Kunstwerken zur Wasserhaltung, 1555 die Erfindung des Rohschmelzens; 1561 die erste Stollnmauerung; 1567 die erste Grubenmauerung durch den Bergmeister Martin Planer in Freiberg zu nennen.

Die von Kurfürst August durchgeführte Regelung des Münzwesens war vom vortheilhaftesten Einflusse auf den Erzbergbau. Die seit 1350 eingerissene Münzverschlechterung hatte dazu geführt, daß die alte Schockrechnung, nach welcher z. B. 1380 die lothige Mark Silbers mit 64 breiten Freiberger Groschen ausgeprägt wurde, immer mehr von der Guldenrechnung verdrängt wurde, so daß 1497 der Goldgulden zu 21 Groschen, von denen 7 auf 2 Loth Silber gingen, geprägt wurde, was zum Meißnischen Gülden führte. 1556 wurde die Münzstätte von Freiberg nach Dresden verlegt, und die Münzordnung von 1558 bestimmte, daß der Guldengroschen zu 24 Silbergroschen ausgemünzt werden sollte, woraus die Thalerwährung hervorging.

Die Verhältnisse des Bergbaues wurden auch von Kurfürst Christian II. durch verschiedene Gesetze geordnet. 1555 wurde das Oberhüttenamt errichtet, und 1578 die Abhaltung des Gebetes vor und nach dem Anfahren auf den Gruben bestimmt. 1589 erließ er die Bergordnung vom 12. Juni und die Schmelz- und Hüttenordnung vom 12. September; 1606 errichtete er das Berggemach mit der Bergkanzlei; 1609 ertheilte er den bei den Bergwerken angestellten Personen den privilegirten Gerichtsstand und 1624 erhielten

die Bergstädte Befreiung von der halben Landsteuer gegen Verwendung dieses Betrages im Bergbau.

Der Ertrag des Bergbaues war aber schon Anfang des 17. Jahrhunderts bedeutend zurückgegangen. 1620 und 1640 fehlte im Schneeberger Revier die Ausbeute fast vollständig und die 1635 beginnende Kobaltnutzung konnte das bei Weitem nicht ausgleichen. Der Einfluß des dreißigjährigen Krieges war ein vernichtender. — „Wenn schon bei den Bergwerken Gottes reicher Segen noch schein„barlich vor Augen und zu verspüren sei, so hätten sie doch hülf„reiche Handleistung äußerst von nöthen, wenn nicht die Stolln „vollends verbrechen, und die Zechen mit Wasser oder sonsten zu „Sumpfe gehen sollten."

Zu allen Drangsalen des Krieges gesellte sich noch die seit 1609 eingetretene Ueberschwemmung des Landes mit geringwerthigem Gelde.

Erst seit 1656 trat wieder eine Zeit des Aufschwunges im Bergbau ein. Die Leitung aller Bergsachen kam an das 1661 errichtete Bergraths-Collegium. Freiberg, Schneeberg und Marienberg, vor Allem aber das neugegründete Johanngeorgenstadt zeichneten sich durch den Reichthum ihrer Reviere an Silberertrag aus. Dagegen beschränkte sich der Bergbau in Annaberg, Geyer und Ehrenfriedersdorf fast nur noch auf Zinn und Kobalt. Seit 1690 wurde die schon 1613 an einzelnen Orten angewendete Schießarbeit in den Gruben allgemein. 1707 unternahm man auch die Mauerung der Gruben, zuerst auf dem Thurmhof bei Freiberg. Von großem Einfluß war die Einführung der Stoßheerde zur Erzwäsche, die allgemeiner werdende Aufstellung von Kunstgezeugen und später Wassersäulenmaschinen auf den größeren Gruben, sowie ausgedehnte Teich- und Röschenanlagen zur Wasserhaltung.

Von durchgreifender Wirkung war die Errichtung der General-Schmelzadministration (1710), welche den seit 1582 gebräuchlichen landesherrlichen Erzeinkauf regelte und seit 1712 vollständig durchführte, so daß eine Anzahl kleinerer Hütten eingingen. Nicht weniger wichtig war die Bergresolution von 1709 „zur Abstellung von Mängeln und Gebrechen im Bergwesen." Die Jahresausbeute stieg in Folge dessen in kurzer Zeit um die Hälfte. Besonders einflußreich ward die Stollnordnung von 1749 und der seit 1755 geleitfreie Transport aller Bergwerksmaterialien, sowie endlich die 1738 stattfindende Einführung des Leipziger Münzfußes als Reichsmünzfuß. Der Leipziger Münzfuß hatte schon 1690 die Ausprägung der Mark fein Silber mit 12 Thaler oder 18 Gulden festgesetzt mit der Ausprägung von Zählthalern (Species) zu 1 Thlr. 8 gr. und der

Torgauer Vertrag bei der Ausprägung kleinerer Münzen die Ausprägung der Mark mit 12 Thlr. 9 gr. gestattet.

Der siebenjährige Krieg mit dem großen Elend, welches er über Sachsen und das Erzgebirge brachte, und die ihn begleitende Münzzerrüttung, brachte au den Bergbau an die Grenze des Erliegens.

Ein frisches Leben trat erst nach dem Hubertusburger Frieden in den ganzen Bergbau. Während die Maßregeln der Regierung Handel und Wandel zu beleben, die Sicherheit des Verkehres zu befestigen, den allgemeinen Credit des Landes zu heben suchten, war besonders das Mandat von 1763 von tiefem Einflusse, indem es das Conventionsmünzsystem in voller Reinheit annahm, welches die Regierung mit musterhafter Treue bis in die neueste Zeit durchführte und damit den allgemeinen Wohlstand auf das Kräftigste förderte.

1764 erließ das Freiberger Oberbergamt eine Anweisung über die Führung der Grubenregister, 1768 eine neue Instruction für die Markscheider der obererzgebirgischen Reviere (Marienberg, Ehrenfriedersdorf, Annaberg, Johanngeorgenstadt). Zu gleicher Zeit traten verschiedene Stiftungen zum Besten der Bergarbeiter ins Leben; die alten Knappschaftscassen erhielten eine bessere Organisation und um 1768 wurden fast in allen Revieren Bergmagazine angelegt, welche schon im Theurungsjahre 1770 ihren wohlthätigen Einfluß äußerten.

Große Verbesserungen wurden, namentlich im Maschinenwesen und im Hüttenwesen eingeführt. Hier machte sich der Einfluß der 1765 gegründeten Bergakademie sehr bald kenntlich, welche dem beginnenden Aufschwunge die Bahn brach, indem der Bergbau seine Maschinentechniker und seine Hüttentechniker nunmehr selbst ausbildete. Um 1770 führte man die ungarischen Hunde, ferner die Wassersäulenmaschinen, 1773 die großen Wassergöpel, und wenige Jahre später die Hebemaschine auf dem Kurprinzenkanal ein. Für die Wasserwirthschaft des Freiberger Revieres war die Anlage des Dörnthaler Bergwerksteiches (1787 bis 1789, ca. 15 ha groß) und des Dörnthaler Kunstgrabens, welcher das Flöhawasser durch den fast 2 km langen Friedrich-Bennostolln herbei brachte, von außerordentlicher Bedeutung.

Um 1770 führte man die Stoßheerde ein und 1787 bis 1790 wurde das Amalgamirwerk zu Halsbrücke errichtet.

Anfang des 19. Jahrhunderts zählte man auf dem Erzgebirge etwa 700 Gruben mit gegen 12 000 Bergleuten, während 50 000 Menschen vom Bergbau lebten.

Der Erzgebirgische Bergstaat bestand 1815 aus dem Oberbergamt und dem Oberhüttenamt zu Freiberg.

Unter dem Oberbergamt standen die beiden Oberzehndner- und

Austheilerämter in Freiberg und im Obergebirge, die Bergakademie und die Bergämter Altenberg mit Berggießhübel und Glashütte, Annaberg, Freiberg, Geyer mit Ehrenfriedersdorf, Johanngeorgenstadt mit Schwarzenberg und Eibenstock, Marienberg, Scheibenberg mit Oberwiesenthal und Hohenstein, Neugeysing, Bärenstein, Seifen.

Unter dem Oberhüttenamte standen alle Schmelzhütten und das Halsbrückener Amalgamirwerk. Dagegen waren die Saigerhütte Grünthal, das doppelte Blaufarbenwerk in Oberschlema, die Blaufarben-Communfaktorei in Schneeberg, das Pfannenstieler, Zschopenthaler und Schindler'sche Blaufarbenwerk unmittelbar unter dem Geheimen Finanz-Collegium.

Unter der Verwaltung des Oberberghauptmann Frhr. v. Herder (1821 Berghauptmann, 1826 Oberberghauptmann) entwickelte sich auf Grund der alten organisch gebildeten Verfassung und eines edlen Standesgeistes ein außerordentlich reges bergmännisches Leben. Neue Maschinen wurden in Anwendung gebracht, das Schmelzwesen bedeutend verbessert (besonders seit der Einführung der Koaks im Hüttenwesen, 1820) und das Ausbringen bedeutend erhöht, wenn es auch noch nicht den Umfang der neuesten Zeit erreichte.

Im Freiberger Revier baute man auf Silber und Blei, im Altenberger auf Zinn und Eisen, im Glashütter auf Silber und Vitriol (schwefelsaure Metallsalze), im Marienberger auf Silber, etwas Arsenik und Zinn, in Geyer und Ehrenfriedersdorf auf Zinn, Vitriol und Arsenik, in Annaberg auf Silber und Kobalt, im Scheibenberger Revier (welches jedoch in dieser Zeit schon einging) auf Silber, Kobalt, Eisen, Arsenik, im Johanngeorgenstädter auf Silber, Eisen, Zinn, Vitriol, Schwefel, und im Schneeberger auf Silber, Kobalt, Wismuth, Eisen, Vitriol, Schwefel und Arsenik.

Die Abnahme der bergmännischen Production führte dazu, daß 1856 die Bergämter Annaberg mit Scheibenberg, Hohenstein, Oberwiesenthal, Marienberg, Geyer und Ehrenfriedersdorf, Bergamt Johanngeorgenstadt mit Eibenstock und Schwarzenberg und Bergamt Schneeberg aufgehoben und dafür das Bergamt Marienberg und das Bergamt Schwarzenberg eingerichtet wurden. Im Jahre 1868 hob man auch diese auf und das Bergamt Freiberg blieb als einziges in Sachsen. 1886, nach dem Ankaufe der großen Gewerkschaftsgruben, wurde die Oberdirection der Königl. Erzbergwerke in Freiberg errichtet.

Seit Anfang der vierziger Jahre hatte man den Grundsatz angenommen, die Erzmittel stärker anzugreifen, als bisher. Die Grubenarbeit war wenig verändert, doch benutzte man jede technische

Verbesserung. Für die Förderung legte man Schienenstränge und führte eine andere Art von Hunden (Förderwagen) ein, u. s. w. In der neuesten Zeit benutzt man Bohrmaschinen zur Gesteinsarbeit, doch haben sich dem Handbohren gegenüber bis jetzt keine wesentlichen Vortheile herausgestellt. Dagegen wird zum Sprengen Gelatine-Dynamit und elektrische Zündung verwendet. Zwischen dem Abraham- und dem Davidschachte ist eine große neue Erzaufbereitungsanstalt errichtet worden, während eine kleinere auf der Grube Beihilfe bei Halsbrücke schon seit September 1888 im Betriebe ist. Seit 1884 hat man auch Versuche gemacht, die Trennung der gepochten Erzgemenge nach den Gesetzen der Schwere durch Luftströme zu bewirken.

Die Beschaffung und Verwendung der Wasserkräfte hat immer große Aufmerksamkeit verlangt und erhalten. Durch ziemlich weitläufige und zusammengesetzte Anlage von Zuführungsgräben, Sammelteichen u. s. w. hat man eine gleichmäßig ausdauernde Leistungsfähigkeit derselben zu erlangen gesucht. Man zählt gegenwärtig elf große Bergwerksteiche, von denen der Dittmannsdorfer erst 1827 angelegt wurde. — Wahrscheinlich wird es noch möglich, vermittelst der Wasserkraft magnetelektrische Maschinen in Verwendung zu bringen; gewiß ist es aber auch der Zukunft vorbehalten, die Kraft der atmosphärischen Strömungen für die Zwecke des Bergbaues in Anspruch zu nehmen. Eine wesentliche Verstärkung der verfügbaren Maschinenkräfte hat allerdings schon durch die Einführung der Dampfmaschine stattgefunden, doch ist der Betrieb derselben immer mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden.

Es bestehen gegenwärtig nur noch zwei große fiskalische Hüttenwerke, die Halsbrückner Hütten und die Muldener Hütten. Der ungeheure Holzverbrauch der Hütten lichtete die Waldbestände des Gebirges ganz bedeutend. Man rechnet, daß durch die 1787 eingeführte Amalgamation auf der Halsbrückener Hütte allein jährlich über 10 000 Klaftern Holz erspart wurden.*) Die General-Schmelz-Administration wurde 1871 aufgehoben. Das in neuerer Zeit errichtete Hüttenlaboratorium dient zur Analysirung der Hüttenprodukte, zu chemischen Versuchsarbeiten u. s. w. Die 1556 von Freiberg nach Dresden verlegte Münze wurde 1887 nach den Muldener Hütten zurückverlegt.

---

*) Erinnerungen an Freibergs Bergbau. Ein Leitfaden bei dem Besuche der Halsbrückener Amalgamir- und Hüttenwerke, so wie beim Befahren der vorzüglichsten sich dazu am besten eignenden Gruben. Freiberg. Engelhardt. 1839.



Das Ausbringen des Erzgebirgischen Silberbergbaues war, wie schon bemerkt, im Jahre 1524 bis auf 5000 Mark, etwa 2600 Pfund, gesunken, was als die Folge der Verheerungszüge der Hussiten und der das Erzgebirge überziehenden Pest anzusehen ist. Von da an stieg dasselbe ziemlich gleichmäßig bis 1539 auf 26 000 Mark und von da an erhielt es sich bis 1603 auf durchschnittlich 26 000, 25 000 und 24 000 Mark. Einzelne Jahre mit höheren Erträgen wie z. B. 1550 mit 30 000 Mark, 1572 mit 34 000 Mark lagen dazwischen. Schon zu Anfange des 17. Jahrhunderts war die Ergiebigkeit des Erzgebirgischen Bergbaues bedeutend im Sinken; die Ereignisse des dreißigjährigen Krieges brachten denselben aber so herunter, daß er 1623 auf etwa 7500 Mark, und nach wechselndem Heben und Weitersinken 1643 sogar auf 4000 Mark fiel, wozu allerdings der seit 1631 auf sächsischem Grund und Boden wüthende Krieg, die von 1632 bis 1633 aufs Neue verheerende Pest, alle die Bedrängnisse nach dem Prager Frieden, die Belagerungen von Freiberg und die 1643 ausgeführte gewaltsame Zerstörung von Berggebäuden, Gruben, Wasserführungen und Hütten zusammenwirkten.

Mühsam und langsam erholte sich der Bergbau, so daß der Ertrag in den Jahren 1645 bis 1673 allmälig auf 9000 Mark und 10 000 Mark stieg und sich von 1673 bis 1731 bei wechselndem Steigen auf der Höhe von 10 000 Mark erhalten und weiter allmälig bis zu 23 000 Mark ansteigen konnte, obgleich der Nordische Krieg mancherlei Störungen des Bergbaues im Gefolge hatte. Von besonders günstigem Einfluß waren seit 1710 der gleichförmigere Betrieb und die Verbesserungen des Schmelzwesens. Besonders seit 1701 erhielt sich die Ausbeute auf der Höhe von über 19 000 Mark, wenngleich im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts große Störungen durch Wassermangel eintraten.

Die Kriegszeiten von 1740 bis 1745, besonders aber der siebenjährige Krieg von 1756 bis 1763 brachten dem Bergbau von Neuem schwere Zeiten und geringe Erträge, so daß er erst von 1764 an wieder zu größerer Ergiebigkeit gelangte und bis 1794 von etwa 20 000 Mark auf etwas über 40 000 Mark anstieg. Von 1794 bis 1826 blieb der Jahresertrag sich nahezu gleich mit 40 000 Mark, von 1827 bis 1844 stieg er auf 60 000 Mark; von 1845 bis 1847 sogar ganz auffallend von 65 000 auf 85 000 Mark (von 33 000 Pfund auf 43 000 Pfund). In der Zeit von 1848 bis etwa 1854 war der Bergbau jedoch in einer sehr schwierigen Lage und es hob sich erst nach 1860 der Jahresertrag auf mehr als 45 000 Pfund. Vom Durchschlag des Rothschönberger Stolln

an, von 1877 bis 1887 betrug er im Durchschnitt über 60 000 Pfund Feinsilber.*)

Der Silberbergbau auf dem Erzgebirge hatte schon in den ersten Jahrhunderten eine große Verbreitung gewonnen und war an einzelnen Orten schon bedeutend in die Tiefe gedrungen. Er hatte einen gewinnreichen, zum Theil glänzenden Erfolg. In den nächstfolgenden Jahrhunderten galt es mehr, unter großen Anstrengungen und Opfern mühselig den Bergbau zu erhalten und ein mäßiges Metallausbringen sicher zu stellen. Erst seit 1825 ist die Metallproduction gestiegen, hauptsächlich in Folge der Ausdehnung des gesicherten und großartigen Betriebes. Mit seltener Ausdauer und Beharrlichkeit wußte sich der erzgebirgische Erzbergbau den enormen Silberzufuhren von Mexiko und Peru gegenüber zu behaupten. Die außerordentlichen Fortschritte der berg- und hüttenmännischen Technik gestatteten ihm selbst geringhaltigere Erze zu verhütten, obgleich auch ungewöhnlich reiche und anhaltende Erzmittel angefahren wurden.**)

Die zahlreichen Gänge, welche die Hauptmasse des Erzgebirges durchsetzen, und als senkrechte, von Quarz, Schwerspath, Kalkspath und Flußspath ausgefüllte Spalten zu erkennen sind, in denen Silber-, Blei- und Kupfererze, Zink-, Kobalt-, Nickel-, Arsen- und Antimon-Verbindungen auftreten, bilden stundenlange, parallel laufende Züge, welche wiederum von einzelnen Querspalten durchschnitten werden.

Das ganze Vorkommen der Erze weist aber darauf hin, daß der Abbau derselben sich auf möglichst großartige Vorrichtung und Benutzung aller, und selbst der geringsten Produkte stützen müsse, die reichen Erze als willkommene Zugabe mitnimmt, sein Bestehen aber nicht auf dieselben gründet.

Wohlfeile und ausreichende Wasser- und Maschinenkraft, vortheilhafte Verhüttung aller Erze, ausreichende Wege- und Eisenbahn-Verbindungen — das sind die Grundbedingungen, unter welchen der Erzgebirgische Erzbergbau sich wieder zu hoher Blüthe entfalten kann, wenn dem Rückgange der Silberpreise einmal Stillstand geboten sein wird.

Die 1765 durch den Administrator von Sachsen, Prinz Xaver, errichtete **Bergakademie** bildete von ihrem Entstehen an die Central-

---

*) Production des Sächsischen Bergbaues und Hüttenbetriebes 1825 bis 1858. (Zeitschrift des Statistischen Bureaus. 1860. Nr. 7. 8.) Der Sächsische Bergbau und Hüttenbetrieb 1883. (Leipziger Zeitung. 1885. Nr. 148. Beilage 2.)

**) Ueber die Entwickelungsfähigkeit des Freiberger Silberbergbaues. F. C. Frhr. von Beust, Oberberghauptmann. Freiberg. Engelhardt. 1851. Festrede vom Bergrath Prof. Zirkel. Leipz. Zeitung. 1887. Wiss. Beil.

stelle für den wissenschaftlichen Bergbau und die vervollkommnete Metallurgie. Schon 1702 hatte Kurfürst Friedrich August I. angeordnet, junge Bergleute in der Markscheide- und Probirkunst zu unterrichten. Später wurde dem der Unterricht in metallurgischer Chemie zugefügt, und schon 1746 entstand der erste Entwurf einer obersächsischen Bergakademie. Den Plan zu der nun eröffneten Akademie hatten Generalbergcommissar v. Heinitz und Oberberghauptmann v. Oppel entworfen.*) Dieselbe entfaltete ihre Thätigkeit und ihren Ruhm mächtig, seitdem Abraham Gottlob Werner, der große Mineralog und Geolog, 1775 Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde wurde, und ist seit dieser Zeit ununterbrochen in Deutschland der Centralpunkt für Bergbau- und Hüttenkunde, sowie aller ihnen zugehörigen Hilfswissenschaften gewesen. Im ersten Jahrhundert ihrer Errichtung betrug die Anzahl der Studirenden im Durchschnitt jährlich 25; Mitte dieses Jahrhunderts stieg sie auf mehr als 50; im Jahre 1885/86 zählte man 145 Studirende, darunter 45 Nichtdeutsche und 23 Hospitanten, darunter 13 Nichtdeutsche. Aus der großen Reihe bedeutender und hervorragender Lehrer der Bergwissenschaften seien nur Joh. Aug. Friedrich Breithaupt, der Mineralog, Johann Wilhelm v. Charpentier, Bernhard v. Cotta, der Geognost, Johann Carl Freiesleben, als Oberberghauptmann der Nachfolger Herder's, Wilhelm August Lampadius, der Lehrer für Hüttenkunde und Hüttenwesen, Karl Friedrich Naumann, der Geognost und Mineralog, Julius Weisbach, der Lehrer der Hydraulik und Maschinentechnik, genannt; von den Besuchern der Akademie Leopold v. Buch und Alexander v. Humboldt, obgleich in allen Ländern der Erde, in denen Bergbau getrieben wird, sich Männer befinden, welche ihre bergmännische und hüttenmännische Ausbildung hier erhalten oder vervollständigt haben.

---

38. Der Freiberger Erzbergbau.

Im Freiberger Reviere zählte man 1888 etwa 56 Berggebäude, von denen 11 dem Staate gehörten. Von der Gesammtheit war etwa ein Viertel nicht im Betriebe, ein Viertel förderte noch keine Erze, ein Viertel förderte zwar Erze, baute aber nur auf Zubuße, während 1 Grube im Freiverbau war, 2 Ausbeute gaben und

*) Breithaupt, Die Bergstadt Freiberg rc. 1825.

10 lediglich der Wasserbewältigung dienten. Die gesammte Belegschaft betrug 340 Beamte, 5163 Mann Bergleute und 392 Tagelöhner.

Die Zahl der gangbaren Werke hatte sich innerhalb des letzten Jahrzehntes bedeutend vermindert, hauptsächlich durch die Zusammenlegung kleinerer Werke; der Betrieb einer Anzahl von Gruben war durch die Lösung derselben vermittelst des Rothschönberger Stolln wesentlich erleichtert und gefördert, so von Bescheert Glück, Vereinigt Feld, Einigkeit Fundgrube, Himmelsfürst u. A. m. Aber wie auch die Vereinigung kleinerer Gruben zu größeren, das Vordringen in bedeutendere Tiefen und damit in die reichere Erzführung der Gänge, der beschleunigte Aushieb der Erzmittel und die schnellere Erschließung der Erzadern unter Verwendung von Bohr- und elektro-magnetischen Kraftmaschinen, Dynamit-Sprengstoffen und elektrischen Zündmitteln, der Gewinn an Wasserkräften durch Anspannung der vorhandenen Sammelbecken, wie durch den Anschluß an den tiefen Rothschönberger Stolln, die Verbesserungen in der Aufbereitung der Erze, und andere, zahlreiche, bedeutende technische und mechanische Vervollkommnungen würden dem Freiberger Erzbergbau eine durchaus nicht ungünstige Lage sichern, und ihm für weite Zukunft hinaus die Stelle einer ausgiebigen und zuverlässigen Quelle des nationalen Wohlstandes sichern, bildete nicht das andauernde Sinken der Silber- und Bleipreise eine nicht zu beseitigende Gefahr für den Bestand des ganzen erzgebirgischen Bergbaues.

Die Entwerthung der ganzen Bergbau-Production wird durch den seit 25 Jahren eingetretenen Rückgang aller Preise der Bergbau-Erzeugnisse unwiderleglich dargethan. Während 1862 das Pfund Feinsilber mit 69,30 Mark bezahlt wurde, galt es, allmälig sinkend, 1887 nur 65,63 Mark. Der Centner Bleiprodukte wurde 1862 mit 17,82 Mark, dagegen 1887 mit nur 12,66 Mark bezahlt; der Centner Bleifabrikate sank von 20,77 Mark auf 14,33. Der Ctnr. Kupfervitriol galt 1862 noch 24,56 Mark, dagegen 1887 nur 12,90 Mark und Schwefelsäure aller Sorten, von denen der Centner im Durchschnitt 3,38 Mark gekostet hatte, brachte nur noch einen Preis von 1,64 Mark. Die Preise des Silbers waren also in 25 Jahren um 26,5 Procent zurückgegangen, die der Bleiprodukte um 28,9 Procent, die der Bleifabrikate um 31 Procent, die des Kupfervitrioles um 47,5 Procent, die der Schwefelsäure um 51,3 Procent. Es liegt auf der Hand, daß wenn die Entwerthung der Bergbau-Erzeugnisse in gleichem Maaße fortgeht, auch ohne andere Einwirkungen, wie Vertheurung der Production, Steigerung der Arbeitslöhne u. s. w. der Bergbau immer weniger lohnend wird, und zuletzt an einem Punkte ankommt, wo er in Mangel eines jeden Ertrages ein Ende nimmt.

Die außerordentliche Verminderung des Silberwerthes ist seit mehr als zwanzig Jahren unaufhaltsam vor sich gegangen; vor Allem in Folge der großen Zunahme der Silberproduction; denn während man die durchschnittliche Jahresgewinnung an Gold in den Jahren 1861 bis 1870 auf 188 500 kg und die an Silber auf 1 220 000 kg veranschlägt, betrug dieselbe 1871 bis 1880 an 170 700 kg Gold (also gegen 18 000 kg weniger), während die Silberproduction auf 2 000 000 kg (also um fast 800 000 kg) stieg. Da gegenwärtig aber die jährliche Silberproduction die Höhe von etwa 3 000 000 kg erreicht hat, so ist ein Steigen der Silberpreise kaum eher wieder zu erwarten als bis die zahlreichen neuen Silberminen in ihrer Ergiebigkeit nachzulassen beginnen.

Die gespannte Lage des Freiberger Bergbaues, welche durch das Sinken der Preise von Silber und Blei hervorgerufen war, wurde aber durch eine Reihe von Uebelständen erhöht, welche vorwiegend in den örtlichen und herkömmlichen Verhältnissen lagen. Ungünstige Betriebs- und Verwaltungs-Zustände; ungenügende Vorrichtungen für den Abbau; geringe Leistungen der Arbeiter, namentlich der Häuer, in Folge fehlerhaften Gedingwesens, des Mangels an Maschinen-Bohrbetriebes und an Maschinen-Mannschaftsfahrung; Unzulänglichkeit der Förder- und Wasserhaltungs-Maschinen; mangelhafte Aufbereitungsvorrichtungen verbunden mit viel zu weitläufigen und kostspieligen Zwischentransporten der Erze; endlich Mangel an Centralisation der Betriebs- und Verwaltungs-Verhältnisse.*)

Obgleich nirgend eine Verarmung der Erzgänge festzustellen war, sowie die bisherige Erfahrung dafür sprach, daß die Gänge auch in größeren Teufen vollkommen abbauwürdig seien und das Erzvorkommen ein eben so reiches sei, so war von einer Besserung in der Lage des Bergbaues nicht die Rede, trotzdem das Ausbringen sich günstiger gestaltet hatte. Die finanzielle Kraft der Gewerken erlahmte mehr und mehr, und wenn auch einzelne besonders günstig gestellte und kräftiger organisirte Gruben noch erfolgreich Widerstand leisten konnten, so wurde doch die Hilfe des Staates in immer steigendem Maße in Anspruch genommen.

Auf Grund eines eingehenden Gutachtens des Bergwerksdirektors a. D. Bilharz „über die Sicherstellung des Freiberger Bergbaues" gelangte die Staatsregierung zu der Ueberzeugung, daß eine wirksame und dauernde Sicherstellung der Zukunft des Freiberger Bergbaues in der That nur durch eine Verstaatlichung der wichtigsten bei Freiberg und Brand gelegenen Gruben erreicht werden könne. Durch

*) Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen. 1884 b. m. 1888.

den Ankauf der Gruben allein wurde der Staat in die Möglichkeit versetzt, einen einheitlichen, plangemäßen und energischen Betrieb zu unternehmen, der allen Anforderungen der heutigen Technik, den richtigen wirthschaftlichen Anschauungen und ihrer consequenten Durchführung, sowie den Bedürfnissen der Schmelzhütten vollständig entsprach. Nur der Staat war im Stande, alle die nöthigen, und zwar überaus kostspieligen, Einrichtungen und Verbesserungen zu treffen, welche den Betrieb der Gruben auf Jahrzehnte hinaus sicher stellen konnte, und so dem Erliegen des Bergbaues, zuerst auf den kleineren und schwächeren Werken, und damit dem Rückschlag auf den ganzen übrigen Freiberger Bergbau, die Hütten, zahlreiche Gewerbe und Gemeinden, die Knappschaftskassen u. s. w. vorzubeugen.

Die Ständeversammlung des Landes nahm in voller Würdigung der Interessen einer zahlreichen, immerhin auf etwa 30 000 Köpfe zu veranschlagenden, auf den Fortbestand des Bergbaues und Hüttenbetriebes angewiesenen Bevölkerung, welche durch Einstellung der Arbeit nur zu schnell in die drückendste Nothlage versetzt werden würde, die Regierungsvorlage einstimmig an. — Angesichts der Unsicherheit des finanziellen Ergebnisses nahm man eine schwere Verantwortung auf sich, welche nur durch die Hoffnung gestärkt werden konnte, daß es dem Staatsbetriebe vergönnt sein möge, den uralten Freiberger Erzbergbau wieder zu ersprießlichem Gedeihen zu bringen.

Der Kaufpreis betrug nicht ganz 2½ Millionen Mark; zu Neuanlagen und Betriebsvorrichtungen sind ungefähr 1½ Millionen Mark erforderlich.

Es wurden vom Staate angekauft die Fundgrube Himmelsfahrt vor dem Donatsthor, bei Freiberg, mit den ihr zugehörigen Fundgruben Bergmanns Lust, Oberes Neues Geschrei und Prophet Samuel, sowie dem Morgenstern und dem Rudolf Erbstolln. Himmelfahrt, eine sehr alte Grube, hatte wie so manche andere, schwere Zeiten durchzumachen. So waren um 1816 die Kuxe von Himmelfahrt fast werthlos und die Grube tief verschuldet. Gegen 40 000 Thaler Vorschüsse aus der ehemaligen Gnadengroschencasse und aus den Zubußen der Gewerken waren zu tilgen; die Aussichten entmuthigend. Da wurden 1831 auf dem Neue Hoffnung Flachen und dem Gott Lob Morgengange reiche Erzmittel angefahren, und von da an immer wieder neue Anbrüche gewonnen. Nach und nach konnte Himmelfahrt nicht blos alle Schulden tilgen, sondern auch das Grubenfeld erweitern, um das großartigste und ergiebigste Silberbergwerk Sachsens zu werden. Im Jahre 1874 vertheilte Himmelfahrt über 230 000 M. Ausbeute; 1878 betrug die Erzgewinnung u. s. w. 247 400 Ctr. bei 1940 Mann; 1883

= 267 870 Ctr. bei 2366 Mann Belegschaft. Das Jahr 1884 „gestaltete sich unter dem Einflusse mehrerer reicher Anbrüche hinsichtlich des Silberausbringens zu einem der besten, welche Himmelfahrt Fdgr. bisher gesehen. Es steht in dieser Beziehung nur gegen die Jahre 1866, 1867 und 1868 zurück, in denen man reiche Erzmittel von verhältnißmäßig großer Ausdehnung in kürzester Frist abgebaut hat, während das Ergebniß des vergangenen Jahres zum großen Theile der in ausgedehntem Maße betriebenen Ganguntersuchung und dem Abbau dadurch erschlossener edler Erzmittel von geringem Umfange zuzuschreiben ist". (Freib. Anzeiger und Tageblatt Nr. 140, vom 20. Juni 1885.)

Die Belegung betrug 1887 98 Beamte, 1527 Bergleute, 135 Tagelöhner; das Ausbringen 10 500 Tonnen im Werthe von 994 000 Mark. Die Haueinrichtungen verlangten eine Zubuße von 525 000 Mark. Die Leistungen der Häuer bei den Gesteinsarbeiten sind wesentlich gestiegen. Zahlreiche Versuchs- und Hilfsbauten wurden getrieben; der Davider und Reichezecher Kunst- und Treibeschacht tiefer gebracht; mehrfache Verbindung zwischen den einzelnen Gezeugstrecken hergestellt und ein edles Erzmittel auf dem Kirschbaum Stehenden erschlossen. — Besonders aber wurden auf dem Christian Stehenden, einem der besten und ertragreichsten Gänge, mehrere Erzmittel gewonnen, welche einen bedeutenden Ertrag an Speiskobalt, Glaserz und gediegen Silber lieferten.

Unter dem Namen Mittelgrube wurden die Fundgruben Bescheert Glück, Junge Hohe Birke, Kröner und Vereinigt Feld bei Brand, sowie Friedrich Erbstolln zu einem Betriebe vereinigt. Dieselben haben, schon ihrer Lage im Innern des Reviers wegen, besonders aber wegen ihrer starken Betheiligung an der Unterhaltung der Revier-Wasserversorgungs-Anstalten und Stolln, sowie wegen des großen Antheiles ihres Ausbringens an der Bleiproduction, eine besondere Wichtigkeit für das ganze Revier. Bei Bescheert Glück, Fundgrube hinter den drei Kreuzen bei Freiberg, welches 1697 eröffnet wurde, war die Glanzperiode von 1800 bis 1826, wo eine Jahresausbeute von durchschnittlich 270 000 M. vertheilt wurde. Junge Hohe Birke an der Münzbachhütte gewann 1872 31 000 Ctnr., 1883 sogar 35 695 Ctnr. Silber-, Blei-, Kupfer-, Arsen- und Schwefelerze; in neuester Zeit auch Bleiglanz und Zinkblende. Die Mittelgrube hatte 1887 eine Belegschaft von 64 Beamten, 879 Bergleuten, 60 Tagearbeitern. Gefördert wurden 2246 Tonnen, im Werthe von 428 000 Mark; ein Zuschuß von 243 000 Mark war für die nöthigen Neuanlagen erforderlich.

Himmelsfürst Fundgrube hinter Erbisdorf bei Brand,

welchem 1885 die Grube Hoffnung Gottes, Fundgrube, bei Brand, zugetheilt wurde, hatte eine Belegschaft von 105 Beamten, 1524 Bergleuten und 97 Tagelöhnern. Himmelsfürst Fundgrube hatte 1872 bei 1246 Mann Belegung ein Ausbringen von 56 917 Ctnr. Silber- und Bleierzen. Schon 1857 war unerwartet eine beträchtliche Masse gediegenen Silbers gebrochen worden und seitdem hatte sich dessen Vorkommen in Begleitung anderer, reicher Silbererze wiederholt, so daß bis 1860 in grauem Gneis mit Zwischenschiebungen von Granatglimmerschiefer 2116 Ctr. Silbererz mit 85 Ctr. 42 Pfd. reinem Silber gewonnen wurden. Im Jahre 1878 wurden bei 1480 Mann Belegschaft 77 000 Ctr. Silber-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Arsen- und Schwefelerze ausgebracht und 86 400 Mark Ausbeute vertheilt; 1883 bei 1655 Mann Belegung 132 265 Ctr. Erze. Das Ausbringen der Erze stieg 1884 auf 134 751 Ctr. mit einem Silbergehalt von 19 790½ Pfd. — Zahlreiche Versuchs- und Hilfsbauten wurden unternommen. „Als besonders wichtig ist die Entdeckung zweier bis jetzt unbekannter Erzgänge anzuführen; der eine besteht aus einem porösen, silberhaltigen Gemenge von Schwefelkies und Blende mit Braunspath; der andere aus Braunspath, silberreichem, goldgelbem Schwefelkies mit verglaster Zinkblende und Spuren von gediegenem Silber.“ (Vergl. Freiberger Tageblatt und Anzeiger Nr. 144 vom 25. Juni 1885). 1887 betrug die Ausbeute an Silber-, Blei-, Kupfer-, Zink-, Arsen- und Schwefelerzen, Bleiglanz und Schaustufen 7400 Tonnen im Werthe von 1 097 000 Mark, wobei aber immer noch für Neuanlagen und Verbesserung Zubußen in der Höhe von 292 000 Mark nöthig waren.

Unter dem Namen **Beihülfe Kurprinz** sind der Kurprinz Friedrich August Erbstolln zu Großschirma und Beihülfe Erbstolln zu Hals vereinigt worden. Das bedeutende und aussichtsreiche Werk Kurprinz Friedrich August Erbstolln hatte schon 1872 eine Belegschaft von 567 Mann und eine Förderung von 34 000 Ctr. Silber und Bleierze, Fluß- und Schwerspath. Im Jahre 1878 war allerdings die Belegschaft auf 395 Mann, die Gewinnung auf 15 600 Ctr. gesunken, die Summe der Zubußen auf 98 000 Mark gestiegen. Aber schon 1881 wurde die Belegschaft auf 440 Mann, die Erzgewinnung auf 19 100 Ctr. gesteigert; doch waren noch 72 000 Mark Zubußen erforderlich. Auch 1882, wo die Belegschaft nur 321 Mann betrug und das Ausbringen 19 665 Ctr., bei einem Werthe von 170 250 Mark, machten sich 52 500 Mark Zubußen nöthig, 1883 bei 327 Mann Belegung und 19 000 Ctr. Ausbringen sogar 107 000 Mark. 1887 wurden bei einer Belegschaft von 29 Beamten, 318 Bergleuten, 39 Tagelöhnern 2027 Tonnen Silber- und Bleierze,

Schwerspath und Bleiglanz gefördert, im Werthe von 287 000 Mark, aber immer noch 39 400 Mark Zubuße erfordert.

Von den entfernter liegenden Gruben des Freiberger Revieres sind nachstehende Gewerkschaften noch zu nennen:

Alte Hoffnung Gottes zu Kleinvoigtsberg mit 14 Beamten, 318 Bergleuten, 5 Tagelöhnern und einem Ausbringen an Silber-, Blei- und Schwefelerzen von 947 Tonnen im Werthe von 337 500 Mark.

Christbescheerung Erbstolln bei Großvoigtsberg mit 6 Beamten und 74 Bergleuten und einem Ausbringen von 184 Tonnen an Silber- und Schwefelerzen im Werthe von 39 600 Mark.

Gesegnete Bergmanns-Hoffnung bei Obergruna mit 19 Beamten und 313 Bergleuten, und einem Ausbringen an Silber-, Blei-, Kupfer-, Zink- und Schwefelerzen von 908 Tonnen im Werthe von 431 000 Mark.

Zenith bei Oberschöna, mit 5 Beamten, 86 Bergleuten, 2 Tagelöhnern und einer Ausbeute von 214 Tonnen an Silbererzen im Werthe von 58 800 Mark, wenngleich noch 18 000 Mark Zubuße zu zahlen waren.

Außerhalb des eigentlichen Freiberger Revieres sind nur noch zu nennen:

Güte Gottes zu Scharfenberg mit 10 Beamten, 242 Bergleuten, 6 Tagelöhnern und einer Ausbeute an Silber-, Blei- und Zinkerzen von 639 Tonnen im Werthe von 175 000 Mark. Das Werk verlangt jedoch 30 000 Mark Zubuße.

Vater Abraham Fundgrube (vormals Marienberger Silberbergbau-Gesellschaft) eine Gewerkschaft mit 4 Beamten, 108 Bergleuten, und einem Ausbringen von 233 Tonnen an Silbererzen, Uranpech, Arsenikkies im Werthe von 161 900 Mark.*)

Zu den ungünstigen Verhältnissen des Jahres 1886 traten 1887 noch ganz neue außerordentlich nachtheilige Einflüsse hinzu. Außer den lang anhaltenden und schwer zu beseitigenden Schneeverwehungen, welche im Beginne des Jahres sehr empfindliche Verkehrsstockungen für die Gruben mit sich brachten, trat schon gegen Ende des Jahres 1886 ein solcher Mangel an Aufschlagwasser und Wasser für die Erzwäschen ein, wie er in solchem Grade seit mehr als einem Jahrzehnt bei dem Freiberger Bergbau überhaupt niemals stattgefunden hatte. So wurden in allen Theilen der Mittelgrube, sowie auf Himmelfahrt sämmtliche Tiefbaue dergestalt unter Wasser gesetzt, daß dessen Aufgewältigung erst nach langer Zeit möglich wurde. Auch auf Junger

*) Jahrbuch für Berg- und Hüttenwesen 1888.



Hoher Birke waren alle productiven Erzbaue bis Mitte des Jahres 1887 ersoffen und der Wäschebetrieb mußte überall eingeschränkt werden. Dazu kamen die sehr erheblichen Betriebsstörungen, welche durch Umbauten und Neuanlagen von Fördermaschinen und Erzwäschen hervorgerufen wurden.

Wenn nun auch jede Periode allgemeiner Umgestaltung Opfer bedingt, welche erst später Erfolge mit sich bringen, so ist der niedrige Preis des Silbers doch eine voraussichtlich bleibende ungünstige Bedingung des ganzen Erzbergbaues, welche weder durch das Steigen der Preise des Bleies, noch durch die allgemeinen Vortheile des einheitlichen Betriebes aller Werke — namentlich die erhebliche Verbesserung des Verhältnisses der Auffahrung in Versuchs- und Vorrichtungsbauten zum Abbaubetriebe und in der Steigerung der Häuerleistung — ausgeglichen werden können. So lange als der Preis des Silbers im Rückgange bleibt, kann die wirthschaftliche Lage des Bergbaues nur als eine ungünstige, und das Jahr 1886 als eins der ungünstigsten der letzten zehn Jahre bezeichnet werden.

Der zehnjährige Durchschnitt der Erzgewinnung beziffert sich (von 1877 bis mit 1886) mit jährlich

60 204,8 Pfund Silber,
83 320,4 Centner Blei,
7 953 „ Arsen,
74 985 „ Schwefel ꝛc.

Von 56 Berggebäuden im Freiberger Revier gaben nur 2 Gruben Ausbeute und nur 1 Grube war im Freiverbau; die anfahrende Mannschaft betrug 1888 nur noch 5163 Mann.

Trotz einzelner Lichtblicke hat die Lage des erzgebirgischen Silberbergbaues in der Hauptsache noch keine Wendung zum Besseren genommen, wenngleich zahlreiche Erzanbrüche für die Zukunft wenigstens eine reichere Ausbeute an Erzen versprechen.

..... „Da sitzt der Bergmann emsig schon vor Ort,
„Allmälig weicht dem schweren Schlag Gestein,
„Und sollt' es auch nur taub Gerölle sein,
„Auf Hoffnung baut er unverdrossen fort.“

---

39. Die Halsbrückener und Muldener Schmelzhütten.

Nahezu östlich von Freiberg, etwa 3 km entfernt, liegen die Muldener Schmelzhütten; 4 km nördlich der Stadt die Halsbrückener Hütten. Die fiskalischen Hütten werden von dem Königl. Oberhüttenamte verwaltet. Die Werke umfassen gegen-

wärtig: Die Schmelz-, Zink- und Arsenikhütten der Muldener Hütten, die Schmelzhütte und Goldscheideanstalt zu Halsbrücke, sowie die Schwefelsäure- und Thonwaaren-Fabriken beider Hütten; die Schrotfabrik zu Freiberg und auf den Muldener Hütten die Königliche Münzstätte. Der Besuch derselben (Fremdenkarte auf Anmeldung in der Expedition, die Person 1 Mark) ist höchst interessant und lehrreich. Der Führer giebt jede gewünschte Erläuterung.

Das Hüttenwesen hatte schon in den frühesten Zeiten des erzgebirgischen Bergbaues eine bedeutende Ausdehnung gewonnen; aber trotz der reichhaltigeren Erze machte die Zersplitterung den Hüttenbetrieb sehr kostspielig. Schon vor 1530 ging eine Anzahl Hütten des Freiberger Revieres ein; 1587 zählte man noch 8, 1612 sogar 9. Die von Kurfürst August 1556 und von Christian I. 1589 erlassene Berg- und Schmelzordnung giebt interessante Aufschlüsse über den Betrieb der Hütten. Aber die Pest und der dreißigjährige Krieg brachten Bergbau und Hüttenwesen in tiefen Verfall.

Erst mit der Errichtung der General-Schmelz-Administration, 1710, durch Kurfürst August II. trat wieder Besserung ein. Es wurde das Schmelzwesen centralisirt; der Einkauf der Erze unter staatliche Controle nach festen Taxen gestellt.

Die Zahl der Hütten verminderte sich auf drei: die obere Muldenhütte, die angeblich schon im 13. Jahrhundert errichtete untere Muldenhütte und die Halsbrückener Hütte. Die letztere war 1612 errichtet; die beiden ersteren wurden 1825 vereinigt.

Der Hüttenbetrieb war anfangs sehr primitiv. Die silberhaltigen Erze wurden unter Zuschlag von geröstetem Rohstein und Bleierzen auf silberhaltiges Blei (Werkblei) geschmolzen, das Werkblei abgetrieben, die fallende Glätte aufs Neue geschmolzen. Der Bleiverlust betrug über 81 Procent, und noch vor 40 Jahren gewann man nur die Hälfte des vorgelaufenen Bleies. Erst durch die neueste Hohofen-Construction wurde der Bleiverlust auf ein Minimum gebracht.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stieg die Silberproduction auf 20 000 Pfund, aber der Verbrauch an Holz und an Holzkohlen war ein außerordentlicher.

Daher wurde die von Bergrath Keller in Freiberg erfundene kalte Amalgamation, welche nur zu der vorbereitenden Röstung Heizung erforderte und sodann das Silber auf nassem Wege vermittelst Quecksilber aus den Erzen abscheiden ließ, sehr bald in größerem Maßstabe in Anwendung gebracht. Das seit 1557 in Südamerika bekannte Amalgamiren wurde dort ganz anders betrieben.

Im Jahre 1784 wurde in Halsbrücke das für damalige Ver-

hältnisse großartig angelegte Amalgamirwerk gegründet. Prof. Gellert und Berghauptmann v. Charpentier hatten dessen Erbauung durchgesetzt. Es brannte zwar 1792 nieder, wurde aber mit drei großen dreistöckigen Gebäuden schleunigst wieder aufgebaut. Die Arbeiten umfaßten Beschicken, Rösten, Sieben und Mahlen der Erze, Amalgamiren (das Erz wurde unter Zusatz von Wasser und etwas Eisen mit 50% Quecksilber in 18 Stunden lang in drehender Bewegung erhaltenen Fässern „angequickt"), Filtriren, Ausglühen des Quecksilbers, Verwaschen des Rückstandes. Man gewann bei einer Verarbeitung von jährlich 70000 Ctr. Erz 39000 Mark kupferhaltig Raffinatsilber.*)

Bis 1857 war das Halsbrückner Amalgamirwerk im Betrieb.

Hier errichtete Professor Lampadius, welcher schon 1811 an seinem Hause in Freiberg eine Laterne mit Leuchtgas (Thermolampe) brennen ließ, 1815 die erste Leuchtgasanstalt.

Bei allen drei Hütten waren Versuche gemacht worden, das Holz durch mineralische Brennstoffe zu ersetzen. Die ersten Versuche, Steinkohlen zu brennen, reichen bis 1635 zurück; im Jahre 1820 wurden schon 20000 Ctr. Steinkohlen verbraucht. Größere Schwierigkeiten machte die Einführung der Cokes, da die alten Balgenkünste und Kastengebläse durch gußeißerne Cylindergebläse ersetzt werden mußten. Aber schon 1823 waren die Holzkohlen fast vollständig verdrängt.

Im Jahre 1845 begann die Einführung der englischen Schmelz-Flammöfen und der Doppelschachtöfen, welche durch Ersparniß an Brennmaterial und Verlängerung der Schmelzcampagne das Schmelzwesen bedeutend veränderten. Seit 1852 wurden sie vorwiegend benutzt und verschmolzen hauptsächlich arme Erze. Daher stieg die Erzlieferung zwischen 1845 und 1865 von 200 auf 520 Tausend Ctr.

Bei diesen ungeheuren Erzmengen, welche jährlich verschmolzen wurden, strömte der größte Theil des in denselben enthaltenen Schwefels und Zinks durch die Essen mit aus und der Hüttenrauch erstreckte seinen schädlichen Einfluß in ganz auffallender Weise stärker und weiter denn vorher. Entschädigunsansprüche steigerten sich. Bald war man genöhtigt, Versuche in großem Maßstabe dahin zu richten, die schwefelige Säure unschädlich zu machen und den Flugstaub zu fangen.

Um die Wirkung der schwefeligen Säure zu beseitigen, errichtete man 1857 die Schwefelsäurefabrik, welche gegenwärtig in 7 Blei-

*) Toussaint v. Charpentier, Amalgamirwerk Halsbrücke. Leipzig, 1802. Amalgamirwerk Halsbrücke. Saxonia. Bd. 1. S. 31 ff.

kammersystemen mit 20 000 cbm Raum täglich 1000 Ctr. Schwefelsäure herstellt.

In Verbindung mit der Schwefelsäurefabrikation entstand die Fabrikation künstlicher Düngemittel.

Die Gewinnung des Flugstaubes war schwieriger. Um ihn abzukühlen und niederzuschlagen, erbaute man hohe Schornsteine. Auf den Muldener Hütten vor etwa 10 Jahren, auf den Halsbrückner Hütten seit 1888. Diese Riesenesse wird 135 m hoch, am oberen Ende 3 m, am viereckigen Fuße 12 m stark. Sie steht auf dem Höhenrande des nördlichen Muldenufers. „Die Wirkung der hohen Esse schien nur die zu sein, den Schaden in weitere Ferne zu tragen."*) Gegenwärtig ist auf den Muldener Hütten ein Rauch-Condensations-Apparat von 22 000 cbm Inhalt aufgestellt, auf der Halsbrücker Hütte ein Ventilator; beide mit Erfolg.

Um den im Flugstaube befindlichen Arsenik zu verwerthen, wurde 1862 eine Arsenikhütte errichtet.

Die seit 1865 eingeführten Pilz'schen Hohöfen arbeiten so vorzüglich, daß man auch die ärmsten Erze schmelzen kann; folgedessen wurden die Flammöfen abgeschafft.

Das Kupfer wird in Form von Kupfervitriol gewonnen.

Die Verarbeitung des aus den Erzen erschmolzenen Werkbleies hat einen ganz bedeutenden Umfang. Man stellt aus demselben Silber, ein sehr reines Verkaufsblei, Wismuth, Antimonblei, Zinnblei in hoher Vollkommenheit her.

Im Jahre 1864 wurde auf der Halsbrücke eine Goldscheideanstalt errichtet.

Auf den Muldener und Halsbrückner Hütten findet seit mehr als 30 Jahren eine umfangreiche Verwendung überseeischer Erze statt.**)

Die Muldener Hütte verarbeit ungefähr zwei Drittel der ganzen Erzlieferung.

In der Schwefelsäurefabrik werden alle Erze mit mehr als 25% Schwefel geröstet, die Röstgase in Flugkammern und Canälen abgekühlt, so daß die Schwefelsäure an den Bleiblechwänden niederschlägt. Fünf Bleikammersysteme haben einen Inhalt von 13 125 cbm. Die Säure (Kammersäure) wird gereinigt, filtrirt und in bleiernen Pfannen und Platingefäßen auf 66° B. (Baumé) concentrirt. Die Bleikammern produciren täglich 700 Ctr. Kammersäure; in jedem

---

*) K. Merbach, Die Freiberger Hütten. Freiberg, 1883.
Merbach, die Entwickelung der Freiberger Hütten. Leipziger Ztg. 1882, Wissenschaftl. Beil. Freibergs Berg- und Hüttenwesen. Leipz. Ztg. 1883, Nr. 45.
Jahrbuch für Berg- und Hüttenwesen, 1877.

**) Die Verhältnisse des Freiberger Berg- und Hüttenwesens von Gottschalck.

Reinigungsthurme reinigt man gegen 300 Ctr. und in 55 Bleipfannen und 3 Platinapparaten kann man täglich 800 Ctr. Säure zu 60° B. und 300 Ctr. Säure zu 66° B. fertigen.

Die Arsenikhütte macht Schwefelarsenik, metallischen Arsenik und arsenige Säuren. Schwefelarsenik oder Rothglas, aus in thönernen Retorten erhitztem Schwefelkies und Arsenkies, ein glasiger Körper von schöner hochrother Farbe, in der Kugelmühle fein gemahlen, in 9 Oefen täglich aus 200 Ctr. Erz; 1882 = 5124 Ctr. Rothglas. Metallischen Arsenik oder Fliegenstein gewinnt man durch Erhitzung reinen Arsenkieses in Thongefäßen, 482 Ctr. im Jahr. Die arsenige Säure wird als Arsenmehl in Pulverform und als Weißglas in Stückform aus dem Flugstaube in Röstöfen mit Giftfang durch Gasfeuerung hergestellt, im Ganzen 3000 Ctr. Arsenmehl und 8031 Ctr. Weiß- und Gelbglas im Jahr.

In der Zinkhütte wird die schwarze, silberhaltige, vielfach vorkommende, aber sehr schwierig rein abzuscheidende Zinkblende geschieden; 1882 aus 12 583 Ctr. Erz, 2834 Ctr. Zink und 233 Ctr. Zinkstaub.

Die Schmelzhütte übernimmt nun die von Schwefel, Arsenik und Zink möglichst befreiten Erze zur Verarbeitung.

In sieben Röstöfen werden täglich 1800 Ctr Erze geröstet. Der Rauch tritt durch einen 42½ m hohen Schornstein ins Freie, nachdem der Flugstaub in dem 6506 cbm großen Condensationsapparat niedergeschlagen ist. Die noch vorhandenen schwefeligen Säuren kommen vollständig verdünnt aus der Esse.

Das Erz wird nun zerschlagen und in den fünf Hohöfen (mit im Ganzen 38 Formen) geschmolzen. Jeder dieser mit eisernen Gürteln umzogenen, drei bis vier Jahre lang zu benutzenden Oefen nimmt 600 bis 700 Ctr. Erz auf.

Daraus wird silberhaltiges Blei (Werkblei) gewonnen, welches Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn, Arsen, Antimon, Wismuth zc. enthält. Die Zugutemachung ist sehr mühsam und zusammengesetzt. Zuerst wird das Werkblei in zwei Saigeröfen gesaigert, um das Kupfer in den Saigerdörnern zurück zu behalten. Sodann wird das Blei in fünf Raffiniröfen mit tiefen Herden, jeder zu ca. 400 Ctr. Blei, raffinirt, d. h. bei Rothglühhitze und mittels Gebläseluft Zinn, Antimon und Arsen als Oxyde ausgeschieden. Je nach der Reinheit des Werkbleies dauert das Raffiniren 2—3 Tage.

Dieser Arbeit folgt die Silberconcentration nach Pattinson auf 15 Kesseln. Durch dieses 1833 von Pattinson entdeckte Verfahren wird das silberleere Blei abgeschieden, indem große Mengen von Werkblei geschmolzen und sodann bis zu dem Grade abgekühlt werden, wo das Blei krystallisirt. Diese Bleikrystalle schöpft man mit sieb-

artigen Löffeln. Hierdurch erhält man silberleeres (Saxonia-) Blei und Reichblei (mit etwa 2 Procent Silbergehalt).

Das Reichblei wird nun auf Treibeheerden deutscher Construction abgetrieben. Man schmilzt dasselbe und läßt einen Luftstrom darüber gehen, so daß bei heller Rothgluth das Blei als Bleiglätte abfließt. Durch fortwährenden Zusatz von Reichblei setzt man diesen Prozeß 6—7 Tage fort, und vertreibt auf einem großen Heerde 1000 bis 1200 Ctr., auf einem kleinen 700—750 Ctr. Reichblei.

Durch dieses Verfahren erhält man Blicksilber mit 95 Procent Silbergehalt, wismuthhaltige Glätte und übrig bleibende Heerdmasse.

Das Raffiniren des Blicksilbers findet auf der Halsbrückner Hütte statt. Das Blicksilber wird mit Mergelmasse bestreut, bis die Oxyde von Blei und Wismuth völlig von der Heerdmasse aufgenommen worden sind, und göldisches Raffinatsilber mit einem Silbergehalt von 99 Procent gewonnen.

Das Raffinatsilber wird durch Eingießen in kaltes Wasser granulirt und sodann das Gold aus demselben geschieden.

In der auf der Halsbrückner Hütte befindlichen Goldscheide-anstalt löst man das granulirte Silber in eisernen Kesseln durch Schwefelsäure von 66° B., so daß das Gold als Staub zurückbleibt, während die Silberlösung als Cementsilber ausgefällt, in Tiegeln geschmolzen und in Barren gegossen wird. Der Goldrückstand wird nach dem von Bergrath Professor Dr. Winkler angegebenen Verfahren gereinigt und in Platinkesseln concentrirt. Das in den Handel gebrachte Gold hat einen Feingehalt von 99,7 bis 99,8 Procent.

Auf der Halsbrückner Hütte befindet sich auch noch die Bleiwaarenfabrik, in welcher aus Weich- und Hartblei Drähte, Bleche, Röhren u. s. w. gefertigt werden.

Die Schrotfabrik befindet sich in Freiberg.

Die Zahl der auf beiden Hütten beschäftigten Hüttenleute und Arbeiter beträgt zwischen 1400 und 1500 Mann.

Die Production der Hütten betrug in den Jahren 1884 bis mit 1887 zwischen

7,9 und 11,75 Ctr. Feingold in Scheidegold im Werthe von 1 102 000 bis 1 640 000 Mark,

1206 und 1599 Ctr. Feinsilber in Scheidesilber 9 024 000 bis 12 032 000 Mark, (1888 = 1587 Ctr. Feinsilber).

1190 und 2040 Ctr. Wismuth im Werthe von 8125 bis 32 300 Mark,

798 und 1126 Ctr. Nickel und Kobaltspeise 17 800 bis 27 700 Mark,

922 und 1874 Ctr. Zink und Zinkstaub 13 200 bis 26 000 Mark,

46 700 und 74 400 Ctr. Bleiproducte (Probirblei, Weichblei, Antimonblei, Zinnblei, Bleiglätte, Bleirauch) 599 000 bis 884 000 Mark,

23 000 und 24 000 Ctr. Arsenikalien (Arsenige Säure, Roth-, Gelb- und Weißglas, sowie metallisches Arsen) 303 000 bis 391 000 Mark.

Ferner:

300 000 und 325 000 Ctr. Schwefelsäure (50, 60 und 66 grädige Säure und Oleum) 490 000 bis 700 000 Mark,

32 300 und 41 300 Ctr. Kupfervitriol im Werthe von 681 000 bis 533 000 Mark,

23 900 und 28 300 Ctr. Eisenvitriol, schwefelsaures Natron und andere Chemikalien 47 000 bis 58 000 Mark,

16 000 und 16 200 Ctr. Bleibleche 201 000 bis 224 000 Mark,

3800 und 4000 Ctr. Schrotwaaren 54 000 bis 57 000 Mark,

20 600 und 22 800 Ctr. andere Bleifabrikate (Bleiröhren, Bleidrath, verschiedene Bleiapparate) 245 000 und 303 000 Mark.

Der Gesammtwerth der Hüttenproduction betrug in dieser Zeit im Jahre zwischen 13 415 000 Mark und 15 975 000 Mark.

Der durchschnittliche Gehalt der Silbererze war 1888 = 0,09 Procent, 1887 = 0,103; das der Bleierze 1888 = 12,7, 1887 = 13,04 Procent.

Der Antheil des sächsischen Bergbaues an der Silberproduction der Hütten betrug 1884 gegen 58 Procent, 1885 nur 46 3/4 Procent, 1886 nur 43 Procent, 1887 nur wenig über 40 Procent. Der Silberpreis sank 1884 auf 76 und selbst auf 73 Mark, für das Pfund Feinsilber, 1885 auf 68 1/2 Mark, 1886 bis auf 62 Mark, stieg aber Ende des Jahres wieder auf 67 1/2 Mark. Gegenwärtig beträgt der Preis des Silbers für das Feinpfund 63 1/4 Mark. — Auch die Bleipreise waren schon bis 1884 bedeutend gesunken; der Ctr. 11 Mark 13 Pf., stiegen aber bis 1887 wieder auf 13 1/2 Mark und Ende November sogar auf 15 1/2 Mark. Gegenwärtig steht es wieder auf 13 1/2 bis 13 3/4 Mark.

Die Muldener Hütten haben bereits Verbindung mit der Eisenbahn; die Halsbrückner Hütten erhalten dieselbe.

„Die Freiberger Hüttenwerke haben *) in den letzten 30 Jahren ganz bedeutende Fortschritte gemacht, indem nicht allein die Processe der Metallgewinnung aus den Erzen zu dem Grade der Vollkommenheit gebracht wurden, welcher dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht, sondern auch großartige Einrichtungen ins Leben traten, wodurch die in früherer Zeit die Land- und Forstwirthschaft be-

---

*) Freiberg's Hütten- und Bergwesen von F. C. Frhr. v. Beust, im Jahrbuche 1884, S. 182.

Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen. 1885. 86. 87. 88.



lästigenden Hüttengase in werthvolle industrielle Producte, wie Schwefelsäuren, Arsenikalien, verschiedene Vitriole u. s. w. umgewandelt werden. — Endlich gelang es auch mit Hilfe der Eisenbahnverbindungen den Hüttenbetrieb auf südamerikanische und überhaupt auf fremde Erze auszudehnen, welche in Verbindung mit den großen Mengen inländischer, bleiischer und kiesiger Erze ungeachtet einer sehr guten Bezahlung vortheilhaft verwendet werden können. Diese Verarbeitung überseeischer reicher Erze hat an Umfang und Bedeutung gewonnen; die Freiberger Hütten sind nicht allein die vortheilhafteste Verarbeitungsstätte inländischer Erze, sondern auch industrielle Etablissements ersten Ranges für die Erzeugung werthvoller Nebenproducte. Dabei gewähren sie dem Staate eine Rente von mehr wie einer Million Mark."

Vielfache und wiederholte Beschwerden über Schädigung der Landwirthschaft durch den Hüttenbetrieb und den Hüttenrauch haben Veranlassung gegeben, alle nur erdenklichen Maßregeln zu treffen, um diesen mehr und minder berechtigten Klagen Abhülfe zu schaffen.

Die Fläche, auf welcher Schädigungen durch den Hüttenrauch nachweisbar werden, ist bestimmt abgegrenzt.

Ungefähr 2 km südlich der Muldener Hütten beginnend reicht sie mit ihrer westlichen Grenzlinie nahe an Freiberg und Loßnitz vorüber bis an die nördliche Ecke von Kleinwaltersdorf. Von hier wendet sich die Begrenzung nordwärts, am Ostende von Rothenfurt vorüber, durch Großvoigtsberg, um Neudörfel und Kleinvogtsberg herum, in den oberen Theil von Obergruna, wo sie sich nach Osten biegt und vom Bibersteiner Zollhause an Oberreinsberg vorüber bis an das obere Ende von Niederschöna reicht. Von hier reicht sie weit östlich, durch den Tharandter Wald bis gegen Grüllenburg vor und über das untere Ende von Niederbobritzsch nach dem Ausgangspunkte zurück.

Auf dieser etwa 88 qkm großen Fläche, deren größte Länge 15, deren größte Breite 10 km beträgt, ist der Einfluß des Hüttenrauches in der nächsten Umgebung der Muldener und der Halsbrückner Hütten am bedeutendsten.

Die schwefelige Säure ist der wesentlich schädigende Bestandtheil des Hüttenrauches.

Es hat sich herausgestellt, daß das Laubholz vom Hüttenrauch weniger geschädigt wird, als das Nadelholz; daß unter den Laubhölzern die Eiche und unter den Nadelhölzern die Kiefer am widerstandsfähigsten ist; aber es ist noch kein Mittel gefunden, in den gefährdetsten und nächsten Umgebungen der Hütten den Holzbestand zu erhalten. Selbst das Haidekraut hat auf die Länge der Zeit der

verderblichen Einwirkung des Hüttenrauches nicht wiederstehen können, und im nächsten Umkreis der Hütten ist der Boden nackt.

Erst mit der größeren Entfernung aus dem Bereiche der Dämpfe und des Rauches tritt wieder eine kräftigere Vegetation ein; aber auf dem ganzen umgrenzten Gebiete läßt sich der Einfluß des Hüttenrauches auf die gesammte Pflanzenwelt nachweisen. Die äußeren Krankheitserscheinungen stehen mit der durch chemische Analyse festzustellenden Größe des Schwefelsäuregehaltes der Niederschläge in Wechselbeziehung.

Eine Linie, welche südlich der Muldener Hütten beginnt und über diese, die Halsbrückner Hütten, über den Höhenzug hin bis Obergruna reicht, bezeichnet nahezu in nordwestlicher Richtung das Maximum der Rauchschäden, während gleichzeitig in nordöstlicher Richtung, sowohl von den Halsbrückner, als auch von den Muldener Hütten, zwei Querstreifen der Hauptbeschädigungen durch den Hüttenrauch erkennbar werden. An den Kreuzungspunkten dieser Strömungen machen sich die Rauchschäden besonders bemerkbar. Die Landschaft bei Halsbrücke und Grüneburg ist für die Einwirkung des Hüttenrauches charakteristisch. Die Hauptlinien der Rauchschäden weisen auf ein Vorwiegen südöstlicher und südwestlicher Winde hin, obgleich man in dieser Höhenlage eigentlich nur 35 Tage Südost- und 60 Tage Südwestwind annimmt.

Nach dem äußeren Rande dieses Gebietes schwächt sich die Einwirkung des Hüttenrauches ab, während dieselbe bei Hilbersdorf, Conradsdorf, Grüneburg, Krummhennersdorf, Gotthelf-Friedrichsgrund und am oberen Ende von Burkersdorf sehr bemerkbar ist.

Ueber die angegebenen Grenzen hinaus werden die Rauchschäden wohl auch in der Zukunft sich nicht ausbreiten, und das um so weniger, als die nachtheilige Einwirkung des Hüttenrauches durch die Fortschritte der Technik in immer engere Grenzen zurück gedrängt wird.

---

40. Die Ostmulde. Weißenborn. Mulda. Rechenberg. Frauenstein.

Südlich der Muldener Hütten, unmittelbar an der hohen Eisenbahnbrücke, ist das Thal der Mulde auf beiden ungefähr 50 m hohen Abhängen mit Wald bedeckt. In einer Thalschleife liegt die obere Pulvermühle, auf nächstem Wege $4^1/_2$ km vom Erbischen Thore, ein interessantes, mit den neuesten Maschinen und Einrichtungen versehenes Werk, dessen Besichtigung jedoch nur ausnahmsweise gestattet wird. Dieselbe wurde 1689 angelegt, nachdem die 1502 vor dem

Kreuzthore erbaute Pulvermühle außer Betrieb gesetzt wurde. Seit etwa 10 Jahren ist unweit derselben auch eine Dynamitfabrik erbaut.

Im Thale weiter wandernd, hat man von der Pulvermühle bis Lichtenberg 6 km, von da nach Mulda 4 km. Der Weg ist zwar recht hübsch, aber doch nicht interessant genug, um die ganze Strecke zu Fuß zurückzulegen. Auf der Frauensteiner Straße geht man vom ehemaligen Erbschen Thore der Stadt Freiberg bis Weißenborn 6 km, von da nach Lichtenberg 3 km. Der Bergvorsprung an der Mulde wird von der ehemaligen Burg Weißenborn gekrönt. Das alte, außerordentlich starke Mauerwerk im Erdgeschoß reicht möglicherweise bis ins 13. Jahrhundert zurück, wenngleich spätere Umbauten mancherlei Veränderungen hervorgerufen haben. Der Wallgraben ist an der Bergseite zugeschüttet; der Eingang zur Seite des ursprünglichen Zuganges gelegt. An der Westseite des dreieckigen inneren Hofes stand der Bergfried, dessen Lage noch aus dem Mauerwerke des Grundrisses deutlich zu erkennen ist. Der Thurm ist jedoch bei dem Umbau der Burg, Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts bedeutend erniedrigt, und die Burg in ihrer gegenwärtigen Gestalt umgebaut worden.

Das Thal der Mulde ist von Weißenborn bis an das untere Ende von Lichtenberg ein enges Waldthal, erweitert sich jedoch zwischen Lichtenberg und Weigmannsdorf, und bildet weiter aufwärts eine von Waldabhängen eingefaßte Wiesenaue. Im Dorfe Mulda mündet das liebliche Thal des Chemnitzbaches, welches bis gegen Dorf-Chemnitz zum großen Theile zum engen Waldthale wird.

Das Dorf Mulda, in etwa 430 m Meereshöhe, ist in den letzten Jahren eine beliebte Sommerfrische geworden. Die sauberen, freundlichen und netten Häuser im breiten Wiesenthale und am Höhenrande, die bewaldeten Abhänge mit verschiedenen Spazierwegen, die mäßigen Preise bei entsprechend guter Wohnung und Verpflegung lassen die Wiederkehr zahlreicher Sommergäste erklärlich finden.*)

Das Thal der Mulde wird vom Forsthause Mulda an ein Waldthal mit mehr oder weniger breiter Wiesensohle. Vom Forsthause bis zur Wolfsmühle bei Nassau (Haltestelle der Eisenbahn) 5 km. Von hier Fußsteig durch Nassau und quer durch das Thal der Gimmlitz nach Frauenstein 7 km. Von Wolfsmühle bis Bienmühle 5 km.

Angenehmer ist es, vom Forsthause Mulda aus in das Thal der Gimmlitz überzugehen. Kurz oberhalb des Forsthauses wendet

---

*) Sommerkurort Mulda. Freiberg, E. Maukisch. 1887.
Führer für die Erzgebirgseisenbahn Freiberg-Klostergrab. Vom geographischen Verein zu Freiberg. Freiberg, J. G. Engelhardt.



man sich nordwärts, überschreitet den Höhenzug und gelangt bei der Flachsschwingerei von Lichtenberg in das Thal der Gimmlitz, welches man an den untersten Gütern von Dittersbach und von Burkersdorf vorüber, bis zur Walkmühle oder bis zur Rathsmühle oder bis zu einem etwa 500 Schritt weiter aufwärts liegenden ehemaligen Pochwerke verfolgt. Vom Muldener Forsthause bis zu diesem letzteren Punkte sind 9 km.

Nördlich der Lichtenberger Flachsschwingerei liegt der Burgberg, etwa 210 m über der Gimmlitz, rings bewaldet, nur um den Gipfel etwas freier, auf einer Schneuße leicht zu ersteigen. Der auf dem Gipfel aufragende Porphyrfelsen, welcher südwärts von zwei mauerähnlichen Felsentrümmerwänden umschlossen wird, gewährt eine ganz hübsche Aussicht. B. v. Cotta hält den doppelten Steinwall mit dem Brunnen (Jungfernbrunnen) für ein Baudenkmal heidnischer Vorzeit. Man hat gegenwärtig eine Unterstandshütte daselbst errichtet. Von der Flachsschwingerei steigt man etwa 20 Minuten hinauf.

Bis zur Schillermühle bei Burkersdorf führt der Weg durch ein breites, nur theilweis von Wald begrenztes Wiesenthal. Von hier bis zu dem ehemaligen Pochwerke wird das Gimmlitzthal zu einem von 70—80 m hohen Hängen eingeschlossenen, schmalsohligen Waldthal, auf dessen Grunde der Bach schäumend dahinschießt. Von dem Pochwerke aufwärts, welches vor Zeiten durch die ergiebigen Reichenauer Zechen beschäftigt wurde, so auch die zur Schneidemühle umgewandelte Silberwäsche, verflacht sich das Thal bis zu der 9 km aufwärts unter Schickels Höhe liegenden Gimmlitzquelle.

Auch in dem Gimmlitzthale sollen vor Zeiten bedeutende Funde an Goldkörnern gemacht worden sein. Sagt ein Wahlenbuch von 1590 .... „ein Fluß gelegen eine Meile von Freiberg, bei einer Mark „der Frauenstein“ zwei Meilen von Soda (Sayda), da findest Du zwei Wege .... folge dem auf der rechten Hand .... so kommst Du an ein Wasser genannt die Grimnitz .... gehe daran wohl hinauf .... so wirst Du kommen an den Fluß, darin sind rothe Fische, derselbe Fluß trägt Körner die seyn horngrau, da hab ich Marcus rein wohl neulich Gold gewaschen, in 3 Tagen vor 4 R, und die Körner sein schier eitel Gold, ihm geht wenig ab .... Darnach folge der Grimnitz hinabwärts .... so kömmst Du an ein Bächlein, da findest Du schwarze Körner, die auch nicht böse sein .... Von diesen beyden Körnern habe ich Jeremias und Marcus beyde Wahlen viel gen Venedig getragen ....“ *)

*) Gräffe, Sagenschatz, Nr. 592.
Sagenbuch des Erzgebirges. Dr. J. A. E. Köhler. Nr. 348.



Von dem Pochwerke oder von der Rathsmühle hat man nicht ganz eine halbe Stunde nach Frauenstein. Inmitten des Marktes, etwa 651 m über dem Meere, steht die Kirche. Von hier führt westlich die Straße ziemlich eben bis zum Weißen Steine, die südlich gerichtete Straße geht am Sandberge vorüber und theilt sich kurz darauf in den Richtungen nach Bienmühle und nach Moldau in Böhmen. Durch eine östlich ausbiegende Seitengasse gelangt man zu der im Thale liegenden Begräbnißkirche.

Auf einem nach Norden gerichteten Felsenvorsprunge von Granitporphyr erheben sich die Trümmer der alten Burg Frauenstein, welche zwar erst 1266 urkundlich erwähnt wird, ohne Zweifel aber schon Anfang des 12. Jahrhunderts als Grenzburg errichtet worden war. Die Burg ist auf der in „Bahn, das Amt, Schloß und Städtchen Frauenstein“ befindlichen Abbildung noch ziemlich erhalten dargestellt.

Diese Burg bestand nach ihrer Vollendung aus drei Abschnitten. Die innere Hoch- oder Hauptburg, auf dem nördlichsten, höchsten Theile des Bergvorsprunges, bildete den Kern der ganzen Anlage, welche um und zwischen den beiden großen, viereckigen, wenn auch nicht ganz winkelrechten Thürmen sich aufbaute. Der südliche Hauptthurm, „die Lärmstange“, beschützte den Eingang zur Hochburg, der durch das westlich sich an ihn anschließende, jetzt zerstörte Thorhaus nach dem winklichen Hofe führte. An diesem südlichen Thurme waren hoch oben sieben große steinerne Kugeln eingemauert, wahrscheinlich Denkzeichen einer Beschießung; doch ist die Mehrzahl dieser Kugeln herabgefallen. Am Nordende der Hauptburg steht der andere der beiden viereckigen Hauptthürme, „der dicke Märten“, welcher gegenwärtig noch besteigbar ist. Von seiner Plattform hat man eine prachtvolle Aussicht.

Zwischen den beiden Thürmen, und theilweise an dieselben angelehnt, war das Hauptgebäude der Burg mit seinen Wohnräumen und der Burgkapelle, deren Lage noch an einem romanischen, gekoppelten Fenster erkennbar ist. Die Räume des palastähnlichen Baues unzweifelhaft mit starken Balken- und Estrichdecken, wie noch im nördlichen Thurme zu sehen, während die unteren Stockwerke sämmtlich mit Tonnengewölben geschlossen waren, wie in den Thürmen noch kenntlich. An dem schmalen, langen Hofe der oberen Burg stand auf der Westseite des hinteren Thurmes noch ein längeres, niedrigeres Wohngebäude.

Die Grenzen der mittlen Burg, welche sich südlich und östlich an die Hochburg anlehnte, werden nach Süden durch die Begrenzung der Terrasse, durch das heutige Thorhaus und durch Mauer und

Gebäude bis zum noch stehenden Rundthurm gegeben, und reichen von hier bis an die nördlichste Bastei, wo sie sich der Umfassung der Hochburg anschließen. Der südliche Theil dieser Burganlage ist jedoch durch den 1585 bis 1587 durch den Dresdener Baumeister Hans Irmisch ausgeführten Bau des neuen Schlosses und die mit demselben in Verbindung stehenden Veränderungen umgewandelt worden, so daß nur der nördlich vom Rundthurm stehende Theil noch alt ist.

Auch der niedrige Theil der Befestigungen, welcher sich vom Thorhause ostwärts bis zum Rundthurme erstreckt, ist nur noch zum Theil alt, mit Mauern und Mauervorsprüngen, und der früher vorhanden gewesene Abschnitt zwischen diesem niederen Theile der Burg und der mittlen Burg nur schwer zu erkennen. Zahlreiche zwischen den Mauern und Mauertrümmern und auf dem in den ehemaligen Höfen und Gebäuden hoch aufgethürmten Schutt aufgewachsene Bäume erschweren die Uebersicht des Zusammenhanges dieser großen Burg.

Die ursprünglich den Burggrafen von Meißen, und später den Burggrafen von Reuß-Plauen zugehörige, wahrscheinlich erst im 14. Jahrhundert in ihrem vollem Umfange hergestellte Burg war unzweifelhaft schon im frühen Mittelalter ein die Macht seiner Besitzer kennzeichnender Prachtbau. 1440 erkaufte Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige Burg und Herrschaft Frauenstein; 1473 kam es durch Kauf an die Schönberge, 1647 wieder in kurfürstlichen Besitz.

1632 wurden Stadt und Schloß von Holke überfallen und fünfzehn Wochen lang besetzt und bedrückt. Es wurde der Stadt und der Umgegend „sehr übel mitgespielt“. Vier Wochen später plünderten die Truppen von Gallas und Ullfeld nochmals. Man kann sich denken, was da etwa übrig blieb.

1728 brannten beim Brande der Stadt das alte und das neue Schloß nieder. Die ganze Pracht der Ausstattung der Gemächer mit Waffen, Geräthen, Schmuck, Bibliothek, Möbels, Bildern u. s. w. gingen bei der Einäscherung aller Haupt- und Nebengebäude vollständig verloren. Das neue Schloß wurde 1783 wieder aufgebaut, das alte Schloß blieb Ruine. 1814 wurde das neue Schloß zum größten Theile nochmals im Innern vom Feuer vernichtet und 1817 in seiner gegenwärtigen Gestalt wieder hergestellt.*)

Vom nördlichen Thurm der Ruine hat man eine ausgedehnte

---

*) Bahn, Das Amt, Schloß und Städtchen Frauenstein ꝛc. 1748.

Der Meißnische Burggraf Herrmann verlegt 1115 seinen Sitz nach Frauenstein. Mscr. der K. Dresdner Bibl. L. 12. c.

Lic. Dr. Hasse, Pfarrer ꝛc., Norddeutschlands höchste Burgruine im Sächs. Erzgebirge. Glückauf (Zeitschr.) 1881. S. 31 ff.

Rundschau. Im Süden Jagdschloß Lichtenwald in Böhmen und, von da westlich weiter schreitend, Bärensteinberg, Schwartenberg, Haßberg, Keilberg, Fichtelberg, Bärenstein, Pöhlberg, Auersberg, Greifenstein, den langen Stein bei Lengefeld, Schloß Augustusburg, die Stadt Freiberg, Kolmberg bei Oschatz, Tharandter Wald, Moritzburg, Keulenberg bei Königsbrück, Porsberg, Valtenberg und Hohwald bei Neustadt, Unger, Winterberg, Rosenberg, Schneeberg und die verschiedenen Kegel des Sandsteingebirges, Sattelberg und Mückenthürmchen, sowie zahllose innerhalb dieses Umkreises liegende Punkte.

Die Stadt Frauenstein, von deren Befestigungen und Thoren Nichts mehr zu sehen ist, soll vor 1438 um die gegenwärtige Begräbnißkirche gelegen haben, wo auch noch zahlreiche Spuren von Häusern und Straßenanlagen aufzufinden sein sollen. Die Stadt ist wiederholt zerstört und niedergebrannt worden, hauptsächlich 1534, 1728 und 1814. Die schon 1384 urkundlich erwähnte Stadt hatte eine Mauer, drei Thore mit Thürmen und zwei Pforten.

Die neu aufgebaute, freundliche Stadt eignet sich sowohl wegen ihrer Höhenlage, als auch wegen ihrer Umgebungen vorzüglich zu einer Sommerfrische. Von dem südlich der Stadt auf dem Sandberge befindlichen trigonometrischen Signal hat man eine weite Umschau. 20 Minuten westlich der Stadt, vom weißen Steine und der dortigen Unterstandshütte blickt man in das Thal der Gimmlitz. Das Buttertöpfchen ist eine am Wege dahin liegende Granitklippe. Auf der nach Südost führenden Straße erreicht man das Buschhaus bei Hermsdorf (6 km) und hat fast auf dem ganzen Wege eine freie Aussicht nach Norden.

Im Thale der Bobritzsch, lang hingestreckt liegt das Dorf Reichenau und an den Abhängen südlich desselben sind noch zahlreiche Halden und Haldenzüge zu erkennen. Es ist vor Zeiten hier, wie an der Weißeritz, ein lebhafter Bergbau betrieben worden. Halden, Pingen, Stolln u. s. w. sind noch vielfach zu erkennen, wenn auch ein großer Theil derselben bereits eingeebnet worden ist. „Man „erkennt (Schumann 1817, IV, 239) aber auch das hohe Alter „des Frauensteiner Bergwerkes aus den alten Haldenzügen oder dem „alten Lehnbaue, weil man solchen nicht, wie im Anfange des 16. Jahr„hunderts üblich war, nach Fundgruben und Maßen, sondern sieben„lehnweise verlieh und nur auf Nieren führte, wovon man die „einander ganz nahe liegenden Halden und Pingen (die Pfaffengruben) „auf dem Frauensteiner Pfarrgute und dem Erbgericht in Reichenau „vor Augen hat."

Von Frauenstein nach Rechenberg sind 8 km; bei Weitem interessanter ist der Weg vom Buschhause bei Hermsdorf durch den

Wald nach dem Forsthause am Drachenkopf nach Rechenberg 6 km; von Bienemühle nach Rechenberg 2 km.

Die alte Burg Rechenberg, wahrscheinlich Anfang des 12., wo nicht schon Ende des 11. Jahrhunderts gegründet, stand auf einem etwa 18 m hohen, senkrecht aus dem Thale ansteigenden, fast isolirten Granitfelsen, welcher aus dem Thalhange des rechten Muldenufers weit vorsprang. Sie war eine der kleinen Grenzburgen; von ihren beiden Thürmen sah man noch Anfang dieses Jahrhunderts geringe Ueberbleibsel. (Schumann, VIII, 817, XVIII, 561.) Noch um 1760 hatte die Burg Dach und Fach. Auf einer von Wizani, wahrscheinlich um 1780 gemalten Ansicht von Rechenberg sieht man nur einen Thurm und hohe Burgmauern, beide jedoch im Verfall. Jetzt ist von der Burg nur noch ein Theil der äußeren Umfassung zu erkennen; der Felsen ragt auf der Dorfseite etwa 25 bis 30 m steil auf; die obere Fläche gegen 20 m lang und 12 m breit, ist nur noch auf der Ostseite von einer 3 bis 4 m hohen, über 1 m starken, im vollen Verfall befindlichen Mauer eingefaßt; alles Uebrige ist ausgeglichen und eingeebnet.

Urkundlich gehörte sie 1270 Heinrich von Rechenberg, kam 1500 an die Schönberge und 1647 durch Kauf, als ein Theil der Herrschaft Frauenstein, an Kurfürst Johann Georg I.

Von Rechenberg nach dem Teichhause 5 km, von hier nach dem Fischerhause bei Bahnhof Moldau 5 km, nach Rehefeld 6 km. Von Rechenberg über Deutsch-Georgenthal nach Jagdschloß Lichtenwald 2 Stunden.

Die Mitte des Erzgebirges.

Die Mitte des Erzgebirges erstreckt sich im Höhenzuge des Gebirgkammes streng genommen vom Gebirgssattel bei Neustadt bis zum Gebirgssattel bei Platten. Der Nordabhang wird durch die Wasseradern des Zschopaugebietes belebt, und nur ein kleiner Theil, im Westen des höchsten Gebirgsstockes, gehört in den Quellenbächen des Schwarzwassers zur westlichen Mulde. Dieser Theil des Nordabhanges wird seinen Wasserläufen entsprechend dem Gebiete der Westmulde erst zugezogen werden. Der Südabhang, welcher von dem charakteristischen Eckvorsprunge des Wieselssteines an in Berücksichtigung kommt, reicht vom Thale des Flößbaches bis zum Thale der weißen Wistritz.

41. Mulde. Striegis. Zschopau. Hainichen. Waldheim. Kriebstein.

Der Wasserlauf der östlichen Mulde bildet für die Gewässer des Nordabhanges des Erzgebirges von ihrer Biegung bei Nossen an die natürliche Sammellinie. Obgleich dieselbe schon bei Nossen, wie bei Roßwein ein ganzes Stück nördlich vom Fuße des Erzgebirges fließt, ist das zum großen Theile mit steilen und bewaldeten Abhängen eingefaßte Thal reich an anmuthigen Landschaftsbildern, bis es bei Döbeln, wo die Mulde zum zweiten Male die Richtung von Ost nach West annimmt, nachdem sie vorher nordwestlich und selbst nördlich geflossen war, in eine breite Thalniederung der 250 m Erhebung eintritt.

Bei Schweta, in 156 m Meereshöhe, vereinigen sich die Mulde und die von Süden her strömende Zschopau, auf dem Norduferr von etwa 50 m hohem Höhenrande überragt.

Kurz unterhalb Roßwein, der alten, im 12. Jahrhundert vorhandenen, 1220 schon urkundlich erwähnten, seit 1293 dem Kloster

Altenzella angehörenden und bereits im 14. Jahrhundert durch seine Tuchmacherzunft weit bekannter Stadt, mündet in 181 m Höhe die Striegis in die Mulde. Auf dem Höhenrückenzuge zwischen der Mulde und Flöha in zwei Hauptbächen entspringend, der großen und der kleinen Striegis, welche meilenlang in flachen Thalmulden dahin fließen, bildet die große Striegis schon von Wegefahrt abwärts ein mit steilen und höher ansteigenden Abhängen eingefaßtes Thal, welches besonders zwischen Bräunsdorf und der Heumühle, so wie abwärts von Pappendorf landschaftlich reich geschmückt ist.

Geht man dem Wasserlaufe entgegen, wie das ja bei jedem Thale, wenn es irgend angeht, geschehen soll; so tritt man schon bei Böhrigen in ein enges Waldthal, welches von 40 bis 50 m hohen, zum Theil von Felsenklippen und Felsenvorsprüngen unterbrochenen Thalrändern eingefaßt ist. Auch das wegelose Thal der kleinen Striegis ist von der Berbersdorfer Mühle an, die in einem breiten Kessel an der Vereinigung der kleinen und großen Striegis liegt, auf etwa eine halbe Stunde Wegs hin sehr besuchenswerth. Besonders schön wird aber von hier an das Thal der großen Striegis, mit seinen Windungen durch die enger werdende Thalspalte bis zur Niedermühle bei Pappendorf, und dann weiter stromauf, von der Heumühle bei Mobendorf bis gegen Wegefahrt, vor Allem an der Wiesenmühle und an der Kerstenmühle.

In flacher Thalmulde der kleinen Striegis liegt die Stadt Hainichen. Anfang des 13. Jahrhunderts eine neu gegründete Niederlassung, erhielt sie erst gegen Ende desselben, nach einer anderen Angabe sogar erst um 1400 Stadtrechte, blieb aber eine Vasallenstadt bis ins 16. Jahrhundert. Tuchmacher, Zeug- und Leineweber bildeten hauptsächlich ihre Bevölkerung. 1543 wurde hier der Vertrag zwischen Kurfürst Johann Friedrich und Herzog Moritz geschlossen, welcher die zahlreichen Streitigkeiten wegen der Türkensteuer, Leibgeleite, Hasenjagd u. s. w. beendete. Die großen Brände um Mitte des 17. Jahrhunderts, besonders aber die der Neuzeit, 1831 und 1832, haben alles alterthümliche zerstört. Die Stadt ist neu gebaut und von ihrer früheren Befestigung nichts mehr zu erkennen.

In Hainichen wurde Christian Fürchtegott Gellert den 4. Juli 1715 geboren. Seine Fabeln und Erzählungen, sowie seine geistlichen Oden und Lieder; unter letzteren „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath" ꝛc., „Gott deine Güte reicht so weit" ꝛc., „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" ꝛc., „Nach einer Prüfung kurzer Tage" ꝛc., „Wie groß ist des Allmächtgen Güte" ꝛc., werden für alle Zeiten für Haus und Familie ihren Werth behalten. Das von

Rietschel entworfene Denkmal auf dem Markte; vor Allem aber die 1819 errichtete Gellertstiftung (ein Rettungshaus) erhalten sein Andenken auch für die nachfolgenden Geschlechter.

Das Thal der Zschopau ist von der Vereinigung derselben mit der Mulde bei Schweta an, den ganzen Lauf aufwärts, bis zu dem Hochplateau, ein reich geschmücktes, köstliches Waldthal, in welchem nur einzelne, breiter gemessene, von sanfteren Abhängen begrenzte Auen eingefügt sind.

Mit ein Paar kühn und lang gezogenen Schleifen den selbstständigen Flußlauf beschließend, ist das Bett der Zschopau schon hier, innerhalb der 200 und 250 m Erhebung, bis in die Linie Tanneberg — Falkenhain, wo das Thal in die 300 m Erhebung eintritt, mit 50, 60, 70 und 80 m hohen Abhängen eingefaßt, welche reich mit Laub- oder Nadelwald und mit eingestreuten Felsklippen, Felsbrocken und Felsenabhängen besetzt sind.

„Ich hätte eigentlich nie gedacht, daß unser Erzgebirge so reich „an Naturschönheiten sei. Was für ein Aufhebens macht man von „den Thälern der sächsischen Schweiz! Ich glaube kaum, daß dieses „Zschopauthal ihnen nachsteht. Dabei hat es aber einen großen „Vorzug, den der fast unberührten, unentweihten Natur. Die Ein„samkeit seiner unvergleichlich schönen Waldwege wird noch nicht durch „die bunte Schaar lärmender Touristen gestört. Nur selten kommt „mit freundlichem Gruß ein Holzfäller oder ein altes Mütterchen, „das Kräuter und Pilze sucht, uns entgegen, wenn wir die Wald„pfade dahin schlendern, in erquickender Morgenkühle oder bei goldiger „Abendbeleuchtung.“ *)

Wer die wegelose Schleife der untern Zschopau nicht ausgehen will, wird bei der Holzstofffabrik von Kleinlimmeritz den auf dem linken Flußufer weiter führenden Fußsteig einschlagen, bei der Kummersmühle den Fluß überschreiten und von der neuen Niethammerschen Fabrik an der Nixkluft die Diedenmühle und über den Eichberg Waldheim erreichen; von Klein-Limmeritz bis zur Waldheimer Brücke 6 km.

Die im gegenwärtigen Jahrhundert (1810, 1831, 1832 und 1852) durch große Brände heimgesuchte Stadt Waldheim ist vollständig neu erbaut und besonders in der neuesten Zeit bedeutend vergrößert worden. Der um 1200 gegründete Ort Walthersvalde soll zwar schon 1286 zur Stadt erhoben worden sein; doch wird Waldheim erst 1324 als Stadt urkundlich genannt. Das 1404 gegründete Augustinerkloster, welches 1544 säcularisirt wurde, baute

*) Glückauf (Zeitschrift.) 1881. S. 34.

man 1688 in ein Jagdschloß um. Aber schon 1715 ward es zur Zuchtanstalt (Zuchthaus) bestimmt, zweckentsprechend umgebaut und bezogen.

Die Hauptindustrieen von Waldheim sind Cigarrenfabrikation und Stuhlbauerei.

Die Anfang dieses Jahrhunderts von Rabenau nach Moritzfeld bei Waldheim durch Gottlieb Wünschmann verpflanzte Stuhlbauerei verbreitete sich nach den Städten Waldheim, Geringswalde, Mittweida, sowie nach den Dörfern der Umgebung, besonders nach Beerwalde, Neu-Schönberg, Holzhausen, Neuwallwitz, Reinsdorf und Ehrenberg. In der Stadt Waldheim entstanden seit Anfang der 50er Jahre nach und nach drei größere Stuhlwaarenfabriken, welche zur Herstellung ihrer Erzeugnisse die verschiedenartigsten Werkzeuge und Maschinen anwenden. Im Jahre 1887/88 fertigten dieselben 19 550 Sophagestelle; 11 500 Dutzend Stühle und über 2000 Gestelle zu größeren Polsterstühlen. In derselben Zeit wurden aber noch von ca. 125 Kleinmeistern 6900 Dutzend Stühle und 2500 Gestelle verschiedener Größe, sowie in der Strafanstalt noch 17 400 Stück verschiedener Sitzgeräthe hergestellt. Außerdem wurden noch von den zahlreichen selbstständigen Kleinmeistern mit ihren Gesellen und Lehrlingen eine stattliche Anzahl von Sitzen und Gestellen angefertigt. Man macht Sopha- und Polstergestelle, Drehstühle, Sessel: in den Fabriken geradsitzige Bockstühle, Schwung- und geschweifte rundlehnige Wiener Stühle, in der Neuzeit auch Stühle 2c. in Barockstyl, gothisch und in deutscher Renaissance, gestochen und geschnitzt. Die Massenanfertigung richtet sich aber vorwiegend auf einfache Muster; in der Hausindustrie werden fast nur Stühle einfacher Art gebaut, mit Rohr- oder auch mit Patentsitz von Holz. Man verwendet hauptsächlich Rothbuche und Birke, aber auch Kirschbaum, Esche und Eiche, sowie deutschen Nußbaum; zu besseren Sachen Birnbaum, Ahorn, Mahagoni und amerikanischen Nußbaum. Die gewöhnlichen Sophagestelle werden aus Fichte oder Kiefer gefertigt.

Der Wagenbau von Waldheim umfaßt jährlich gegen 50 Kutsch- und Luxuswagen und etwa 30 Schlitten, der von Hartha 250 bis 325 Wagen und 60 bis 120 Schlitten.

Im Süden der Stadt, auf der Höhe des Wachberges steht der Siegesthurm, von welchem man eine sehr hübsche Aussicht über den Thalkessel hat.

Auf dem linken Ufer der Zschopau führt ein guter Weg durch Rauschenthal und den Wald nach Kriebstein; man kann aber auch durch das Seitenthal nach Heiligenborn und über Neu-Schönberg gehen; endlich auf dem rechten Ufer der Zschopau über Kriebethal,

immer Schloß Kriebstein am Thalschlusse vor sich, nach der großen Niethammerschen Papierfabrik, über welcher sich die Burg auf schroffem Felsenvorsprunge erhebt.

Ueber die Zschopau führt eine bedeckte Holzbrücke, eins jener früher im Erzgebirge vielfach angewendeten, sogenannten Sprengwerke, wo die tragenden Balken zum Schutze gegen die Witterung mit Bretwänden verkleidet und mit einem Schindeldache bedeckt wurden, so daß der Weg durch eine dunkle, tunnelartige Röhre führte, welche nur spärlich durch ein Paar Fensterchen erleuchtet wurde.

Kriebstein liegt äußerst malerisch auf einer Felsenklippe an der Zschopau. Unter den vielen alten Burgen Sachsens ist Kriebstein, urkundlich Crywenstein, eine der wenigen, von denen man Erbauer und Erbauungsjahr kennt. Dietrich von Bernwalde (Bärenwalde) errichtete sie 1387 bis 1407.*)

Der Felsenkegel, auf welchem die Burg errichtet wurde, ward durchbrochen, um den Graben herzustellen, über welchen jetzt eine Brücke von Mauerwerk geschlagen ist. Das Thor führt durch das Hauptgebäude, an welches sich der starke, fünf Stockwerke hohe, im Mauerwerk sorgfältig ausgeführte Hauptthurm oder Bergfried anschließt. Dieser Hauptthurm ist auf drei Seiten von zwei und drei Stockwerken hohen Gebäuden umgeben, welche zum Theil erst später an- und umgebaut worden sind, so daß nur im vorderen, nordwestlichen Flügel ein Theil der ursprünglichen Einrichtung noch vorhanden ist. Der längliche, gebogene und thalwärts geneigte Hof wird von einem Stallgebäude und einem Wirthschaftsgebäude geschlossen, neben welchem ein kleiner runder Treppenthurm steht. Auf dieser Seite schließt der Bergabhang an; auf der anderen erhebt sich der Fels, auf welchem die Burg steht, fast senkrecht aus dem Bette der Zschopau. Trotz ihrer Festigkeit wurde Dietrich von Bernwalde 1415 vom Ritter Staupitz auf Reichenstein aus ihr vertrieben. Friedrich der Streitbare, Landgraf in Thüringen, welcher überhaupt in dieser Zeit in verschiedene kleinere Fehden verwickelt war, belagerte nun Kriebstein. Als die Burg sich ergeben mußte, bewilligte er der Hausfrau freien Abzug, mit Allem Was ihr lieb wäre. Diese trug ihren Ehemann als das Liebste ihrer Besitzthümer auf den Schultern aus der Burg; ähnlich wie von Weinsberg (1140) erzählt wird. Friedrich behielt Kriebstein als verfallenes Lehen für sich. Später kam es an Apel von Vitzthum, dann an Kunz von Kaufungen, dann an verschiedene Familien, zuletzt an die von Arnim.

Eine Anzahl alter Hakenbüchsen, ein paar Böller ꝛc. schmücken

---

*) Schumann, Ortslexikon. V. 183.

den Eingang. Zahlreiche alte Waffen, Schwerter, Hellebarden, Gefäße und Möbel sind zu sehen. Der Zutritt wird auf Anmeldung gestattet.

Gegenüber liegt Schloß Ehrenberg mit seinem Park, und einer Terrasse, von der man einen trefflichen Blick nach Kriebstein hat. Von einer Laube des Kriebsteiner Gasthofes sieht man auf das Thal und das Schloß von der Westseite.

Die Zschopau bildet von hier bis Ringethal ein enges Waldthal, welches nur unterhalb Falkenhain sich etwas erweitert. Die 60, 70 und 80 m hohen Abhänge sind mit herrlichem Wald bestanden. Auf der etwas über 9 km langen Strecke führt jedoch kein Weg, und wer die Rücksichtslosigkeiten des sogenannten großen Publikums kennt, verargt es den Grundbesitzern nicht, wenn sie Führung eines Weges durch ihre Holz- und Jagdgründe ablehnen. Von der Kriebsteiner Brücke bis zur Lochmühle führt ein Fußweg, dessen Beschaffenheit jedoch dem Wanderer große Aufmerksamkeit abverlangt; von Falkenhain bis gegenüber der Lauenhainer Mühle geht ein Holzweg; von der Lauenhainer Mühle führt ein Fußsteig an der sogenannten Ruine vorüber, über den Bergvorsprung nach Ringethal.

Das Raubschloß, eine künstliche Ruine, soll nach Peccenstein, einem bekannten Fabelnerzähler, auf dem Platze der wenigstens vor 800 Jahren zerstörten Burg Grunado (Gozne) gestanden haben. Schumann sagt (IX. 193. 197.): „Spuren von doppelten Wällen und Gräben, welche den Felsen umziehen, der als isolirte gegen 40 m hohe Klippe die neuen Ruinen trägt, Pfeilspitzen, Schwertklingen u. s. w. sind hier gefunden worden“, und bemerkt weiter: „Die Aussicht ist eine der originellsten im Lande. Der herrlich gewundene und breite Fluß, die Stille des tiefen Thales, kaum vom Rauschen des Lauenhainer Wehres unterbrochen, der Gegensatz zwischen der anmuthigen Aue im Südwest und dem rauhen, engen, von 60 bis 85 m hohen, mit Schwarzholz bedeckten Abhängen eingefaßten Zschopauthale — alles dies gibt eins der interessantesten Naturgemälde, und selbst die Kriebsteiner Gegend weist kein schöneres auf.“

Ringethal liegt in einer der schönsten Auen weit und breit. Das Thal der Zschopau und das breite Wiesenthal des Rossauer Baches vereinigen sich hier. Auf dem Kirchhofe findet man die Reste einer Linde; Schumann (IX. 193.) schreibt im Jahre 1822 von vier ungeheuern Linden, deren größte über 6 m im Umfange hatte. Hier soll Luther im Freien gepredigt haben. Obgleich diese Sage durch Nichts beglaubigt ist, wird zu Fastnacht eine Gedächtnißpredigt gehalten.

Das Schloß hat auf drei Seiten Wassergräben; auf der vierten eine große Freitreppe. Von seinen Umgebungen schreibt Schumann: „Angenehme Spaziergänge und Anlagen. Ihr Charakter ist durchaus jene Einfachheit und Mäßigung, welche der echte Geschmack immer beobachtet, und welche viel inniger anspricht, als die Zusammenhäufung von Anlagen, die man in manchem Parke trifft."

---

42. Mittweida. Frankenberg. Lichtenwalde. Ebersdorf.

Von Ringethal hat man zwei Wege nach Mittweida. Entweder man bleibt auf dem rechten Ufer der Zschopau und geht längs des Flusses bis zur Liebenhainer Mühle und von da am Flusse weiter bis Neudörfchen, zum großen Theile an Felsenwänden und felsigen, bewaldeten Abhängen hin, ein Weg von etwa einer Stunde bis zur Zschopaubrücke von Neudörfchen; von da auf den Markt von Mittweida eine Viertelstunde; oder man geht am unteren Ende von Ringethal über die Zschopau und von der Weißthaler Fabrik einen trefflichen, wohlgepflegten Weg mit prächtigem Einblick in die große Thalschleife der Zschopau, welcher über Rößgen in einer Stunde auf den Markt von Weida führt.

Mittweida, eine sehr alte Stadt, hat in der neuesten Zeit ihre Anlage so wesentlich verändert, daß es nicht leicht wird, den ursprünglichen Grundriß festzustellen. Die zahlreichen Brände, besonders im 15., 16. und 17. Jahrhundert, sowie auch 1824 und 1830 haben fast alle älteren Gebäude beseitigt. Mittweida gehört allem Anscheine nach unter die ältesten Städteanlagen des niederen Erzgebirges. Schon im 12. Jahrhundert soll hier der Bergbau geblüht haben, wenn er auch nicht von so hoher Bedeutung gewesen sein mag, wie die Tradition erzählt. „Kriege, wilde Wasser, Brüche, sowie Uneinigkeit der Gewerken trugen zum Verfall des Bergbaues bei. Spuren finden sich nur noch (um 1819) bei Neudörfchen, wo am rechten Zschopauufer zwei Stolln ausgehen. Die wichtigsten Bergwerke waren jedoch südlich der Stadt und bei dem Vorwerke Biensdorf." (Schumann, VI, 522).

Die Stadt hatte noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts Mauern und vier Thore, und wurde in die Altstadt und in die Neustadt getheilt. Die 1469 neu erbaute Stadtmauer wurde seit 1823 abgetragen; die 1551 abgebrannten Thürme waren gar nicht

wieder aufgebaut worden. Von dem großen unregelmäßigen Markt gingen fünf Hauptgassen aus, darunter der Brühl, welcher bis an das Dorf Rößgen sich erstreckte. Die Stadt bildete ein eigenthümlich gedrücktes Oval. Die Straße von Rochlitz nach Hainichen theilte sie in eine Nord- und eine Südhälfte; die erstere war sehr klein, die andere sehr groß. Der Brühl und die Straße nach Chemnitz schnitten die Stadt in zwei gleich große Theile, eine Osthälfte und eine Westhälfte. Die Stadt galt im Mittelalter für eine starke Feste; 1430 wurde sie jedoch von den Hussiten, trotz hartnäckigen Widerstandes, überwältigt und in Brand gesteckt. Was die Brände von 1498 und 1551 vom Wiederaufbau verschont hatten, ging im Brande von 1624 und im dreißigjährigen Kriege zu Grunde, der durch Brand, Plünderungen und Erpressungen den Wohlstand vollständig vernichtete. Der Bergbau Mittweidas ging in dieser Zeit ebenfalls zu Grunde. Nur die aus dem 14. Jahrhunderte stammende Leinen-Industrie kam später wieder empor.

Die große, wahrscheinlich Anfang des 16. Jahrhunderts nahe der Stadtmauer erbaute Hauptkirche gehört allem Anscheine nach in die Zeit der großen erzgebirgischen Kirchenbauten, wenngleich sie in vielen Einzelheiten von den anderen großen Kirchen abweicht. Gegen 60 m lang, 30 m breit und im Gewölbe 20 m hoch, bildet sie eine eigenthümlich zweischiffige Kirche, wo auf der Mittelachse des Schiffs vier Säulen stehen, während sich auf der Nordseite ein niedriger Gang mit darüber befindlichen Emporen, sowie die große Sakristei anschließt. Beim Eintritt vom Westportale tritt man in eine breite Vorhalle, in welcher einige bemerkenswerthe Grabsteine, sowie ein alter, gut erhaltener Taufstein von Rochlitzer Stein stehen. Die achtkantigen Säulen des Schiffes ohne Kapitäle tragen das Kreuzgewölbe mit einfachen Gurten. Das Gewölbe des Altarplatzes überspannt denselben in einem Bogen und ist von hervorragender Schönheit. Jede der ziemlich flach in der Wand liegenden Säulen ist am Gurt mit zwei Köpfen geziert, und unter dem Mittelfenster ist ein auf beiden Seiten mit Köpfen geschmücktes, von Adlern überragtes Tabernakel aus Rochlitzer Stein, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert. Der Altarplatz stammt dementsprechend aus einem älteren Kirchenbau.

Der Altar, in Holz, bunt, farbig und vergoldet, giebt in kleinen Figuren eine Darstellung des Abendmahles, darüber ein Bild Gethsemane und darüber Christus in Ueberlebensgröße, die vier Evangelisten in Dreiviertellebensgröße, sehr gut geschnitten; weiter oben Bilder und Figurenaufbau. Die Darstellung des Christus ist bemerkenswerth.

An der Kanzel, welche von einem lebensgroßen sitzenden Moses

getragen wird, sind in den Figurenfeldern die Propheten. Der Taufstein in Rochlitzer Stein ist neu. Die Fenster am Altar werden nach und nach mit buntgemalten Fenstern ausgestattet.

Die Kirche ist im Laufe des letzten Jahres durch Baumeister Altendorf wieder hergestellt.

Der über 60 m hohe, dicke, aber unvollendete Hauptthurm überragt Kirche und Stadt.

Auf dem Kirchhofe steht ein Todesengel von Marmor, welchen Christian Rauch († in Berlin 1857) gefertigt hat.

Ueber die Umgebungen der Stadt sagt Schumann: „Die Gegend hat sowohl an der Zschopau, wie in den Seitenthälern viele Schönheit. Die lieblichsten Parthieen wechseln mit den ernstesten; die Einsichten in das Thal sind vortrefflich. Bellevue am Scheibenberge, das Felsenkanapee zwischen Neudörfchen und Liebenhain, der Teufelsstein auf dem Galgenberge vor der Rochlitzer Vorstadt.“

Der Weg im Thale der Zschopau, an der Floßschenke vorüber bis Dreiwerden und von da zu Alte Hoffnung Erbstolln beträgt 3 km, von da zur Krumbacher Fabrik 2 km, von hier bis zur Fischerschenke 3 km, von dieser nach Frankenberg 2 km. Der ganze Weg ist reich an landschaftlicher Schönheit.

Auf dem Treppenhauer (oder nach einer anderen Angabe Trappenauer) soll die urkundlich 1214 erwähnte Burg Hwoznie gestanden haben. Das ist nicht wahrscheinlich; diese würde wohl auf der Stelle der Sachsenburg zu suchen sein. Dagegen ist Anfang dieses Jahrhunderts noch auf dem Berge, rings um das Plateau, Graben und Wall, also die Ueberreste eines Ringwalles, zu erkennen gewesen.

S a c h s e n b u r g, eine im 12. Jahrhundert angelegte Burg, wird 1289 zuerst urkundlich genannt (Sassenberg, Saxenberg ꝛc.). Im 15. Jahrhundert kam die Burg an die Schönberge, welche sie neu aufbauten; 1632 wurde sie aber von den Kaiserlichen überfallen, ausgeplündert und zum Theil niedergebrannt. Seit 1609 war sie, mit Frankenberg ꝛc., Eigenthum des Kurfürsten Johann Georg I. Die kleine Kapelle stammt von Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. Gegenwärtig ist das Schloß zu einer Straf- und Besserungsanstalt für jugendliche männliche Verbrecher benutzt.*)

Das vielfach gewundene Thal des nördlich von Frankenberg fließenden Lützenbaches mit seinen bewaldeten Abhängen und Umgebungen bietet eine Reihe von prächtigen Landschaftsbildern und Aussichtspunkten.

*) Schloß und Herrschaft Sachsenburg bis zum 17. Jahrhundert. B. Schlegel. Glückauf (Zeitschrift) 1887. S. 31 ff.



Auch Frankenberg verdankt seinen Ursprung allem Anscheine nach dem Bergbaue, wenn auch derselbe frühzeitig schon wieder aufgegeben wurde. 1243 wird Frankenberg urkundlich genannt. Der Bergbau auf Kupfer wurde später wieder aufgenommen; 1683 erhielt die Stadt sogar Bergfreiheit, dessen ungeachtet ist aber der Bergbau längst erlegen, ganz wie der Abbau der 1559 entdeckten Steinkohlen. Weit wichtiger für die Entwickelung der Stadt wurde die 1558 eingeführte Wollenmanufaktur, die Baumwollenfabrik und die Anlage einer niederländischen Zwirnmühle. Man fertigte damals meist sogenanntes Grobgrün, später Berkan. Der Einschuß wurde zwei-, drei- und mehrfach eingetragen. Die wollnen Artikel wurden unter dem Namen „Frankenberger Zeuge“ bekannt. Um 1815 war das Hauptgewerbe Kattunweberei (besonders ordinäre und Mittelsorte, sowie bunte Tücher) und Kattundruckerei.

Die von großen Bränden wiederholt heimgesuchte Stadt ist besonders in der neuesten Zeit außerordentlich gewachsen.

Etwa 2 km vom Markte der Stadt führt eine Brücke der Straße nach Chemnitz über die Zschopau, und wieder 2 km von dieser, in südöstlicher Richtung, kaum eine Viertelstunde vom Dorfe Ortelsdorf steht unweit einer sehr starken Eiche das Harras-Denkmal. „Gegenüber desselben, am jenseitigen Ufer steigt aus dem reizenden „und romantischen Thale der Zschopau, welchem hier in einem engen „Felsengrunde der Altenheimer Bach zufällt, der berüchtigte Haus-„stein empor, eine Felsenmasse von 60 m (und nicht 50 Klafter wie Theodor Körner etwas hyperbolisch singt) „und nur geringer Basis, von welcher ein Sprung in den Fluß hinab rein unmöglich ist.“ (Vergl. Schumann VII, 829, und Köhler, Sagenbuch Nr. 763.) Dessen ungeachtet ist es vollkommen glaubhaft, daß Ritter Harras mit seinem Roß an der Seite des Haussteines herab ritt, in den Fluß hinein setzte und an das andere Ufer entkam. Dieß soll 1499 geschehen sein. Man sagt, Ritter Harras habe der Kirche von Ebersdorf ein silbernes Hufeisen gestiftet; jetzt noch zeigt man dort ein großes Hufeisen, aber von Eisen. Inschrift und Wappen auf dem Harrasdenkmale sind verwittert, kaum Sporen und Hufeisen noch zu erkennen; die Ansicht des Haussteinfelsens, auf welchem 1863 das Körnerkreuz errichtet wurde ist aber prächtig und der herrliche Laubwald, welcher sich bis gegen die Lichtenwalder Mühle hin erstreckt, erhält die gehobene Stimmung.

Vom Haussteine hat man eine schöne Ansicht vom Schloß Lichtenwalde.

Lichtenwalde wird schon 1198 urkundlich erwähnt. 1455 besaß es Apel von Vitzthum, nach ihm die Harras bis 1651, wo sie

ausstarben. Es fiel an den Kurfürsten und Kurfürst August II. vertauschte es gegen Pillnitz. 1722 erwarb Graf Watzdorf die Herrschaft Lichtenwalde, baute das neue umfangreiche und großartig angelegte Schloß im herrschenden Styl seiner Zeit und legte gleichzeitig den ausgedehnten Park mit seinen Terrassen, Wasserkünsten, Statuenschmuck u. s. w. an. Der höher gelegene Theil desselben erinnert noch heute an die Gartenanlagen jener Zeit, während der am Abhange gelegene und niedere Theil des Gartens vollständig zur waldartigen Parkanlage mit Rasenplätzen, Ruhebänken, Aussichtspunkten u. s. w. geworden ist. Prachtvolle Lindenalleen, schattige Buchengänge, Gruppen von Laub- und Nadelhölzern, ehrwürdige Eichen, dunkle Fichten, ausländische Gewächse u. s. w. tragen ein jedes an seinem Theil zum Gesammteindrucke bei. „Einfache, überraschende Anlage; nur mit kaum bemerkbarer Hand hat die Kunst der Natur nachgeholfen.“ (Schumann, Ortslexikon 1818, V, 687.)

Nicht ganz 3 km vom Schlosse Lichtenwalde liegt die Kirche von Ebersdorf auf einer kleinen Anhöhe im flachen Thale des Angerbaches. Ebersdorf, ebenfalls eine sehr alte Niederlassung auf dem Erzgebirgsabhange, gewöhnlich auch Stift Ebersdorf genannt, war schon frühzeitig durch ein wunderthätiges Marienbild zu einem besuchten Wallfahrtsorte geworden und besaß eine reich geschmückte Kirche und eine Marienkapelle. Vom Dorfwege aus sieht das Stift noch heute recht stattlich aus, wenngleich ihm nach der Reformation manch äußerer Glanz verloren gegangen ist. Die Lage auf der Anhöhe, das stattliche Pfarrhaus, das Thor mit dem Thorthurm, der thurmartige Bau der ehemaligen Marienkapelle, die Kirche mit ihrem hoch aufragenden Dache und Thurme machen immer noch einen stattlichen Eindruck. Die Kirche ist erst in der neuesten Zeit wieder hergestellt, dabei allerdings auch ein großer Theil alterthümlichen Schmuckes beseitigt worden. Die besseren Sachen hat man an das Königl. Sächs. Alterthumsmuseum zu Dresden abgegeben.

Die Stiftskirche zeigt in ihrem Grundrisse eine gewisse Aehnlichkeit mit der Mittweidaer Kirche; ein breites Hauptschiff, ein schmales Seitenschiff, beide allerdings nur mit zwei einfachen Kreuzgewölben überspannt; während der Altarplatz die Breite der beiden Schiffe besitzt und ein einfaches aber gutes Kreuzgewölbe den ganzen Raum überspannt. Der Altar ist ein Marienaltar mit zwei Flügeln, allem Vermuthen nach aus den best erhaltenen und gut geschnitzten Figuren der früheren Altäre zusammengestellt, neu gemalt und vergoldet. Die Kanzel ist neu. In der kleinen Taufkapelle sind die Gewölberippen besonders bemerkenswerth; der Taufstein ist neu. Am Pfeiler des Chors ist das Denkmal von Ritter Harras ebenfalls wieder hergestellt.

Unter dem Orgelchor, ziemlich im Dunkeln, hängen in Glaskästen auf der einen Seite die Kleider der Prinzen Ernst und Albrecht, auf der andern die des Köhler Schmidt, welche nach dem Mißlingen des Prinzenraubes hier aufgehängt wurden.

Kurz unter dem südwestlichen Ende von Ebersdorf, das über den Höhenzug hinüber reicht, streicht die bekannte und interessante, von nahezu Südwest gegen Nordost gerichtete Gebirgseinsenkung von der Chemnitz zur Flöha, deren höchster Punkt nur 330 m über dem Meere liegt, also nur 50 m über der Zschopau und 95 m niedriger als der 2 km entfernte Beuthenberg, von dessen Aussichtsthurme man eine gute Aussicht nach Norden und Osten, besonders nach dem Zschopauthale hat.

In der Meereshöhe von etwa 280 m vereinigt sich, dicht unter dem Dorfe Flöha, ungefähr in der Mitte der von Nordwest nach Südost gerichteten, 1 km breiten Aue, am Fuße des Katzenberges mit seinen steilen, waldbedeckten Abhängen die breite, dunkle Zschopau mit der fast eben so starken, aber helleren Flöha. Von der Braunsdorfer Mühle bis Falkenau, auf fast 7 km Länge ist die Thalaue im Norden von einem 30 bis 45 m hohen Steilrande eingefaßt, über welchen sich die zum Theil mit Wald bedeckten Höhen des Wachtelberges erheben, während die Dörfer Flöha, Gückelsberg, Falkenau mit ihren wohlhäbigen, großen Bauernhöfen, freundlichen Häusern, zahlreichen Mühlen und bedeutenden Fabrikanlagen den Wohlstand der anmuthenden Niederung bestätigen. Im Süden steigt der Bergrand höher und schroffer, während die Ausbuchtungen des Thalkessels nach Nordwest und Südost flacher erscheinen.

In Flöha war seit 1634 der Vater von Samuel Frh. von Pufendorf Pfarrer. Derselbe wurde 1661 Professor des Natur- und Völkerrechtes an der Universität zu Heidelberg und 1670 an der Universität zu Lund, an welche ihn König Karl XI. von Schweden berief, zum Staatssekretär und Historiographen und 1694 zum Freiherrn ernannte. „Derselbe gab dem historischen Unterrichte durch Verbindung von Geographie und Statistik mit der Geschichte und durch Beziehung der Begebenheiten auf die Politik eine neue, das Studium wesentlich veredelnde Richtung.“ (Schumann II, 657.) Samuel Pufendorf war den 8. Januar 1632 in Dorf-Chemnitz im Erzgebirge geboren und starb den 26. Oktober 1694 in Berlin, wo er seit 1686 als Historiograph lebte.

---

43. Die Flöha. Rauenstein. Olbernhau. Grünthal. Purschenstein. Sayda.

Beim Besuche des Flöhathales wird Eisenbahnfahrt und Fußwanderung entsprechend verbunden.

Das Thal der Flöha ist reich an landschaftlich schönen Punkten, und es ist wohl nur eine sehr einseitige Auffassung, wenn gesagt wird (Saxonia IV, 95): „Das enge Thal der Flöha charakterisirt durch eine ernste Melancholie, ein schauerliches, geheimnißvolles Düster, das nur bei Olbernhau und Purschenstein einen Zug lächelnder Heiterkeit annimmt, und nur in dem weiten Becken bei Flöha in eine lebensvolle, reich gruppirte Scenerie übergeht."

Bei Hetzdorf überschreitet die Chemnitz-Freiberger Eisenbahn auf einer etwa 50 m hohen, imposanten Brücke das Flöhathal, nachdem sie am Hange langsam ansteigend die Uebergangshöhe gewonnen hat.

Nur eine kurze Strecke stromauf der Brücke ist in dem bewaldeten, felsenreichen Thalrande eine Klippe zu einem Austritt vergrößert, von dem man eine schöne Aussicht in das Thal und nach Augustusburg hat.

Fast 3 km nordöstlich der Eisenbahnbrücke liegt an Eisenbahn und Hauptstraßenzug das alte, schon im 13. Jahrhundert als Stadt genannte Oederan. Die Mauern und die vier Thore sind längst abgetragen. Im Hussitenkriege und im dreißigjährigen Kriege, sowie durch zahlreiche Feuersbrünste wiederholt zerstört, hat die Stadt bei den verschiedenen Neubauten eine ziemlich regelmäßige Gestalt erhalten. Von der gegen 3 km nordwestlich der Stadt liegenden Karolinenhöhe gewinnt man eine ausgedehnte Aussicht nach dem Gebirge. Wilisch, großer Winterberg, Luchberg (genau im Ost), Frauensteiner, Altenberger und Einsiedler Gebirgskamm, Bärensteinberg; Haßberg (genau im Süd), Preßnitzer Spitzberg, Keilberg, Fichtelberg, davor Bärenstein und Pöhlberg, sodann Scheibenberger Hügel, Greifenstein und dahinter den Schatzenstein; nahezu im Südwest bei ganz hellem Wetter in weitester Ferne der Auersberg.

Etwa 20 Minuten oberhalb der Eisenbahnbrücke mündet das Thal der großen Lößnitz, welches nahezu von Südost kommend, ein 7 km langes, einsames Waldthal mit verhältnißmäßig breiter Wiesensohle ist. Der Besuch desselben ist sehr ansprechend. Weiter oben wird das Thal muldenförmig. Außer einer nahe der Thalmündung liegenden Fabrik ist nur die Ortsgruppe Leubsdorfer Hammer in ihm; man geht also lange Zeit in Wald und Wiese, ehe man wieder an bewohnte Orte kommt. Eine Eisenbahn wird durch dasselbe

gebaut, um den Verkehr der oberhalb gelegenen Orte mit der Flöha-thalbahn zu vermitteln.

Von Hohenfichte, wo sich das Thal der Flöha ein wenig erweitert, erreicht man in bequemem Aufstiege in drei Viertelstunden Augustusburg. Bei der Höllmühle erblickt man auf der Höhe eines Bergsporen, oberhalb des mit Wald eingefaßten Flußthales die Kirche von Dorf Schellenberg, und über ihr breit auf sanft ansteigender Berglehne die isolirt aufragende Kuppe mit dem Schlosse Augustusburg und dem darunter hingestreckten Städtchen Schellenberg. Es ist dies die beste und stattlichste Ansicht des Schlosses.

Die anfangs niedrigen Thalränder rücken von Hohenfichte an nahe an den Flußlauf und erheben sich an vielen Stellen ganz bedeutend; Felssporen und Felsklippen treten aus den mit Wald bedeckten Abhängen; anmuthige Landschaftsbilder wechseln bei jeder Biegung des Thales. Dessen ungeachtet ist es gerathen, den Weg von Hohenfichte bis Rauenstein mit der Eisenbahn zurückzulegen.

Rauenstein (urkundlich Rawenstein) war vor Zeiten der Mittelpunkt einer ausgedehnten Herrschaft, welche an die Dynastenherrschaften Wolkenstein, Scharfenstein, Schellenberg und Lauterstein grenzte. 1289 beabsichtigte Friedrich der Kleine sie an Böhmen abzutreten; 1476 kam sie an die v. Günterode. 1567 (1576?) kaufte sie Kurfürst August. Er bildete das Amt Rauenstein. Das Schloß wurde ausgebaut und nach Abtrennung der Wälder und Regalien an die v. Römer verkauft; später besaßen es die Carlowitze, gegenwärtig die Freiherren v. Herder.

Schumann sagt von Rauenstein: „Selten sieht man anderwärts ein ähnliches Gebäude alter Zeit; eine so seltsame Architektur, ohne allen Sinn für Schönheit und Ebenmaß, für Ordnung und Regel; hier eine massive Felsenmauer, dort hölzernes Fachwerk; hier hoch, dort niedrig, kantig und eckig, recht- und schiefwinklig, gleich als wäre jedes einzelne Stück nach blinder Wahl auf- und durcheinander gestellt.“

Das Schloß steht auf einem Felsenvorsprunge des reich mit Buchen und Nadelholz bedeckten, steilen Hanges, so daß man vom Thale aus nur einige Giebel und den viereckigen Mittelthurm sieht. Dieser ist aller Wahrscheinlichkeit nach früher bedeutend höher gewesen, um weit ins Land hinaus lugen zu können, wie auch eine Federzeichnung Dilichs aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestätigt. An denselben schließen sich ein Paar kurz vorspringende Seitenflügel, und vor ihm liegt das Hauptgebäude, einen kleinen inneren Hof umfassend. Die Burg ist ursprünglich eine sehr kleine Grenzburg gewesen. Der Vorhof der ehemaligen Burg theilt sich in

den unteren, den gegenwärtigen Wirthschaftshof, und den oberen, der zum Theil Garten geworden ist und auf der östlichen Seite von einem älteren Gebäude eingeschlossen wird. Die Schloßgebäude, in denen die Burgkapelle und der Fürstensaal Holzdecken haben, sind noch sämmtlich mit Schindeln gedeckt. Die Wirthschaftsgebäude sind neueren Ursprunges.

Durch den Wirthschaftshof führt die alte Poststraße von Annaberg nach Freiberg unterhalb des Gartens durch einen 40 m langen, zum größten Theil in den Gneisfelsen gesprengten Tunnel.

In etwa 20 Minuten kommt man auf den Markt der Stadt Lengefeld. Beim Austritt aus dem Schloßhofe von Rauenstein hat man ein herrliches, kleines, von hohem Laubholz begrenztes Wiesenthälchen vor sich. Die Anfang des 16. Jahrhunderts gegründete Stadt ist 1582 bis 1599 viele Male, und von 1637 bis 1643 ununterbrochen von der Pest heimgesucht worden.

Vom Lengefelder Markte bis zum Lauterbacher Knochen sind etwas über 4, von da bis zum Bahnhofe Pockau-Lengefeld etwas über 5 km. Man geht von Lengefeld auf der Straße nach Heinzebank bis zu dem Punkte, wo sie mit der von Marterbüschel herauf kommenden Straße zusammentrifft; unweit davon steht noch ein altes Marienbild. Unterwegs hat man wiederholt schöne Ausblicke nach dem Flöhathale mit dem Gebirgsabschlusse vom Schwartenberge und Bärensteinberge. An dem Straßenknoten wendet man sich auf holperigem Waldwege nach Süden, am Adlersteine vorüber zum trigonometrischen Signal auf dem Lauterbacher Knochen.

Hier hat man eine sehr gute Ansicht des Gebirgskammes. Genau im Süden, über Marienberg und dessen Kirche, ragt aus dem ausgedehnten Waldgebiete der Haßberg bei Preßnitz, westwärts daran anschließend der Spitzberg, der Keilberg mit seinem Thurme, der Fichtelberg mit dem Thurme auf dem vorderen Fichtelberge, im Südwest der Auersberg, sodann der Schatzenstein und mehr nach West zu der Greifenstein bei Thum. Bärenstein, Pöhlberg und Scheibenberger Hügel liegen dicht neben einander; vor dem in der Mitte befindlichen Pöhlberge steht der dünne Thurm der Dreibrüderhöhe bei Marienberg. Nach Norden ist die Aussicht durch die bewaldeten Höhen des Adlersteines und des Bornwaldes geschlossen: den Langen Stein kann man wegen des hoch gewachsenen Waldes nicht mehr sehen. Ostwärts vom Haßberge bei Preßnitz unterscheidet man den Bärenallee-Berg, den Beerhübel, im Südost den Bärensteinberg, weiter nach Osten den Urs oder Ahornberg bei Deutsch-Einsiedel, den Schwartenberg und nahe zu im Osten die Stadt Sayda. Ein großer Theil der Thalaue der Flöha bei Olbernhau ist zu übersehen und vor

den ausgedehnten Waldungen die Stadt Zöblitz mit der weithin erkennbaren Kirche. Zahlreiche Ortschaften liegen auf den Hochplateaus und Höhenzügen. Im Nordosten schließt der Höhenrücken zwischen Flöha und Mulde die Aussicht ab.

Die Rundschau von der Dreibrüderhöhe bei Marienberg ist bei Weitem nicht so charakteristisch für den Kamm des Gebirges, nicht so landschaftlich-malerisch für die näheren Umgebungen.

Vom Lauterbacher Knochen geht man nordwärts auf einem Waldwege nach der Straße, an dem interessanten fiskalischen Kalkbruche vorüber, in einem niedlichen Seitenthale nach Marterbüschel und der Eisenbahnstation Pockau-Lengefeld. Der Kalkbruch wird auf einem Kalklager in Gneis betrieben, dessen 6 bis 12 m mächtigen Bänke aus einem weißen, feinkörnigen Kalkstein bestehen. Gneis, Asbest, Schörl, Hornblende und Eisenstein sind die Bestandtheile der Zwischenlager. Marterbüschel ist zu längerem Aufenthalte sehr geeignet.

Ein prächtiges Waldthal ist nordwestlich von Lengefeld, das Thal des Lautenbaches, unterhalb des Langen Steines. Von Lengefeld bis zur Klatschmühle 2½ km, von da bis Neunzehnhain 1½ km, von Neunzehnhain südlich bis zur Wolkensteiner Straße 3 km; von Neunzehnhain westlich über die Bornwaldhäuser bis zur Zschopauer Straße 4 km; von Hohndorf nach Zschopau nicht ganz 4 km.

Von Osten her mündet bei Rauenstein das Thal des Seidenbaches, ein anmuthiges Waldthal, 2 km bis zur Hölzelmühle, und von da in nordöstlicher Richtung am Seidenbache hinauf 2 km bis zur Schafbrücke, oder in südöstlicher Richtung längs des Haselbaches 2 km bis Forchheim.

Von Station Pockau-Lengefeld nach Olbernhau wird man die Eisenbahnfahrt vorziehen. Das Thal hat zwar einige recht hübsche Punkte, vor Allem die Thalenge oberhalb der Rennigmühle; aber die Fußwanderung ist lang (10 km).

An den untersten Gütern von Blumenau, in etwa 425 m Meereshöhe, beginnt die ziemlich 1 km breite Thalebene der Flöha, welche bis zur Vereinigung der Schweinitzbach mit der Flöha, an der Schweinitzmühle oberhalb Grünthal, in 480 m fast 9 km hinauf reicht. Das Thal hat nur 55 m Fall, d. h. 1:180. Zum größten Theile Wiesen, mit zahlreichen Büschen und Bäumen längs der verschiedenen Wasserläufe bedeckt, von sanfteren, erst in größerer Entfernung mit Wald bedeckten Abhängen begrenzt, giebt es aufwärts wie abwärts ein farbenfrisches Bild.

Gebirgsaufwärts von stattlichen Wäldern umrahmt, über welche Bergkuppen aufragen, bildet zur linken Seite die am Thalrande hoch

gelegene Kirche von Ober-Neuschönberg, von Häusern und Bäumen umgeben, eine prächtige Staffage, während oberhalb des auf sanfter Lehne ansteigenden böhmischen Dorfes Brandau das Städtchen Katharinaberg in der Ferne auf stotzigem Bergvorsprunge, hell leuchtend, zu erkennen ist. Ueber demselben die oberste Häusergruppe von Gebirgs-Neudorf, dahinter die bewaldeten Höhen der böhmischen Haide zwischen Gebirgs-Neudorf und Böhmisch-Einsiedel. Weiter rechts (also südwärts) die bewaldeten Höhen des Bärensteinberges und des Steindls, und herwärts der Katzenhaide; zwischen diesen letzteren die Thalöffnung der Natzschkau.

Thalabwärts gewinnt man das schönste Landschaftsbild, besonders bei Abendbeleuchtung, wenn man auf der Zöblitzer Straße von Olbernhau bis an die erste Biegung hinaufsteigt, also halbwegs bis zur neuen Schenke bei Grundau. Von hier übersieht man die ganze, nach Nordwest gerichtete Thalspalte der Flöha mit ihren verschieden gestalteten Abhängen, den Waldrändern und Abstürzen, und den sanft geneigten Höhenzügen oberhalb des eigentlichen Thales, die ganze Fernsicht durch den Bergkegel des Schellenberges mit dem darüber aufragenden Schlosse Augustusburg prächtig geschlossen.

Andere ziehen die Aussicht vom Bruchberge hinter Leubnitzdörfel und vom großen Hahn (berge) hinter dem Hahngute vor.

Olbernhau, ein langgedehnter, wohlhabender Ort von etwa 6000 Einwohnern, hat einen starken Handel mit Spielwaaren. Ungefähr 25 größere und kleinere Handlungen kaufen die Spielwaaren von den Arbeitern auf, von denen der Eine Pferde fertigt, der Andere Kühe, der Dritte Schweine, der Vierte Bäume, der Fünfte Häuser, der Sechste Soldaten, der Siebente Kanonen, der Achte Reiter, der Neunte Festungen, der Zehnte Puppenstuben, der Elfte Küchen, der Zwölfte klingende Leierkästen u. s. w. Aus diesen einzelnen Gegenständen stellt der Händler die verschiedenen Spielwaarenschachteln und Sortimente zusammen. Die Einfüller und Einfüllerinnen packen genau nach Vorschrift so viel Schafe, Schäfer, Bäume, Gatter, Häuser in eine Schachtel, daß sie eine größere oder kleinere Schäferei darstellen, und in ähnlicher Weise werden Meierhöfe, Bauergüter, Dörfer und Städte, Spielschachteln von Infanterie, Cavallerie, Artillerie, ferner Jagden, aber auch Schachteln mit allerlei Haus- und Küchengeräth rc. zusammengestellt. Die Schachteln werden nach Dutzenden sortirt zusammengeschnürt versendet.

Außer der Spielwaarenindustrie ist die Fabrikation von Strumpf- und Webstühlen, von Zündhölzern, eine Pulverfabrik und eine Fabrik von Fruchtsäften zu erwähnen.

Olbernhau, welches 1289 noch zu Böhmen gehörte und erst

nachher von den Berbisdorfern erworben wurde, hieß bis 1504 Alberhau.

Nicht ganz 3 km oberhalb der Kirche von Olbernhau liegt die Saigerhütte Grünthal.

Die aus Ungarn nach Sachsen eingewanderten Gebrüder Allenpeck legten 1491 ein Hüttenwerk an, in welchem das Saigern silberhaltigen Schwarzkupfers betrieben wurde. Saigern heißt, eine leichtflüssigere Substanz von einer schwerflüssigeren dadurch trennen, daß man die Mischung vorsichtig bis zum Schmelzen des leichter flüssigen Metalles erhitzt, welches dann aus dem ungeschmolzenen herausläuft. So scheidet man Wismuth und Schwefelantimon von Gangart, Zinn von beigemengten Unreinigkeiten, Schwefel aus Schwefelkies; besonders trennte man (was in der Neuzeit freilich ganz aufgegeben ist) das Silber vom Kupfer dadurch, daß man dieses durch Zusammenschmelzen der Masse mit Blei in eine leichtflüssigere Legirung verwandelte, welche sich nun aus dem Kupfer aussaigern ließ. Der Schmelzpunkt des Bleis liegt bei ca. 332° C., der des Silbers bei ca. 1000° C., der des Kupfers bei ca. 1150° C. Die Saigerstücke wurden auf die hohe Kante gestellt, die Zwischenräume mit Brennmaterial gefüllt, und nun sorgfältig beobachtet, daß die Hitze nur gerade groß genug sei, um das bleihaltige Silber zu schmelzen. Blei und Silber tröpfelten in die Saigertiegel und wurden in einer zweiten Procedur von einander geschieden; das zurückbleibende, schwammige Kupfer wurde auf dem Darrofen von dem noch anhaftenden Blei vollends getrennt und dann eingeschmolzen.

Kurfürst August brachte die Hütte 1567 in seinen Besitz und verbesserte und erweiterte ihre Einrichtungen. Während des dreißigjährigen Krieges wurde sie zu wiederholten Malen durch die Schweden, wie auch durch die Kaiserlichen verwüstet.

Im Jahre 1710 besuchte Peter der Große, von Carlsbad her kommend, mit großem Gefolge das Gebirge. „In der Saigerhütte Grünthal“ (schreibt Hering) „setzte sich der Kaiser auf einen der größten auf- und niedergehenden Hämmer und hielt die Erschütterung wirklich einige Minuten aus.“.... Als er 1712 wiederum „ins Carlsbad“ reiste und „in Unterwiesenthal das Fischer'sche Hammerwerk besah, schmiedete er hier mit eigener Hand einen Stab Eisen, welcher lange daselbst als eine Merkwürdigkeit aufbewahrt wurde“.

Während des siebenjährigen Krieges besetzten preußische Truppen wiederholt die Hütte, ohne sie zu schädigen; 1778 wurde sie aber durch ein österreichisches Streifcorps niedergebrannt.

Seit 1752 war auf der Hütte eine Münzstätte für Kupfergeld angelegt, in der man während des siebenjährigen Krieges auch

polnische Groschen und sächsische Silberscheidemünze prägte. Später wurden Platten zu Kupfermünzen, welche in Dresden geprägt wurden, hergestellt, doch 1803 auch 400 Centner Kupferdreier geprägt.

Die Hütte lieferte hauptsächlich gewerblichen Zwecken dienende Gegenstände, z. B. ausgeschmiedete Bleche, Braupfannen- und andere Böden, Kesselschalen, Blasen, Rund- und Quadratkupfer 2c. Nach den verschiedenen Vergrößerungen Mitte der vierziger, Anfang der fünfziger und sechziger Jahre fertigte dieselbe z. B. 1868 = 10740 Ctr. Kupferwaaren aller Gattungen.

Im Jahre 1873 gingen die Werke in den Besitz des Herrn Kammerrathes F. A. Lange über, welcher umfangreiche Erweiterungen und verschiedene, den technischen Fortschritten der Neuzeit entsprechende Einrichtungen schuf. Als ganz neu ist die Fabrikation von Tombak (Tombak ist der malaysche Name für Kupfer und bezeichnet eine Mischung von elf Theilen Kupfer und zwei Theilen Zink) und Messing (drei Theile Kupfer, ein Theil Zink), beide in Blechen und Drähten. Es werden Kupferblöcke und Kupferbleche, Kupferdraht und Kupferdrahtseile zu Blitzableitungen von chemisch reinem und von Legirkupferdraht gefertigt; ferner Druckkupferbleche, Kupferstechplatten und Kupferdrähte zum Umspinnen von Claviersaiten u. s. w. Alle Erzeugnisse der Werke stehen wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften, ihrer Reinheit, Dehnbarkeit und Politurfähigkeit in hohem Rufe.

Auf den Werken sind gegenwärtig gegen 300 Arbeiter beschäftigt. (Mittheilungen des Herrn Kammerrath F. A. Lange.)

Die glühenden Metallblöcke werden unter dem Hammer getheilt, gestreckt und zu Blechen oder Stäben vorgerichtet. Die Bleche dehnt man auf den Walzwerken aus starken, kurzen Tafeln zu langen und schwachen, die einzelnen Tafeln werden dann an einander gelöthet und wieder gestreckt, beschnitten, polirt. Aus den Stäben werden, ebenfalls auf dem Walzwerke, starke runde Drähte hergestellt, und diese nun auf dem eigentlichen Drahtzuge allmälig in immer feiner werdende Zugmaschinen eingesetzt, so daß alle Arten und Stärken von Messing-, Kupfer- und anderem Draht gefertigt werden. Aus dem Getöse des Hammerwerkes und dem Summen und Brausen der Walzwerke kommend, findet man es in dem Drahtzuge ziemlich still und geräuschlos.

Die Saigerhütte Grünthal liegt am Einflusse der Natzschung in die Flöha. Da haben sich wieder ein paar slavische Ortsnamen hoch ins Gebirge hinauf verirrt. Natržka = die Rückleine am Vogelheerde; dylce = der Theiler (Grenzbach).

Der Schwefelbrunnen in Grünthal ist erst seit einigen Jahren gefaßt und ein Bad angelegt.

Vom Kirchhofe zu Neuschönberg, etwa 40 m über der Thalsohle, hat man eine treffliche Aussicht nach Südost, über den Thalkessel bis Katharinaberg und die sich erhebenden, waldbedeckten Höhen des Gebirgsrückens bis zum Bärensteinberge.

Gegen 8 km aufwärts von Neuschönberg, in einer Weitung des Wald- und Wiesenthales der Flöha, liegt auf einer vorspringenden Klippe Schloß Purschenstein, angeblich von Borsze v. Rysinborg erbaut, wahrscheinlich ursprünglich Pyrsenstein (Pirschenstein = Jagdschloß) genannt. 1252 wird es zuerst in den Streitigkeiten Heinrich des Erlauchten um die böhmischen Lehen erwähnt, und von Ottokar von Böhmen mit Sayda an denselben abgetreten. Seit 1336 ist es unverändert im Besitz der alten meißnischen Adelsfamilie von Schönberg.

Das Schloß ist neu; nur ein alter etwa 20 m hoher, runder Thurm und die Umfassungen des oberen Hofes erinnern noch an die alte Burg. Der Wallgraben auf der Nordwestseite, der mächtige Rundthurm, das Thorgebäude im Nordosten sind noch ziemlich erhalten. Der schmale Flügel im Westen war eigentlich ursprünglich wohl nur ein Wehrgang. Das Palatium lag im Südost und wurde durch Mauern, später auch durch offene Gänge mit dem Thorflügel verbunden. Durch die Belagerungen von 1640, 1641 und die Plünderung und den Brand von 1643 sowie die demselben folgenden Umbauten wurde die frühere Anlage bedeutend verändert. 1735 hatte das Schloß noch fünf Thürme; jetzt nur den Rundthurm und den kleinen Kapellenthurm. Die Kapelle in diesem südlichen Eckthurme ist neu. Im Schlosse befindet sich eine reiche Waffensammlung an Zweihändern, Schwertern, Partisanen, Panzerhemden, Sturmhauben, Radschloßpistolen u. s. w.

Das Flöhathal von dem unterhalb Purschenstein liegenden Neuhausen aufwärts bis zur Hasenbrücke bei Deutsch-Georgenthal (7 km) ist ein anmuthig eingefaßtes Auenthal, von da bis gegen Fleyh (5 km) in südöstlicher Richtung ein herrliches, enges Waldthal, weiter aufwärts wird es flach. Nächst diesem sind die Thäler des Wernsbaches und des Schwarzen Floßes (das sogenannte tiefe Thal) charakteristisch; enge, tief eingeschnittene Waldthäler, in welchen jeder Schritt aufwärts oder abwärts Auge und Herz erquickt.

Auf einem rauhen Hochplateau, welches auf der Saydaer (728 m) und Voigtsdorfer (706 m) Höhe, sowie ostwärts der Stadt, längs der Frauensteiner Straße eine Neubeforstung sehr angemessen erscheinen ließe, liegt die Stadt Sayda, in 680 m Meereshöhe, eine der ältesten Städte auf dem Erzgebirge, einst wichtige Grenzfeste gegen Böhmen, nach dem großen Brande von 1842 sehr regelmäßig wieder

aufgebaut. Schumann sagt: „Die Lage von Sayda ist demnach rauh, da es auch an Bäumen fehlt, das Land nach allen Thälern hin gleich sehr stark abfällt, unfreundlich, hat langen Winter mit sehr viel Schnee, im Sommer oft Wassermangel, besonders weil die nordöstlichen Höhen kahl sind, im Frühjahr und Herbst viel Nebel.... Dagegen wird das Korn doch in der Regel reif und nur selten begräbt der Schnee den Hafer. Flachs und Erdäpfel werden mit Vortheil, und daher stark gebaut; der hiesige Flachs wird dem Annaberger gleich hoch gestellt."

Sayda, ursprünglich Seydowe, Saidowe, Saydow, ist eine sehr alte Grenzveste, wahrscheinlich sorbenwendischen Ursprunges. Der böhmische Geschichtsschreiber Balbinus (* 1621; 1633 Jesuit) spricht von „Burggrafen de Borsenstein et Seydowe", nennt beide Burgen böhmische Lehen. Beide Burgen gehörten den Rittern von Ryſinborg.

Bald nach 1240 erhielt Heinrich der Erlauchte Sayda und Purschenstein vom böhmischen König Wenzel dafür, daß er den Erbansprüchen an Oestreich entsagte. 1289 bot Friedrich der Kleine von Meißen dem König Wenzel auch Castrum et civitatem Seydowe zum Kauf an; es war also eine Stadt mit Mauern und Burg. Der Stadtbrief von 1442 ist nur eine Bestätigung und Erneuerung der in den hussitischen Kämpfen verlorenen älteren Urkunden.*)

Zu welchen Ungeheuerlichkeiten die älteren Chronisten zuweilen griffen, davon giebt Sayda den treffendsten Beleg. Da wird in einer angeblich in Klostergrab gefundenen Chronik erzählt, Sayda sei 345 n. Chr. gegründet worden; im Jahre 768 sei die Stadt ausgestorben bis auf 30 Mann und habe fünf Jahre leer gestanden, bis sich 773 wieder unverzagte Menschen gefunden haben. Im Jahre 902 habe die Stadt wieder 734 Häuser und 6000 Einwohner gehabt; nach einer anderen Angabe soll im 13. Jahrhundert die Stadt sogar von 20 000 Menschen bewohnt gewesen sein. Gegen das Fabuliren gewisser alter Chronisten ist Münchhausen nur ein Stümper.

Mitte des 12. Jahrhunderts wurde in der alten, befestigten Stadt die Burg, angeblich mit zwei großen Thürmen, erbaut, sowie die Befestigung der Stadt mit Mauer, Thürmen und Graben erneut und verstärkt. Die Stadt hatte drei Thore, das Böhmische Thor nach Süd, das Freiberger Thor nach Nord, das Wasserthor nach Südwest. Im 13. Jahrhundert war sie jedenfalls am blühendsten und mächtigsten. 1465 brannte sie beinahe vollständig nieder; 1598 und 1599 wüthete die Pest; in demselben Jahre brannte aber auch nochmals die ganze Stadt sammt der Kirche nieder; und kaum hatte

*) Schumann, Ortslexikon, X, 191.

man die Stadt wieder aufgebaut, da wurde sie 1634 von den Kaiserlichen größtentheils in Asche gelegt und 1640 von den Schweden vollständig ausgeplündert. 1702 brannten die Kirche und 44 Häuser; 1842 Kirche, Schule, Rathhaus und 133 Wohnhäuser nieder.*)

Von den Befestigungen der Stadt ist noch die Linie zu erkennen, sowie von der Burg nur der Platz, auf welchen sie einstmal gestanden. Thore, Thürme, Mauern u. s. w. sind längst abgetragen. Der einst mitten durch die Stadt führende, gegen $3^1/_2$ m tiefe Hohlweg, welchen die böhmische Straße bildete, wurde schon 1554 ausgefüllt.

---

44. Bad Einsiedel. Seiffen. Katharinaberg. Gabrielahütte.

Im Thalkessel von Grünthal vereinigen sich bei Hirschberg die Schweinitz, bei Grünthal die Natzschung mit der Flöha.

Das Thal der Schweinitz wird von der Hirschberger Mühle an von höheren bewaldeten Abhängen eingefaßt, und erst bei Katharinaberg erscheinen die Thalwände wieder kahl.

Man kann drei Wege einschlagen, um nach Bad Einsiedel zu gelangen. Entweder man folgt dem Laufe der Flöha bis Neuhausen und geht über Frauenbach; im Ganzen von Grünthal 14 km, oder man geht am Schweinitzbache aufwärts, über Deutsch-Neudorf und Brüderwiese, 15 km, oder man geht zwischen beiden über Nieder-Lochmühle und den Seiffner Grund, 11 km.

Bad Einsiedel liegt auf dem nördlichen Abhange eines kleinen, sanften Rückens, rings von Wiese umgeben, mitten im Walde, etwa in 749 m Meereshöhe. Das Gehöfte enthält 25 Fremdenzimmer, welche im Hochsommer meist nicht ausreichen, weshalb ein Theil der Badegäste in dem nahe gelegenen Heidelberg Unterkommen suchen muß. Die Bäder werden als außerordentlich wohlthuend gerühmt; der Aufenthalt ist angenehm, die Verpflegung vortrefflich, die Preise sind mäßig.**)

Die Reinheit der Luft, die Nähe des Waldes, der geringe Grad von Feuchtigkeit und die gleichmäßige Temperatur wirken im hohen Grade erfrischend. Bad Einsiedel ist allen zu längerem Aufenthalte zu empfehlen, welche sich von größeren geistigen Anstrengungen er-

---

*) Thost und Flade, Beschreibung des Brandes von Sayda mit 1 Grundriß. Annaberg. Rudolf & Dieterici. 1842.

Sayda im Jahre 1887 von Paul Eckard, Raths-Controleur.

**) A. Kiesling, das Mineralbad zu Einsiedel bei Seiffen (mit Plan und Karte). Dresden. Höckner. 1881.

holen, oder für solche vorbereiten wollen. Wer Waldesluft und Waldesstille genießen will, bleibt innerhalb der nach Süd und Ost weit ausgedehnten Waldungen; wer Aussichtspunkte sucht, findet deren in der Nähe, wie in der Ferne.

Ein Ausblick nach dem Gebirge ist auf der Brüxer Chaussee. Von dieser ist der Schwartenberg (787,7 m) leicht zu erreichen. Die Aussicht ist ansprechend. Genau im Süden, dicht neben dem Ahorn- (Urs-) Berge liegen vor einander Adelsberg und Bärensteinberg, dessen Signal man gerade noch über den Baumwipfeln erkennen kann. Neben der Höhe von Hübladung stehen auf dem Hochplateau die Kirche und die nächsten Häuser von Kleinhan, in scharfer Silhouette vom Horizonte sich abhebend; daran schließt sich die Höhe des Steindls und der weit in die Ferne streichende Höhenzug des Kriegwaldes, aus welchem die Kuppe oberhalb des Ullersdorfer Teiches bezeichnend emporragt. Vor diesen allen dehnen sich die bewaldeten Höhen des Hirschberger Waldes und des Zechenwaldes, über welche man in die breite Thalaue der Flöha meilenweit hinaussieht, bis zum Lauterbacher Knochen, und bei hellem Wetter selbst bis Schloß Augustusburg. — Im Nordwesten liegt neben dem Höhenzuge der Steinberge auf kahler Hochfläche die Stadt Sayda, welche mit ihrem weit hinaus leuchtenden Kirchthurme auf vielen Punkten der Umgebung zur Orientirung dient. — Im Norden, tief unten im Thale das stattliche Schloß Purschenstein im dichten Laubholz des Parkes, und das Dorf Neuhausen mit seiner neuen Kirche. Das Flöhathal sieht man ein Stück aufwärts und abwärts. — Im Osten die Höhen des Einsiedler Waldes.

Nur wenige Schritte von der Straße nach dem Höhenrande vortretend übersieht man die lang hingestreckten Häusergruppen von Heidelbach und Heidelberg, die Häuser an der ehemaligen Glashütte, weiter unten die Häusergruppe beim Himmelsschlüssel-Stolln, eine Anzahl Halden, und dicht unterhalb der größten, hoch aufragenden, den Kern des Bergfleckens Seiffen mit der Kirche.

Seiffen, ein ausgedehnter Ort mit gegen 1400 Bewohnern, ist von Grünthal auf dem nächsten Wege 7 km, von Neuhausen 4 km, von Deutsch-Katharinenberg 5 km entfernt.

Vom Bad in südwestlicher Richtung ausgehend, kommt man auf verschiedenen Wegen nach der böhmischen Stadt Katharinaberg; fast ein jeder hat seinen Reiz. Man geht über Brüderwiese, Heidelberg, Oberseiffenbach, Oberlochmühle ꝛc. Die Malersäge an der Schweinitz hat freilich innerhalb der letzen zwanzig Jahre durch Umbau ihre Originalität verloren.

Katharinaberg, auf einem weit vorragenden Bergsporen mit kahlen Steilhängen, zwischen dem Schweinitzbache und dem Zobelbache, macht aus der Ferne einen anmuthenden Eindruck; besonders bei der Häusergruppe von Deutsch-Neudorf, wo die Straßen von Deutsch-Katharinenberg und von Gebirgs-Neudorf her zusammentreffen. Von da sieht es stattlich aus; die Häusermenge auf der Bergplatte, Kirche, Rathhaus, im Hintergrunde die bewaldeten Höhen zwischen dem Adelsberge und dem Steindl, auf der Hochfläche das Dorf Kleinhan mit der Kirche und verschiedenen Häusergruppen .... Aber je näher man kommt, um so mehr tritt die kahle Wirklichkeit vor: Katharinaberg ist ein armseliger Ort. Weberei und Holzdreherei sind die Beschäftigungen der Bevölkerung. Die Stadt, welche mit dem Aufbruche von Silberadern wahrscheinlich Anfangs des 16. Jahrhunderts entstanden ist, bietet nichts Bemerkenswerthes; ein Paar Haldenüberreste weisen noch auf den seit dem 30jährigen Kriege vollständig zum Erliegen gekommenen Bergbau.

Auf dem lang gestreckten, flachen Bergrücken zwischen Schweinitzbach und Natzschung liegt das Dorf Brandau. Der Sage nach hat auf der Felsenklippe über Rothenthal eine Burg gelegen; doch sind die Spuren derselben vollständig verwischt. Südlich von Brandau, man geht über das Forsthaus, liegt nicht ganz 4 km von der Kirche das Steindl. Der Besuch des Steindl (Steinerl) wird empfohlen. Die Aussicht von diesem 836 m hoch liegenden Signalpunkte ist allerdings, nach Südost von der Hübladunghöhe und dem Bärensteinberge, nach Süd vom Beerhübel, nach Südwest vom Feuerröstberge und nach West vom Lauschhübel bei Natzschung und den Höhen im Kriegwalde geschlossen; dessen ungeachtet muß aber der Einblick in die Thäler der Schweinitz, des Wildbaches, Seiffenbaches und der Flöha mit den dahinter anstrebenden Höhenzügen und Bergen, in Nordwest Schloß Augustusburg, sehr interessant sein.

Das Thal bei Natzschung, welches man bei Rothenthal betritt, 2 km von Grünthal, 4 km von Olbernhau, ist von hinreißender Schönheit. Von Rothenthal bis zur Neumühle von Rübenau 7 km; von Gabrielahütte an den Ufern des Töltzschbaches hinauf bis über Josephi Kreuz 3 km. Aus südlicher Richtung kommend, lange Zeit die Grenze bildend, vereinigt sich die im Schonwalde als Keilbach entsprungene mit den vom Bärenallee- und vom Keilberge her kommenden Nebenbächen verstärkte Natzschung mit dem von Südost, vom Rabensteine und den Vorhügeln des Bärensteinberges herabrauschenden Töltzschbache, kurz unterhalb der Gabrielahütte. Von Rothenthal an treten die Ufer zurück; bis dahin reichen sie malerisch und abwechselungsreich an die dahin schießenden Bergwasser heran.

Inmitten dieser drei Thalstrecken, des Natzschungthales von der Straßenbrücke zwischen Kallich und Niedernatzschkau bis zum Einflusse des Tölzschbaches; des Tölzschbaches von der Vereinigung der verschiedenen Quellenzuflüsse unterhalb des alten und des neuen Teiches (beide unter Kleinhan) bis zur Mündung in die Natzschkau, und des Natzschkauthales von dieser Vereinigung bis Rothenbach; alle drei reich an landschaftlicher Scenerie, an vielen Stellen einander ähnlich in Felsengruppirung, Wasserlauf, Thalrand und Wald, liegt die ehemalige Gabrielahütte. Der überaus lohnende Besuch dieser Thalstrecken erfordert, von Olbernhau aus, etwa acht Stunden Zeit. Man geht nach Rothenthal, 5 km bis an das Forsthaus, von hier nach Gabrielahütte 3 km, sodann am Tölzschbache bis zur zweiten Brücke 4 km, von hier über das Ochsenstaller Forsthaus und den Feuerröstberg (trigonometrisches Signal) nach Kallich; bis an die Brücke zwischen Kallich und Ober-Natzschung 5 km; sodann an der Natzschung abwärts bis Gabrielahütte 6 km, endlich durch die Katzenhaide, mit Besuch des Stösserfelsen und seines prächtigen Ausblickes nach dem Thale, nach Olbernhau zurück 8 km.

---

45. Die Spielwaaren- und Holzwaaren-Industrie.

Die Anfertigung von Spielwaaren und Holzwaaren aller Art zum Wirthschaftsgebrauche u. s. w. ist mit der Zeit aus kleinen Anfängen eine sehr umfangreiche und bedeutende geworden.

Schon im 16. Jahrhundert begann ein Theil der Bevölkerung von Seiffen die Anfertigung von Holzwaaren. Die geringe Ausbeute der Zinngruben und der ungenügende Erwerb veranlaßte die armen Bergleute, in der Anfertigung der einfachsten Holzwaaren einen Nebenerwerb zu suchen. Feder- und Nadelbüchsen, hölzerne Hemdenknöpfe, und alle die einfachen Erzeugnisse der Drehbank mögen den Anfang gemacht haben, welchem sich Schnitzereien von Löffeln, Quirlen u. s. w. anschlossen, bis (zu Anfang, nach anderen Angaben jedoch erst Mitte des 18. Jahrhunderts) die Spielwaarenfabrikation mit den einfachsten Artikeln begann, und mit der Zeit immer mehr Menschenkräfte beschäftigte.

Den Umfang und die Vertheilung der Spielwaaren- und Holzwaarenfabrikation geben Schumann, Merkel, Leonhardi ꝛc. als den nachstehenden: „Zu Grünhainichen, Borstendorf, Leubsdorf, Waldkirchen u. s. w. blühen die Nebenzweige der großen Holzwaarenmanufaktur. In und bei Seiffen wird mehr Spielzeug, zu Grünhainichen und dessen Nachbarschaft mehr Haus-, Küchen- und andere

Wirthschaftsgeräthe gefertigt, als da sind: Scheffel, Viertelmaaße, Kasten und Schachteln aller Art, Quirle, Löffel, Teller, Mulden, u. s. w. Doch liefert man auch hier Spiele und Spielsachen, z. B. Damenbreter, Schachspiele, Kegel-, Grillen-, Wolfs- und andere Spiele; Geigen, Trommeln, Pfeifen, Violinen für Kinder, Puppen aller Art u. s. w. Jeder Ort hat immer seine eigenen Fabrikate. Zu Grünhainichen z. B. fertigt man besonders Gemäße, Schachteln, hölzerne Teller; zu Borstendorf ordentliche Violinen, auch Kindergeigen, Schaufeln, Mulden; zu Waldkirchen und Börnichen Schachteln, Trommeln, Quirle; zu Marbach und Grünberg besonders Spindeln, auch Tabakspfeifen und Röhre von Horn." *)

Die Kisten- und Schachtelmacher in Ansprung, Borstendorf, Börnchen, Eppendorf, Grünhainichen, Hirschberg, Kühnheide, Lauterbach, Neuschönberg, Olbernhau, Pobershau, Pockau, Rübenau und Wünschendorf versorgen nicht allein die Spielwaarenindustrie mit dem nöthigen Packmaterial, sondern liefern auch noch hunderte von Centnern nach auswärts, vorzugsweise nach Berlin, aber auch nicht wenig nach Freiberg, Dresden, Leipzig, Naumburg, Merseburg, Quedlinburg u. s. w. Die Kisten werden aus schwachen geschnittenen Bretern mit flachen Deckeln genagelt, seltener verzapft, und in Sätzen, d. h. einer bestimmten Anzahl in einander passender Stücke, in den Handel gebracht. Die Schachteln werden aus entsprechend breiten und langen Spänen von Tannen- oder Fichtenholz über eine Form gebogen, an den Enden mit Spänchen zusammengeheftet und mit einem dünnen mit Holzstiften befestigten Bretboden versehen. Auch die Schachteln werden in Sätzen von 6 und 12 Stück verkauft. Die Schachtelmacher fertigen auch Siebränder und hölzerne Siebe.

In jeder Ortschaft werden vorwiegend bestimmte Artikel gefertigt; so in Neuhausen Hohlmaße; in Olbernhau Federkasten und Längenmaß (Meterstäbe und Schmiegen); in Börnchen Schippen, Flachsbrechen, Wagen, aber auch Trommeln und Geigen; in Waldkirchen größere Holzwaaren und Packkisten; in Lengefeld, Marienberg, Zöblitz Packkisten und Holzschachteln, Mulden, Schaufeln, Kuchenschieber, Buchbinder- und Schusterspähne u. s. w.; in Eppendorf Puppenstuben- und Kindermöbel; in Borstendorf Baukästen und Glasharmonikas; in Wünschendorf und Zöblitz Schweizerhäuser; in Grünhainichen und Waldkirchen Puppenstuben, Theater, Materialläden, Puppenküchen, Häuser und Kirchen; in Pobershau gedrehte Sachen; in Seiffen, Heidelberg 2c. gedrehte Sachen, Thiere, Figuren, überhaupt Kinderspielzeug.

---

*) Schumann, Ortslexikon. III. 610. (1816.)

Das Gebiet der Spielwaaren- und Holzwaarenfabrikation bildet zwei große Gruppen, eine nördliche mit den Hauptorten Grünhainichen und Eppendorf und eine südliche mit dem Hauptorte Olbernhau. Zur nördlichen Gruppe gehören Leubsdorf, Borstendorf, Marbach, Waldkirchen, Börnichen, Wünschendorf, Lengefeld; zur südlichen Marienberg, Pobershau, Zöblitz, Ansprung, Neu-Schönberg, Rothenthal, Seiffenbach, Seiffen, Heidelberg, Neuhausen, Deutsch-Katharinenberg, Deutsch-Neudorf, Deutsch-Einsiedel u. s. w. Hierzu muß man noch die böhmischen Orte Katharinaberg, Gebirgs-Neudorf, Böhmisch-Einsiedel rechnen. Im Ganzen kann man die von der Spielwaaren- und Holzwaaren-Industrie beschäftigten Menschenkräfte auf 50 000 veranschlagen, da in derselben schon 4 und 5jährige Kinder an der Arbeit betheiligt sind.

Obgleich sich die Fabrikationszweige in vielen Punkten berühren und in einander übergehen, so läßt sich doch im Allgemeinen nachstehende Uebersicht des ganzen, überaus reichhaltigen Waarenverzeichnisses dieser Industrieen aufstellen.

An eigentlichen Haus- und Wirthschaftsgeräth werden Putz-, Wichs-, Sand-, Messer-, Kamm- und Nähkasten, kleine Schatullen und einige Arten kleiner Laden, Gewürzschränke, Küchenrahmen, Tücherhängen, Löffel- und Quirlgestecke, Mehl- und Rührlöffel, Mehlschaufeln, Fleischhämmer, Bratenleitern, Salz- und Mehlfäßchen, aber auch Garnwinden und Stiefelknechte in den verschiedenartigsten Ausstattungen gefertigt; nächstdem Federbüchsen, Federkästen (in etwa 30 verschiedenen Arten) Lineale (zehnerlei) Nadelbüchsen, Stopfpilze, Cigarrenspitzen.

An Geräthen für Kinder macht man außer Kindergartenmöbels, Feldstühlen, Turnapparaten auch Eimer, Kübel, Kannen, Wannen, Waschgeräthschaften, Spaten, Schaufeln, Harken, Handkörbe, Schiebeböcke, Kastenkarren (in 8 verschiedenen Gattungen), Wagen (Bier-, Fracht-, Karren-, Kasten-, Leiter-, Rüst-, Post- und Sandwagen). Ferner Baukasten (deutsche, englische, gothische, amerikanische ꝛc. in 33 verschiedenen Arten), Puppenstuben, Schweizerhäuser, Küchen, Verkaufsläden mit mehr oder weniger reicher Ausstattung.

Vorzügliches leistet die Industrie von Eppendorf in Puppenmöbeln von der einfachsten bis zur besten, theilweise sehr geschmackvollen Ausstattung. In verschiedenen Größen sind da Sopha, Spiegel, runde, ovale und viereckige Tische, Stühle, Lehnstühle, Buffets, Vertikows, Bettstellen, Betttischchen, Kleiderhänge, Waschtische u. s. w. zusammengestellt, aber auch Kücheneinrichtungen mit Schrank, Gewürzstellage, Mehl- und Salzmeste, Anrichte und Küchenstühlen.

An Kinderwaffen werden Säbel in Holz, Blech und mit Eisenklinge, Flinten von Holz oder Blech, Hinterlader und mit Knalleffect, Fahnen in allen Größen, Kanonen, Armbrüste und Blasrohre gefertigt; an Instrumenten Pfeifen, Flöten, Trompeten von Holz oder Metall, Mundharmonikas, Accordeons, Glas- und Stahlpianinos, Metallophons, Geigen, Guitarren, Harfen.

Zahllos sind die verschiedenen Spielwaaren in Schachteln und Kisten (Schachtelwaare). Thiere aller Art, Esel, Kühe, Ochsen, Pferde, Schaafe, Ziegen, Schäfereien, Thierweiden, Geflügel, Bauernhöfe, Landgüter, Dörfer, Städte, Bergwerke, Eisenbahnwagen, Jagden, Menagerieen, Militär, Artillerie, Infanterie und Cavallerie auf Scheeren, Wachtparaden, Lager 2c. Hausrath, Küchen-, Kaffee- und Eßgeschirr, sowie Möbels aller Gattungen (Bettstellen, Kommoden, Fußbänke, Glas-, Kleider-, Küchen- und Geschirrschränke, Servanten, Sopha, Spiegel, Stühle, Tische, Waschtische, Wiegen u. s. w.). Arche Noah mit Thieren.

An Balgsachen sind zu nennen: Hund, Kukuk, Quitscher; an fahrenden beweglichen Gegenständen Harlekin, Hühner, Reiter, Tänzer, Vögel 2c., ferner Ziehmänner, Kletteraffen, Schwenkhähne, Stehaufchen, Steckenpferde, Wiegepferde, Pferdeställe mit Pferden, Theater mit Figuren, Klapperpuppen, Kreisel, Brummer u. s. w.; an klingenden Sachen: Leiern, Tänzer, Trommler, Thiere, Jagden 2c.

An Spielen werden gefertigt: Kegel-, Crokett-, Boccia-, Dame-, Schach-, Domino-, Drehvogel-, Glocke und Hammer-, Lotto-, Vogel-, Ring-, Thurm-, Festungsspiel; Abschießvögel und Abschießsterne.

An Blechspielwaaren macht man Küchen und Kochheerde mit oder ohne Ausstattung, Küchengeschirre, Eßgeschirre, Töpfe, Kannen, Eimer, Krüge, Trommeln, Trompeten, Pfeifen u. s. w.

Der Absatz dieser Waaren geht nach dem ganzen Deutschen Reiche; nach der Schweiz, Belgien, Holland, England, Italien und den Vereinigten Staaten. Von den Absatzgebieten sind Rußland, Frankreich, Spanien, Schweden und Norwegen durch die hohen Eingangszölle fast ganz verloren gegangen. Die Ausfuhr nach England, Amerika und Australien findet nur bei sehr gedrückten Preisen statt; Oestreich ist ganz verschlossen und der Absatz nach Frankreich wird mit jedem Jahre immer mehr erschwert. Der deutsche Markt bleibt das wesentliche Verbrauchsfeld für diese Industrieen.

Für die Ausbildung entsprechender Arbeitskräfte sorgen die Fachschulen, welche auf Staats- und Gemeindekosten Unterricht im Freihand- und Ornamentzeichnen, im Entwerfen, Herstellen und Bemalen von Spielwaarenmustern, im Pappen und Schnitzen, in Tischler-, Laubsäge- und Drechslerarbeit, im Rechnen und in der

Buchführung ertheilen. Jede der drei Fachschulen besteht aus einer Vorschule und einer Fachschule; die zu Grünhainichen zählte im letzten Jahre 170, die zu Olbernhau 90, die zu Seiffen 50 Schüler.

Der Besuch der verschiedenen größeren und kleineren Werkstätten ist außerordentlich interessant.

Die Dreher, Schnitzer, Papiermache- und Blecharbeiter, die Maler-, Papp-, Stroh- und Federarbeiter, die Tischler und Kastenmacher mit ihren verschiedenen Vorarbeitern und Zuarbeitern, Gehilfen, Lehrlingen und den zahlreichen Kinderhänden, welche zu tausenderlei Hülfsarbeit eingreifen, geben an jedem einzelnen Arbeitsplatze wie in ihrer Gesammtheit ein treffliches Bild von Fleiß, Ausdauer, Kraft und Zusammenwirken.

Der größte, wo nicht der wichtigste Theil bei der Fabrikation der Massenartikel fällt dem Dreher zu. Nachdem das Holz vorgerichtet, geschält und getrocknet ist, wird es zerkleinert, theils abgedreht, theils mit der Kreissäge zerschnitten und nun zur richtigen Form gedrechselt. Für verschiedene Artikel werden die Hölzer in naturfeuchtem Zustande verarbeitet. Einzelne Gegenstände werden auf der Drehbank marktfertig; andere kommen erst in die Hände der Schnitzer und Maler. Besonders gilt dies von den „Reifen", welchen die Spielwaarenindustrie ihre staunenswerthe Billigkeit und Massenproduction verdankt. Diese Reifen werden nach einer bestimmten Schablone gedreht und dann radial in eine Anzahl (50, 60, 70) Theile zerlegt, von denen ein jeder, wenn auch nur in Umrissen, eine bestimmte Thiergestalt hat. Der Schnitzer und der Maler machen das Thier fertig, indem sie die Beine ausschneiden, Ohren, Hörner, Schwänze ansetzen und Farbe geben. Häufig besteht das Malen nur darin, daß man das Thier in flüssige Farbe taucht und trocknen läßt, nachher ein Paar schwarze Punkte als Augen aufsetzt. Zuweilen gehen die Stücke in halbfertigem Zustande noch in dritte und vierte Hand über.

Die Drehstellen (Spindeln) werden entweder durch Menschen-, Wasser- oder Dampfkraft getrieben. Fast in jedem Hause steht eine Drehspindel mit Fußbetrieb. Die mit Wasserkraft getriebenen Drehwerke sind von verschiedenem Umfange; im Durchschnitt 15 Spindeln. Die Drehstellen werden verpachtet; bei knappem Wasser nach halben und viertel Tagen, ja selbst nach Stunden. Das 1867 in Betrieb gesetzte Seiffener Dampfdrehwerk hat 150 Drehstellen, von denen bis zu 120 verpachtet wurden. Ein Reifendreher zahlt bei täglich zwölfstündiger Arbeit für eine Drehstelle im Dampfdrehwerk 100 bis 120 Mark Pacht; ein gewöhnlicher Dreher 36 bis 40 Mark. Auf den Wasserwerken wird nur die Hälfte dieses Preises bezahlt.

Der Hausindustrie tritt in neuerer Zeit die Vereinigung zahl-

reicher Arbeitsstellen unter einem Dache und unter einer Leitung, der fabrikmäßige Betrieb der Holzwaaren- und Spielwaarenanfertigung mit großem Erfolge durch gleichmäßigere und bessere Arbeit gegenüber. Der Fabrikant kann die gewerbliche Seite der Industrie mehr ins Auge fassen, durch Geschäftskenntniß, Intelligenz, Geschmack, Waarenkunde und Bekanntschaft mit den Anforderungen fremder Märkte dahin wirken, durch bessere Formen und neue Muster die Fabrikation zu heben und das dauernde Interesse derselben zu wahren.

Vielfach geschädigt durch gegenseitiges Herunterdrücken der Preise, durch frühzeitiges Selbständigmachen junger, kaum ausgebildeter Arbeitskräfte und durch die Versuche, unmittelbar aus den Arbeiterkreisen heraus Verbindungen mit den Ausfuhrhäusern zu gewinnen, ist es in manchen Richtungen zu einer thatsächlichen Ueberproduction und Lieferung unsolider Waaren gekommen, welche für den Bestand der ganzen Spielwaarenindustrie nur nachtheiligen Einfluß haben können.

Man verarbeitet Fichten-, Tannen- und Buchenholz, auch Erle und Ulme. Die Anpflanzung von Ahorn und Esche wären sehr erwünscht, denn gegenwärtig wird das für feinere Artikel verwendete Ahorn- und Eschenholz zum größten Theile aus Böhmen bezogen.

Das Holz wird von Holzhändlern in Auctionen der Staats- und Privatwaldungen erstanden und nach Klaftern oder Blöcken, ja selbst nach Scheiten an den Arbeiter verkauft. Die Preise des Holzes sind bedeutend gestiegen. Die höchsten Preise werden für die zur Schachtelfabrikation geeigneten Fichten- und Tannenhölzer gezahlt, sobald diese astrein, gut spaltend und nicht verdreht gewachsen sind. Das Steigen der Holzpreise wird um so empfindlicher, je mehr die Holzparzellen der kleinen Besitzer verschwinden, denn diese werden nicht wieder angepflanzt. Es wäre wünschenswerth, daß der Staat alle über 600 m hoch liegenden Kahlschläge ankaufte und wieder bewaldete.

In neuester Zeit macht man auch viele Spielwaarenartikel in Blech, welche früher nur in Holz angefertigt wurden. Sie sind leicht, haltbar und geschmackvoll, zum Export ganz vortrefflich geeignet.

Der Gesammtwerth des Holz- und Spielwaarengeschäfts wird auf 2¾ bis 3 Millionen Mark geschätzt. Bei dem verhältnißmäßig geringen Werthe des Rohmaterials sind 60, 65, vielleicht sogar 70 Procent Arbeitslöhne darin enthalten.

In der neuesten Zeit sind die Arbeitslöhne im Ganzen bessere, wie früher, vor Allem natürlich für Arbeiter, welche gute und solide Waare liefern. Gerade in der Hausindustrie ist es sehr wahrscheinlich, daß sie vom Fabrikbetriebe überflügelt wird, wenn sie sich der Fortbildung verschließt. Fleiß und Intelligenz der Arbeiter sind maß-

gebend. Die Hausindustrie muß mit allen möglichen Mitteln und Anstrengungen Das zu erhalten suchen, was sie bisher an Verdienst und Arbeit gehabt hat. Der Wochenlohn eines Spielwaarenarbeiters mit Frau und Kindern (denn jedes Glied der Familie muß zur Vermehrung des Arbeitslohnes beitragen) ist 12, 15 und bei ganz geübten und intelligenten Arbeitern auch 18 und selbst 20 Mark. Ein Mehr bedingt schon erweiterte Arbeitskräfte durch Gehülfen, Hülfsmaschinen ꝛc. sowie größere Räume und stärkeres Betriebskapital. Ein Hülfsarbeiter erhält je nach Alter und Tüchtigkeit 6 bis 12 Mark Wochenlohn.

Die Holzwaaren- und Spielwaarenfabrikation hat sich innerhalb der letzten Jahre ziemlich auf gleicher Höhe erhalten. Wenn einzelne Artikel einmal mehr verlangt wurden, sind andere dafür weniger verlangt worden; im Allgemeinen ist aber die Herstellung von Holz- und Blechspielwaaren, wirthschaftlichen Gebrauchsgegenständen, Glas- und Stahlpianos sowie gewöhnlichen Holzwaaren sich gleich geblieben uud weder ein Aufschwung noch ein Rückgang zu verzeichnen.

---

46. Pockauthal. Lauterstein. Marienberg.

In der Thalweitung, in welcher das Dorf Pockau und nordwestlich desselben die Eisenbahnstation Pockau-Lengefeld liegt, mündet die Schwarze Pockau in die Flöha. Dieselbe entspringt gleichzeitig mit dem großen Assigbache aus einem Moor am Ostfuße des Haßberges. Beide Bäche gehen eine kurze Strecke nebeneinander nordwärts, bis der Assigbach nach Osten biegt, während die Schwarze Pockau, oder das Schwarzwasser, wie sie hier genannt wird, in mäßig flacher, von nur leichten Abhängen eingefaßter, aber von zahlreichen Moor- und Sumpfstrecken besetzter Niederung in nördlicher Richtung dahinfließt. Kurz unterhalb Kühnheide — die richtigere Schreibweise wäre allerdings Kienheide, es hieß ursprünglich „Dörfel am Walde“ — tritt die Pockau in den schärferen Thaleinschnitt und wird von hier bis zur Vereinigung mit der Flöha von herrlicher Landschaft eingefaßt.

Die rings von Wald umgebenen Orte Kühnheide, Reitzenhain und Satzung werden in der neuesten Zeit vielfach als Sommerfrischen aufgesucht. In Reitzenhain befindet sich ein Kurhaus, auf böhmischer Seite das Malzhaus (Gasthaus).

Unmittelbar an den untersten Häusern von Kühnheide wird der „grüne Graben“ gefaßt und führt längs des westlichen Bachufers,

bis er etwa in 700 m den Höhenrücken überschreitet, um bei Pobershau seine Wasserkraft im Bergwerksbetrieb verwenden zu lassen. Länger ist der sogenannte Zeuggraben, welcher oberhalb der Reißigmühle bei Reitzenhain gefaßt ist, in der Erlhaide die Wasserscheide überschreitet und nach einem Lauf von 17 km beim alten Kunsthaus unterhalb Marienberg endet. Er wurde vom Bergmeister Homilius Mitte des 16. Jahrhunderts angelegt.

Das Thal der Schwarzen Pockau ist von der neuen Brücke unterhalb Kühnheide bis zur Einmündung in das Flöhathal reich an köstlichen Punkten. Wandert man vom Dorfe Pockau am Wasser aufwärts, so erfreut an jeder Thalbiegung ein neues, reizendes Bild. Bis Rittersberg führt die Eisenbahn. Man hat zwar bei der Eisenbahnfahrt Zeit, die Thalbildung und die landschaftliche Zusammenfügung derselben zu betrachten: genußreicher aber ist die Fußwanderung, bei welcher man eine Zahl von Einzelheiten entdeckt, welche bei der Eisenbahnfahrt kaum bemerkt werden. Vom Bahnhofe Pockau-Lengefeld bis zum Bahnhofe Zöblitz sind 7 km.

Besonders interessant ist die Landschaft unter dem Hohen Steine, an der Einmündung des Lauterbaches; sodann unterhalb der Ruine von Nieder-Lauterstein und zunächst des Bahnhofes Zöblitz am Ober-Lauterstein.

Steinbach, Historie 2c. von Zöblitz, sagt: „Das alte ruinirte Schloß Lauterstein, auf einem Felsen, war ehemals drei Geschoß von Stein und ein Geschoß von Holz hoch, mit Schindeln gedeckt und hatte viele Gemächer, Gebäude und große, ausgedehnte Keller, sowie auch eine Kapelle.“ Der Hauptthurm hatte 3 m starke Mauern. Nach einer in dieser Chronik befindlichen Ansicht bestand dasselbe aus drei Flügeln, welche einen Hof umgaben, in dessen vorderer Seite der runde Hauptthurm stand; unterhalb war ein niederer Burghof mit einigen Wirthschaftsgebäuden. Nach Schumann war die Burg „wahrscheinlich im 11. Jahrhundert von den Burggrafen von Leisnig gegründet“; uns erscheint wahrscheinlicher, daß sie erst im 12. Jahrhundert als eine Grenzburg errichtet wurde und Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts die in Steinbach's Chronik angegebene Gestalt erhalten hat. An einer anderen Stelle sagt Schumann (V, 436): „Das 1315 erbaute Schloß Nieder-Lauterstein wurde 1430 ebenfalls von den Hussiten zerstört, aber wieder aufgebaut.“ Im Jahre 1289 wurde ein Ritter von Berbisdorf mit Lauterstein belehnt. Die Berbisdorfe, deren Reichthümer durch den Bergbau bedeutend gewachsen waren, nahmen die ganze Gegend in Besitz. Als 1530 im Schloß Lauterstein Feuer ausgekommen war, wurde der neunzigjährige Georg v. Berbisdorf in Betten zum Fenster herabgelassen

und, da er hierbei hinabstürzte, zerschmettert. Der letzte Aufbau des Schlosses hat jedenfalls nach diesem Brande stattgefunden. Kurfürst August, welcher in den großen Besitzungen der einzelnen Familien eine Gefahr für das Aufblühen des Landes, besonders aber für die Entwickelung seiner eigenen Macht sah, nöthigte 1560 die Berbisdorfe, ihre ausgedehnten Besitzungen für 107 784 Gulden an ihn abzutreten.

Das Schloß Lauterstein wurde 1639 von drei schwedischen Reitern angezündet und brannte vollständig nieder.

Eine kurze Strecke oberhalb des Bahnhofes Zöblitz, wo das Rothe Wasser sich mit dem Hüttenbache vereinigt in die schwarze Pockau ergießt, liegt das Gasthaus zur „Kniebreche". Das breite Auenthal ist auf beiden Seilen von 80 bis 90 m hohen Abhängen eingefaßt, welche auf dem rechten Pockauufer von Felsenzacken, Vorsprüngen und Felsenwänden gekrönt sind. Das linke Ufer ist stattlich bewaldet.

Wenig über 3 km von der „Kniebreche" ist das letzte Haus der im Thale verstreuten Ortsgruppe „im hinteren Grunde", eines Theiles von Pobershau. Hier tritt das Thal aus der nordwestlichen Richtung scharf in die nördliche ein. Die bis zu 120 und 130 m ansteigenden Thalwände rücken enger aneinander, die Felsenbildung wird grotesker, die schmale Thalsohle windet sich in zahlreichen kurzen Biegungen und Drehungen bis zur neuen Brücke, 1 km unterhalb Kühnheide.

Den Glanzpunkt dieses malerischen, mit Felsenwänden und Felsenzacken, steilen grünen Abhängen, köstlichem Walde, Farrenkräutern, Himbeer- und Brombeersträuchen reich ausgestatteten Thalstückes bildet die Partie am Katzensteine. „Es ist eine wilde, romantische Felsenschlucht," sagt Hering in seiner Geschichte des sächsischen Hochlandes, „auf der nimmer weichend die schwarzen Schatten ruhen, welche die hohen Felsen mit ihren dichten Fichten niedersenken ..... Jetzt beugt der Weg sich rechts in den schauervollen Grund, und plötzlich wird eine schwindelnd hohe, ganz glatte, lang hin am Bache sich breitende Felswand sichtbar, welche den Namen der Ringmauer führt, auf der ein hervorragendes Felsenstück der Katzenstein benannt wird."

Von beiden Seiten des Thales ragen hochanstrebende Felsenklippen und Wände empor, welche auf der rechten Seite des Baches drei große Felsenriffe bilden, während auf dem linken Bachufer eine einwärts gebogene, steile, 60 bis 65 m hohe Wand dem größten und höchsten der drei Riffe gegenüberliegt. Gegen das zweite, kürzere Riff steht ein Felsenhorn vor, welches, mit einem eisernen Geländer eingefaßt, auch dem weniger schwindelfreien Wanderer den Besuch

dieses herrlichen Punktes gestattet. Der Katzenstein liegt ca. 60 m über der Thalsohle; zwei Schutzhütten bieten Obdach bei Unwetter. Die dritte, stromab gelegene Riffpartie schließt die Einsicht in das Thal ab; ein Bild, welches durch Wildheit und Großartigkeit mächtig wirkt.

Den besten Eindruck der ganzen Scenerie gewinnt man, wenn man im Pockauthale weiter geht, bis ein Weg mit der Bezeichnung „zum Katzenstein" in mäßiger Steigung auf der linken Thalwand zur Höhe führt. Dieser Punkt ist von der Kniebreche 5 km entfernt; der Aufstieg zum Katzenstein dauert etwa 20 Minuten. Von hier geht man entweder nach dem grünen Graben zurück und an diesem nach Pobershau hinunter und im Thale des Rothen Wassers nach der Kniebreche, etwas über 4 km, oder direct den Abhang hinunter, nach den Häusern im hinteren Grunde und zur Kniebreche, etwa 3 km.

Dem Katzenstein gegenüber liegen auf dem Höhenrande, unweit des niederen Leitenweges, die Ruinen der Burg Ober-Lauterstein, jetzt gewöhnlich nur „das Raubschloß" genannt. „Von drei Seiten tiefer Abgrund," sagt Hering, „in der Mitte zusammengefallenes, zum Theil aber noch festes Mauerwerk, nach dem Walde hin ein noch sichtbarer Graben." Die Steinbach'sche Historie von Zöblitz, 1750 erschienen, schreibt: „Es mag dem Augenschein nach einen starken Thurm und doppelte Mauern, sowie auch zwei starke Gräben gehabt haben, davon man noch jetzo auf der Nordseite deutliche Spuren sieht" .... „unterirdische Gewölbe und selbst Thüren- und Fensterreste sind noch zu erkennen." Schumann sagt (IV, 485 im Jahre 1817): „Der Katzenstein thürmt sich jenseit des Schwarzwassers dem älteren Schlosse Lauterstein gegenüber auf," und an einer anderen Stelle (V, 535): „Lauterstein wurde auf einem Felsen an der Pockau, daher ursprünglich der Name „auf'm Lauterstein" an Stelle einer kleinen, älteren Burg 1296 vom Burggrafen Albericus von Leißnig erbaut. Die Burggrafen von Leißnig verpfändeten 1300 die Herrschaft Lauterstein an die Berbisdorfe und überließen sie 1315 denselben erblich. Dabei theilten sie die Herrschaft in Ober- und Nieder-Lauterstein und erbauten das zweite Schloß Lauterstein, den Nieder-Lauterstein."

Die Hussiten kamen, nach Verwüstung des Schneeberger Bergwerkes, nach Lauterstein und machten dieses Schloß der Erde gleich.

Der Kampf gegen die Hussiten, dessen Last Kaiser Sigismund auf Kurfürst Friedrich hauptsächlich abgewälzt hatte, begann nicht glücklich. 1425 erlitten die Meißner unter großen Verlusten eine Niederlage, so daß „das Geschrei kam, wie die Hussiten willens wären ins Meißner Land einzufallen. Darüber erhub sich ein großer Schrecken.

Allenthalben wurde man rege, besserte Thore und Mauern aus, baute Schläge und Brustwehren". (Köhler, Wolkensteiner Chronik.)

Die zweite große Niederlage des Kurfürsten bei Aussig 1426 vermehrte die allgemeinen Besorgnisse, und nach der von Kurfürst Friedrich aufgegebenen Belagerung von Mieß, wo auf dem Rückzuge an zehntausend Mann erschlagen worden sein sollen, drangen 1429 die Hussiten über das Gebirge in das Meißner Land. M. C. Lehmann berichtet, die Hussiten seien durch den Commotauer Paß und den Kriegwald nach Zöblitz und durch den Satzunger Paß und den Kriegwald an der Preßnitz gekommen. Sie haben Lößnitz angegriffen, ob aber dieses der hussitischen Tyrannei sich erwehrt, habe er nicht erfahren; dagegen seien ringsum die Dörfer verwüstet worden. Stadt und Kloster Grünhain, Klösterlein, Aue, Schwarzenberg „am Peler Passe", sei ganz eingeäschert, die drei Ellen dicke Stadtmauer abgebrochen, Crotendorf ganz ausgeplündert, Kraxdorf zerstört (als Neudorf wieder aufgebaut), Zwönitz verwüstet, Burgstädtel, Elterlein, Schletta, Sehma, Cranzahl, die Waldhäuser am Bärensteine, in der Annaberger Gegend einige Dörfer, von der Schmalzgrube an bis Preßnitz 26 Hammerhütten zerstört, Flecken und Dörfer ringsum verwüstet, Alles mit Brand, Zerstörung, Raub und Mord heimgesucht. „Nur Zschopau und Scharfenstein haben sie nicht viel anhaben können."

Die Graupner Chronik schreibt: „Am 24. December 1428 überschritt die gesammte hussitische Macht unter Prokop Holy (oder Raso) über Teplitz und Graupen das Gebirge, zog gegen Dresden, verheerte Dippoldiswalde, Frauenstein, Pirna, nachdem sie vorher Graupen zerstört hatte, und zog über den Paß vom Mückenthürmchen und den Paß vom Geiersberg den ganzen Winter hindurch mit immer neuen Haufen und Schaaren über das Gebirge ins Meißner Land. Viele Städte wurden gebrandschatzt und mit Feuer und Schwert verwüstet. Bei Gottleuba bestand eine Schaar tapfrer Bürger einen harten Kampf gegen die Hussiten, deren Weg mit Raub, Mord, Brand und Zerstörung bezeichnet war.

Die größeren festen Orte wurden von diesen Raubschaaren weniger belästigt. So schreibt Moller „wurde auch die Stadt (Freiberg) bei diesen wie bei den folgenden Streifzügen der Hussiten nie ernstlich angegriffen, weil sie mit Bedacht die festen Städte vermieden, so haben doch die Bürger dabei viel Schaden gelitten, theils wegen der Kriegsfolgen und der Wachen, theils wegen der Verheerung des Landes und der Unsicherheit der Straßen". Tobias Schmidt ergänzt: „Die Hussiten haben etliche Jahre nacheinander großen Schaden gethan. 1430 im Januar lagen sie vor Zwickau, ohne der Stadt Was

anhaben zu können; brannten die Vorstädte und die Moritzkirche nieder, plünderten die Umgegend und haben viel umliegende Dorfschaften verwüstet." Die wilden Schaaren, welche man auf 70 000 Mann angiebt, durchzogen das Hügelland an der Mulde, brannten Mittweida vollständig nieder und gingen dann durch das Oster- und Pleißnerland nach dem Vogtlande, überall sengend, brennend, plündernd, zerstörend und mordend, so daß auf lange Jahre hinaus der Wohlstand der heimgesuchten Gegenden vernichtet war.

Die alte Kommotauer Straße, welche jetzt als einfacher Waldweg der Schneuse 9 ziemlich parallel läuft, ist vom Forsthause Kriegwald bei Rübenau, unweit dessen auch die Ueberreste einer Schwedenschanze noch im Walde zu erkennen sind, bis zur Hüttstadt und von da nach Zöblitz zu verfolgen. Wenig über fünf Minuten von ihr entfernt liegen die Trümmer der alten Burg.

Von der Kniebreche nach Kühnheide längs der Pockau sind 10 km, vom unteren Ende von Kühnheide nach Reitzenhain 4 km, von Reitzenhain nach Satzung über 4 km.

Im Norden von Satzung, auf flacher Höhe liegt der Hirtstein, ein höchst interessanter Durchbruch von Basalt durch den Gneis. In einem Durchmesser von 50 bis 60 m lagern sich am südwestlichen Theile der Kuppe, theils ziemlich horizontal, theils 15 bis 30 Grad geneigt, große, prächtige Basaltsäulen strahlenförmig und schichtenweise auf und hinter einander um einen kraterähnlichen Mittelpunkt, welcher vor einigen Jahren noch mit größeren Kugelbasalten gekrönt war. Die Absonderung des Basaltes in Säulen von außergewöhnlicher Länge ist sehr regelmäßig und deren strahlenförmige Anordnung bemerkenswerth. Im ganzen Erzgebirge ist kein zweites Vorkommen von ähnlicher Schönheit nachzuweisen. Einer weiteren Zerstörung dieser wunderbaren Bildung ist vorgebeugt.

Die Aussicht vom Hirtsteine bietet ringsum Wald, über demselben nahezu im Süden den Haßberg, westlich desselben den Preßnitzer Spitzberg, den Keilberg, im Südwest den vorderen Fichtelberg, dann den Bärenstein, im West den Scheibenberger Hügel, sodann den Pöhlberg, im Nordwest den Greifenstein, nahezu im Norden Schloß Augustusburg, nahezu im Osten den Bärensteinberg.

Von der Kniebreche nach West führt der Hüttengrund in etwa einer Stunde nach Marienberg.

„Es ist bekannt", sagt Hering in der Geschichte des Sächsischen Hochlandes, „daß Marienberg unter allen Bergstädten am ordentlichsten gebaut ist" ..... „wie groß solche im Umkreise gefaßt, und wie die Gassen angelegt werden sollen, hat Ullrich Rülein von Calbe

abgesteckt.“ Rivius *) bemerkt: „Als man Marienberg zu bauen anfing, durften nur solche hier ihren Wohnsitz aufschlagen, welche von ihrem bisherigen Wohnorte ein gutes Leumundszeugniß erhalten hatten; kein Gesindel, keine Verbannte, Verschuldete, unruhige Köpfe, schlechte Menschen u. s. w.“ Er sagt ferner, daß die Bürgerhäuser geräumig und ziemlich schön, aber mehr zum Nutzen als glänzend und prachtvoll gebaut seien; sehr wenige Häuser hätten Ziegeldächer, die große Mehrzahl Schindeln. Das Rathhaus allerdings sei mit ausgezeichneter Pracht aufgebaut. Er nennt zahlreiche Röhrbrunnen und rühmt die Anmuth der Gärten, welche mit Bäumen, Kräutern und Blumen herrlichen Anblick und lieblichen Duft gewährten. Ein Berichterstatter aus Mitte der fünfziger Jahre schreibt: „Da liegt die Stadt vor uns mit ihrem ansehnlichen Kirchthurme, wie die Gluckhenne mit den Küchlein. Wir passiren ein altes, enges Thor — es mahnt, wie die stehengebliebenen Reste der alten Stadtmauer an die Zeit der Hakenschützen.“ (Europa, 1855, Nr. 50.)

Die Stadt, welche 1610 vollständig abbrannte, denn von 556 Häusern blieben nur 7 stehen, war kaum nothdürftig wieder aufgebaut, als die Drangsale des dreißigjährigen Krieges über sie hereinbrachen. Die erste Kirche von Marienberg war ein um 1540 vollendetes kleines, hölzernes Gebäude. Dieses wurde 1556 „weggeschraubt“, wie eine alte Handschrift sagt, d. h. durch Schrauben auf die Seite geschoben, um Platz für den Bau der neuen Kirche zu gewinnen. Die 1564 eingeweihte Kirche brannte 1610 mit nieder. Die gegenwärtig noch stehende Kirche wurde 1616/17 nach dem Plane von Andreas Klengel gebaut. Dieselbe ist 50 m lang, 25 m breit, gegen 20 m hoch, dreischiffig, halb gothisch, halb barock, mit reicher Stuckatur und steinernen Emporen. Sie wirkt nach Steche „lichtvoll und feierlich“, nach Anderen ist sie nüchtern und kalt. Das Altarbild, die Holzfiguren am Bergchor, die Vorhalle und die Taufkapelle sind bemerkenswerth.

Von 1520 bis 1550 war die Ausbeute auf den Hauptzechen Fabian Sebastian, Reiche St. Barbara, Kaiser Heinrich, Bauernzug, Molchner Zug, St. Elisabeth eine außerordentliche. 1540 erhielt der Rath von den zwei Stadtkuxen 6070 Gulden Ausbeute, und die Gesammtausbeute der Gruben wurde auf 270 384 Gulden angegeben. Bis 1578 betrug die vertheilte Ausbeute 3 1/3 Million Guldengroschen. Selbst bis in das erste Drittel des 17. Jahrhunderts hinein blieb sie noch sehr bedeutend.

*) Mariebergi descriptio per Joannem Rivium. Lips. Nikol. Wohlrab. 1541.

Da kam der dreißigjährige Krieg mit seinen Verheerungen. 1631 wurde die Stadt vom 21. August an zehn Tage lang vollständig ausgeplündert. Die Bürgerschaft war 1640 von 500 Bürgern auf nicht ganz 70 zusammengeschmolzen; dessenungeachtet mußte sie die Beimetze liefern, viele Wildschäden erleiden, Defensioner unterhalten und doppelte Contributionen, nach Chemnitz und nach Wildenfels, zahlen.

Der Marienberger Bergbau war vollständig zum Erliegen gekommen. Berggebäude, Wasserleitungen, Kunstgezeuge waren zerstört, die Gruben ersoffen; die Schmelzhütten entweder von den Schweden oder von den Kaiserlichen niedergebrannt, die Ortschaften ringsum ausgeplündert, zerstört und entvölkert. Trotzdem auf Marienberger Revier, mit Ausnahme von Gold, alle Erze gefunden worden waren, besonders der „Silbermulm“, ein Gemenge von Silbererz, Kobalt, Kupfer, Nickel, Arsenik und Schwefelkies, waren die Mittel nicht mehr vorhanden, die Gruben wieder aufzunehmen.

Gegenwärtig ist nur Vater Abraham Fundgrube am Stadtberge bei Marienberg noch im Betrieb, verlangt aber eine Zubuße von 25 000 Mark.

---

47. Zöblitz. Serpentindrechsler.

Oestlich von der Kniebreche, etwa 20 Minuten entfernt, liegt das Städtchen Zöblitz, mit etwas Spielwaarenindustrie, hauptsächlich durch seine Serpentinsteinwaaren bekannt. Die „Historie des von dem edlen Serpentinstein weitbekannten Städtchen Zöblitz im meißnischen Obererzgebürge“ von W. Steinbach, Pastor daselbst, sagt: „Es ist dieser Serpentinstein ums Jahr 1546 von Justo Raben, einem in Italien, Schweiz und andern weit entfernten Ländern wohlgereisten bergwerksverständigen alten sechzigjährigen Manne entdeckt worden.“

Der Serpentin (Ophit) kommt sowohl in krystallinischen als auch körnigen, blättrigen und fasrigen Massen zwischen anderen Gesteinsarten eingesprengt vor. Die Hauptmasse des Serpentinfelsen bildet der dunkelgrüne, gefleckte und gestreifte gemeine Serpentin, während der edle Serpentin, gelblich, hellgrün, seltener dunkelgrün, durchscheinend und im Bruche glänzend, zu feineren Ornamenten und Gefäßen verarbeitet wird. Der Serpentin ist nicht selten mit Glimmer und Asbest durchzogen, auch findet man in ihm Granaten, Strahlstein, Augit und andere Mineralien.

Bei Zöblitz, Waldheim, Lichtenstein und Siebenlehn in Sachsen, bei Epinal in Frankreich, sowie an verschiedenen Orten Italiens werden Serpentine gebrochen.

Die Serpentinsteindrechsler von Zöblitz bildeten bis 1861 eine Innung (zuletzt 40 Meister mit 15 Gesellen und 10 Lehrlingen). Zu welcher Zeit dieselbe errichtet wurde, kann nicht mehr nachgewiesen werden. Angeblich hat Michael Boßler gegen Ende des 16. Jahrhunderts angefangen, den weichen, frisch aus dem Bruche kommenden Stein auf der Drehbank zu bearbeiten. Kurfürst Johann Georg I. bestätigte 1613 die Artikel der erneuerten Innung mit allen Privilegien, denen 1713 noch die Befreiung der Serpentinsteindrechsler vom Militärdienste zugefügt wurde. Im Allgemeinen hatte es aber der Innungszopf nicht verstanden, sich mit der Zeit und dem veränderten Geschmacke fortzubewegen. Von diesen Drechslern konnte man dies aber auch nicht erwarten, und so blieben wiederholte Bemühungen der Staatsregierung, die Meister zu Fortschritten zu bewegen, unverstanden und ohne Erfolg. „Die Zöblitzer zerklopfen manchen schönen Stein, weil er sich nicht drechseln läßt, aber er ließe sich schneiden und schleifen. Der Unternehmungsgeist fehlte.“ (Europa, 1855, Nr. 50). Im Ganzen war dies auch bei den geringen Mitteln, über welche der Einzelne verfügen konnte, bei der Vielköpfigkeit der Innung und bei dem beschränkten Standpunkte vieler Einzelner auch nicht anders zu erwarten.

Im 17. Jahrhundert schrieb man dem Serpentinsteine Heilkräfte zu, und Meister Bach in Zöblitz, „den innerlichen Nutzen und Tugend des Steines erkennend“, machte „ein gar herrliches Pflaster und Pillen, und auch eine vortreffliche Tinktur“; das Pflaster wider Kopfschmerzen, Reißen und Gicht, die Pillen wider Schwachheit des Magens, die Tinktur wider „Gifft und allerlei anfällige Krankheiten“.

Man fertigte aus dem Serpentin Leuchter, Krüge, Schaalen, Mörser, Becher, Tintenfässer, Schreibzeuge, Schmuckkästen, Dosen u. s. w.; in früheren Zeiten auch Pfeifenköpfe, Thee- und Kaffeezeug, Tassen, flaut-doucen (Dolzflöten, flauto-dolce, veraltete Art der Querflöte mit 7 Tonlöchern) und andere Pfeifen u. s. w., endlich zu allen Zeiten Handwärmer und Wärmsteine. Die Artikel waren im Ganzen geschmacklos.

Die 1862 errichtete Actiengesellschaft, welche sämmtliche Serpentinsteinbrüche an sich brachte, führte fürs Erste einen rationellen Abbau der Steine ein. Das frühere, eigentlich nur der alten Innung mögliche System des Raubbaues, was folgerecht immer nur mit dem Ersaufen des Bruches enden konnte, wurde aufgegeben, die anstehenden Bänke in ihrer ganzen Ausdehnung freigelegt und nunmehr Blöcke bis zu 100 Centnern Gewicht und entsprechender Länge und Breite gewonnen. Es wurde ein Stollen von ca. 150 Lachter (300 m) Länge getrieben, die Fabrik durch ein Schienengleis mit dem Bruche

verbunden und jeder Block in bergfeuchtem Zustande zur Bearbeitung gebracht. 25 Drehwerke, 4 große, 7 kleinere Sägewerke, 3 Schleif- und Polirmühlen waren im Gange, gegen 130 Arbeiter in der Fabrik, gegen 20 Meister durch Hausarbeit beschäftigt.

Der geschmackvollen, exakten und kunstgerechten Ausführung der Artikel wurde große Aufmerksamkeit gewidmet; die Anfertigung von Bauornamenten, z. B. Säulen, Wandbekleidungen, Balustraden, Kaminsimse, Platten für Tische und Consolen rc., sowie feinerer Artikel der Kleinindustrie, z. B. Serpentintheile für Broncewaaren, Lampen, Ornamente und Figuren wurde mit Erfolg eingeführt, und den Serpentinsteinartikeln durch natürliche Politur anstatt der bisher gebräuchlichen Wachspolitur ein gefälligeres Ansehen gegeben.

Im Jahre 1870 ging die Serpentinsteinindustrie an eine neue Actiengesellschaft über. Auch diese hat die Fabrikation nach Möglichkeit zu heben gesucht, und das Absatzgebiet nach Oesterreich, Rußland, der Schweiz, Dänemark, Norwegen und Schweden ausgedehnt. Außer den schon genannten Artikeln werden architektonische Dekorationen, Simse, Parkets, Mosaikverzierungen, Grabsteine und Monumente, Vasen, Urnen, Sockel für Säulen, Figuren, Lampen und Leuchter, Ziergefäße, Schaalen mit und ohne Broncedekorationen, Telegraphentaster, Schmucksachen, Domino- und Würfelspiele, sowie Apothekerutensilien aller Art gefertigt.

Aber seit 1864 ist der Fabrikation von Wärmsteinen, Handwärmern und aller einfachen Massenartikel eine bedeutende Concurrenz dadurch entstanden, daß man dieselben auch anderwärts anfertigt; die Herstellung dieser einfachen Artikel kann aber eine in der Hauptsache in kunstgewerblicher Richtung vorwärts schreitende Industrie nicht entbehren, schon um den älteren Arbeitern, deren Fähigkeiten den Uebergang zu neueren und schwierigeren Artikeln nicht gestatten, eine gewisse Erwerbsfähigkeit zu erhalten.

Der Waldheimer Serpentin, von vorzüglicher Qualität, außerordentlich feinkörnig und gleichmäßig, besonders in den grünen und rothen Varietäten leicht zu bearbeiten, bricht in starken, oft 40 Fuß mächtigen Bänken, aus denen große Blöcke mit Leichtigkeit zu gewinnen sind, so daß er besonders für architektonische Arbeiten größeren Umfanges geeignet erscheint.

In der Gegend von Kuhschnappel bei Lichtenstein bricht man seit einigen Jahren Broncitserpentinstein. Auch bei Siebenlehn und an mehreren anderen Orten sind bauwürdige Serpentinsteinlager.

Zur Verwendung in der Baukunst, zu Säulen, Fenster- und Thürstöcken, Geländern rc. sowie zum Schmuck ist der Zöblitzer Serpentinstein infolge seiner Härte und Druckfestigkeit, seiner hervorragenden

Bearbeitungsfähigkeit, sowie durch seine, durch keine Marmorart zu übertreffende Schönheit und Politur ganz besonders geeignet.

Die Arbeiten der Zöblitzer Serpentinindustrie haben auch viele Anerkennung gefunden.

Die Lage der Serpentinindustrie ist im Ganzen in den letzten Jahren ziemlich unverändert geblieben. Wohlfeile Massenartikel sind im Ganzen gesucht gewesen; in den feineren Luxusgegenständen hat sich der Absatz vermindert. Die Ausfuhr nach Oesterreich hat fast ganz aufgehört; die nach Rußland hat sich bedeutend vermindert; dagegen sind Norwegen, Schweden, Nordamerika, vor Allem aber Deutschland selbst getreue Abnehmer für die Serpentinsteinindustrie geblieben.

---

48. Das erzgebirgische Waldgebiet.

Ein ausgedehntes Waldgebiet erstreckt sich geschlossen zu beiden Seiten des Pockauthales von der Sehma bis zum Wernsbache, in gerader Linie gegen 50 km breit, an die ausgedehnten böhmischen Forsten auf dem Gebirgskamme angelehnt, so daß man mit Hinzurechnung dieser den Kamm des Erzgebirges, einschließlich des Südabhanges, als ein Waldgebiet von gegen 40 Quadratmeilen bezeichnen kann. Vom Schneckensteine bei Hammerbrück über den Plattenberg, die Wirbelsteine, den Haßberg, Feuerröstberg, Jagdschloß Lichtenwald bis zum Kahlen Berge bei Altenberg ist die Längenausdehnung dieses Waldgebietes auf 110 km anzunehmen; seine Breite zwischen Eibenstock und Heinrichsgrün in Böhmen 22 km; zwischen Markersbach bei Scheibenberg und Lichtenstadt in Böhmen 24 km; zwischen Mildenau bei Annaberg und Boxgrün bei Warta 21 km; zwischen Schindelbach bei Marienberg und Preßnitz 15 km; zwischen Hüttstadt bei Zöblitz und Sebastiansberg 14 km; zwischen Olbernhau und Göttersdorf bei Görkau 12 km; zwischen Rechenberg bei Frauenstein und Oberleutersdorf 15 km; zwischen Schmiedeberg bei Dippoldiswalde und Eichwald bei Teplitz 20 km. Eine oberflächliche Schätzung läßt dieses Waldgebiet auf 2000 Quadratkilometer (gegen 40 Quadratmeilen) veranschlagen. Selbst wenn man ein Viertel der Fläche für Feld und Wiesen ausscheidet, bleiben noch über 1500 qkm Waldfläche.

Außer diesem geschlossenen Wald des Obergebirges sind aber auch gar nicht unbedeutende Waldflächen auf dem Abhange des Gebirges vorhanden. Von Ost nach West, ohne die zahllosen kleineren Waldflächen von weniger als 4 qkm zu zählen, den Hirschbacher und Reinhardsgrimmer Wald mit gegen 8 qkm, die Dippoldiswalder

Haide mit über 9, die Höckendorfer und Paulsdorfer Haide mit 4, der Tharandter Wald mit nahezu 60 qkm; der Zellaer Wald mit 22, der Wald bei Mönchenfrei mit 4, die Grune bei Dorfchemnitz mit gegen 8; der Rossauer Großwald mit fast 10, der Oederaner Wald mit gegen 8; der Wald zwischen Augustusburg und Waldkirchen mit 10, der Heinzenwald und Lengefelder Wald mit mehr als 34 qkm; die Struth bei Bernsdorf mit gegen 8, der Zeisigwald mit über 7; der Hohensteiner und Rabensteiner Wald mit über 25; der Rümpfwald mit mehr als 8; der Abt-, Bürger- und Streitwald bei Stollberg mit gegen 33; der Hartensteiner Wald mit über 15, der Wiesenburger Wald mit fast 24, und der Gotteswald, Schatzensteinwald, Geyersche Wald und Freiwald mit zusammen über 60 qkm.

„Es wachsen in diesem Waldrevier", sagt die Zschopauer Chronik, „Buchen, Eichen, Fichten und Tannen."

Die gemeine Buche (fagus sylvatica), ein gerader, hoher Stamm mit weißgrauer Rinde und festem, schwerem, weißlichem oder bräunlichem Holze, gedeiht auf gutem Boden bis zu 1300 m Höhe, wird bis zu 120 Jahre alt, gegen 35 m hoch und über 1 m stark. Sie wächst besonders gern und gut in lichten Beständen. Die Hainbuche (Weißbuche, Hagebuche, Hornbaum — carpinus betulus) auf dem ganzen Gebirge, mit schwarzgrauer, glatter Rinde, weißem, sehr festem, schwerem und zähem Holze, langsam wachsend, 25 bis 30 m Höhe und bis zu 1 m Stärke erreichend, bis zu 100 Jahre alt werdend, besonders zu Drechsler- und Stellmacherarbeiten geeignet. Die Eiche (quercus) und zwar die Stieleiche, wie die Steineiche, kommt auf dem Südabhange des Gebirges in größeren Mengen vor, während auf dem Nordabhange sie erst in den niederen Höhenlagen und vorwiegend vereinzelt, sehr selten in geschlossenen Beständen gezogen wird. Ahorn (acer) kommt nur wenig vor, zuweilen mit Buchen gemischt, obgleich der spitzblättrige Ahorn (acer platanoides) ein ziemlich hartes Klima verträgt und ein schönes festes Holz (zu Drechslerarbeiten) liefert. Die Birke (betula), besonders die Weißbirke (betula alba) mit weißem und zähem Holze (Böttcher, Wagner, Muldenhauer, Tischler und Stuhlbauer schätzen es) ist auf dem ganzen Gebirge zu finden.

Den Hauptbestand der erzgebirgischen Waldungen bilden aber die Nadelhölzer, vorwiegend die Fichte (gemeine Fichte, Roth- oder Harztanne — pinus abies —), weniger die Tanne (Edeltanne, Weißtanne — pinus picea —), in noch geringerem Umfange die Lärche (pinus larix) und ziemlich vereinzelt die Kiefer (Föhre — pinus silvestris —). Die Fichte, mit braunrother Rinde, kurzen, nach oben und den Seiten gerichteten Nadeln, weißem, leichtem und

harzreichem Holze, schlank gewachsenem Stamme, wird im 80- bis 90jährigen Bestande am nutzbarsten. Zu ihren Abarten zählt man die Schlangen- oder Zigeunerfichte. Die Tanne, ebenfalls mit geraden, schlanken, 1 bis 1$^1/_2$ m starken, 35 bis 50 m hohen Stämmen, grau-weißlicher Rinde, dunkelgrünen, breitgedrückten, kammförmigen Nadeln, giebt im 100- bis 120jährigen Bestande den höchsten Ertrag an weißem, feinfaserigem, gleichförmig gefügtem und elastischem Holze, welches als Bau- und Nutzholz allem anderen vorgezogen wird. Die Königstanne bei Olbernhau (abies pectinata), welche man auf 500 Jahre alt schätzt, ragt etwa 30 m über den 70jährigen Buchenbestand und hat 1$^1/_2$ m über dem Boden 2,1 m Durchmesser; ihre Höhe beträgt 47,4 m. Auf Moor- und Torfgrund wächst die Zwergkiefer (Krummholzkiefer, Sumpfkiefer — pinus pumilio —) strauchartig, als verkümmerter Baum. Die Lärche, ein schöner, schnellwüchsiger Baum, der in 70 Jahren 25 bis 30 m Höhe erreicht und $^1/_2$ bis $^3/_4$ m stark wird, giebt ein feinfaseriges, zähes und festes, rostgelbes Holz, das zu feineren Holzarbeiten gesucht ist. Die büschelförmig stehenden Nadeln fallen im Herbste ab.

Auf verschiedenen Forstrevieren sind Anbauversuche mit der Pechkiefer (pitch-pine, abies excelsior), mit der Douglastanne (abies Douglasii), mit der Nordmannstanne (abies Nordmania), mit pinus rigida, sowie mit picea sitchensis (Sitchafichte) u. s. w. gemacht worden.

An Sträuchen zählt schon Lehmann Schleedorn, Wachholder, (Schwelken = viburnus opulus), Hollunder, Attich, Vogelbeere, Arolsbeere (Crataegus torm), Brombeere, Himbeere u. s. w.; im niederen Gebirge auch Mehlfäustlein, Hundsbeere und Schießbeere.

Das waldreichste Land Deutschlands ist Bayern; dort rechnet man auf 1000 Einwohner 176 Hektar Wald; in Preußen und Württemberg 97, in Elsaß-Lothringen 91, in Baden 57, in Sachsen 56. Die königl. sächsischen Staatswaldungen umfaßten 1879 = 170 335 ha, was dem angeführten Verhältniß entsprechen würde, wenn man die Privatwaldungen außer Ansatz läßt. Nach den 1879 angestellten Ermittelungen über die Bodenbenutzung Sachsens beträgt der Wald aber 27,75 Procent der Gesammtfläche; das wären 75,43 Quadratmeilen (oder 424 394 ha).

Die Verwaltung der sächsischen Staatsforsten ist seit langer Zeit eine hervorragende. Das Wirthschaftssystem, welches auf wissenschaftlicher Grundlage den Waldbau, den Forstschutz und die Forstbenutzung mit Hilfe von Botanik und Technologie, Rechts- und Polizeiwissenschaft, Wasser- und Wegebaukunde, sowie Jagdwissenschaft zu einer Höhe entwickelt hat, welche Anderen seit einer Reihe von

Jahren zum Vorbilde dient, bildet in dem Organismus des Königreichs Sachsen einen bedeutungsreichen Factor.

Die von Kurfürst August 1560 erlassene Holzordnung und die an dieselbe in Geist und Durchführung sich eng anschließende Forstordnung von 1697 bezeichnen den Beginn einer geregelten Wald- und Forstwirthschaft. Fürs Erste wehrten sie allerdings nur dem Mißbrauche und der rücksichtslosen Wirthschaft, der Mißachtung des Waldes, welche weit eingerissen war. Die Forste wurden gar übel behandelt, Kurfürst August beschränkte das Aeschern, d. h. das Niederbrennen von Holz und Buschwerk, um mit der Asche zu düngen; die den Dörfern eingeräumten Waldtriften (Triften im Walde) durften nicht vergrößert werden; die Holzscheite sollten auf den Schlägen nach ordentlicher Länge geschnitten, die Schragen und Klaftern nach richtigem Maß in Weite und Höhe aufgestellt werden. — Den Köhlern wurde das eigenmächtige Holzschlagen im Walde untersagt und das Kohlenbrennen nur von Mariä Verkündigung bis Galli (vom 25. März bis 16. October) gestattet. Der Kurfürst bestimmte ferner, daß der Neubau von Häusern nur dann erlaubt werden dürfe, wenn das untere Stock (Parterre) von Steinen, das obere Stock aber mit verkleideten Wänden und die Dachung in Stroh ausgeführt werde. Auf alle Fälle wurde untersagt, die Wände mit hölzernen Schroten auszulegen und die Dächer mit Schindeln zu decken.

Da die Waldungen und Hölzer durch übermäßiges Viehtreiben großen Schaden gelitten hatten, wurde es gänzlich verboten, böhmisches oder fremdes Vieh in Hutung zu nehmen. Es wurde nur gestattet, daß ein ganzes (Hufen-) Gut 8, ein halbes 4, ein viertel 2, ein Häusler 1 Stück Vieh in den Wald treiben dürfe. Ziegen in Wälder und Hölzer zu bringen wurde streng untersagt. Waldfeuer und Abbrennen von Haidekraut war nur an ganz gefahrlosen Orten erlaubt. Endlich wurden die „Partierereien“ der Forstbedienten auf das Strengste verboten.

Der dreißigjährige Krieg mit seinen, besonders seit 1635 über ganz Sachsen sich ergießenden Drangsalen, der nordische Krieg mit der schwedischen Occupation, und zuletzt der siebenjährige Krieg, hatten einen Nothstand über das Erzgebirge verbreitet, welcher erst dem nach 1763 beginnenden neuen Wirthschaftsleben Sachsens zu weichen begann. Ein großer Theil der Wälder war niedergeschlagen, und das Stammholz, um nur Geld zu machen, auf der Elbe nach Hamburg gesendet worden.

Heinrich Cotta, 1795 Förster in Zillbach am Thüringer Walde, errichtete eine Forstlehranstalt, welche 1810 bei seinem Uebertritt in den königlich sächsischen Dienst nach Tharandt übersiedelte und seit

1816 als königliche Forstakademie unter seiner Leitung stand. Cotta's Schriften und Vorträge begründeten die Forstwissenschaft der Gegenwart.

Die Wirthschaftssysteme, welche bei der Forstcultur in Anwendung kommen, sind zum Theil durch die Standortsverhältnisse, also Klima, Lage und Bodenbeschaffenheit, zum Theil durch die mehr oder weniger günstige Verwerthung der Waldproducte, zum Theil durch die vorherrschenden Holzarten und endlich durch das Alter, welches die einzelnen Waldbestände erreichen sollen, bedingt.

Auf dem Erzgebirge ist, mit Ausnahme einiger ganz kleinen Flächen, ausschließlich der Hochwaldbetrieb eingeführt. Die rationelle Forstwirthschaft verlangt die Bewirthschaftung großer Complexe; nur der Großgrundbesitzer und der Staat können sie durchführen. Für den Kleingrundbesitzer ist es überhaupt nicht möglich, eine rationelle Forstwirthschaft zu betreiben; die Flächen sind zu klein. Bei 40jährigem Umtriebe würden Waldflächen von 4000 ha, bei 80jährigem von 8000 ha die Einheit bilden müssen, um mit dem geringsten Regieaufwande wirthschaften zu können. Das bedingt für alle Districte, wo keine so großen geschlossenen Waldflächen vorhanden sind, die Nothwendigkeit, eine gewisse Anzahl kleinerer Parzellen zu einer großen wirthschaftlichen Einheit zu verbinden.

Bei der sächsischen Staatsforstverwaltung betrug der Reinertrag pro Hektar 1856 bis 1860 nur 22,50 Mark für den Hektar, stieg 1861 bis 1865 auf 30,16 Mark, 1871 bis 1875 sogar auf 45,88 Mark. Im Jahre 1884 war er 44,68 Mark. Die Gesammtfläche der Staatsforsten war 171 494 ha im Werthe von $296\frac{1}{4}$ Millionen Mark. Im Jahre 1887 betrug die Fläche der Staatsforsten 173 981 ha; der Werth derselben $300\frac{1}{3}$ Millionen Mark; der Reinertrag pro Hektar 42,21 Mark.

Von den herkömmlichen Waldrechten wird die Holznutzung in erster, die Jagdgerechtigkeit in zweiter Stelle ausgeübt; die Streunutzung ist sehr beschränkt, ebenso die Grasnutzung. Das Harzreißen findet nur noch in einem kleinen Districte statt, und wird auch dort aufhören, wenn die angerissenen Bestände einmal geschlagen sind. Einzelne Großgrundbesitzer haben infolge von stattgefundenen Unzukömmlichkeiten (Feueranmachen, Culturenschädigen, Wildhetzen u. s. w.) ihre Reviere unter Forstbann gelegt, d. h. das Betreten derselben für alle Fälle, und besonders auch für Holzlesen, Beeren- und Pilzesuchen u. s. w., untersagt.

Holzlesen, Beeren- und Pilzesuchen ist aber ein bedeutender Nebenerwerb der Bewohner der Waldregion und schädigt die Forstwirthschaft eigentlich nur dann, wenn Mißbräuche überhand nehmen. Durch Beschränkung dieser Waldbesuche auf gewisse Tage und Reviere,

durch Beaufsichtigung und durch Ausgabe von Leseſcheinen laſſen ſich die Nachtheile, welche dieſelben immer im Gefolge haben, weſentlich verringern.

Die Heidelbeere (vaccinium myrtillus) und die Preißelsbeere (vaccinium vitis idaea), kleine ſtrauchartige Gewächſe in ſchattigen Waldungen, 1/2 bis 2 Fuß Höhe erreichend, die erſtere im Juli, die letztere im Herbſt reifend, die erſtere mit ſchwarzen, blau bereiften, die letztere mit ſcharlachrothen Beeren, ſowie die in den Torfmooren vorkommende Moosbeere (Oxycocos palustris) und die Sumpfheidelbeere oder Trunkelbeere (vaccinium uliginosum), mit auffallend großen, ſchwarzen, zuſammenziehend ſchmeckenden Beeren, werden in ganz bedeutenden Mengen geſammelt. Die Heidelbeeren verbraucht man roh, eingeſotten, getrocknet, auch zum Färben von Weinen; die Preißelsbeeren werden nur eingeſotten. Lehmann erwähnt auch ſchon die Erdbeere, und zwar die kleine und die große oder den Preßling (fragaria collina.) Eine gute Beerenernte iſt für die Bewohner des oberen Gebirges ein bedeutender Erwerbszweig, an dem Erwachſene und Kinder aller Jahrgänge, bis zum vierjährigen herab, Theil nehmen können. Mit dem Beerenkamme, einem kaſtenähnlichen Gefäß mit einem Kamme von Holz, werden die Beeren geſammelt und in großen Maſſen an die Händler verkauft.

Aber auch die Himbeere (rubus idaeus) und die Brombeere (rubus silvaticus etc.) mit ihren zahlreichen Arten, in Wäldern und Vorhölzern, an Waldgrenzen und Rändern, auf Steinhaufen und Felſengeröll, Blößen, Schlägen, Wegen u. ſ. w. wild wachſend und ſich weit ausbreitend, die erſtere mit ihren rothen, die letztere mit ihren ſchwarz glänzenden Beeren, die Himbeere im Spätſommer, die Brombeere im Herbſt reifend, werden in großen Mengen geſammelt. Sie werden roh oder gekocht gegeſſen, vorwiegend aber eingeſotten und als Fruchtſäfte ꝛc. in den Handel gebracht. Gräſer in Wolkenſtein, C. Schneider in Olbernhau u. A. verſenden gepreßte und geſottene Fruchtſäfte.

Die Pflanzenfamilie der Pilze (fungi), unter denen die Rothhäuptchen, Lipperitzen, Steinpilze, Brätlinge, Reizker, Morcheln die bekannteſten in der Waldregion ſind, wird bei Weitem noch nicht hinreichend gewürdigt. An genießlichen Schwämmen zählt Lehmann Morcheln, Peißlinge, Brätlinge, Täublinge, gelbe Schwämme, Stockſchwämme und Ziegenbart (Haſenöhrlein) auf. Alle Pilze ſind reich an Stickſtoff und daher für die Ernährung ſehr werthvoll. Man ißt ſie friſch wie getrocknet, gekocht oder gebraten u. ſ. w. Mit dem Sammeln und Trocknen der Pilze würden viele Familien ſich einen bedeutenden Nebenerwerb ſichern, da auch hier Kinder mit Nutzen verwendet werden können.

Die Waldwirthschaft auf dem Erzgebirge besteht, wie schon gesagt, fast ausschließlich im Hochwaldbetriebe. Die Umtriebszeiten sind vorwiegend lange; 60=, 75=, 80jährig, an einzelnen Stellen 100jährig. Die langen Umtriebszeiten liefern größere und werthvollere Massen von Nutzholz; aber der Privatmann ist nicht immer im Stande, mit der geringeren Capitalverzinsung fürlieb zu nehmen, und kürzt die Umtriebszeit so weit wie möglich, um die Capitalrente zu steigern. Die Holzschleifereien verwenden selbst 30= und 40jähriges Holz; die Sägewerke und Bretmühlen mit höherem Nutzen 60= bis 80jähriges.

Das Interesse des Staates tritt bei der Erhaltung, wie bei der Bewirthschaftung der Wälder dem Interesse des Privatbesitzers gegenüber. Der Privatbesitzer braucht die höchste Rente; der Staat die längste, ausdauernde Wirthschaftskraft. Dem Staate ist der Wald nicht bloß der Erzeuger des Holzes, sondern auch der Erhalter klimatischer Zustände, aushaltender Wasserkräfte, gleichmäßigen Arbeitsgebietes für große Menschenmengen u. s. w. Der Staat muß bei seinen Forstinstitutionen mit Jahrhunderten rechnen; der Privatbesitzer wird meist nur nach Jahrzehnten denken können.

Die rationelle Forstcultur ist ein zu bedeutsamer Factor für das öffentliche Wohl, als daß nicht schon durch sie allein die Forderung bedingt würde, den Wald in der Hand des Staates, oder in der Hand gefestigten Grundbesitzes auf Jahrhunderte hinaus in seinem Bestande gesichert zu sehen. Die allgemeine Fruchtbarkeit des Landes, die Gleichmäßigkeit der Niederschläge und infolge dessen die Verhütung außergewöhnlicher Wasserzusammenflüsse in der Niederung, die Regelmäßigkeit der klimatischen Verhältnisse u. s. w. werden zum großen Theile durch die pflegliche Behandlung der Wälder bedingt.

Die Abholzung größerer Flächen kann wohl für kurze Zeit dem Besitzer eine höhere Rente schaffen; aber schon nach wenigen Jahren wird derselbe die Nachtheile der Entwaldung zu tragen haben, besonders dann, wenn höher gelegene Strecken kahl geschlagen wurden. Die tiefer gelegenen Gegenden aber haben, selbst auf große Entfernungen hinaus, die nachtheiligen Folgen der vollendeten Thatsache zu tragen, ohne irgend welche Mittel und Wege finden zu können, sich gegen diese zu schützen.

Auch der rücksichtslosen Entwässerung der Hochmoore, wie sie eine Zeit lang im Gange war, muß entschieden entgegengetreten werden. Die Ansicht, man werde den Moorgründen eine bessere Holznutzung abgewinnen, hat sich nicht bestätigt, die Trockenlegung der Moore aber zahllose andere Nachtheile im Gefolge gehabt. Nächst diesem ist die Erhaltung und Anlage, beziehentlich Wiederanlage von Teichen, sowohl im Waldgebiete, wie außerhalb desselben, in den Thalsenkungen

des oberen und mittleren Erzgebirges dringend geboten. Zu tausenden kann man wohl sagen, sind solche Teiche trocken gelegt worden; ein großer Theil ist zu Wiese, ein anderer zu Feld gemacht worden; einem zweifelhaften Nutzen zu Liebe hat man den unzweifelhaften geopfert, welchen diese Teiche als Sammelbecken, als Fischbehälter, wie für Bewässerung, für trockene Jahreszeit und Feuchtigkeitsregulatoren für ihre ganze Umgebung besaßen.

Der Plänterbetrieb (Fehmelwirthschaft), welcher in früheren Zeiten die vorwiegende Betriebsform der erzgebirgischen Waldwirthschaft bildete, hat in neuester Zeit wieder Fürsprecher gefunden. Man schlug nach Bedarf einzelne Bäume innerhalb der Bestände, und obgleich diese Art des Betriebes die Controle der Wirthschaft erschwert nnd ein stärkeres Forstpersonal verlangt, so ist der Lichtungszuwachs sehr beachtenswerth und das freier erwachsene Holz von größerer Dauer als das im Schluß erzogene. Vor Allem bleibt die Bodenkraft und Bodenfrische in höherem Grade erhalten. Besonders in den oberen Gebirgslagen ist die Aufforstung großer Kahlschlagflächen mit großen Schwierigkeiten verbunden, so daß man hier den Plänterbetrieb vorziehen wird. Man hat aber auch versucht durch sogenannte Kulissenschläge von nur etwa 30 m Breite den Neuculturen den erforderlichen Schutz gegen Wind, Sonne und Ungeziefer zu geben.

Die systematische Anlage von Waldwegen, Flügelwegen und Schneusen, welche der forstwirthschaftlichen Eintheilung größerer Waldgebiete als mathematische Unterlage auf dem Terrain dient, bildet in der Regel das äußere Merkmal des Hochwaldbetriebes. Von den ältesten, nun schlagbaren Beständen, mit ihren weit aufragenden, starken Stämmen, stufenweise bis zu den jüngsten Jahrgängen, deren zarte Wipfelspitzen kaum über die hohen und steifen Rispen- und Schwingelgräser emporragen, sind alle Altersclassen und Jahrgänge vertreten ..... besonders schön in den jungen dichten Beständen der 15- bis 20jährigen Nadelhölzer, und dann in den 30- bis 40jährigen, sowie wiederum in den reinen Hochwaldbeständen von 60, 70 und 80 Jahren mit ihrem Untergrunde von Heidel- und Preißelsbeeren, von fächer- und wedelförmigen Farrenkräutern und den verschieden gefärbten, mannigfaltig blühenden zahlreichen Moosen.

Ein bedeutender Wildstand belebt diese Wälder: Wildschweine (jedoch nur in den meilenweit ausgedehnten Thiergärten auf dem Südabhange des Gebirges), Hirsche, Rehe, Füchse u. s. w. Das Ergebniß der Jagden ist immer noch ein bedeutendes, wenngleich verschwindend gegen die Jagdbeute zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Jagdverzeichnisse von 1611 bis 1653 ergeben 113 629 Stück Wild, welche auf den Jagden des Kurfürsten Johann Georg I. erlegt

wurden, darunter 28 000 Wildschweine, 208 Bären, 3543 Wölfe, 200 Luchse, 18 957 Füchse u. s. w. Auf der Marienberger Jagd 1628 brachte man 403 und auf der Grumbacher Jagd 570 Stück Rothwild auf die Strecke. Die Steinbach'sche Chronik von Zöblitz besagt: „Churfürst Johann Georg I. bejagte anno 1624 im Julio und Augusto alle Wälder um St. Marienberg, an der Grenze und unter Zöblitz und schoß oft 60, 70 bis 100 Stück. Auf denen Lautersteinischen Wäldern jagte er 286 Stück, darunter 73 Hirsche waren, wovon der schwerste, ein Vierzehnender, 5½ Centner wog; im September desselben Jahres schoß er 226 Stück."

Schon Kurfürst August war ein großer Waidmann gewesen; er jagte wiederholt im Obergebirge und ließ dazu sogar „ein Sommerstüblein" von Holz zum Auseinandernehmen und Zusammensetzen bauen, das er mitnahm. 1574 wurde noch ein Hauptbär im Lautersteiner Forst gefangen. Es gab Bären- und Wolfsgärten zum Fange; Saugärten bei Annaberg, Sayda und Tharandt zur Pflege dieser Wildgattung.*)

Auch das Vogelwaidwerk ward gepflegt und transportable Vogelheerde und Vogelhütten dienten dem Fange von Federwild (Schnepfen, Haselhühner, Rebhühner, Krammetsvögel u. s. w.).

---

49. Der dreißigjährige Krieg im Erzgebirge.

Bis zum Jahre 1629 hatte man im Erzgebirge von dem großen Kriege in den deutschen Landen nur wenig bemerkt. Einige Durchmärsche der Kaiserlichen über das Gebirge brachten nur vorübergehende Unzuträglichkeiten. Die entscheidende Wendung in der Politik des Kurfürsten Johann Georg I. brachte das Jahr 1631. Truppen wurden geworben; die Erzgebirgspässe besetzt; aber erst 1632 wurde das Gebirge wirklich der Schauplatz des Krieges und seiner Drangsale. Lehmann sagt in Bezug hierauf: „Das gute Gebirg ..... mußte alle Partheien von Freund und Feind erdulden, sie speisen, auslösen, fördern und hausen lassen." **)

Von Eger kommend, drang 1632, Mitte August, der General

---

*) Die Jagden des Kurfürst August im Erzgebirge. Glückauf (Zeitschr.) 1887. S. 89 ff.

**) Der Vernichtungszug des Kaiserlichen Feldherrn Holcke durch das sächsische Erzgebirge. Von A. Textor. Zwickau, Höfer. 1829.

Ueber M. Christ. Lehmanns Kriegschronik. (Handschrift der Königl. öffentl. Bibl. zu Dresden.) Von Dr. Johannes Poeschel. (Jahresbericht der Fürstenschule zu Grimma.) 1889.

Holcke mit seinen Schaaren über Ellbogen, Neudeck nach Eibenstock und von da gegen Schneeberg vor. Gar übel haben die Kroaten überall gehaust. Schwarzenberg, Schneeberg, Lößnitz, Grünhain, Elterlein, Geyer wurden geplündert und niedergebrannt. Am 15. August stand Holcke vor Zwickau, welches nach vergeblicher Aufforderung mit 7 über Nacht aufgepflanzten schweren Geschützen beschossen und dann mit „Akkord“ besetzt wurde. Während dieses Angriffes war „ein Regiment Crobaten“ auf Chemnitz, Oederan, Freiberg bis gegen Dresden gegangen. Oederan wurde niedergebrannt, Augustusburg geplündert, Annaberg angegriffen und dessen Umgebung verwüstet und ausgeraubt. „Werden uf dem Lande hin und wider schreckliche Zeitungen gehört von Tyranney, Morden, Plündern und Brennen. Das liebe Getraide wird schrecklich zertreten, viel hundert Stück geraubt Vieh von den Markadännern theuer verkauft, Brot und Bier durch dieselben abgeführt, dadurch Hunger, Brotmangel, Zagen und Wehklagen bei männiglich verursacht worden.“ (Chronicon Annabergense). Scharfenstein wurde verheert, die Scheibenberger und Königswalder Kirche angezündet „und Waß die benachbarten Städte Kriegspressuren außgestanden, solches berichten die Chroniken.“

Das in Brandschutt liegende Marienberg wurde zehn Tage lang ausgeplündert; sodann auf dem Zuge gegen Freiberg, Lauterbach, Zöblitz, Olbernhau, Pfaffroda, Sayda, Dörnthal geplündert, „daß nicht ein Stück Vieh im ganzen Dorfe, ja nicht ein Huhn übrig geblieben.“ Frauenstein, Dippoldiswalde, Bärenstein, Lauenstein, Altenberg u. s. w. wurden ausgeplündert und zum großen Theile zerstört. Den 3. September überfiel Holcke Frauenstein und ließ alle Defensioner, so er im Gewehr gefunden, niederhauen, „hauste auch sonst sehr übel.“ Von da rückte er gegen Chemnitz, wo er sich mit Feldmarschall Gallas vereinigte. Dieser belagerte sodann Freiberg, welches kapitulirte, und Holcke marschirte nach Zwickau und Plauen, um sich mit Wallenstein zu vereinigen.

Der Rückzug der Kaiserlichen nach der Schlacht bei Lützen verbreitete über das Gebirge von Neuem Schrecken, Elend und Noth. Die Kaiserlichen trieben alles Vieh, was sie überhaupt noch in den Ställen fanden, mit fort. Als einigermaßen wieder Ruhe wurde, kamen die geflüchteten Landesbewohner aus den Bergschluchten und Wäldern wieder hervor; kaum elendes Kleienbrod und Salz konnten sie auftreiben, als der Landmann wieder zum Pfluge griff.

Scharfenstein, von wo eine kleine Kaiserliche Besatzung die Aemter Wolkenstein, Lauterstein, Augustusburg, sowie die Bergstädte brandschatzten, ließ Herzog Bernhard von Weimar überfallen. Am 16. December rückte er vor Zwickau, beschoß die sich lebhaft ver-

theidigende, von den Kaiserlichen besetzte Stadt und legte mit dem Feuer von acht halben Karthaunen die Stadtmauer am Rößleinthurme nieder, so daß die Kaiserlichen am 27. mit Akkord — „fliegenden Fahnen, Kugeln im Munde, brennender Lunte und viel Pagagiwagen“ abzogen.

Aber schon im folgenden Jahre blutete das arme Gebirge von Neuem unter der Geißel der Kaiserlichen. Holcke brach über Joachimsthal ein. Schwarzenberg und Schneeberg wurden noch ärger gemißhandelt, wie das Jahr vorher. „Alles geplündert und zu nichte gemacht; raubt den Altar, heilige Geräthe, Meßgewänder, demolirt die Bilder von Luther und Melanchthon“. Aue wurde niedergebrannt, Lößnitz geplündert und ausgeraubt. „Dazumal ist auch das Getraidig im Felde, so zum Theil in Garben, theils abgeschnitten, meistentheils aber noch unabgemäht hinterlassen, und hernach an vielen Orten vom Feinde ganz niedergetreten, zerstreuet und verderbet worden. Dabei wird überall übel gehauset, das benachbarte Bauernvolk geplündert, in die Wälder gejagt, daß sie sich allhier theils retiriren müssen. Bald sind sie auf, bald kommen sie wieder, peinigen die armen Leute, denen sie uff der Straße begegnen. Dahero großer Jammer gehöret, welcher nicht zu beschreiben.“ (Chronicon Annabergense.) Buchholz, Purschenstein, Seiffen, Frauenstein, die ganze Schwarzenberger und Eibenstocker Gegend werden wiederholt ausgeplündert. Wochenlang bringen die Bewohner in den Wäldern zu.

Zu diesen Drangsalen durch den Feind gesellten sich die Verheerungen, welche die Pest über das ganze obere Gebirge brachte. Sie wüthete besonders im August und September in Annaberg, Marienberg, Zöblitz, Altenberg, Zwickau und Umgegend.

Die Kaiserlichen setzten ihre Verheerungen fort, bis der sächsische Oberst von Taube das Land von ihnen befreite. Der rohe Kriegsgeist der eigenen Truppen verursachte aber fast eben so große Bedrückungen und verlangte eben so unerschwingliche Contributionen, wie der Feind.

„Ich könnte gerade hin Alles von Wort zu Wort noch einmal wiederholen, was vom Jahre 1633 soeben erzählt wurde, und es wäre ein treuer Bericht der Drangsale von 1634.“ (Hering, Sächs. Hochland.) Nach der Ernte brachen die Kaiserlichen an mehreren Punkten wieder über das Gebirge herein. Sayda, Marienberg, Annaberg, Wolkenstein, Zschopau, Frauenstein, Glashütte, Dippoldiswalde u. s. w. wurden wiederholt geplündert. „Die Kaiserlichen haben in unserem Erzgebirge grausam gewüthet mit Ausplündern, Brennen u. s. w.“ (Steinbach, Zöblitz.) Aber die eigene verwilderte Soldateska hauste nicht minder schrecklich. Man fürchtete die Sachsen

eben so wie die Kaiserlichen. Es waren sächsische Dragoner, welche die Thore von Marienberg stürmten und die Stadt, wie später auch Annaberg, plünderten.

„Um diese Zeit“, schreibt Jenisius, „begibt sich das arme, verjagte Landvolk aus den Wäldern wiederum in ihre zerstörte und ausgeplünderte Hüttlein mit Furcht“, denn es ward „viel vom Frieden ausgesprengt“.

Kurfürst Johann Georg I. hatte am 20./30. Mai 1635 den Prager Frieden geschlossen; aber weder für Sachsen noch für das Reich ging eine der auf ihn gegründeten Hoffnungen in Erfüllung. Im Gegentheil: der Prager Frieden hatte die größten Drangsale für Kursachsen im Gefolge. Verödung, Hungersnoth und Pest waren schon da; nun aber brachte die gesteigerte Verwilderung, und vor Allem die Rachsucht der verlassenen Bundesgenossen die fürchterlichsten Greuel. Hatten vorher nur die Kaiserlichen im Lande gehaust; so wurden von nun an auch die Schweden zu Feinden und übertrumpften die Kaiserlichen an Ingrimm und Wuth.

General Baudiß, welcher die Schweden aus dem Reiche hinausdrängen sollte, unterlag bei Dömitz, Goldberg und Kyritz. Furchtbar hausten die Schweden in der Saalgegend. Als aber die Sachsen von Neuem bei Wittstock durch Baner geschlagen waren, da „erschien diese Niederlage den Protestanten wie ein Gottesurtheil über das Judaswerk des Prager Frieden“.

Die Schweden drangen in Kursachsen ein; Raub, Plünderungen und Erpressungen bezeichneten ihren Weg; Städte und Dörfer wurden verheert und niedergebrannt, Wohnungen und Eigenthum zerstört, keine Kirche und Schule, kein Hospital oder milde Stiftung verschont und die Bewohner auf die grausamste Weise gequält, gemartert und getödtet. Das unglückliche Land mußte Baner's Zorn gegen den Kurfürsten entgelten. „Die Schweden sengen, brennen nnd plündern überall“ .... „von dieser Zeit an hat es viel Plackerei im Lande gegeben“ .... (Tobias Schmidt).

Das Land athmete etwas auf, als der Krieg sich nach Schlesien und Pommern zog; aber schon 1638 drang Baner, aus Thüringen kommend, über das Voigtland im Erzgebirge ein, belagerte Freiberg zwar vergeblich, unterwarf aber das ganze Gebirge ein volles Jahr lang methodischen Brandschatzungen, welche die kaiserlichen Streifcorps und selbst sächsische Truppen unmethodisch vervollständigten. Der kleine Krieg, welcher zwei Jahre lang in Sachsen geführt wurde, und die unaufhörlichen Truppendurchzüge saugten das Land bis auf das Mark aus.

Im Februar 1639 rückte Baner vor Zwickau, welches sich schwach vertheidigte und „auf gut Credit geöffnet“ ward. Ranzion, Brandschatzung, Rekruten, Getreide wurden „mit großer Bosheit eingefordert“. Dann marschirte Baner nach den Bergstädten, „wodurch abermals eine große Furcht und Schrecknis verursacht wird“. Vor Annaberg nahmen die Schweden „allenthalben die besten Pferde weg, lassen sich mit Kleidung, Schuhen, Stiefel, Sattel, Hufeisen, Nägel u. s. w. mundiren.“ Ihre Partheien hausen zu Marienberg, Wolkenstein, Preßnitz und den Dörfern. Nachdem Baner die Sachsen bei Chemnitz den 4. (14.) April geschlagen, wies er seinen Generalen das Obergebirge in bestimmten Bezirken zur Brandschatzung an. Die Schweden behaupteten dasselbe ein ganzes Jahr, in welchem sich alle Gräuel wiederholten, welche bis dahin das Gebirge heimgesucht hatten. „Da war kein Amt, Stadt, Flecken, Dorf oder Schloß im Gebirge, welches nicht geplündert oder gebrandschatzt wurde. Lauterstein, Zöblitz, Altenberg 2c. wurden niedergebrannt, Buchholz, Zschopau, Frauenstein, Rabenau 2c. bis auf den letzten Deut geplündert, so daß den Einwohnern kaum Kleienbrod übrig blieb. Die Einwohnerschaft ganzer Orte floh in die Wälder oder verkroch sich in den Gruben. (Hering, Sächs. Hochland. I. 357 ff.)

Die Schweden hielten als Hauptpunkte Zwickau und Chemnitz besetzt. Freiberg hatten sie vergebens angegriffen. Im März 1640 verließ Baner mit seiner Hauptmacht Zwickau, im April Chemnitz; dafür kamen die Kaiserlichen und machten es nicht besser; im Juli besetzten kursächsische Truppen die Umgegend von Zwickau, zahlreiche Scharmützel und Plünderungszüge beunruhigten das Land und das Gebirge; aber Kaiserliche und Kurfürstliche gaben es Mitte November auf, die schwedische Besatzung aus Zwickau zu vertreiben.

Erst im Juni 1641, nach einer den 19. Mai begonnenen Belagerung und hartnäckiger Vertheidigung der Schweden, gelang es Zwickau durch „Accord“ zu gewinnen. Die Stadt hatte außerordentlich gelitten; Durchzüge, Einquartirung, Angriffe, Vertheidigung u. s. w. alle Lebensmittel-Vorräthe aufgezehrt. „Viel arme Leute haben nur Kleienbrot gegessen; bei vielen hat auch dieses mangeln wollen. Kein Tropfen Wein. Man hat am 3. Juni die Communion einstellen müssen. Die Stadt hat insgesammt über 1 1/2 Tonne Goldes zahlen müssen an Ranzionen, Brandschatzung, für die Glocken, Waffen, Pferden, Geschirren, Getreide, Wein, Bier u. s. w. Der Schaden an Häusern, Brücken, Vorwerken, Scheuern, Gärten beträgt 1 1/4 Tonne Goldes. „Es ist nicht möglich, daß man Alles erzähle“. (Tobias Schmidt.)

Im Obergebirge folgte 1642 eine Plünderung der anderen.

„Das Volk im Gebirge muß viel leiden, sowohl von den Kaiserlichen, die nach Böhmen retiriren, als auch von den Schweden.“ Große Drangsale.

Im December zog Torstenson von Leipzig gegen Freiberg und belagerte es vom 27. December bis zum 17. Februar 1643, wo die Kaiserlichen unter Piccolomini die heldenmüthigen Vertheidiger entsetzten. Auch während dieser Zeit hatten die Schweden das Obergebirge wieder furchtbar verwüstet; hauptsächlich Wolkenstein und Frauenstein. Torstenson ließ eine Besatzung in Chemnitz und in Zwickau zurück. Auch Schwarzenberg besetzten die Schweden. „Die Stadt empfand es merklich, daß die Schweden keine Freunde, sondern Feinde waren“.

Im Frühjahr 1644 „gingen die Partheien stark um Zwickau und thaten viel Schaden“; auch die drei Regimenter Schweden in Schneeberg, welche bis Mitte Januar 1645 stehen blieben, haben „Schächte eingeworfen und beschädigt, Berghäuser spoliret, die armen Leute ausgeraubt, gejagt, geschändet und geängstigt, die Häuser geplündert und verderbt“.

Da schloß der Kurfürst den Waffenstillstand zu Kötzschenbroda, den 27. August (6. September) 1645, welcher den schlimmsten Drangsalen ein Ende machte und Raub, Mord, Brand und Verwüstung endigte, wenngleich noch im folgenden Jahre besonders das sächsische Erzgebirge durch die aus Böhmen herüberstreifenden Schweden Vieles zu leiden hatte, und die Märsche der Schweden in Eibenstock, Annaberg und Zwickau Furcht und Schrecken verursachten.

Die größeren Kriegs-Drangsale hatten nunmehr ein Ende; aber in welch' einem Zustande befand sich das Land, dessen Anbau systematisch verwüstet, dessen Städte und Dörfer niedergebrannt, dessen Bevölkerung um mehr als die Hälfte gesunken, dessen Wohlstand auf Menschenalter hinaus vollständig vernichtet war! Hungersnoth und Seuchen hatten die Bewohner dahin gerafft; das ganze Kursachsen war grauenvoll verwüstet und die Einkünfte des Landes, wie seine Reichthümer, wurden von den Feinden bis auf den letzten Heller vernichtet und verzehrt.

Das Friedensfest wurde von Vielen nur auf den Trümmern ihrer Habe begangen.

---

50. Der Gebirgskamm und Südabhang bis zum Assigbache.

Das Quellengebiet der Flöha bildet auf dem Gebirgskamm einen zum größten Theile bewaldeten, flachen Thalkessel, der vom Höhenzuge des Waltersberges, des Dreiherrensteines, Wolfsteines, Wieselsteines, Schwarzen Berges, des Farbenhübels und der Höhe vom Jagdschloß Lichtenwald eingefaßt wird.

Vom Fuße des Wieselsteines über das Jagdhaus Georgenshöhe auf breiter Waldschneuße erreicht man das auf basaltischer Kuppe liegende Jagdschloß in etwa 1 3/4 Stunde; auf dem längs der Höhe hinführenden, bis an den Farbenhübel nach Nordwest, von da nach Nordost und Nord gerichtetem Wege in etwa 2 Stunden. Westlich des Forsthauses Georgenshöhe liegt der Schwarze Berg, von welchem man eine gute Aussicht nach Süd und Südost haben soll. Jagdschloß Lichtenwald bietet nichts Sehenswerthes. Etwa 10 Minuten nördlich von Lichtenwald kann man in einem verfallenden Meierhofe bei einem Paar freundlicher alter Leute ein Glas Milch erhalten. Von hier bis zur Hasenbrücke bei Deutsch-Georgenthal ist abwärts etwa 3/4 Stunde, aufwärts 1 Stunde Wegs. Die Waldungen des Lichtenwalder Revieres sind in den letzten Jahren mit Flügelwegen und Schneußen versehen worden, um eine sach- und fachgemäße Forstwirthschaft zu erhalten; sie werden daher in einer Reihe von Jahren den Gräflich Thun'schen, Fürstlich Lobkowitz'schen und anderen in hoher Kultur stehenden Forsten gleich stehen. Bisher machten die Waldungen dieser Strecke des Gebirgkammes keinen hervorragenden Eindruck.

Wenig über 4 km südwestlich vom Jagdschloß Lichtenwald liegt auf dem Quellengebiet des Flötzbaches der Schwarze Teich, ein gegen 300 Schritt langes, 150 Schritt breites Wasserbecken, das zum großen Theile von Laubholz eingefaßt, in seiner Ruhe und Stille einen herrlichen Eindruck großartiger Ruhe und Waldesstille bietet. Nur 1 1/2 km entfernt liegt das Forsthaus und 1 1/2 km weiter in südöstlicher Richtung, aber schon bedeutend tiefer und im Thalanfange versteckt die Kirche von Göhren. An der obersten Häusergruppe des Dorfes hat man bei hellem Wetter einen prächtigen Blick auf die Wälder, den Schwarzen Berg und den Wieselstein; nahezu im Norden auf sanft ansteigender Kuppe die Gebäude von Lichtenwald; in nächster Nähe die herrlich begrünten Abhänge des Flößbachthales und über den vordersten Sporen des Göhrener Plateaus und die weite Thalöffnung hinaus die Berge von Bilin, den charakteristischen Boren, sowie einen großen Theil des Mittelgebirges.

Zwischen dem Dorfe und dem Schwarzen Berge ist das Thal des Flößbaches tief eingeschnitten.

Will man dasselbe näher kennen lernen, so steigt man bei der östlichsten Häusergruppe des Dorfes, durch eine Pforte des Wildgatters, auf steilem Fußpfade bis an den Bach hinunter. Verpaßt man diese Pforte und geht man durch die bei den oberen Häusern befindliche durch das Wildgatter, so kann man eine köstliche Kletterpartie durch den herrlichen Buchenwald den etwa 160 m hohen Steilabhang hinunter machen, zu der man etwa 40 Minuten Zeit braucht. Unten — am rauschenden Flößbache, der glitzernd und plätschernd über die Felsenstufen dahin stürzt, von Himbeer- und Brombeergesträuchen, zahlreichen Moosen, Erdbeeren, Farrenkräutern und anderen eingefaßt, zu beiden Seiten kostbarer Wald — steigt man, dem Wasser entgegen, allmälig aufwärts und kommt nach etwa $1^1/_2$ Stunde wieder beim Göhrener Forsthause an.

Man kann auch, wenn man von Göhren hinunter gestiegen ist, den Flößbach überschreiten und im Bären- (oder Kieferleithen-) Grunde in der Richtung nach dem Wieselsteine wieder aufsteigen. Es ist dies eine höchst interessante Wanderung in einem unbesuchten Waldthale, und bis zu einer Art Waldzwinger, nahe dem Thalschlusse, auch sehr leicht. Von hier aber steigt die Thalwand so jähe in die Höhe, daß es eine vollständige Kletterpartie wird, mit der man die letzten 150 bis 160 m überwinden muß. Der Hohlweg hat an dem Wildzwinger geendet. Von der Sohle des Flößbaches bis zum Hochplateau hat man gegen 400 m Steigung zu bewältigen. Bis zur Wegkreuzung nach Nordwest zurückgehend, dann nach Nordost biegend, erreicht man unschwer den Wieselstein.

Wer das ganze Flößbachthal besuchen will, tritt entweder von Ober-Leutensdorf oder von Bettelgrün in dasselbe ein, und geht über Rauschengrund und die Feitmühle längs des Baches aufwärts, eine prachtvolle, aber durch die $2^1/_2$ stündige Dauer doch ermüdende Wanderung.

Vom Göhrener Forsthaus in südwestlicher Richtung, 3 km entfernt liegt das obere Ende von Böhmisch-Einsiedel, und von diesem südöstlich, 2 km weit der Haselstein. Derselbe ist mit einem Thurme gekrönt. Man gewann dieselbe Aussicht, und bei Weitem malerischer, vom Plateau des Felsen, welches mit wenig Aufwand und Mühe hätte zugänglich gemacht werden können. Die noch von Wald bedeckte westliche Hälfte der Felsengruppe ist ein interessantes, mit Moos und Flechten, Gräsern und Farren, Gestrüpp und einzelnen Bäumen bedecktes Gebilde.

Weit umfassender, ruhiger und anschaulicher ist der Blick auf

die ganze Kette des Mittelgebirges vom Kletschen bei Lobositz bis zu den Höhenzügen hinter Kommotau und Kaaden von der Restauration „Bruderhalle" in Hammer, welche man auf dem Fußsteige in einer Stunde vom Haselsteine aus erreicht. Hier, auf einer mit breitästiger Linde gekrönten Terrasse, ist man auf einem der besten Punkte, um über die wohl angebaute Ebene hin die böhmischen Berge zu übersehen. Im Osten, wo der Vorsprung des Erzgebirges gegen das Mittelgebirge sich anschließt, lassen sich die in der Gegend von Karbitz aufragenden Berge nicht mit voller Sicherheit bestimmen; dagegen reihen sich die Gipfel des Mittelgebirges deutlich erkennbar aneinander: der Kletschen, der Milleschauer, davor der breitrückige Binayer Berg, der Kegel von Sahoslaw, der Tattina, der Lotzberg, im Südost die Wostray bei Roth-Augezd, sodann der dunkle Biliner Stein (Bořen) mit seiner charakteristischen Form, der Schafferberg, der hohe und breite Schladmig, der Spitzberg auf der einen, der Schloßberg auf der anderen Seite von Brüx, der breit ausgedehnte Rösselberg, die niederen Höhenzüge nördlich von Saaz bis zu dem ansteigenden Liesengebirge bei Kaaden, in blauer Ferne hinter Kommotau. Am Fuße des Erzgebirges auf vorspringenden Bergsporen hoch über der Ebene thronend Schloß Eisenberg.

Von Bruderhalle kann man durch den schönen Hammerbachgrund mit nur etwa 20 Minuten Umweg nach Böhmisch-Einsiedel gehen. Aber auch der Aufstieg über Kreuzweg ist reich an guten Aussichtspunkten.

Das Marienthal bietet auf der Straße von Obergeorgenthal über Nickelsdorf nach Gebirgs-Neudorf den kürzesten Aufstieg zum Gebirgskamme; vom oberen Ende von Obergeorgenthal bis auf den Gebirgssattel sind wenig über 4 km.

Die zwischenliegenden kleineren Thäler sind fast sämmtlich unwegsam.

Südlich von Katharinaberg erhebt sich der Bärensteinberg.

Derselbe ist von Göhren 12, von Böhmisch-Einsiedel 8, von Gebirgs-Neudorf 5, von Katharinaberg 6 km entfernt. Von Bad Einsiedel geht man über Böhmisch-Einsiedel auf dem Wege durch den Wald nach der Kirche von Gebirgs-Neudorf. Bis an die obersten Häuser des Dorfes (8 km) geht man 2 Stunden, von da zum Flößteiche (2 km) eine halbe Stunde, bis zur großen Schneuse (1 km) eine Viertelstunde, und nun auf den Gipfel des Berges eine halbe Stunde.

Kurz vor Gebirgs-Neudorf durchschreitet man ein großes Trümmerfeld granitischer Blöcke. Die Umgebungen des Bärensteinberges sind überhaupt in überraschender Weise mit Blöcken über-

schüttet, welche besonders auf den flachgeneigten moorigen Wiesenflächen in außerordentlichen Mengen vorkommen. Als wenn große Granitmauern zerbrochen und die Blöcke reihen- und lagenweise umher gestreut wären, sind die flachen Wiesenabhänge östlich von Gebirgs-Neudorf und nördlich des Adelsberges, eines Vorsprunges vom Bärensteinberge, in den Thalmulden zum Rainflössel und zum Zobelbache, vor Allem aber in der flachen Mulde östlich der Kirche von Gebirgs-Neudorf mit Felsstücken übersäet.

Der Besuch des Bärensteinberges, des fürstlich Lobkowitz'schen Thiergartens und des Schlosses Eisenberg ist nur mit vorher eingeholter Erlaubniß gestattet. Verschiedenartiger Unfug im Park, im Walde und auf dem Berge haben Veranlassung gegeben, diese dem allgemeinen Besuche zu verschließen. Es giebt ja eine Gattung von Touristen, welche jede Unart für erlaubt halten; im Walde Feuer machen, im Wildstande schießen, im Park über die Beete laufen, im Gewächshause Blumen pflücken, in Sammlungen Alles angreifen rc. sind Dinge, welche einem jeden Besitzer verleiden, den Zutritt frei zu geben. Mit großer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit wird auf vorherige Anmeldung bei der Verwaltung (pr. Adr. Hr. Forstmeister Peters in Eisenberg) gestattet, den Bärensteinberg und dessen Umgebungen, sowie den Park zu besuchen. Die Erlaubnißkarte hat man bei sich zu tragen, um sich gegenüber dem Forstpersonale ausweisen zu können.

Der Gipfel des Bärensteinberges ist nicht schwer zu finden, wenn man vom Flößteiche kommend auf dem zweiten breiten Waldschneusenwege in nahezu südwestlicher Richtung aufwärts steigt und darauf Acht giebt, daß ein betretener Fußsteig von diesem rechts ab führt. Zwischen Felsblöcken und tief herabhängenden Fichtenzweigen sich hindurch windend, sieht man den Gipfel erst, wenn man nahe an ihn heran ist. Auf einer Gruppe großer Felsenblöcke ist das trigonometrische Signal als Säule errichtet, um welche ein hölzernes Gerüst mit Treppe, Plattform und Geländer angebracht ist.

Der Umblick von diesem 921 m hohen Aussichtspunkte ist umfassend. Ueber die Wipfel des rings ausgedehnten Waldes mit seinem kräftigen Duft und seinem herrlichen Grün sieht man im Norden den Ahornberg und dicht neben ihm die Spitze des Schwartenberges, im Nordwest in weiter Ferne Schloß Augustusburg, im West den Fichtelberg und den Keilberg, bei hellem Wetter auch die Thalspalte der Eger zwischen dem Erzgebirge und dem Liesengebirge mit dem Hengberge, im Süden die Gebirgszüge im Innern Böhmens, im Osten das Mittelgebirge, auf dem Erzgebirgskamme den Wieselstein und den Bornhauberg bei Niklasberg.

Beim Abstiege nach der Südseite des Berges führen zwei Schneusen, und zwischen ihnen ein Waldweg, nach dem breiten Flügel, auf welchem ziemlich in der Mitte zwischen den Schneusen das Forsthaus Rothengrube (Hr. Förster Milkiš), ein früher viel besuchter Punkt, auf kleiner, freier Bergterrasse liegt.

Von hier bringen zwei Wege nach dem Südfuße des Gebirges, der östliche nach Eisenberg, der westliche nach Schimberg, beide an schroffer Thalwand hin, beide durch die sorgfältig gepflegten, im herrlichsten Stande befindlichen Buchen- und Nadelholzwaldungen des fürstlichen Thiergartens, welche zu den köstlichsten Waldungen auf dem Südabhange des Erzgebirges gehören, wenn sie nicht überhaupt die erste Stelle unter denselben einnehmen.

Der östliche Weg führt bis an das Gatterthor mit der Holztreppe zurück und dann südlich, theils durch Nadelholz, theils durch Buchenwald, und sodann längs des jähen Absturzes des tief eingeschnittenen Thalrisses, welcher unmittelbar unter dem Forsthause Rothengrube einsetzt und, von einem kleinen Bache auf steiler Felsentreppe durchrieselt, unterhalb des Seeberges, durch den Anschwemmungsschuttkegel seitwärts abgelenkt, in die Ebene eintritt. Je weiter man nach der Felsenklippe des Seeberges vorkommt, um so steiler wird der Abhang, dessen ganze Böschung man an einer Stelle, wo der Wald abgeschlagen ist, mit ihren Felsenecken und Blöcken in ihrer vollen Schroffheit vor sich sieht. Ein ganz alpiner Eindruck.

An der hoch aufgerichteten Klippe des Seeberges biegt der Weg östlich um den Bergvorsprung in den Hochwald zurück, um nach wiederholten Krümmungen ein zweites, kurz eingeschnittenes Thal zu überschreiten und sodann die Waldstraße vom Flößteiche nach Eisenberg zu gewinnen. Die Klippe des Seeberges liegt frei, da der Wald um sie herum niedergeschlagen ist; man kann auf einem schmalen Steige um sie herum gehen und in beide Seitenthäler hineinblicken. Es würde nicht schwer sein, die steil aufgerichteten Felsenplatten zu erklimmen.

Vom Rothengruber Forsthaus bis in das Dorf Eisenberg bedarf man auf diesem Wege 1½ Stunde.

Auf dem anderen Wege, welcher westlich vom Forsthause abgeht, längs des Abhanges vom Tannichberge, in nahezu südlicher Richtung, mit mehreren Schleifen, bis zum Forsthause von Schimberg, und sodann längs des Gebirgsfußes in etwa 400 bis 300 m Meereshöhe nach Eisenberg führt, auf herrlichem Waldwege die verschiedenen größeren und kleineren Thalriffe überschreitend, braucht man etwa 2½ Stunden.

Man kann aber auch, auf dem östlichen Wege vom Rothengruber Forsthause abgehend und den nächsten in das Thal führenden Waldweg einschlagend, den steilen Grund durchschreiten, und auf diesem Waldwege, nahezu parallel der westlichen Waldstraße, aber fast 100 m tiefer, das Aussichtshäuschen „Theresiensitz“ (550 m) erreichen. Dieser Weg, ebenso reich, wo nicht reicher an landschaftlicher Schönheit, wie der obere, aber beschwerlicher, führt mitten durch die wildesten Partien der Thalschlucht hindurch.

Will man dieselbe in ihrer ganzen Länge durchschreiten, so braucht man nur auf dem Holzwege zu bleiben, der an der kleinen Wasserrinne des Thälchens längs der Felsenabsätze hinunterführt. Besonders als Aufstieg zum Rothengruber Forsthause wird dieser Weg, wenn auch der mühsamste, der reichste an charakteristischen Landschafts- und Terrainbildern sein.

Vom Dörfchen Eisenberg führt eine breite, auf beiden Seiten von einer Rasenfläche, Boskets und hochaufragenden Laubhölzern eingefaßte, außerordentlich stattliche Anfahrt zur Forstmeisterei, von dieser eine trefflich gehaltene Straße nach dem Schlosse hinauf. Von hier geht die Straße längs der Abhänge des Minichberges und des Rothenhübels in gleichmäßiger Steigung bis zum Flößteiche; von da, aus dem Walde heraustretend, nach Nickelsdorf und nach Katharinaberg.

Alle diese Waldstraßen des Eisenberger Thiergartens, dessen größte Länge vom Forsthause Hohenofen bei Schimberg bis zur Grundmühle im Marienthale 8 km und dessen Breite bis über 4 km Luftlinie beträgt, sind in einem vortrefflichen Zustande und stechen gar gewaltig von alle den Fahrwegen ab, welche man sonst auf dem Kamme und den Südabhängen des Gebirges findet. Obgleich das beste Straßenmaterial unmittelbar daneben liegt und man nur die Blöcke zu zerschlagen, den Knack über die Fahrbahn auszubreiten und mit Sand und Grus festzuwalzen brauchte und mit wenig Arbeit und Aufwand Waldstraßen und Verbindungswege in guten Stand gesetzt werden könnten, sind sie abscheulich. Man braucht nur die Strecke durch Nickelsdorf, zwischen Gebirgs-Neudorf und Böhmisch-Einsiedel, vom Schwarzen Teich oberhalb Göhren bis zur sächsischen Grenze, oder von diesem Teiche bis nahe an Fleyh zu begehen.

Das Schloß Eisenberg, in 387 m auf einem Vorsprunge des Minichberges weit über den nach beiden Seiten zurückweichenden Zug des Gebirgsabhanges vorspringend, von der ganzen böhmischen Seite her aus großer Ferne bemerkbar und auffallend, bietet von der Schloßterrasse (Zutritt erlaubt), wie von den Fenstern der Südseite einen ausgedehnten Blick nach Böhmen hinein, vom Mittelgebirge bis an das Riesengebirge und nach den im Innern Böhmens sich er-

hebenden Höhenzügen des Sbanwaldes, des Horka und des Wladaz bei Chiesch.

Der Besuch des Schlosses wird auf besondere Anfrage gestattet. Im Salon sind zwei vortrefflich gemalte Ansichten von Eisenberg von Dietrich, im Jagdzimmer Waffen und Jagdtrophäen besonders bemerkenswerth.

Der untere Park breitet sich auf dem sanft geneigten Anschwemmungsschuttkegel gegen die Eisenbahn und gegen Ullersdorf aus und bietet zahlreiche, prächtige Punkte, wo zwischen dem frischen Grün der herrlichsten Baumanlagen einzelne Gipfel des Mittelgebirges sichtbar werden.

Am Fuße des Johannisberges liegt in tiefer Waldeinsamkeit eine kleine Kapelle; auf dem Wege nach dem Flößteiche, etwa dreiviertel Stunde vom Schlosse, der Aussichtspavillon „Josefinensitz“ (ca. 570 m).

An das Schloß Eisenberg knüpft sich eine der interessantesten Episoden der Geschichte des sächsischen Fürstenhauses. Hier wurde der Prinzenraub geplant; nach Eisenberg sollten die Prinzen Ernst und Albrecht entführt werden.

Wie lange die Kauffungen Eisenberg nach dem Prinzenraube noch besessen haben, darüber fehlen alle Nachrichten. Im 16. Jahrhundert war es im Besitz der von Hohenhausen; 1540 ließ Niklas von Hohenhausen das Schloß umbauen; aber nach der Schlacht am Weißen Berge wurden die Güter der Hohenhausen confiscirt. 1623 erwarb es Wilhelm der Jüngere Popel von Lobkowitz.

Gestalt und Anlage des Schlosses sind im Laufe der Zeiten wesentlich verändert worden. Außer dem Umbau von 1540 wurden 1627 und 1696 bedeutende Bauten ausgeführt; als aber 1713 ein großer Brand das ganze Schloß zerstörte, so daß nur die Grund- und Hauptmauern stehen blieben, ist dasselbe um 1720 vollständig neu aufgebaut worden.

Nirgend sind Bestandtheile der alten Ritterburg noch mit Sicherheit herauszufinden. Auch von den äußeren Befestigungen ist nichts mehr übrig.

Die Umfassungsmauern der Terrasse und das kleine Gärtchen geben allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit die äußere Umfassungslinie der Burg an; die große Durchfahrt deutet auf auf einen früheren unteren Hof; über dem gewölbten Durchgange, wo jetzt Gewächshäuser und ein kleiner Garten sich befinden, stand wahrscheinlich ein oberes Burggebäude mit an den Berg angelehnten Außenmauern und Befestigungen; der obere Hof, von der Ringmauer auf der Außenseite eingefaßt, lag vor dem auf der Stelle des gegenwärtigen Schlosses

befindlichen Mittelgebäude, und einer der beiden Eckthürme bezeichnet den Punkt, wo vormals der Hauptthurm der Burg, der Luginsland, stand.

Der stattliche Bau des modernen Schlosses, besonders die sogenannte Riesenhoffaçade mit dem Haupteingange und den beiden viereckigen, abgerundeten Seitenthürmen macht einen imposanten Eindruck.

Westlich vom Bärensteinberge ist das tief eingeschnittene Thal des Dorfbaches, in welchem ein steiler Holzweg das Forsthaus Rothengrube mit dem Dorfe Schimberg verbindet, weiter westlich der mindestens ebenso tief und scharf gezogene Grund des Aubaches, welcher von Neuhaus an mit einem Wege längs der Thalsohle bis zum Rothenhäuser Gestüt versehen ist; endlich noch weiter westlich das köstliche Thal des Töltzschbaches, von der Hix=Mühle (eine halbe Stunde von Görkau) in einer Länge von 6 km bis zur Linz=Mühle oberhalb Uhrissen ansteigend. Auf dem über der Siegertsmühle gelegenen Neusteine bezeichnet nur ein Haufen wirr untereinander geworfener Steine die Stelle, wo einstmalen eine größere Burg gestanden hat.

Wer einen vollen Einblick in die Formen dieser Thäler erlangen will, muß von Forsthaus Rothengrube über Stolzenhan, die Aumühle, Göttersdorf, Uhrissen nach der Siegertsmühle und Görkau gehen, etwa $3^1/_4$ Wegstunden.

Am Fuße des Gebirges, nördlich von Görkau, steht auf einer Terrasse das große quadratisch angelegte Schloß Rothenhaus, zu welchem von der Stadt eine breite Kastanienallee führt. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut, macht es in seinen großen Verhältnissen, in einem herrlichen Park mit ausgedehnten Wegen, zahlreichen Teichen, wohlgehaltenen Gehölzen, den Glas= und Gewächshäusern u. s. w. einen bedeutenden Eindruck.

Der Kamm des Gebirges reicht, immer von Wald bedeckt, ohne hervorragenden Höhen= und Aussichtspunkt, mit nur geringen Höhenunterschieden vom Fuße des Bärensteinberges bis zum Fuße des Haßberges, auf dieser ganzen langen Strecke breit mit Wald bedeckt. Auf den nach Südost gerichteten Hochterrassen sind die Dörfer Göttersdorf auf der einen, Rodenau, Quinau, Platten auf der anderen zu nennen.

Das nach Südost gerichtete Thal des Assigbaches, von seinem Eintritt am Bahnhofe von Sebastiansberg in die tiefere Thalspalte bis zu seinem Austritt aus dem Gebirge an der Hammermühle bei Kommotau, 13 km lang, von 100, 150 und selbst 200 m hohen, steilen, bewaldeten Abhängen eingefaßt, ist, wenn auch nicht in der ganzen Länge, so doch unzweifelhaft auf die Strecke zwischen den drei Grundmühlen und etwa 2 km über der oberen, dritten, und etwa 2 km unterhalb der unteren, ersten Grundmühle, also doch mindestens auf eine Strecke von 1 Stunde bis $1^1/_2$ Stunde im höchsten Grade

besuchenswerth, wenn es auch nicht leicht zugänglich ist. Den Glanzpunkt dieses Thales von hoher Schönheit bildet außer den schluchtenähnlichen Seitenthälern eine Klamm mit mehreren kleinen Wasserfällen. Von Reitzenhain über den Otterstein bis an die obere Grundmühle 2½ Stunde; von Sebastiansberg über Tschoschl an dieselbe 1½ Stunde; von Eisenbahnhaltestelle Domina-Schönlind an die untere Grundmühle ¾ Stunde; von Dorf Platten bis an die mittlere Grundmühle etwas über eine halbe Stunde.

---

51. Schloß Augustusburg. Kurfürst August.

Zwischen den Thälern der Zschopau und Flöha ist der Gebirgszug nahezu nordwärts vorgestreckt. Derselbe beginnt im Kamme des Gebirges am Hirtsteine (889 m) und reicht über die Höhe der drei Brüder bei Marienberg und den Wildstein bei Waldkirchen nach dem Schloßberge von Augustusburg. Der Bergrücken verflacht sich allmälig; er hat in der Waldkirchener Höhe gegen 530 m, in der flachen Mulde am Mörbitzwalde nur etwa 450 m. Von hier aus wieder ansteigend erhebt sich der isolirt aufragende Porphyrkegel des Schellenberges bis zu 515 m steil über seine Umgebungen.

In frühester Vorzeit schon wurde auf diesem die Burg Schellenberg gegründet, wahrscheinlich nach der Errichtung der Mark Meißen, um gegen Süden mitten in den Ansiedelungen der Slaven im Miriquidiwalde und an dessen Grenzen einen Stützpunkt zu besitzen.

Die Ansiedelungen der Slaven in dem Waldgebiete deuten auf den uralten Straßenzug, welcher aus Franken nach dem Elbthale bei Dresden und dem Osten führte. Zu dessen Beherrschung war die Burg wichtig.

Die Lage des Schellenberges, seine bedeutende Erhebung, die freie Umsicht nach allen Richtungen, die Leichtigkeit, ihn vor Angriffen und Ueberfällen zu sichern, gaben ihm eine besondere Stärke.

Trotz alledem sind weder von dieser, noch von den anderen zum Schutze der Südgrenze angelegten Burgen während eines Zeitraumes von mehreren Jahrhunderten Nachrichten vorhanden, und erst 1387 bei der Erbtheilung zu Chemnitz zwischen den Brüdern und den Söhnen Friedrich des Strengen, beziehentlich im Erbvertrage zu Freiberg (1403) und im Theilungsvertrage zu Naumburg (1410) kommt Schellenberg wieder vor. Ob die Burg im Besitze der „Herren von Schellenbergk“ gewesen, oder ob diese blos Lehnsträger und Burghauptleute der Meißner Markgrafen waren, läßt sich nicht nachweisen.

Unzweifelhaft ist der Schellenberg von da an in landesherrlichem

Besitze geblieben, wenn er auch bei den vielfachen Theilungs- und Tauschverträgen wiederholt den Herrn gewechselt hat. 1387 kam er an Wilhelm den Einäugigen, 1407 an Friedrich den Streitbaren, 1437 vertauschte Friedrich der Sanftmüthige Mittweida gegen den Schellenberg, 1485 gehörte er Herzog Albrecht, 1504 flüchtete Georg der Bärtige vor der Pest nach dem Schellenberge, welchen er 1524 zum Gefängniß für die noch zum lutherischen Bekenntniß übertretenden Buchholzer Bürger bestimmte. 1528 brannte ein Theil der Burg nieder. — Drei Tage nach der Mühlberger Schlacht (27. April 1547) wurde das Schloß Schellenberg durch Blitzschlag eingeäschert.

Zwanzig Jahre lag die Burg in Trümmern.

1567 entschloß sich Kurfürst August zum Wiederaufbau des Schellenberges. Der Fall des Grimmensteines, der für unüberwindlich geltenden Burg von Gotha, hatte sein Ansehen so hoch erhoben, daß ein sichtbares Zeichen seiner Macht weithin über Berg und Thal hinaus seinen Ruhm verkünden sollte.

Wilhelm von Grumbach, welcher Würzburg überfallen und den Bischof zu einem sehr nachtheiligen Vertrage gezwungen hatte, war (1563) als Landfriedensbrecher in die Acht erklärt und gleichzeitig das Achtsexecutionsmandat erlassen worden. Trotzdem fanden Grumbach, Stein, Mandelsloh, Zedtwitz auf dem für uneinnehmbar geltenden Grimmensteine bei Herzog Johann Friedrich dem Mittlen Aufnahme, da er sie für seine eigenen Pläne benutzen wollte. Denn er hatte die Niederlage seines Vaters noch nicht verschmerzt; er wollte August niederwerfen, Kurfürst, ja vielleicht Kaiser werden. „Er hat wunderliche Conspirationes“ .... aber der Beistand von Frankreich, Schweden, den Niederlanden und vom deutschen Adel blieb aus; selbst der Einfall der Türken brachte den allgemeinen Losbruch nicht zu Wege.... Am 12. December 1566 wurde auch er in die Acht erklärt; Tags darauf übertrug der Kaiser dem Kurfürsten die Execution und schon am 24. December rückte Kurfürst August mit 5500 Reitern und 31 Fähnlein Fußvolk vor Gotha.

Die Schnelligkeit des Einschreitens ließ keine einzige der geplanten Bewegungen zum Ausbruch kommen. Der Grimmenstein mußte am 13. April 1567 sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Empörer verfielen dem Blutgericht; die Feste wurde geschleift.

Dieser wichtige Sieg sollte auch sein den Ruhm des Kurfürsten für alle Zeiten verkündendes Denkmal erhalten.

Hieronymus Lotter, Bürger- und Baumeister in Leipzig, wurde mit dem Bau der „Augustus-Burg“ beauftragt.*)

---

*) Dr. Wustmann, Der Leipziger Baumeister Hieronymus Lotter. Leipzig, Seemann. 1875.



Am 8. September 1567 begann das Abtragen der Ruine Schellenberg; die Niederlegung eines alten Thurmes machte besondere Schwierigkeiten. Am 30. März 1568, Dienstag, „ein wenig vor 12 Uhr“ wurde der Grundstein gelegt. An 1000 Arbeiter waren angestellt. Der Maurer erhielt die Woche 21 Groschen. Die Amtsunterthanen wurden mit harter Frohne belästigt, denn die Bauern mußten Material anfahren, aber auch mit den Nichtbegüterten zusammen täglich 100 Mann zur Handfrohne stellen, wo ein Jeder 6 Pfennige Tagelohn erhielt. Der benachbarte Adel wurde um Leistung von Fuhren ersucht; den Aemtern Lauterstein, Wolkenstein, Schwarzenberg, Grünhain und Nossen anbefohlen, Kalk herbeizuschaffen.

Die Schwierigkeiten, mit denen der Baumeister zu kämpfen hatte, waren bedeutend. Die Beschaffung des Baumaterials wurde durch die schlechten Wege verzögert; die Untauglichkeit der Frohnarbeiter, die Unzufriedenheit der Handwerksleute, die Ungunst der Witterung, insbesondere der frühe Eintritt des Winters und der späte Beginn der Bauzeit im Frühjahr, endlich der Mangel an Geld — konnten weder durch die Ungeduld des Kurfürsten, noch durch die ins Kleinliche gehende Ueberwachung des Baues beseitigt werden.

Lotter wurde noch vor Vollendung desselben in Ungnaden entlassen. Der Artillerie-Zeug- und Baumeister Graf Rocho v. Lynar vollendete den Bau. Ende Januar 1572 wurde das Schloß eingeweiht; doch schon 1603 das Ziegeldach in ein Schieferdach umgewandelt und 1776 die innen und außen um das Dach führende Galerie abgebrochen und dem Dache seine gegenwärtige Gestalt gegeben. *)

Das vollständig aus Quadern erbaute Schloß Augustusburg bildet ein regelmäßiges Viereck, dessen Seiten nahezu nach den Himmelsgegenden gerichtet sind, und erhebt sich aus einem mächtigen Unterbau von 168 m Seitenlänge, aus welchem nur die Kirche vorspringt. Von den Eckpavillons heißt der nördliche das Lindenhaus, wegen der vor ihm stehenden großen Linde, der nordwestliche das Sommerhaus, der südwestliche das Hasenhaus, wegen der darin angebrachten Abbildungen, der südöstliche das Küchenhaus.

In dem östlichen Zwischengebäude befindet sich die Kapelle, ein Tonnengewölbe in Rochlitzer Sandstein, welches durch die gelbliche

---

*) J. E. von Schütz, Historisch-ökonomische Beschreibung von dem berühmten Schlosse und Amte Augustusburg. Leipzig, Büschel, 1770.

F. W. Renkewitz, Kurze Beschreibung des Schlosses Augustusburg und seiner Umgebungen. Leipzig, K. Tauchnitz, 1836.

P. E. Freyer, Schloß Augustusburg. Mit Bildern und Karten. Schellenberg, Lange, 1882.

Uebertünchung keineswegs verschönert worden ist. Dessenungeachtet macht sie in ihrer Einfachheit und ihren trefflichen Verhältnissen einen bedeutenden Eindruck. Sehenswerth bleibt der in Holz geschnitzte Altar mit dem Bilde von Lucas Cranach dem Jüngeren. In der Mitte Christus am Kreuze, links davon Gethsemane und dahinter das alte Schloß in der Lochauer Haide; rechts davon die Auferstehung und dahinter das alte Schloß Schellenberg. Unter dem Kreuze knieen Kurfürst August mit acht Söhnen uud Kurfürstin Anna mit sechs Töchtern. Der Altar ist reich mit Schnitzwerk, Säulen, Wappen u. s. w., vorwiegend in Weiß, Blau und Gold geschmückt; auf demselben liegt ein von der Kurfürstin geschenkter türkischer Teppich.

Aus der Kirche geht man in der Regel auf den Pavillon des Lindenhauses, von dem man (allerdings nur durch geöffnete Läden) eine vorzügliche Umsicht hat. Im Osten: den Kirchthurm von Eppendorf, die Großhartmannsdorfer Höhe und darüber die Ruine vom Schloß Frauenstein; bei ganz hellem Wetter den Geising und den kahlen Berg bei Altenberg. Weiter nach Süden sich wendend die Voigtsdorfer Höhe bei Dörnthal, die Saydaer Höhe bei der Stadt Sayda, das Jagdschloß Lichtenwald in Böhmen, die dürre Tanne, den Ahorn- oder Ursberg und im Südost den Bärenstein bei Katharinaberg. Davor den ganzen Thaleinschnitt der Flöha mit seinen malerischen Abhängen, zahlreichen Ortschaften, dunklen Waldungen. Gegen Süden weiter fortschreitend unterscheidet man am Horizonte den Feuerröstberg, den Bärenalleeberg, den Haßberg und genau im Süden den Preßnitzer Spitzberg, welcher die Kupferberger Kapelle verdeckt. Vor dem Bärenalleeberge liegt der bewaldete Höhenzug des Langen Steines, vor dem Haßberge der Thurm auf den drei Brüdern. Weiter westlich erscheinen der Bärenstein hinter dem Pöhlberge und über diesem die Wirbelsteine, Keilberg und vordere Fichtelberg. Neben dem Pöhlberge der Thurm der Annaberger Kirche, sodann der Scheibenberger Hügel, vor demselben das Städtchen. Nahezu im Südwesten liegen fast in einer Linie voreinander der Auersberg, der Schatzenstein, der Greifenstein und der Krebsberg; ein wenig südlich von dieser Linie der Sauberg bei Ehrenfriedersdorf und die kleine Vierung. Weiter nach Westen erkennt man den Steinbusch bei Auerbach, den Taubenstein auf der Dittersdorfer Höhe, den langgedehnten Rücken des Bürgerwaldes bei Stollberg, die Höhen von Claffenbach und Neukirchen, das Dreidörfel bei Wüstenbrand, und genau im West den Pfaffenberg bei Hohenstein. Weiter nach Norden zu liegt der Taurastein, die Kirche von Ebersdorf, der Rochlitzer Berg, Schloß Lichtewalde, Bahnhof Mittweida, Schloß Sachsenburg und nahezu im Norden der Kolmberg bei Oschatz. Vor diesem der Rossauer Wald. Weiter nach

Osten die Schönerstädter Höhe, der Beuthigwald bei Hartha, die Memmendorfer Höhe, davor die Stadt Oederan, Schloß und Dorf Börnichen, im Nordost das kalte Feld, die Grube Himmelsfürst, sodann die Häusergruppe vom Neubau Hohenlinde, und nahezu im Osten der breite flache Rücken des Struthwaldes bei Langenau. — Zahlreiche Orte, Kirchen, einzelne Häuser u. s. w. sind zwischen den verschiedenen Höhenzügen und Bergrücken, in den Thallinien und Terraineinschnitten, zwischen Waldungen und einzelnen Gehölzen zu erkennen.

Während der Regierung des Kurfürsten August fanden in dem umfangreichen Schlosse, das seinem Charakter als großartiges Jagdschloß gemäß geschmückt und ausgestattet war, glänzende Feste statt. Ueber den 25 geräumigen Kellern enthielt dasselbe in jedem Eckpavillon einen großen Saal und im westlichen Langhause einen fünften, den Fürstensaal; außerdem 59 Stuben, 70 Kammern und 7 Corridore; nach einer anderen Angabe 5 große Säle, 7 Vorsäle, 74 Zimmer, 96 Kammern, 3 Küchen (Steche VI, 36). Die innere Eintheilung der Eckpavillons ist einander sehr ähnlich.

Im Lindenhaus waren die kurfürstlichen Wohnzimmer. Diese waren vor Allem reich geschmückt und ausgestattet. Prachtvolle Möbels, venetianische Spiegel, Bronze-Kron- und -Wandleuchter, kostbare Gefäße, kunstvolle Gläser, orientalische Teppiche u. s. w. bildeten die Ausstattung der Gemächer, welche reich mit Geweihen von Hirschen, Elennthieren, Steinböcken, Gemsen und Rehen geziert waren. Das Sommerhaus war am Einfachsten eingerichtet; der große Saal im zweiten Stockwerk wurde als Tanzsaal benutzt. Das Küchenhaus enthielt den Speisesaal; im Hasenhaus, welches seinen Namen nach den vom Hofmaler Göding gemalten Darstellungen des menschlichen Lebens in Hasenfiguren erhalten hatte, war der Venussaal. Die Malereien sind jedoch alle fast vollständig zerstört und kaum noch zu erkennen. Zwischen dem Hasenhause und dem Sommerhause liegt der vor Zeiten reich geschmückte Fürstensaal. Nur die zerfallende Kassettendecke erinnert noch an die frühere Pracht. Hier hingen 32 (später 35) große Porträts der sächsischen Fürsten von Wittekind bis Kurfürst Johann Georg I., sämmtlich von der Hand Lucas Cranach des Jüngeren. Als diese nach andern Schlössern gebracht worden waren, wurden sie durch Copien ersetzt, von denen der Chronist Schumann sagt: „Die Porträts gehören zu den Ueberresten der Gurkenmalerei der Vorzeit, und nicht ein einziges ist mehr genau zu erkennen."

Allmälig kamen die Landesherren seltener, ihre Aufenthalte wurden kürzer, zuletzt kamen sie gar nicht mehr. Kurfürst Johann Georg I. verweilte noch 1617, 1628 und zuletzt 1650 während der Jagdzeit mehrere Wochen daselbst.

Das Schloß, welches bereits im dreißigjährigen Kriege viel gelitten hatte, besonders 1632 den 22. August bei der Plünderung durch die Kroaten, verfiel immer mehr. In der Zeit von 1722 bis 1732 wurde das Beste und Meiste der Ausstattung nach dem neuen Schlosse Hubertusburg übergeführt, im siebenjährigen Kriege noch Vieles zerstört und verzettelt und endlich seit Anfang dieses Jahrhunderts auch das Letzte noch fortgebracht, meist nach Moritzburg.

In den Napoleonischen Kriegen diente es als Militärlazareth. — Was durch frevelnde Hände nicht verdorben war, verfiel, weil Sorgsamkeit und Nachbesserung fehlte. Die gewaltigen Mauern trotzten dem Verfall. Eine große Anzahl von Fenstern (es waren ursprünglich über 550) ist zugemauert worden, weil dies weniger kostspielig war, als die Reparatur. Ein Theil des Schlosses wurde zu Beamtenwohnungen und Expeditionen eingerichtet. Außerdem finden sich überall Trümmer und Schutt. Nur einzelne Malereien über Thüren und an den Wänden, Bruchstücke von Inschriften und Verzierungen, vereinzelte große Kamine und dergleichen, erinnern an frühere Pracht und Herrlichkeit.

Im Jahre 1814 wurde Augustusburg wieder bewohnbar gemacht. Verschiedene Theile des Schlosses drohten mit Einsturz; viele Zimmer und Säle, besonders aber die um das ganze Schloß laufende, ehemals mit Blei gedeckte Gallerie konnte man ohne Lebensgefahr nicht betreten. 1798 schon waren die Gallerieen und Erker abgetragen, 1802 das Dach in seiner gegenwärtigen Gestalt hergestellt worden.

Noch im Jahre 1828 sagt Hering in seiner Geschichte des sächsischen Hochlandes: .... „Zwar ganz verödet im Innern und zum Vorrathshause herabgesunken, spricht es uns in seinen hohen, gewölbten Zimmern und riesenhaften Sälen nicht an. Aber im Geiste jener Zeit ist es groß gedacht, und wahrhaft fürstlich ausgeführt.“

Heutzutage kann man nur beklagen, daß dieses geräumige, sicher und gesund gelegene Schloß, welches seiner ursprünglichen Bestimmung doch niemals wieder gegeben werden wird, nicht eine Verwendung gefunden hat.

Der ca. 170 m tiefe Brunnen, von dem 160 m in stehendem Porphyr niedergebrochen sind, wurde 1568 begonnen und nach langer, schwerer Arbeit vollendet. An jedem Lachter (2 m) Tiefe wurde Tag und Nacht sieben Wochen lang gearbeitet; die Bergleute erhielten 50 Gulden Lohn. Nach vier und einem halben Jahre Arbeit hatte man bei 61 m Tiefe noch kein Wasser, und erst nach einem Aufwande von 72 000 rh. Gulden wurde der Brunnen ausgiebig. Als 1650 Kurfürst Johann Georg I. mit seinem ganzen Hofhalte und 1000 Pferden drei Wochen lang täglich 150 Eimer (ca. 10 800 Liter) Wasser beansprucht hatte, wurde der Brunnen allerdings erschöpft;

man könnte aber den Verbrauch von 9000 Liter als Durchschnittsleistung annehmen, so daß bei 12 Liter täglich pro Kopf eine Schloßbevölkerung von 750 Mann ausreichend mit Wasser versorgt sein würde. Das seinerzeit angewendete Göpelrad, welches von Ochsen getrieben wurde, förderte drei Mal in der Woche den Wasserbedarf in steinerne, mit Blei gefütterte Tröge. Seit 1879 werden die Bewohner des Schlosses (allerdings nur ca. 50 Köpfe) durch eine Wasserleitung versorgt; der tiefe Brunnen wird nicht mehr benutzt.

Das stolz auf dem Felsenkegel des Schellenberges liegende Schloß Augustusburg ist trotz seines Verfalles und des Verlustes der inneren Pracht noch für eine lange Zukunft das weithin sichtbare Denkmal eines Regenten, welcher den Wohlstand Sachsens begründete und zahlreiche Einrichtungen schuf oder anbahnte, welche erst im Laufe der Jahrhunderte in ihrer vollen Bedeutung erkannt wurden.

Kurfürst August erhob Sachsen zu einem Musterstaate für das übrige Deutschland.

Während seiner langen und verhältnißmäßig ruhigen Regierungszeit führte er bedeutende und durchgreifende Verbesserungen ein. Regierung und Verwaltung des Staates wurden streng geordnet; die landesfürstliche Macht nach Innen und nach Außen zu hohem Ansehen gebracht; Aufsicht und Controle der Beamten verschärft und im Justizwesen feststehende, allgemein giltige Rechtsnormen eingeführt. Auf der Landesordnung vom 1. October 1555 gründet sich die Mehrzahl der späteren Einrichtungen, welche durch besondere Mandate und Polizeiverordnungen vorbereitet und ergänzt wurden.

Kurfürst August stellte die Sorge für die Wohlfahrt des Volkes an die Spitze seiner Regierungsgrundsätze. Eine rastlose, persönliche Thätigkeit auf volkswirthschaftlichem Gebiete ergänzte durch eigene Betheiligung die unzureichenden Hilfsquellen. Wie er auf strengste Ordnung des kurfürstlichen Haushaltes hielt, verlangte er auch in allen Regierungszweigen Klarheit, Regelmäßigkeit, Festigkeit und Sicherheit. Er entwarf bis ins Einzelne gehende Hofküchen-, Keller-, Kammer-, Licht- und Speiseordnungen: mit derselben Ausführlichkeit aber auch Amtsbestallungen für verschiedene Kategorieen von Beamten.

Mit richtiger Einsicht in die Bedürfnisse seines Volkes wendete er sich den Aufgaben der Nationalökonomie zu, ohne deshalb die Wissenschaften und ihre Anforderungen zu vernachlässigen oder den Festlichkeiten seines Hofes Pracht und Glanz zu verkürzen. Als treue Gefährtin stand ihm Kurfürstin Anna zur Seite, welche durch Uebereinstimmung der Neigungen, sowohl in praktischen Dingen, als auch in der kirchlichen Richtung, großen Einfluß gewann. Die Landwirthschaft, der Garten- und Obstbau, die Bienenzucht wurden

besonders von ihr ins Auge gefaßt. Seit 1568 übernahm „Mutter Anna" die Oberaufsicht über die Viehzucht, die Milchwirthschaft, das Gesindewesen der Kammergüter, für deren Verpachtung der Kurfürst die Contracte mit den genauesten Vorschriften selbst entworfen hatte. Auch die Fischereien und die Weinberge gehörten in das Ressort der Kurfürstin. Auf dem Vorwerk Ostra bei Dresden gründete sie eine Musterwirthschaft, um von da aus richtigere Grundsätze über die Bewirthschaftung von Landgütern zu verbreiten.

Einzelne Vorwerke wurden zerschlagen und an Bauernfamilien in Erbpacht gegeben, große Strecken uncultivirtes Land unter den Pflug genommen und so die Güter „aus rauher Wurzel" gegründet. Die auf Widerruf besessenen Laßgüter verwandelte der Kurfürst in erbliches Eigenthum.

Mit großer Energie verfolgte aber der Kurfürst auch gleichzeitig den Plan, seine Macht zu vergrößern. Er erwarb die Grafschaft Mansfeld, das Vogtland, die großen Besitzungen der Herren von Berbisdorf, einen Theil der niederen Grafschaft Hartenstein ꝛc., führte bei den großen Waldungen eine geordnete Forstwirthschaft ein und erließ die „Holzordnung" von 1560, an welche sich die 1697 erlassene „Forstordnung" ideell anschließt, welche beide ihre heilsamen Wirkungen bis in die Gegenwart erstrecken.

In Verbindung mit dem sich infolge des kurfürstlichen Beispieles in großer Schnelligkeit und Energie hebenden Landbau brachte die Entwickelung von Gewerbe und Verkehr einen steigenden Wohlstand mit sich, der durch die Niederlassung von etwa 20 000 Einwanderern noch gehoben wurde. Die Bevölkerung stieg bis gegen 1½ Million. Der wohlgefüllte Schatz, die Kraft des Landes, die geordnete Verwaltung gaben Kurfürst August eine Stellung, wie Sachsen sie lange Zeit vorher und lange Zeit nachher nicht wieder gehabt hat.

---

52. Zschopau. Scharfenstein. Wolkenstein.

Die Zschopau durchströmt in der Preßnitz von Christophhammer bis zum Einfluß derselben bei Wolkenstein und von da bis zu ihrer Vereinigung mit der Flöha eine Thalspalte, in welcher sich „allenthalben romantische Wildheit mit reizender Anmuth und Milde paart und einen reichen Wechsel malerischer Ansichten entfaltet". Der Thalweg erscheint als eine bei der Erhebung des Gebirges weit aufgerissene Spalte, „die sich in gedrängter Schlangenwindung durch die Grundfesten des Gebirges hinabzieht, als ein Felsengerinne, zu beiden Seiten von schwarzem Tannenwald verhüllt .... Selten leuchtet das

lichte Grün eines Wiesenstreifens und der spiegelnde Bergstrom aus der Tiefe empor. Verborgen unter überhangendem Strauchwerk, unter hohen Tannen und Fichten rauscht er über graues Steingeröll dahin". (Saxonia IV. 95 ff.)

Von der Flöhabrücke in Flöha bis zur Zschopaubrücke bei Plaue ist eine Entfernung von 2 km; von da auf dem rechten Zschopauufer bis zur Brücke von Erdmannsdorf 3 km; auf dem anmuthigeren Wege des linken Ufers 4 km. Auf dem nächsten Wege kann man in nicht ganz $^3/_4$ Stunden nach der Stadt Schellenberg hinaufsteigen; angenehmer ist der Weg durch den Wald, auf welchem man die Stadt von der Südseite betritt. Dieselbe ist längs der Ostseite des Porphyrkegels angebaut, auf welchem die Augustusburg liegt.

Von dem Schlosse Augustusburg steigt man wieder zum Städtchen Schellenberg nieder, und geht von hier entweder auf dem nächsten Waldfußwege in 20 Minuten nach Erdmannsdorf, oder durch das Städtchen nach Hohenfichte, auf welchem Wege man einen seitwärts liegenden Pavillon mit Aussicht nach dem Flöhathale nicht unbesucht lassen darf.

Man kann aber auch das Zschopauthal gewinnen, wenn man vom Südende des Städtchens nach dem Kunnersteine wandert, auf angenehmem Waldwege, an einem alten Wasserbottich vorbei, in südwestlicher Richtung etwa eine halbe Stunde. Der Kunnerstein, eine 70 m über die Zschopau sich erhebende Felsenklippe, bietet einen trefflichen Ausblick über das anmuthige Flußthal mit seinen Einfassungen, die grüne Aue, den frischen Wald, einzelne Gehöfte von Hennersdorf und den größten Theil von Kunnersdorf.

Vom Kunnerstein nach Zschopau nimmt man den Weg über Witzschdorf. Man steigt ins Thal, überschreitet in Hennersdorf das Wasser und geht auf dem Fürstenwege bis Witzschdorf. Hier hat man bei der südlich vom Rittergute liegenden Galgenfichte (einem Trupp Bäume auf kahler Anhöhe) einen prächtigen Blick nach dem Zschopauthale und dem nördlich über demselben hoch aufragenden Schloß Augustusburg.

Von Schellenberg nach dem Kunnersteine geht man 25 Minuten, von da zur Witzschdorfer Höhe eine Stunde 10 Minuten, von hier nach Zschopau 30 Minuten.

Der Kern der Stadt Zschopau bildet auf einem mäßigen Vorhügel des Gebirgszuges zwischen Zschopau- und Zwönitzfluß ein ziemlich regelmäßiges Oval, welches durch zwei von Nord nach Süd gerichtete Hauptstraßen und mehrere unregelmäßige Nebenstraßen in zahlreiche Abschnitte zerlegt wird. Hering sagt: „Obgleich keine besonders große, starke und hohe Stadtmauer um selbige geführt, ist

doch die Stadt links vom Chemnitzer Thore bis zum Wolkensteiner herum seit dem Jahre 1495 mit einer nicht ganz unbedeutenden Mauer verbaut worden. Unterhalb dem Schlosse steht ein großer Felsberg." Die Stadt hatte ehedem drei Hauptthore, das Chemnitzer (1548 steinern überbaut, 1815 abgebrochen), das Wolkensteiner (ebenfalls hoch überbaut, 1813 abgebrochen) und das Hermsdorfer Thor (das größte, 1548 ebenfalls ganz steinern umgebaut, 1821 im Dachstuhle baufällig und dann abgetragen). Erst später ist das neue oder Augustusburger Thor angelegt worden. „Die Vorstädte sind nicht von großer Bedeutung", doch hat seit des Chronisten Zeit sich dies wesentlich verändert; die Zschopense ist gegenwärtig stark bevölkert *).

Die Gründung des Schlosses Wildeck wird dem Kaiser Heinrich I. zugeschrieben. Das ist zweifelhaft, obgleich es wohl zwischen 923 und 932 als Grenzburg angelegt worden sein mag; wahrscheinlich von Riddag, Markgraf von Meißen. Sicher ist, daß 1180 Markgraf Otto der Reiche von Meißen die Burg Wildeck vollständig wieder herstellen ließ. Der alte, gegen 26 m hohe, runde Thurm, mit gewaltig dicken Mauern, dessen Dach erst weit später aufgesetzt ist, stammt wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert. Derselbe wird der „dicke Heinrich" genannt, was allerdings darauf hindeuten könnte, daß er erst 1265 von Heinrich dem Erlauchten errichtet worden wäre. Nach einer Abbildung in Merian's obersächsischer Topographie ist das Zschopauer Schloß mit dem Wolkensteiner Thore durch die Stadtmauer verbunden, hat an den äußeren Seiten drei Thürme, an der vierten, inneren aber einen sehr dicken, runden und weit höheren (den Luginsland). Das Schloß hat in dieser Zeit nur zwei Stockwerke. Dasselbe ist 1545 von Kurfürst Moritz in seiner gegenwärtigen Gestalt umgebaut worden. (Schumann, XVIII, 765.)

Südwestlich der Stadt bietet die „Bodemer Kanzel" eine gute Ansicht derselben; über ihr Schloß Augustusburg.

Vom Kaiserblick auf dem vorderen Ziegenrück, Kreuzung mit Schneuse 8, hat man die Aussicht auf Keil=, Fichtel= und Pöhlberg, das Scharfensteiner Schloß im Mittelgrund.

Verfolgt man den Weg auf dem Ziegenrück, so kommt man nach einstündiger Wanderung von Zschopau aus an eine Stelle, von welcher man früher eine entzückende Aussicht ins Thal hatte. Diese Felsenklippe liegt etwa 180 m über dem Flußbett. Hier war eine Rundmauer aufgeführt, welche Ruhebänke u. s. w. umfaßte. (Schu=

*) C. F. W. Simon, Kurze historisch=geographisch=topographische Nachrichten von der Bergstadt Zschopau. Dresden 1821.



mann, X, 233; XVIII, 666.) Dieselbe wurde vor Jahren schon in jugendlichem Unfug zerstört. Dieser Punkt ist die Scharfensteiner Kanzel. Die Aussicht ist im Laufe der Jahre verwachsen. Etwa 1/4 Stunde weiter erreicht man einen nach Südwest gerichteten Felsenvorsprung, welchem Schloß Scharfenstein gegenüber liegt. Der Weg ist nicht schwer zu finden.

Von den zahlreichen besuchenswerthen Punkten der Umgebungen von Zschopau ist das Wolperts-Büschchen (621 m) zwischen Hohndorf und Groß-Olbersdorf wegen seiner Aussicht nach Annaberg und dem oberen Gebirge besonders zu nennen.

An der Haltestelle Wilischthal mündet von West kommend die Wilsch in die Zschopau, deren Thal bis über die Kalköfen, etwa 3 km weit einen anmuthigen und der Ausführung werthen Ausflug bietet, wenn man nahe der Thalsohle bleibt und die aussichtslos durch den Wald führende Chaussee meidet.

Scharfenstein gehörte vor Zeiten, ganz wie Zschopau, zur Herrschaft Wolkenstein, welche die Herren von Waldenburg besaßen. Das Schloß wurde bereits 1312 in der Fehde zwischen dem Markgrafen Friedrich dem Gebissenen und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg zerstört; seine erste Anlage ist aber unzweifelhaft in das 12., wo nicht schon in das 11. Jahrhundert zu setzen. Auch Scharfenstein ist als Grenzburg entstanden, sobald als die Landeshoheit weiter nach Süden sich ausdehnte.

Das Schloß ist auf einem 35 m hohen Bergvorsprunge erbaut, aus welchem nach Südwest ein ungeheurer Felsengrat vorreicht und den Fluß zu einer riesigen Schleife zwingt. Das Schloß besteht aus den wenigen Ruinen der alten Burg und dem Neubau aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Beide umschließen einen Hof, zu welchem über den Schloßgraben hinweg eine lange, steinerne Brücke führt. Der alte, über 17 m hohe und über 8 m starke runde Thurm ist in späterer Zeit mit einem Dachkegel von Mauerwerk versehen worden. Auf diesem, wie auf den Zinnen haben sich einige Birkensträuche festgesetzt und schmücken das alte Mauerwerk mit ihrem frischen Grün. Die zwei Hauptgebäude, etwa 250 Jahre alt, stoßen ziemlich rechtwinklig an einander; die dritte Seite des Hofes wird von einem nach der Berglehne gekrümmten, niederen Flügel eingenommen. Bemerkenswerth ist der östliche Giebel des Hauptgebäudes, zur rechten Hand, wenn man über die Brücke herein kommt. Auf dem westlichen Bergvorsprunge steht noch ein kleiner Thurm.

Seit 1427 gehört Scharfenstein den Herren v. Einsiedel. 1584 besaß es der kurfürstliche Kanzler Haubold v. Einsiedel gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Abraham und Hildebrand. Während des

dreißigjährigen Krieges wurde Scharfenstein zu wiederholten Malen überfallen, belagert, eingenommen, geplündert, ausgeraubt, theilweise niedergebrannt und zerstört.

Um die höchst interessante Schleife der Zschopau näher zu betrachten, geht man von dem Fahrwege unterhalb des Schlosses vor bis zu dem Pavillon, von welchem aus man dieselbe vollständig übersieht. Durch den Felsengrat ist der Mühlgraben durchgeführt. Im 15. oder 16. Jahrhundert soll ein Bergmann, der auf dem Schlosse gefangen saß, ihn angegeben haben, um frei zu werden. Nach einer anderen Sage sollen zwei Bergleute den 17,5 m langen Tunnel in einem Jahre durchgeschlagen haben*).

Von der Eisenbahnstation gelangt man entweder über Hopfgarten auf anmuthigem Thalwege über den Floßplatz bis zur Zschopaubrücke vor Wolkenstein, oder man geht über die Scharfensteiner Brücke den Weg bergan bis zur halben Höhe, sodann durch den Heidelbachwald und auf der breiten Waldstraße bis auf die Felsenklippe oberhalb des Floßplatzes. Hier hat man einen prächtigen Blick in das Thal der Zschopau und nach dem Hüttenmühlengrunde. Nun steigt man in das Thal und geht über die Brücke nach Wolkenstein hinauf. Der Zeitbedarf ist für beide Wege ziemlich gleich: 1 3/4 Stunde.

Man kann auch vom Floßplatze über die Wald- (Loch-)mühle und Hüttenmühle nach dem Wolkensteiner Bade, sowie nach der Stadt gehen.

Das Wolkensteiner Bad — oder wie es früher hieß „das Warmbad zu unserer lieben Frau auf dem Sande" — soll bereits um 1300 benutzt worden sein. Die Marienkapelle, welche früher auf der Höhe zwischen dem Bade und dem Dorfe Geringswalde stand, wurde allerdings wohl erst 1385 gegründet, wie es scheint, von einem dankbaren Genesenen, und das Bad erst im 15. Jahrhundert nach ihr benannt. Die Kapelle war aber schon im 16. Jahrhundert Ruine, wurde 1609 vollständig abgetragen und jetzt kann man ihre Stelle kaum noch angeben.

Nach den „Historischen Nachrichten von dem warmen Bade unter der kursächsischen Bergstadt Wolkenstein" (von M. F. W. Köhler 1791) ließ Kurfürst August die Quellen fassen. Das Bad ist seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Privatbesitz. Die 23 1/2° R. (30° C.) warme Quelle „gehört zu jenen Mineralwässern, welche bei geringem Gehalt an festen Bestandtheilen und bei auflösender Natur dieser selbst, besonders wenn sie eine höhere Temperatur besitzen, bedeutende Heilwirkungen äußern". Dieselbe wird in ihrer chemischen Zusammen-

*) Dr. J. E. A. Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges. 706.

setzung wie in ihren Wirkungen den alkalisch-salinischen Mineralwässern von Wildbad, Gastein und Pfeffers zur Seite gestellt. Das Bad liegt geschützt. Wohnungen sind im Restaurationshause, im Badehause, im „Luxemburg“, im Landhause und im Pavillon (von 3 bis 15 Mark pro Woche), Verpflegung im Restaurationshause zu erlangen; Kurtaxe und Kurmusik allerdings nicht zu umgehen.

Auf steil aufragender Felsenklippe liegt das Schloß Wolkenstein, 77 m über der Zschopau, ein aus mehreren Jahrhunderten stammender Schloß- und Burgbau, der zu wiederholten Malen sächsischen Fürsten zum Aufenthalte gedient hat. (Georg der Bärtige, Heinrich der Fromme, Kurfürstin Sophie u. s. w.) Der westliche Theil des Schlosses ist Ruine eines älteren Baues. Die Herrschaft Wolkenstein, möglicherweise ursprünglich Volkenstein, gehörte bis 1470 den Grafen und Herren von Schönburg; 1413 verkauften diese Schlettau an das Kloster Grünhain, welches bei der Säcularisation an das Kurhaus fiel; 1418 verloren sie Hassenstein an die böhmische Krone; 1568 kaufte Kurfürst August die obere Grafschaft Hartenstein, 1590 Kurfürst Christian Geringswalde. So kam der größte Theil dieser ausgedehnten Besitzungen an das sächsische Regentenhaus. Der Schloßgraben ist in den Felsen gesprengt, ebenso die vor ihm liegende Cisterne. Der Schloßbau auf alten Fundamenten stammt aus dem 16. Jahrhundert, ist aber durch viele Um- und Einbauten verändert worden.

Die Aussicht nach dem Thale der Zschopau und der Preßnitz von der Terrasse des Schlosses ist eine hervorragende. Beide Thäler von herrlichem Wald eingefaßt, mit zahlreichen Bergvorsprüngen, Klippen und Felsenwänden, durch Gehöfte, Mühlen, einzelne Häuser belebt, und über den in anmuthigen Formen anstehenden Thalwänden und den flachen, plateauartigen Rücken im Süden der Pöhlberg, in weiterer Ferne vom Kamme des Gebirges mit seinen Gipfeln überragt.

Die wiederholt abgebrannte Stadt (1540, 1610, 1802) bietet wenig Bemerkenswerthes; doch sind auf ihrer Ostseite noch Ueberbleibsel der Mauern zu erkennen; im Südost die Rundung, auf welcher der Pulverthurm stand (in einem Garten) und nahe der Marktstraße einige Mauerstücke, sowie die Reste eines viereckigen Thurmes *). Der Pirnaische Mönch sagt: „Wolkenstein eine Stadt und Schloß in Meissen hat nur ein Thor ein- und auszufahren“.

Vom oberen Ende der Stadt Wolkenstein führt ein anmuthiger

*) F. W. Köhler, Historische Nachrichten von der alten freien Bergstadt Wolkenstein im Meissner Ober-Ertz-Gebirge (mit 1 Kupfer). Altenburg 1785, Richter. (Schneeberg 1781.)



Weg auf dem rechtsuferigen Abhange längs der Zschopau und Preßnitz, an der Spinnerei Niederau, der Holzschleiferei Oberau und dem Lehngute Finsterau vorüber, im Thale der Preßnitz aufwärts nach Steinbach und Christophshammer. Ein prächtiges, waldeingefaßtes Gebirgsthal, in welchem die kleinen Ortschaften Boden, Nieder-, Mittel- und Ober-Schmiedeberg, sowie einige einzelne Mühlen und Fabriken auf dem grünen Wiesengrunde verstreut liegen, während die Preßnitz mit ihrem dunklen Wasser mächtig einherrauscht. Zahlreiche Ecken und Bergsporen, Felsenklippen und Steilhänge lassen die landschaftliche Scenerie von heiter-grüner Wald- und Wiesenlandschaft bis zu ernstem, feierlichem Felsenthale wechseln. Wer nicht bis Steinbach (14 km) oder von dort über Schlössel bis Jöhstadt (22 km) im engen Waldthale des Schwarzwassers, oder von Steinbach über Schmalzgrube bis Christophshammer (21 km) längs der Preßnitz gehen will, sollte dieses herrliche Thal wenigstens bis zur Einmündung des Haselbaches kennen lernen. Im engen Waldthale des Haselbaches gelangt man von Mittel-Schmiedeberg in $1^1/_2$ Stunde nach Reitzenhain; bis Mittel-Schmiedeberg sind 12 km.

Bei Schmalzgrube mündet das Thal des Schmiedeberger Schwarzwassers, ein herrliches Waldthal, welches bis über Pleil hinauf, 6 km von Schmalzgrube, und fast bis Schmiedeberg, gegen 4 km weiter, besuchenswerth bleibt. Ueber Schlössel oben liegt auf dem linken Ufer des Schwarzwassers die Stadt Jöhstadt; von da auf den Weißen Hirsch 2 km, nach Weipert 4 km.

---

53. Wiesenbad. Weipert. Schlettau. Scheibenberg.

Nach dem Wiesenbade gelangt man auf der Chaussee, 4 km, zieht man nicht vor, über Streckewalde und die Schafbrücke zu gehen.

Wiesenbad, oder auch „Warmbad Wiesenbad im Erzgebirge“, war schon im 16. Jahrhundert als Heilbad bekannt. 1501 ließ Hans Friedrich, ein reicher Bergherr in Geyer, die Quelle in einem viereckigen Holzkasten fassen und ein Badehaus bauen. Lehmann sagt in „das edle meissnisch ober ertzgebürgische Wiesenbad“: „Der Quell ist in hölzern Pohlen 8eckig eingefaßet, oben bedecket, auswendig in der erde mit festen letten sehr dichte versetzet, so daß kein Wildwasser hinein dringen kann, in der Weite vier ellen, mannestief, wie ein Crystall so hell, wirffet schöne Blasen auf, welche denen Patienten als eine Hoffnung der Genesung eingeschwatzet werden, sonderlich wenn sie Geld hinein werffen, welches der Bademann wohl heraus zu langen weiß.“ Nach der neben dem Badehause erbauten, 1505 vom Meißner

Bischof eingeweihten, kleinen Kapelle des heiligen Hiob wurde das Bad Jobsbad genannt, bis 1602 Kurfürst Christian II. das Fürstenhaus bauen ließ und das Bad infolge des wiederholten Aufenthaltes der Kurfürstin Sophie, Wittwe Christian's I., den Namen Sophienbad erhielt. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts ist der Name „Wiesenbad" der gebräuchliche *).

Die Gebäude sind neueren Ursprunges. Das Badehaus (mit 23 Badezellen), Restaurationshaus, Posthaus und Fürstenhaus bieten guteingerichtete Wohnungen (im Preise von 4 bis 16 Mark pro Woche). Die Verpflegung wird sehr gerühmt.

Die 17° R. (21³/₄° C.) warme Quelle ist durch einen Ueberbau mit Kuppelwölbung geschützt. Sie würde wahrscheinlich durch tiefere Fassung eine höhere Temperatur erlangen. Die Quelle gehört zu den indifferenten Thermen, ist Wildbad und Gastein ähnlich und verdient weit größere Beachtung, als ihr bisher zu Theil geworden. Das Wasser ist hell und durchsichtig, hat keinen auffallenden Geruch, schmeckt fade und weich. (Analyse von Lampadius, Freiberg 1818.) Wiesenbad hat das gesunde, zum Theil frische Klima des Erzgebirges, liegt 434 m über dem Meeresspiegel und eignet sich vortrefflich für Nervenleidende, durch Anstrengung Erschöpfte und überhaupt der Ausspanne Bedürftige. Der Hauptbesuch fällt in die Ferienzeit; wer Ruhe in dieser Idylle begehrt, komme vor Mitte Juli oder nach Mitte August.

Nicht ganz 1 km unterhalb Wiesenbad mündet der Pöhlbach oder das Grenzwasser in die Zschopau. Das Thal, in welchem bis Geyersdorf eine neu angelegte Straße führt, wird von 50 bis 70 m hohen Abhängen eingefaßt, welche zum Theil bewaldet sind; am großen Riß, dem Zusammenbruch von Seegen- und Hülfe Gottes-Zeche, ist der Abhang sogar 140 m hoch. Die bis zu 150 m ansteigenden Thalwände verflachen sich aber dergestalt, daß man bei Königswalde ihre Höhe vollständig unterschätzt, und erst in der Nähe des Forsthauses, wo die bewaldeten Abhänge wieder steiler werden, von Neuem ein tieferes Thal zu betreten glaubt. Von Südost kommt hier das Kontuppelthal, welches als enges Waldthal bis zum Zigeunerfelsen besuchenswerth ist; von Südwest das Thal des Grenzbaches, welches bis zu der etwa 3 km entfernten Grundmühle von steilen, bewaldeten, bis zu 120 m hohen, von Felsenklippen unterbrochenen

---

*) Dr. C. G. Müller, Nachrichten über die Wirkungen und das Fortbestehen der warmen Quelle zu Wiesenbad im Erzgebirge. Annaberg, Rudolf u. Dieterici, 1847.

Warmbad Wiesenbad im sächsischen Erzgebirge. Von der Badeverwaltung.

und geschmückten Abhängen eingefaßt wird. Von Wiesenbad bis zur Grundmühle 14 km.

Oberhalb der Grundmühle, nur vom Grenzbache getrennt, liegt auf dem rechten Bachufer das ausgedehnte, von mehr als 8000 Menschen bewohnte und in einzelnen Gruppen verstreute Weipert, auf dem linken Bachufer Bärenstein, Stahlberg und Niederschlag, so daß man die Gesammtheit dieser Orte mit ihrer Ausdehnung von 6 km Länge und 2 km Breite und ihren 12 000 Bewohnern leicht für eine einzige, weit zerstreut angelegte Bergstadt halten könnte.

Allem Anscheine nach ist Weipert in seinen ersten Anfängen von sorbenwendischen Ackerbauern angelegt worden; ein Vorposten, welcher über Königswalde südwärts im Gebirge vorgedrungen war; wenigstens liegt die Ableitung des Ortsnamen von výprah = der Brandacker nicht fern, während Preßnitz auf brsina = die Hutweide, das Wiesenthal im Gebirge, Orpus auf hor = Berg und poušt = Einöde, sowie endlich Pleil auf plejidlo = Rodehaue und Waldroden hinweist.

Im 15. Jahrhundert mag in der Umgebung von Weipert Eisenstein-Bergbau getrieben worden sein, und 1506 erwähnt eine Urkunde „diesen wüsten Hammer Weyberth genannt“. Um 1530 ward aber schon auf Silbererze gebaut, und als 1550 ein Sturm eine Fichte entwurzelte, und dabei ein „Erzgeschub“ herausriß, welches achtzig Mark Silbers enthielt, entstand ein so großes Berggeschrei, daß man den Ort selbst „Neu-Geschrei“ benannte. Im Jahre 1617 erlangten die vier Städte Weipert, Preßnitz, Sonnenberg und Sebastiansberg die Gerechtsame als „königliche Bergstädte“; doch 1628 schon begann die Auswanderung der protestantischen Bergleute, in Folge der unerhörten Bedrückungen und Verfolgungen, und am Ende des dreißigjährigen Krieges zählte Weipert kaum noch 600 Bewohner.

Alle Versuche, den Bergbau wieder zu beleben, waren vergeblich. Die Stadt hatte schwere und trübe Zeiten zu überstehen und erst nach Beendigung der Napoleonischen Kriege entstanden allmälig neue Industrieen und Erwerbszweige. Nächst der Anfertigung von Posamenten, Strumpf- und Wirkwaaren ist die Gewehrfabrikation besonders zu nennen.

Von Wiesenbad aufwärts macht die Zschopau drei große Schleifen, deren bis zu 80 m hohe Abhänge mit Wald bedeckt und zum Theil mit Felsbrocken übersät sind. Von Wiesa an erweitert sich das Thal bis zum Einfluß der Sehma, welche von 50 bis 70 m hohen auf der Westseite des Thales zum größten Theile bewaldeten Abhängen eingefaßt ist. Das von Süden her kommende Thal der Sehma ist bis oberhalb Buchholz reich an anmuthigen Landschaftsbildern. Im

Nordwesten von Annaberg erhebt sich der Schreckenberg mit seinem Aussichtsthurme und nördlich von demselben von Busch umgeben der Markus Röhling; beide mit guter Aussicht gegen Annaberg und den Pöhlberg.

Das Thal der Zschopau bleibt westlich gerichtet bis Tanneberg, wo die Ueberreste eines alten, viereckigen, von einem Wassergraben umgebenen Thurmes die Zeit der ersten Ansiedelung und der Errichtung einer Grenzburg in diesen Gegenden als den Anfang des 13. Jahrhunderts bezeichnen. Hier wendet sich das Thal der Zschopau scharf nach Süden, um bis gegen Schlettau hin zum großen Theile noch von waldbedeckten Abhängen eingefaßt zu bleiben.

Schlettau, welches erst um 1500 in Folge der in seinen Umgebungen aufgeschlossenen Erzanbrüche die Rechte einer freien Bergstadt erhielt, ist unzweifelhaft eine bedeutend ältere Ansiedelung sorbenwendischen Ursprunges. Der Name Schlettau weist auf šleta = der Schiefer; eine vollkommen richtige Bezeichnung des Glimmerschieferbodens, auf welchem die Ansiedler sich niedergelassen hatten. Die Stadt ist 1708 vollständig niedergebrannt und seitdem neu aufgebaut; sie bildet ein sehr langgestrecktes Oval; die drei Straßen gehen der Umfassung ziemlich parallel, doch ist von der ehemaligen Stadtbefestigung nur wenig erhalten, obgleich man die Linie derselben erkennt.

Am Nordostende der Stadt lag die Burg, das heutige Schloß, welches jedoch durch spätere Umbauten vollständig verändert worden ist. Ein Anfang des 16. Jahrhunderts von Dilich gezeichnetes Bild von Schlettau zeigt noch die Stadtmauern und das alte Schloß. Auch die Burg von Schlettau ist wahrscheinlich Anfang des 12. Jahrhunderts errichtet worden. Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts war in Folge des Bergseegens unzweifelhaft die Blüthezeit der Stadt; das Schloß war bis Anfang des 18. Jahrhunderts kurfürstliches Eigenthum.

Südlich des in breiter Thalmulde lang gestreckten Dorfes Crottendorf liegt, etwa 1 km entfernt, 8 km von Schlettau, der früher als Marmor=, jetzt lediglich als Kalkbruch ausgebeutete Bruch, der vorwiegend für den Fachmann ein größeres Interesse bietet. Derselbe wurde 1575 entdeckt und seit 1583 von Nosseni vielfach benutzt. Die Statue König Augusts und das Gellertstandbild in Leipzig, die Fußböden der katholischen Kirche in Dresden u. s. w. sind von Crottendorfer Marmor.

Südwestlich von Schlettau, nahezu auf der Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Zschopau und dem Gebiete der Mulde liegt Scheibenberg, die „seitdem 1515 der Bergbau fündig worden"

regelmäßig gebaute ehemalige Bergstadt am Fuße des Scheibenberger Hügels *).

Der Scheibenberg, oder wie er gewöhnlich genannt wird, der Scheibenberger Hügel, erhebt sich aus dem Plateau mit ziemlich steilen Wänden über 50 m, mit dem dreieckigen Gipfel sogar gegen 74 m. (Vgl. S. 45.) Die Längenachse des Berges ist von Süd nach Nord, mit einer Abweichung gegen Ost. Die Aussicht vom Scheibenberg ist bei Weitem anziehender als die vom Pöhlberg und vom Bärensteine. Der Verfasser der Wanderungen durch das sächsische Erzgebirge schreibt (1840) über dieselbe: „Die gemischten Bilder romantischer Wildniß, gewerblichen Fleißes und ländlicher Einfalt lagen vor mir.... Hochwälder und Buchenhaine, Berge und Hügel, auf der einen Seite in ansteigender Erhöhung, auf der anderen in niedergehender Abdachung.... Die tafelförmigen Höhen des Pöhlberges und Bärensteines gönnten einen mächtigen Zwischenraum zum Durchblick — weithin bis an den böhmischen Haßberg; nordwärts über die Granitsäulen des Greifensteines hinaus..... Nicht nennen kann ich die Ortschaften alle, die ich hier sah.... Die vielen Teiche, die einst zu der alten Abtei Grünhain gehörten, blitzten hervor auf der grünen Landschaft.... Alles verherrlichte der frohe Sonnenglanz des Tages." Besonders hervorzuheben ist die Aussicht nach Südwest und West.

Im Osten von Annaberg erhebt sich der Pöhlberg, mit seiner Längenachse genau von Süd nach Nord gerichtet, über 80 m steil aus der allmälig ansteigenden Hochebene. Der Gipfel des Berges ist bepflanzt, doch bietet der Rundweg um denselben nach allen Richtungen hin vortreffliche Aussichtspunkte, zum Theil malerischer und besser als eine Rundsicht sie gewähren könnte. Am Nordende des Berges sind Basaltsäulen (die sog. Butterfässer) bemerkenswerth. Der Basalt des Pöhlberges ist schwarzgrau, die Mehrzahl der Säulen 6 bis 10 m lang, einzelne 1 bis 1 3/4 m stark. Die Aussicht vom Pöhlberge rühmt schon Schumann (VIII, 453). Man sieht Scheibenberg, Buchholz (besonders schön), Annaberg, Geyer, Augustusburg, Wolkenstein, Frauenstein und Sayda.

Am Ostfuße des Pöhlberges liegt Briccius-Fundgrube.

Von dem unmittelbar über dem Dorfe Bärenstein sich erhebenden Bärensteine hat man nur zwei Aussichten, die eine nach Norden und die andere nach Süden. Der in einem dreieckigen Plateau endigende Berg steigt über 60 m schroff aus der Hochebene empor, ist vollständig bewaldet und gewährt nur an seinen Enden eine freie

*) Dietrich, Chronik der freien Bergstadt Scheibenberg. Leipzig 1839.



Aussicht. Besonders interessant ist die Aussicht von der südlichen Felsenklippe nach dem Kamme des Gebirges. Oberhalb des waldfreien Thalgebietes von Bärenstein und Weipert nahezu im Osten der Haßberg, genau im Südost der Preßnitzer Spitzberg, daneben die blendendweiße Kapelle auf dem Kupferhübel, im Süden die Wirbelsteine, sodann der Keilberg mit dem Thurm, die Sonnenwirbelhäuser, der vordere Fichtelberg mit dem Fichtelberghause, am fernen Horizonte, nahezu im Westen der Auersberg.

Enger begrenzt, aber auf keinen Fall weniger malerisch ist die Aussicht nach Süden von dem am Fuße des Berges liegenden ehemaligen Zechenhause von Prinz Joseph.

54. Annaberg. Buchholz.

Am 21. September 1496 wurde in „dickem finstern Walde, der voller Steinblöcke und Felsen war und gleich einer Warte vom Pilberge überragt wurde“, durch Herzog Georg den Bärtigen, in Folge des mit den reichen Silberanbrüchen am Schreckenberge in Verbindung stehenden Zustromes von Bergleuten, Hüttenleuten, Handwerkern u. s. w. die Stadt „Neustadt am Schreckenberge“ gegründet, welche 1501 den Namen „St. Annaberg“ erhielt. Grundsteinlegung und Bau leitete Meister Apollonius Röling*).

Die Stadt, auf der geneigten Hochfläche östlich des Sehmabaches, bildet ein Oval, dessen lange Achse von Südost nach Nordost gerichtet, durch die beiden Kirchgassen längs des Marktes und die Frohnauer Gasse reicht, dessen kurze Achse durch die Buchholzer und die Wolkensteiner Gasse bezeichnet wird. Die Nebengassen sind nicht ganz regelmäßig angelegt, obgleich sich innerhalb der einzelnen Stadtviertel auch bei ihnen gewisse Wiederholungen nachweisen lassen.

Auf der langen Achse liegen der Markt und die Sct. Annenkirche.

In kurzer Zeit entstand die ansehnliche, und dabei reiche Stadt. Salianus schrieb 1507 von ihr: „er habe den unermeßlich großen Hartz- und Schwarzwald, auf dessen Gebürgen die Stadt Annaberg gegründet, durchreiset und sich gewundert, daß die Stadt innerhalb zehn Jahren mit Mauern, Wällen und Graben versehen“. Der Bau der Stadtmauer begann 1503 mit dem Theile zwischen dem Böhmischen und dem Wolkensteiner Thor; dann folgte der Theil bis zum

*) Jenisius, Annabergae Misniae urbis historia; fortges. von Rektor Arnold bis 1658 als Chronicon Annabergense.

J. B. Ficker, Ein Beitrag zur Geschichte von Annaberg. 1843 bis 1868.

Buchholzer Thor, dann bis zum Frohnauer Thore, bis zum Mühlthore und zuletzt der Theil vom Mühlthore bis zum Wolkensteiner Thore. Außer diesen fünf Thoren führten noch zwei Pforten aus der Stadt und siebzehn Thürme verstärkten die Mauer, deren Bau 1540 vollständig beendigt war.

Jetzt stehen von der Stadtmauer nur noch einzelne Theile, besonders auf der Westseite. Von der Stadtbefestigung ist eigentlich nur noch wenig zu sehen: ein runder Thurm westlich vom Böhmischen Thore, und zwar nur noch in seinem unteren Theile; eine ehemalige Bastei am Buchholzer Thore; ein runder und ein viereckiger Thurm zwischen dem Buchholzer und Frohnauer Thore; eine halbrunde Bastei zwischen Fleischergasse und Klostergasse; ein runder Thurm gegenüber dem vormaligen Turnplatze.

Die junge Bergstadt blühte schnell auf, da die Erzgänge sich während des 16. Jahrhunderts äußerst ergiebig zeigten.

Der Annaberger Bergbau hatte eigentlich schon 1442 auf der Zeche St. Briccius am Pöhlberge, wo man auf Kupferkieß und Silbererze baute, die man „in dem Geyer“ zu Gute machte, seinen Anfang genommen. 1498 und 1511 „stand das Bergwerk in hohem Flor“ und viele neue Zechen wurden aufgethan. Die berühmtesten waren: Gottes Gabe, Heilige Kreuz, Himmlisch Heer. Im Jahre 1507 brachte der Annaberger Bergbau 333 000 rh. Gulden Ueberschuß. 1503 war die Annaberger Knappschaftslade errichtet und 1509 die Annaberger Bergordnung erlassen worden. — 1536 wurde „Himmlisch Heer“ fündig, wo ein „braun gediegen Silber“ brach, und dreizehn andere Zechen waren noch wegen großer Ausbeute in Ruf. Aber 1568 schon war der Bergseegen bedeutend zurückgegangen, und 1584 am Quartal Crucis geschah es zum ersten Male, daß keine Ausbeute fiel. 1628 wurde die Annaberger Bürgerschaft sogar durch eine kurfürstliche Commission angehalten, das „gefallene Bergwerk zu bauen“. — Markus Röhling, welche Grube Mitte des 16. Jahrhunderts außerordentlich große Ausbeute gegeben hatte, verfiel, und trotzdem er 1870 von Neuem aufgenommen wurde, ist er gegenwärtig noch nicht wieder im Freiverbau. Von den in diesem Theile des Gebirges betriebenen Gruben waren die Fundgrube Mittle Vierung bei Neundorf, wo auf Zinnstein und Schaustufen in einem Reinertrage von etwa 18 000 Mk. gebaut wurde, und der Sct. Michaelisstolln am Stadtberge bei Annaberg, wo auf Silber-, Kobalt- und Nickelerze im Reinertrage von etwa 13 000 Mk. gebaut wurde, bis in die letzten Jahre die einzigen, welche im Freiverbau waren. Alle übrigen Gruben bauten nur noch auf Zubuße.

Die reiche Stadt hatte eigene Gerichtsbarkeit und zahlreiche Vor-

rechte und Freiheiten. Sie besaß eigenes Maaß und Gewicht, so wie eine Münze, in welcher die Engelsgroschen oder Schreckenberger geprägt wurden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wanderten viele vor Alba fliehende Niederländer in Annaberg ein, welche besonders die Posamentirerei betrieben.

Annaberg wurde jedoch schon 1604 durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, welche 700 Häuser, sowie fast alle öffentlichen Gebäude, Rathhaus, Schule, Kloster, Dach und Thürme der Hauptkirche u. s. w. in Asche legte. Bei diesem Brande sind alle Schneebergische, Geyersche und Buchholzer Bergurkunden mit verbrannt. (Desfeld II, 29.) Eine zweite große Feuersbrunst zerstörte 1630 wieder über 300 Häuser, eine dritte 1634 an 440 Häuser und die Brände von 1731 (320 Häuser) und 1837 (153 Häuser) verheerten wiederum einen großen Theil der neu aufgebauten Stadt.

Der dreißigjährige, der Nordische, der siebenjährige, der Bairische Erbfolgekrieg und die Napoleonischen Kriege gingen nicht vorüber, ohne in Annaberg mehr oder weniger tief eingreifende Spuren zurück zu lassen. Von der ehemaligen Herrlichkeit Annabergs, welche von verschiedenen Zeitgenossen als eine außergewöhnliche gerühmt wird, sind fast alle Spuren verweht. Was an interessanten Baulichkeiten vorhanden ist, entstammt beinahe alles der neuesten Zeit.

Nur die Sct. Annenkirche überragt als ein beredtes Denkmal der Vorzeit die Stadt.

Bereits 1498 war eine hölzerne Kirche erbaut worden, doch schon am 25. April 1499 wurde in Gegenwart Herzog Georgs der Grundstein zur massiven Sct. Annakirche gelegt. Als 1512 die Mauern bis unter das Dach geführt waren, wurde die hölzerne Kirche, welche in der Mitte des Neubaues stehen geblieben war, abgetragen. Den Grundstein zum Thurme hatte Meister Konrad Schwabe 1507 gelegt; bereits vor 1512 aber muß „die Visirung" zu dem reichen Netzgewölbe der Decke entworfen gewesen sein, welche einem Meister Erasmus zugeschrieben wird. An dessen Stelle trat 1513 Peter von Pirna und 1514 Jacob von Schweinfurt. Peter von Pirna führte den Thurmbau bis zu etwa 30 m Höhe. Zu dieser Zeit dachte man schon an die Fertigung der Emporkirchenbrüstungen, deren hundert schöne Reliefs eine der Hauptzierden der Kirche bilden*).

Die große Aehnlichkeit der Emporenanlagen in Freiberg, Schneeberg, Zwickau und Brüx mit der zu Annaberg läßt auf einen Ein-

*) Vergl. Wochenblatt für Baukunde 1885, Nr. 11, 13, 15. 17. „Aus der Bauhütte" von Baurath Dr. O. Mothes.

fluß des Jörg von Maulbronn und des Jacob von Schweinfurt auf alle diese Kirchenbauten schließen.

Die hundert Emporenfelder sind von Franz von Magdeburg gefertigt.

„Der ganze Charakter der Annaberger Kirche ist, trotzdem sie noch vor der Reformation vollendet ward, ein völlig protestantischer, so daß man an eine Vorahnung der Reformation, an einen Geist der evangelischen Aufklärung, des Protestirens gegen päpstliche Satzungen glauben möchte, der unbewußt in dem Meister gewirkt habe."

Der Bau wurde 1525 vollendet. Die Kirche ist 62 m lang, 27,5 m breit, 20,5 m hoch. Das hohe und kühne Deckengewölbe ruht auf 12 Pfeilern und macht trotz seiner Einfachheit eine großartige Wirkung. Die Kirche ist 1883 unter Leitung des Baurathes Dr. Oskar Mothes in vortrefflichster Weise wieder hergestellt worden.

Bei dem bedeutenden Gesammteindrucke der Kirche darf man jedoch zahlreiche höchst bemerkenswerthe Einzelheiten nicht übersehen.

Der 1521 von dem Augsburger Adolf Dowher angefertigte Hauptaltar stellt in seiner Ausführung in verschiedenfarbigem Marmor und Solenhofer Kalkstein den Stammbaum Christi dar. Von den vier Nebenaltären ist der 1521 gestiftete Knappschaftsaltar der bemerkenswertheste und werthvollste. Dieser doppelte Flügelaltar ist reich mit farbigen und vergoldeten Schnitzereien geschmückt, hat werthvolle Gemälde von Matthäus Grunewald und auf der Rückseite sehr interessante Darstellungen bergmännischer Arbeiten und Trachten. Der 1522 errichtete Münzeraltar ist ebenfalls mit farbigen, reich vergoldeten Schnitzereien und werthvollen Bildern von Albrecht Altdorfer ausgestattet. Links vom Knappschaftsaltar ist seit 1834 aus den Bildertafeln des Grabdenkmals für den Rathsherrn Lorenz Pflock († 1521) der sogenannte „Neue Altar" errichtet worden. Die fünf Gemälde desselben sind von hohem Kunstwerth und entstammen einer der besten deutschen Malerschulen des 16. Jahrhunderts. Gegenüber davon, rechts vom Münzeraltar, erhebt sich mit geschnitzten vielfarbigen und vergoldeten Darstellungen von geringerem Werth der Bäckeraltar.

Hinter dem Bergaltar befindet sich ein kleiner Altarschrein vom Epitaphium des Münzmeisters Melchior Irmisch († 1557) mit einer Verkündigung Mariä von hohem Kunstwerth (von einem unbekannten Maler). Unterhalb dieses Schreins steht ein Marienbild, aus Buchenholz geschnitzt, mit zwei Engeln und vierundzwanzig anbetenden Figuren, angeblich von Michael Wohlgemuth. Außerdem noch das Epitaphium von dem Zehntner Johann Unwirt († 1578)

aus röthlichem Marmor und Solenhofener Stein, die Auferstehung Christi darstellend.

Vor dem Altar ist der 1556 aus der Grünhainer Klosterkirche hierher versetzte, mit Kinder- und Engelgestalten voller Anmuth und Naivität geschmückte Taufstein von Porphyr aufgestellt.

Das 1883 wieder hergestellte Triumphkreuz stammt ebenso wie die obenerwähnte Reliefgruppe der Jungfrau aus dem 1539 aufgehobenen und 1604 durch Brand völlig zerstörten Franziskanerklosters.

Die Kanzel (von 1516) enthält an ihrer Brüstung sieben Reliefs von vortrefflicher Arbeit, welche 1528 bemalt und vergoldet, 1883 ebenfalls wieder hergestellt wurden.

Rings um das Schiff der Kirche führt eine Empore, deren steinerne Brüstung mit 100 Reliefdarstellungen von Franz von Magdeburg, Jakob Hallwig und Theophilus Ehrenfried, zum Theil nach Zeichnungen von Albrecht Dürer geschmückt sind. (1522—1524.) Von den 79 biblischen Darstellungen sind der Sündenfall, die Verkündigung an Joachim, der Kirchgang Marias, die Heimsuchung, die Fußwaschung, die Höllenfahrt, die Auferstehung, der Auferstandene und Maria Magdalena, der Auferstandene in Emmaus, und der Auferstandene und Thomas übereinstimmend mit Zeichnungen von Albrecht Dürer. Dem Altar gegenüber ist Christus am Kreuze. — Auf beiden Seiten, dem Altare zunächst, sind je 10 derb humoristische Vorstellungen der Stufenjahre beider Geschlechter.

Die alte Sakristei, auf der Nordseite der Kirche, 1507 vollendet, mit einem schönen, kunstvollen Gewölbe, dessen eigenthümlich geformte Rippen an die ähnlichen in der ehemaligen Sakristei des Freiberger Domes erinnern, enthält eine kleine Sammlung kirchlicher Alterthümer, sowie Bilder von Lukas Cranach und Holbein dem Jüngeren.

In der sog. neuen Sakristei ist ein kleiner Flügelaltar mit Bildern von Van Eyck.

Auf die Nordseite des Kirchenschiffes ist die 1512 vollendete „schöne Pforte" aus dem Franziskanerkloster versetzt, eine figuren- und verzierungsreiche Darstellung der Dreieinigkeit; „Gleich ausgezeichnet durch Erfindung, Behandlung und Zeichnung". (Steche.)

Die Sct. Annenkirche besaß bis zur Einführung der Reformation 1539 sehr reichen Schmuck; einen großen Schatz an Gewändern und Altarbekleidungen, Reliquien, heiligen Gefäßen und Kostbarkeiten; unter Anderem 12 Apostel aus gediegenem Silber, und zahlreiche silberne Kelche, Monstranzen u. s. w. (für 1036 Mark Silbers = 100 000 Mark j. W.).

Als 1517 ein neuer Begräbnißplatz angelegt werden mußte, erbat man sich von Papst Leo X. Erde vom heiligen Felde am Marienhospitale zu Rom. Der Papst bewilligte einen Kasten voll Erde, welche im Beisein von Herzog Georg, des Bischofs von Meißen und eines Weihbischofs am 27. Oktober 1519 über den Kirchhof gestreut wurde. Das Crucifix im vorderen Theile desselben bezeichnet die Stelle, wo die heilige Erde ausgestreut wurde; eine Predigt und die Schmückung des Kirchhofes halten die Erinnerung an diese Feier bis in unsere Tage fest.

Unweit des Crucifixes ist die nunmehr mit 23 Steinpfeilern gestützte Linde, welche mit den Wurzeln nach oben gepflanzt wurde. (Dr. J. E. A. Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 377.)

In der Nähe des Crucifixes ist auch das 1834 errichtete Denkmal von Barbara Uttmann. Das am 10. November 1886 auf dem Marktplatze zu Annaberg enthüllte Standbild derselben, eine Bronzestatue vom Bildhauer Henze in Dresden, ist eine vortrefflich gelungene Arbeit.

Barbara Uttmann, geboren 1514, gestorben 1575, stammte aus dem Hammerherrengeschlechte derer von Elterlein und war an den reichen Bergherrn Christoph Uttmann verheirathet. Nach dessen Tode betrieb sie selbst den Bergbau weiter, und war sogar im Besitze eines Privilegiums, nach welchem alle im Annaberger Bergbezirke gewonnenen Kupfererze gegen einen bestimmten Preis an sie abgeliefert werden mußten*). Noch ehe der Annaberger Bergbau in seiner Ausbeute so bedeutend zurückging wie in den Jahren 1565 bis 1570, so daß er um 1580 vollständig zum Erliegen kam, war die Borten- und Spitzenindustrie zu einer bedeutenden Ausdehnung gediehen; die erstere um 1550, die andere um 1560. In einer 1571 an den Rath zu Annaberg gerichteten Supplik ist von „Bortenwirkerinnen" und „Klipplerinnen", von „kluppeln" und „Klippelkussen" die Rede. In diesem Bericht wird von der „Erbaren Frau Vtmanin" gesagt, „daß sie allein in neunhundert Personen Borttenwirkerin gefurderet". Tobias Schmidt schreibt: „In diesem Jahr, 1561, sind auch die Klippelborten und Spitzen oder das Klippeln ins Gemein, welches zwar im Anfang schlecht Ding gewesen, anitzo aber hoch gestiegen, erdacht worden". Wie weit Barbara Uttmann die Begründerin der erzgebirgischen Spitzenindustrie gewesen ist, läßt sich nach den vorhandenen Quellen schwer entscheiden. Thatsächlich hat sie einen aus-

*) E. Finck, Barbara Uttmann, die Begründerin der Spitzen-Industrie im Erzgebirge. Annaberg 1886, Rudolf und Dieterici.

L. Bartsch, Hat Barbara Uttmann in der That das Klöppeln im Erzgebirge eingeführt? (Wissensch. Beilage der Leipziger Zeitung 1887, Nr. 96.)

gedehnten Handel mit Borten und Spitzen betrieben und Hunderte von Bortenwirkerinnen und Klöpplerinnen beschäftigt; wahrscheinlich hat sie aber auch den letzteren die Anfertigung der verschiedenen Spitzengattungen gelehrt; denn allem Vermuthen nach war das Klöppeln um Mitte des 16. Jahrhunderts eine nicht unbekannte Beschäftigung vornehmer Frauen. Gestickte Spitzen und spitzenartige Arbeiten sind eine sehr alte Erfindung. Im frühen Mittelalter schon giebt es Altartücher, Meß- und Prunkgewänder mit genähten und gestickten Spitzen. In den Niederlanden, in Brabant und in der Normandie wurden die zarten Geflechte oder Gewebe mit durchsichtigem Grund und einem Muster aus dichter liegenden Fäden gefertigt, welche in Leinenzwirn Spitzen, in Seide Blonden und bei aufgenähtem Muster Application genannt und zum Theil aus freier Hand mit der Nadel, hauptsächlich jedoch vermittelst zahlreicher an Klöppeln befestigter Fäden auf dem Muster des Klöppelkissens hergestellt werden.

Bis zu welchem Umfange die Einführung des Spitzenklöppelns im Erzgebirge das vorwiegende oder ausschließliche Verdienst von Barbara Uttmann gewesen ist, läßt sich nicht feststellen; dafür hat die Sage, das allgemeine Urtheil des Volkes und die wiederholten Berichte der Geschichtschreiber es als unumstößlich angenommen, daß ihr vor Allem und ausschließlich die Einführung der Spitzenklöppelei zu danken sei.

Der Jugendschriftsteller Christian Felix Weiße ist zu Annaberg am 28. Januar 1726 geboren. Sein „Kinderfreund“ (24 Jahrgänge) und sein „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“ wurden mit dem größten Beifall aufgenommen*).

In Annaberg lebte der „berühmte und vortreffliche Rechenmeister“ Adam Ries, geboren 1492 nach den älteren Angaben in Zwönitz, nach dem Ergebniß neuerer Forschungen in Staffelstein in Franken. 1515 war der zweifellos in der Markscheidekunst, Bergbaukunst und Bergtechnologie bewanderte Mathematiker nach Annaberg übergesiedelt, „wo er bald eine sehr große und beruffene Schule hatte“. 1518 gab er das kleine Rechenbuch „Rechnung auf den Linien und Federn, auff allerlei Handtierung, gemacht durch Adam Rysen“, gedruckt zu Erfurt, heraus. Dasselbe begründete seinen Ruhm. Die Anwendung der arabischen Ziffern, die Einführung des Stellenwerthes und des dekadischen Systemes, die Beseitigung der langwierigen und mühseligen Rechnung mit den bis dahin üblichen römischen Buchstabenwerthen verschaffte ihm schnell eine Bedeutung, welche bis heutzutage in der

*) Professor Dr. Wildenhahn, Vortrag über Christian Felix Weiße. Annaberg, Graser, 1884.



Redewendung „nach Adam Rieses Rechenbuche“ ihren Ausdruck findet. — Ueber zweihundert Jahre lang ist man den in den vier Ausgaben des Großen und Kleinen Rechenbuches niedergelegten Anweisungen gefolgt, bis im 18. Jahrhundert (1720) neuere Lehrmeister und Lehrsätze sie verdrängten. Seit 1528 Receßschreiber, seit 1530 Gegenschreiber auf Sct. Annaberg, gab er 1550 mit Unterstützung durch Kurfürst Moritz das große Rechenbuch „Die Praktika“ heraus. Die „Coss“, sein Manuskript über Algebra, nach dem Italienischen Regola della Cosa also benannt, ist nur handschriftlich in der Bibliothek der Stadtkirche von Marienberg vorhanden. Er starb 1559. Das von ihm 1539 erkaufte Bauerngut, welches 1641 von den Schweden niedergebrannt wurde, wird heute noch „die Riesenburg“ genannt*).

Die lateinische Stadtschule von Annaberg war 1498 gegründet und bestand unter dem Namen eines Lyceums bis 1835, in welchem Jahre das Schulgesetz die Unterrichtsverhältnisse von ganz Sachsen neu ordnete. Das Lyceum wurde in ein Gymnasium umgewandelt, um 1842 zu einem Lehrerseminar eingerichtet zu werden; 1843 wurde die Realschule errichtet.

Mit dem Niedergange des Bergbaues vollzog sich allmälig die Verwandlung der Stadt in eine Industrie- und Handelsstadt.

Unter den 14 000 Bewohnern derselben zählt man gegenwärtig 469 Posamentirer, darunter 215 Innungsmeister, ferner 61 Posamenten-Faktore und Verleger, 114 Posamenten- und Spitzen-Fabrikanten und Handlungen, 12 Posamentenhändler, 18 Schnurenfabrikanten, 17 Knopffabrikanten, 11 Chenillefabrikanten, 11 Seidenwicklerinnen, 8 Perlgeschäfte, 8 Klöpplerinnen, 3 Gold- und Silberdrahtgespinnstfabriken, und 41 Buchbinder- und Cartonnagefabrikanten u. s. w.

Zwei Kilometer thalaufwärts liegt auf dem linken Ufer der Sehma die Stadt **Buchholz** am Fuße des Schottenberges. Südlich von demselben befanden sich Zinnseifenwerke, nach denen der Seifenwald seinen Namen führt. Zahlreiche Löcher und Erhöhungen, Haldenreste und ehemalige Seifengraben bekunden heute noch die Thätigkeit der ersten Ansiedler. Bergleute aus Geyer, Ehrenfriedersdorf, Freiberg und Schneeberg begründeten den Ort vor 1496 auf kurfürstlichem (ernestinischem) Gebiete, während Annaberg auf herzoglich sächsischem (albertinischem) Gebiete errichtet worden war. Durch die

---

*) Programm der Realschule von Annaberg, 1855. Ueber Adam Riese, von Professor Bruno Berlet, 1860. Die Coss von Adam Riese, von demselben.



Wittenberger Kapitulation (1547) fiel diese Grenze. Im Jahre 1504 erhielt Buchholz Stadtrechte und den Namen „Sct. Katharinenberg im Buchholze“, welcher im Laufe der Zeiten auf „Buchholz“ zusammenschrumpfte *).

Buchholz zeigt keine regelmäßige Anlage; Reste früherer Befestigung sind kaum nachzuweisen. Die Stadt ist terrassenförmig erbaut. Sie bietet von der Annaberger Chaussee, vor Allem aber auf dem Wege von der Hüttenmühle her, den Bärenstein im Hintergrunde, ein prächtiges Landschaftsbild, in welchem die neuhergestellte, mit Thurm versehene Stadtkirche der Mittelpunkt ist.

Außer den Zinnwäschen waren um 1500 die Gruben St. Konrad, Heilige Drei Könige u. A. m. überaus ergiebig. Die Stolln Sct. Paul und Sct. Apollonia gaben die erste Ausbeute. Fast jedes Jahr entdeckte man neue Silberfundorte; doch Niemand kann angeben, wo die von dem Chronisten der Stadt, Pfarrer Melzer angeführten Ottilien-, St. Andreas-, St. Blasius- und Konradstolln gewesen. Die Stadt hatte zahlreiche Pochwerke, eine Schmelzhütte und sogar eine Münze, worauf der Name Münzgasse noch hindeutet. Durch einen großen Wolkenbruch wurde im Jahre 1565 ein großer Theil der Gruben unter Wasser gesetzt; die Pest von 1626, sowie die Drangsale des dreißigjährigen Krieges gaben dem hiesigen Bergbau den Todesstoß.

Der Bau der Kirche begann 1504 und dauerte bis 1524, ohne jedoch die Kirche zur Vollendung zu bringen. Die Anlage derselben ist nicht winkelrecht; das 26,3 m lange Schiff ist an der einen Seite 16,4, auf der anderen 18 m breit; das schräg angefügte Chor 12,5 m lang, 10 m breit. Erst 1875 bis 1877 wurde die Kirche durch Baumeister Möckel ausgebaut und mit einem Thurme versehen, so wie im Innern stylgemäß ausgestattet. Von den alten Fenstern mit ihren Glasgemälden waren nur noch wenige Ueberreste erhalten. Der Flügelaltar stammt aus der Kirche des 1539 säcularisirten Annaberger Franziskanerklosters, aus welchem er 1594 hierher versetzt wurde, wobei einer der vier inneren Flügel verloren ging. Es sind daher nur noch drei innere und zwei äußere Flügel vorhanden. Die Darstellung der heiligen Veronika mit dem Schweißtuche „zählt zu den schönsten Werken deutscher Kunst. Der Kopf des Heilandes ist von ergreifender, tiefster Wirkung“ (Steche IV, 61). Diese Gemälde sind von Michael Wohlgemuth, dem Lehrmeister Albrecht Dürer's, und zeichnen sich, wie alle seine Bilder durch Derbheit der

---

*) Dr. M. Spieß, Beiträge zur Geschichte von Buchholz und seiner Kirche insbesondere. (Elfter Bericht der Realschule zu Annaberg, 1854.)



Form und des Ausdruckes, leuchtende Farbe, scharf gebrochene Falten charakteristisch aus. Diese Bilder sind 1840 restaurirt*) und wurden bei der Erneuerung der Kirche nicht mehr als Altar aufgebaut, sondern an den Seitenwänden angebracht. Der neue Altar wurde erst 1888 entsprechend aufgestellt und ist mit einem werthvollen Oelgemälde, Christus die Armen und Mühseligen tröstend, vom Historienmaler Anton Dietrich in Dresden geschmückt.

Auch in der Begräbnißkapelle befindet sich eine Anzahl von Bildern, welche man Wohlgemuth und seiner Schule zuschreibt.

Das Sinken der Silberausbeute war der Grund, daß Buchholz, ebenso wie Annaberg sich allmälig in eine Industrie- und Handelsstadt verwandelte; während Annaberg die Heimath für das Spitzenklöppeln wurde, ward es Buchholz für die Posamentirerei und noch heute gelten beide Städte für den gemeinsamen Vorort der Spitzen- und Posamenten-Fabrikation.

Die Stadt Buchholz zählte 1886 eine Bevölkerung von 6955 Seelen. Unter dieser befinden sich 490 Posamentirer, dabei 220 Meister, 59 Posamentenverleger, 11 Posamentenfabrikanten, 1 mechanische Posamentenfabrik, 1 mechanische Perlweberei, 1 mechanische Spitzenklöppelei, 3 Schnurenfabriken, 2 Chenillenfabriken, 1 Knopffabrik und 27 Posamentenhandlungen.

Für die 10 Prägeanstalten für Verzierungen aller Art u. s. w., unter denen die von Oskar Brauer die umfangreichste, fertigen zwei größere Graviranstalten die nöthigen Stahlstanzen.

Von den sechs Cartonnagenfabriken ist die von Georg Adler (1855 gegründete) die älteste und größte. Aus unbedeutenden Anfängen heraus hat sich die Cartonnagenfabrikation, welche früher fast ausschließlich in Paris betrieben wurde, zu einem blühenden, durchaus selbständigen Industriezweige entwickelt. Die gegenwärtig in Sachsen befindlichen 98 Cartonnagefabriken beschäftigen an 2300 Arbeiter; die Adlerschen Fabriken in Buchholz und Waltersdorf 275. Die Arbeiterverhältnisse sind im Allgemeinen günstige. Besonders bemerkenswerth sind die seit 1862 bestehende Fabrikordnung des Adlerschen Etablissements, die seit 1875 eingeführte Pensions- und Unterstützungskasse, sowie das 1884 angenommene Statut der Betriebs-Krankenkasse, sowie noch verschiedene Einrichtungen der Fabrik für das Wohl der Arbeiter. Vor einer Reihe von Jahren schon hat Commerzienrath Adler begonnen die Arbeiterfrage praktisch zu

*) Die Hauptkirche zu Buchholz nach ihrer Erneuerung. Von P. M. H. Rosenhauer.



lösen und seine sich bewährenden Einrichtungen sind wiederholt anderwärts geprüft und zum Muster genommen worden *).

55. Die Spitzen-Industrie.

Mit dem Namen „Spitzen“ bezeichnet man ein feines, größere und kleinere Maschen bildendes Geflecht, welches bandartig, mit oder ohne Zacken, als Schmuckstück der Kleidung hergestellt wird. Die Spitzen werden entweder geklöppelt (Dentelles) oder mit der Nadel genäht (Points) oder auch gewebt; man fertigt sie von seidenen, halbseidenen (die Blonden), leinenen (die Zwirnspitzen) oder baumwollenen gezwirnten Fäden; aber auch von Gold- und Silberfäden. Als schönste Spitzen bezeichnet man die Brabanter, sodann die Brüsseler (Flachszwirnspitzen), die Mechelner oder Malines (feinste Zwirnspitzen); die Valencienner Spitzen sind geklöppelt, die Alençoner genäht. Die englischen Spitzen sind geringer als die Brabanter und die französischen; nächstdem fertigt man Spitzen in der Schweiz, in Italien, im böhmischen und sächsischen Erzgebirge. „Zum Theil kommen die sächsischen den Brabantern an Güte ziemlich gleich“ **).

Das Klöppeln erfolgt auf dem Klöppelsack (Klöppelkissen) vermittelst des Klöppelbriefes (Klöppelmusters), wo die Fäden um eingesteckte Nadeln geschlungen und verknüpft und dadurch die Maschen und das Muster gebildet werden. Der Faden ist um den Klöppel gewunden und durch die Klöppelhülse (Düte) gegen Verschmutzen geschützt. Zu feinen und breiten Spitzen braucht man bis zu 200 Klöppeln, und mehr; die Klöppel, welche man nicht gerade bedarf, werden mit größeren Nadeln (Bambelnadeln) zurückgesteckt.

Die Arbeit ist mühsam und will schon in früher Kindheit erlernt sein; denn es gehören gelehrige und gelenke Finger dazu und je zeitiger die Kinder angelernt werden, um so schneller und geschickter lernen sie klöppeln. Dessen ungeachtet lohnt die Arbeit schlecht, trotz des hohen Preises der fertigen Spitzen. Um 1840 betrug der Wochenverdienst einer fleißigen Klöpplerin, je nach ihrer Geschicklichkeit 6 bis 20 Groschen. Man schätzte um diese Zeit die Zahl der Klöppler auf 40 000. Schon Kinder von 4 Jahren fertigten schmale Kanten und auch die Männer betrieben im Winter diese Arbeit. Aber schon seit dem Beginn dieses Jahrhunderts hatten sich an manchen Orten die Klöpplerinnen dem Ausnähen zugewendet,

*) Vergl. Ein Baustein zur Lösung der socialen Frage, von Georg Adler. Buchholz 1871. (Als Manuskript gedruckt.) In Commission bei H. Graser, Annaberg.

**) Friedrich Georg Wieck, Industrie-Zustände Sachsens. Chemnitz 1840.

und es klöppelten nur noch alte Frauen, die das Nähen nicht gelernt hatten. Denn schon in dieser Zeit wurde die Klage laut, daß der uralte Klöppelsack sich nur mit Ehren würde behaupten können, wenn er nicht immer schlechtere Waare lieferte. Die Spitzenklöppelei hatte für das Erzgebirge eine ganz außerordentliche Wichtigkeit erhalten; sie hat aber auch viele und schwere Krisen zu bestehen gehabt.

Im Allgemeinen erhielten die Spitzenklöppler Muster und Zwirn von den Verlegern (Verkäufern) und wurden nach der Masse der Nadeln, welche bei Ausführung des Musters gesteckt werden mußten, pro Schock Nadeln bezahlt. Die Arbeitgeber verkauften die Spitzen an die Fabrikanten (Kaufleute) oder vertrieben sie im Hausirhandel. Die Namen der Spitzen waren äußerst verschieden. Um 1800 unterschied man die Muster Vierebrod, Wasserlinseln, Pfefferküchеln, Goldwurzeln, Häsle, Trommeln, Bäumle, Krohägeln u. s. w. und bei den schwarzen Spitzen noch besonders Herzeln, Ochsenköpfe, Schlangen, Hahnbuttel, gute Blume, Schwanzbirne, Ochsenauge u. s. w. Die Länge der Stücke war verschieden; bis zu 57 m.

Anfang dieses Jahrhunderts wurden die sächsischen Zwirnspitzen noch aus wirklichem Leinenzwirn gemacht. Der Grund der Spitzen wurde in verschiedenen, künstlichen Klöppelarten gefertigt, Valenciennes-, Kreuz-, Nadel- oder Erbsgrund; das machte die Spitzen solid und haltbar, aber auch theuer. Um die Arbeit zu beschleunigen und bei billigerem Preise noch einen Lohn zu haben, machte man den Grund nur aus dem einfachen Schlag; dann wandte man aber auch baumwollenen Zwirn an und mit der Verringerung des Erzeugnisses ging die Klöppelei zurück, besonders seitdem die Bobbinetmaschine ein dem geklöppelten Spitzengrunde ähnliches Fabrikat lieferte. Die Klöppelei warf sich nunmehr auf die Anfertigung schwarz- und weißseidener Blonden, kam besonders um 1840 wieder in Aufnahme, wo hauptsächlich schwere, schwarzseidene Spitzen gesucht waren; aber seitdem die Ende der 50er Jahre eingeführte Klöppelmaschine, eine Art Rundschnurmaschine, die Arbeit besser und fast um die Hälfte wohlfeiler liefert, ist der Anfertigung aller geringeren Spitzensorten der Todesstoß gegeben.

Um 1870 zählte man noch gegen 11 000 Spitzenklöppler, darunter 4000 Kinder, im westlichen Ober-Erzgebirge. Man fertigte damals nur geklöppelte Spitzen: Bettspitzen in der Umgebung von Aue und Schwarzenberg; weiße Zwirnspitzen, vorzugsweise Malines mit Halbgrund in Schneeberg und Umgegend; Valenciennes in Breitenbrunn, Rittersgrün und Pöhla; weißleinene Guipüre und Clunyspitze in Rittersgrün, Pöhla und Raschau. Die schwarze Guipürespitze hatte sich über das ganze Arbeitsgebiet verbreitet und die übrigen

Spitzengenres zurückgedrängt. Die mit der Nadel hergestellte Pointspitze (Points d'Alençon) wurde ausschließlich im böhmischen Klöppeldistrikt hergestellt.

Der günstige Geschäftsgang der vorangegangenen Jahre, wie bis 1872, erhielt der Spitzen-Industrie, deren Fortbestand schon wiederholt bezweifelt worden war, Arbeitskräfte und Arbeitsgebiet. Beides vergrößerte sich sogar, denn die amtlich aufgestellte Zahl von 9000 Spitzenklöpplern blieb hinter der Wirklichkeit zurück.

Aber die Verschlechterung der Waaren in Qualität, Solidität und Muster, und mit ihr das Bestreben, durch Wohlfeilheit Absatz zu gewinnen, verursachten einen bedeutenden Rückgang. Die besseren französischen Handspitzen kamen in Aufnahme und die Mode wendete sich schon vor mehr als 10 Jahren fast vollständig von den Spitzen ab.

Valenciennes und weiße Guipürespitzen wurden kaum noch verlangt; Bett- und Torchonspitzen, sowie Façonsachen (Hauben, Barben, Fanchons) fanden etwa Käufer, und von den Schleiern, besonders den bis zu 3 m langen spanischen, wurden nur noch großgemusterte, kostbare, und im Winter Spitzentücher, hauptsächlich in schwarzer Guipüre gesucht.

Zur Hebung der Spitzen-Industrie hatte man schon frühzeitig Klöppelschulen errichtet; so z. B. 1808 in Schneeberg, 1814 in Neustädtel, 1816 in Ober-Wiesenthal, 1817 in Pöhla und Crottendorf sowie nach dem Nothjahre 1817 in Aue, Bermsgrün, Breitenbrunn, Crandorf, Hundshübel, Nieder-Haßlau (zwei), Neustadt bei Falkenstein, Ober-Planitz, Nieder-Planitz, Rittersgrün (drei), Rothenkirchen, Ober-Schlema, Schwarzenberg, Johanngeorgenstadt, Wilkau, Zschorlau, Grünhain, Elterlein, Ehrenfriedersdorf, Hammer Unter-Wiesenthal, Unter-Wiesenthal, Jöhstadt und in neuester Zeit in Brand bei Freiberg.

Crottendorf, Neustadt und Johanngeorgenstadt sind eingegangen.

Die Klöppelschulen hatten in den letzten Jahren, besonders 1880, wo die Gorlnäherei einen außerordentlichen Umfang gewann, schwere Zeiten durchzumachen, da mit allen erdenklichen Mitteln und Vorspiegelungen Arbeiterinnen, und zwar hauptsächlich Kinder, für die Gorlnäherei angeworben wurden.

Mit Ausnahme der Klöppelschule in Neustädtel, in welcher von jeher nur Malines- und Chantilly-Spitzen geklöppelt wurden, beschäftigt man in sämmtlichen Klöppelschulen die Anfänger mit Bettspitzen und geht von diesen allmälig auf Guipüre- und Torchonspitzen über. Diese letztere Gattung bildet ein vorzügliches Lehrmittel, besonders für die älteren, geübteren Schüler, da sich in ihr die verschiedenen Techniken der Guipüre-, Chantilly- und Valenciennes-

Spitzen vereinigen. Man nennt sie daher auch weißleinene Melange-Spitzen. Außer diesen werden in Schwarzenberg, Pöhla, Rittersgrün und Bermsgrün noch Valenciennes-, Malines- und Brabanter Spitzen, in Zschorlau und Schlema Malines-, in Crandorf und Breitenbrunn Idrianer Spitzen und Façonsachen geklöppelt; in Breitenbrunn speciell Dentelles russes (russische Spitzen).

Die Klöppelschulen sollen durch Unterricht und Uebung das Spitzenklöppeln erhalten und zu höherer Vollkommenheit bringen. Sie streben nach Einführung verbesserter Arbeitsmethoden und feinerer, lohnenderer Spitzengattungen; nach Förderung der gewerblichen Ausbildung und Geschicklichkeit der Kinder und Gewöhnung derselben an Aufmerksamkeit, Ordnung, Fleiß, Pünktlichkeit und Reinlichkeit. Der Unterricht wurde in den letzten Jahren von etwa 1500 Kindern, meist Mädchen, besucht. An Schulgeld bezahlte jedes Kind wöchentlich 5 Pf., erhielt aber dafür die gelieferte Arbeit vergütet.

Seitdem ein großer Theil der Spitzenklöpplerinnen zu der besser lohnenden Posamentenarbeit übergegangen war, und es an jungem Nachwuchse fehlte, war die Spitzenindustrie, welche außerdem noch mit schwierigen Handelsverhältnissen und einer starken Concurrenz zu kämpfen hatte, bedeutend zurückgegangen. Man hörte wiederholt die Klage, daß es nicht mehr Klöppler gebe, welche bessere Muster zu fertigen verständen, daß ein großer Theil sich dieser Kunst durch Annahme leichterer Arbeit entwöhnt habe, und daß man erst wieder Spitzenklöppler heranbilden müsse.

Die 1878 in Schneeberg eröffnete Klöppel-Musterschule, in welcher befähigte und strebsame Klöpplerinnen weiter ausgebildet werden, soll die Schönheit und Gleichmäßigkeit der Arbeit sichern und die Einführung neuer Muster und Spitzengattungen ermöglichen. Daher werden hier sämmtliche im Erzgebirge heimische Spitzen mit besonderer Sorgfalt angefertigt; außer diesen jedoch auch Brüsseler und Ragusaner. Die Kunst der Anfertigung der letzteren war seit ungefähr 200 Jahren verloren gegangen; nach mühsamem Studium ihrer Technik ist dieselbe wieder gefunden worden. Man fertigt gegenwärtig schwarzseidene Schnürl- und Guipürespitzen, weiße und farbige Wollspitzen, feine Crême-Wollspitzen für Kindersachen, leinene Spitzen in Weiß, Crême und Ecrü, schmale und mittelbreite Torchonspitzen, breitere Guipürespitzen, Kirchenspitzen, billige, schmale Bettspitzen, sowie Metallspitzen, besonders Goldspitzen. Das Arbeitsverdienst der Klöpplerinnen ist auf 2 bis 3,5 M. für die Woche gesunken, und dabei haben sie noch Mühe, ihre Erzeugnisse abzusetzen. Die Hausirer bieten die Spitzen zu Spottpreisen an.

„Die sächsischen Spitzen und Tülle sind den von Calais an

Eleganz und Ausführung vollständig ebenbürtig, und haben außerdem den großen Vorzug, erheblich billiger zu sein." (Industrie-Zeitung 1886, Nr. 12.)

Dessen ungeachtet war der Begehr nach sächsischen Spitzen nicht im Zunehmen. Gegen die Maschinenspitzen von Calais ist nicht aufzukommen; von den billigeren und geschmackvolleren französischen und englischen, und selbst von den ordinären Barmener Maschinenspitzen wird die Erzgebirgische Klöppelspitze vollständig verdrängt. Dieser schöne und einst so bedeutende Industriezweig befindet sich in einer beklagenswerthen Lage. Die Spitzenklöppelei fristet nach wie vor ein kümmerliches Dasein; an einen Aufschwung ist nach Lage der Dinge, wenigstens augenblicklich, nicht zu denken. Das Wenige, was an schmalen Wollenspitzen, weißleinenen Bettspitzen, seidenen Spitzen und geklöppelten Kragen in der letzten Zeit noch verlangt wurde, reicht nicht aus, diesen Industriezweig zu erhalten.

Nur wenn die Mode wiederum den Geschmack nachhaltig auf die prächtigen Erzeugnisse der erzgebirgischen Industrie richtet, wird dieser Erwerbszweig wieder zur entsprechenden Geltung kommen. Da dies aber unzweifelhaft in nicht gar zu langer Zeit der Fall sein wird, gilt es vor Allem vermittelst der Klöppelschulen und ihrer Anstrengungen, die Uebung und Handfertigkeit im Klöppeln guter, schwerer und theurer Spitzen lebensfähig zu erhalten und die Anfertigung der geringen, durch die Maschine überholten Waare, ganz aufzugeben.

---

56. Die Posamenten-Industrie.

Schon Mitte des 16. Jahrhunderts war die Posamenten-Industrie in Annaberg und in Buchholz in Aufnahme. Die Annaberger Kirchenbücher aus der Zeit von 1570 führen Bortenwirker und Posamentmacher auf, Bortenwirkerinnen und Klipplerinnen, und Jenisius giebt für das Inslebentreten der Borteninduſtrie und des Bortenhandels ebenfalls diese Zeit an. Die Kunst des Bortenwirkens selbst ist bedeutend älter. Schon im 13. und 14. Jahrhundert wurde sie geübt und im 15. war diese ursprünglich nur von Frauen geübte Kunst in die Hände männlicher Berufsbortenwirker übergegangen.

Georg Einenkel führte 1589 das Posamentirgewerbe in Buchholz ein. Aus dem Umstande, daß die Annaberger Posamentirer den Buchholzer nur die Anfertigung geringerer Waaren gestatteten, geht jedoch hervor, daß das Annaberger Posamentirgewerbe das ältere und bereits lebenskräftigere war. Die Herstellung gewirkter Borten ist die älteste Manufaktur von Annaberg, denn „von dem Borten-

wirken“ heißt es 1571: „ihr souil Leutte als von dem Perckwerck neeren mussen“. Durch kurfürstliche Privilegien wurde die Annaberger Posamentirer-Innung besonders begünstigt.

Die Bandmanufaktur beschäftigte Anfang dieses Jahrhunderts 400 Meister, 200 Gesellen und 300 Lehrlinge. „Gegen 800 arbeiten auf Bandstühlen, die übrigen fertigen Räupchen, seidene und zwirnene Fransen, gewirkte Spitzen und andere Posamentirarbeit.“ (Merkel I, 239.) „Gegen Mitte des Jahrhunderts ging das vor 30 und 40 Jahren noch so kräftig dastehende Posamentir-Bandgewerbe im Obergebirge Schritt vor Schritt abwärts. Gegen die Bandfabrikation in St. Etienne, in Basel, in Wien ꝛc. stand die obergebirgische weit zurück, welche sich vom Gebiete der Mode fern auf einem eng beschränkten Gebiete hielt und weder Mühlenstühle, Jaquardvorrichtungen, noch Appreturen und Färbereien in entsprechendem Umfange besaß.“ (Wieck, 35 ff.)

Annaberg, Buchholz, Oberwiesenthal, Ehrenfriedersdorf, Geyer, Wolkenstein, Jöhstadt, Lößnitz, Scheibenberg, Schlettau bilden gegenwärtig den Sitz der Posamentenfabrikation, in welcher Annaberg mit Buchholz herrschend obenan steht. Schon seit Jahren hat eine Anzahl Berliner Häuser in Annaberg Filialen errichtet und einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Arbeitsverhältnisse gewonnen, besonders dadurch, daß sie feine Waaren für die inländische Anfertigung von sogenannten „Confectionen“ verlangten. Infolge dessen haben sich viele Arbeiter von den billigen Massenartikeln ab- und den feineren Arbeiten zugewendet, wodurch die Arbeitslöhne wesentlich stiegen.

Die neue Zollgesetzgebung hat aber auf die sächsische Posamentenindustrie nachtheilig eingewirkt. Die Schutzzölle an sich haben dieselbe allerdings nicht geschädigt, aber die Aufhebung des Veredelungsverkehrs (mit Oesterreich), da beinahe die Hälfte der Arbeiter der sächsischen Posamentenfabrikation in Böhmen wohnt, und nunmehr diese billigeren Arbeitskräfte der sächsischen Industrie verloren gehen. Schon 1882 verlegte eine Anzahl Annaberger und Buchholzer Häuser Filialen nach Weipert.

„Als erfreulich ist hervorzuheben,“ sagt der Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1879/80, „daß sich mit gutem Erfolge bemüht wurde, die einzelnen Artikel in immer besserer und vollkommenerer Qualität herzustellen, und daß dies auch besonders von der Confection in Deutschland sehr beifällig aufgenommen worden ist. Für den Export nach England und Amerika sind allerdings noch immer niedrige Preise die Hauptbedingung, zu welchen wirklich gute Waare leider oft zu schwer zu liefern ist“. Natürlich verdienen bei diesen weder Arbeiter noch Fabrikant.

Fransen aus Baumwolle, Wolle und Seide werden zwar noch vielfach gemacht; aber der Bedarf ist zurück- und viele Posamentirer zur Anfertigung von Schnuren, Faden, Ornamenten 2c. übergegangen. Man fertigt Schnuren aller Art, Kleiderschnuren, Quadratcordel, Schnuren und Faden zu Besätzen, Seidenschnuren, Schling- und Nähgorl, und die aus demselben hergestellten Gimpen (Besatzschnuren) und Ornamente, seidene Gimpen, Ornamente mit Quasten, Agraffen, Besatzartikel aus Seidenschnuren und Perlen, besonders feinere Besatzartikel mit Glasperlen, Schmelzperlen, Seidenschnuren, Soutache, Chenille, seidene Fransen 2c.

In der Hauptsache werden gut ausgeführte Waaren verlangt und dafür auch entsprechende Preise bezahlt.

Die neuerdings errichteten Posamentirschulen zu Annaberg, Buchholz, Geyer und Scheibenberg wirken sehr segensreich und verbreiten gute Fachkenntnisse, so daß die jüngere Generation der Posamentenarbeiter bedeutend höheren Ansprüchen zu genügen vermag, als die ältere. Ueberhaupt macht sich im Allgemeinen unter den Arbeitern das Streben nach größerer Ausbildung bemerkbar.

Beim Nähen von Gorl und Soutache verdienten die Arbeiter, je nach Beschaffenheit der Arbeit, 1864 wöchentlich 3½ bis 12 M.; die Löhne der weiblichen Arbeiter hatten sich schon im Jahre vorher auf 9 M. gehoben. Aber seit dieser Zeit sind dieselben bedeutend gesunken. Der Wochenlohn des Arbeiters betrug 1884 3 bis 4 M., der Arbeiterin 3½ bis 4½ M., des Kindes 1½ M., was allerdings nicht ausschloß, daß einzelne besonders befähigte und fleißige Arbeiter selbst das Doppelte verdienten. Gegenwärtig hat sich ein gewisser Normalarbeitslohn entwickelt; für die Stunde 12 Pf., in der Hauptarbeitszeit 18 Pf., und bei guten und sauberen Händen bis zu 25 Pf. Die Kinder werden bis zu 6 und 4 Jahren herab zu leichten Arbeiten, Perlen anreihen, anknüpfen, Fäden schlingen u. s. w. verwendet.

Sehr richtig bemerkt in Bezug auf die Arbeitsverhältnisse ein älterer Bericht der Chemnitzer Handels- und Gewerbekammer (1865): „Wenn sich auch im Ganzen die Löhne der Arbeiter wieder um Einiges gehoben haben, so ist doch die Lage eine gedrückte. Die vermehrten Ansprüche der Gesellen und Gehilfen und die leichte Beweglichkeit derselben lassen während einer flotten Arbeitsperiode im Verein mit der häufig vorkommenden Arbeit-Verlassung ohne Kündigung die günstige Zeit nicht dauernd ausnutzen und bringen um so fühlbarere Nachtheile, als der Meister dem Fabrikanten gegenüber an den Arbeitsvertrag und die darin festgesetzten Strafen gebunden bleibt und so die den Verdienst schmälernden Verluste in der Regel allein zu tragen verurtheilt ist."

Bei der eigenthümlichen Organisation des Geschäftsganges innerhalb der Posamentenindustrie bildet der Verleger (Factor) das Bindeglied zwischen den Großkaufleuten und den Arbeitern der Hausindustrie, wenn sich nicht Kaufmann und Verleger in einer Person vereinigen, wie bei einem großen Theile der erzgebirgischen Häuser. Die Verleger erhalten von den Geschäftshäusern Aufträge, gewisse Artikel nach vorgeschriebenen Mustern und innerhalb einer bestimmten Zeit von den betreffenden Arbeitern in ihren Wohnungen anfertigen zu lassen. Sie empfangen das nöthige Rohmaterial (Schnuren, Seide, Garn, Perlen 2c.) und vertheilen dieses nach ihrem Ermessen an die einzelnen Arbeiter in den verschiedenen Orten. Diese fertigen nun die Theile zu gewissen Posamenten; der Eine macht Scheibchen, der Andere Glöckchen, Schleifchen, Gehänge; der Eine Fransen, der Andere Schnuren, Faden, Cordel; der Eine Knöpfe, der Andere Band, Besatz, Einfassung und wie die einzelnen Theile alle heißen, welche wiederum durch dritte und vierte und mehr Arbeiter zu einzelnen Abschnitten eines Musters oder zum Ganzen zusammengestellt werden. Dabei wandern die einzelnen Bestandtheile eben so wie das Rohmaterial aus einer Hand in die andere und von einem Orte zum anderen; von Annaberg und Buchholz gebirgsaufwärts nach Königswalde, Bärenstein, Stahlberg, Wiesenthal und von da wieder zurück bis in die Hände des Großkaufmanns, welcher die Modewaarengeschäfte in Berlin, London, Neuyork mit diesen Artikeln versorgt.

Durch exacte Arbeit und pünktliche Lieferung ist die französische Concurrenz, wenn auch nicht überwunden, so doch bestanden worden. Es war schwierig, da die Arbeiter nur langsam die französische Manier, auf Holzringen zu arbeiten, annahmen (was das Abnähen der Agréments wesentlich erleichtert) und die geschickte und geschmackvolle Anordnung der einzelnen Theile, welche dem Franzosen geläufig ist, erst allmälig mit Anstrengung angelernt sein wollte. Die übertriebenen Lohnforderungen, welche die Arbeiter stellten, bedrohten außerdem eine Zeit lang diesen Industriezweig, der seinen Aufschwung den billigen Arbeitslöhnen zu verdanken hatte ... Vor Allem aber scheint die Wiedereinführung des Veredelungsverkehrs mit Böhmen nöthig zu sein, da der gegenwärtige Zustand, welcher die Benutzung der böhmischen, billigeren Arbeitskräfte für gewisse Bestandtheile und ihre Anfertigung ausschließt, die erzgebirgische Posamentenindustrie, vor Allem die Anfertigung der billigen, zumeist gesuchten Gorlartikel 2c. zu vernichten droht.

Von den Erzeugnissen der Posamenten-Industrie sind gegenwärtig die nachstehenden zu nennen. Genähte Ornamente, Gimpen und Garnituren aus wollener Soutache (Crottendorf, Sehma, Cranzahl 2c.); Besätze und Ornamente aus Seidenschnuren, matt, aber auch mit

Perlen, Kugeln, Eicheln ꝛc. behangen (Annaberg, Buchholz, Schlettau, Scheibenberg, Bärenstein ꝛc.); Schnuren aller Art, hauptsächlich Façonschnuren; Galons und Stuhlarbeit mit und ohne Perlen; Fransen, besonders matte; sogenannte Annaberger Ueberlegarbeit; halbechte und echtseidene Crochetgimpen, und Möbelposamente, als Fransen, Quasten, Kugeln, Gardinenhalter ꝛc. in Wolle, Baumwolle, Seide und gemischt, von den einfachsten und billigsten bis zu den feinsten und geschmackvollsten. Die Näharbeit wird vorwiegend in Annaberg, Buchholz, Bärenstein, Stahlberg, Wiesenthal, Sehma, Cranzahl, Neudorf, Schlettau, Crottendorf, Scheibenberg und dem Raschauer Grund ausgeführt; die Schlingarbeit in Geyer und Ehrenfriedersdorf.

Die geringeren Sachen haben stets gedrückte Preise; die besseren werden ausnahmslos gut bezahlt.

Intelligenz und Thatkraft haben es verstanden, sich fremde, und vor Allem Pariser Ideen anzueignen, sie entsprechend umzuwandeln, zu verbessern und zu verwerthen, so daß die „Nouveautés“ in Annaberg fast zu gleicher Zeit wie in Paris erscheinen. Man hat aber auch neue und originelle Formen selbständig geschaffen. Man hat nicht nur in billigen und mittlen Sachen, sondern auch zum Theil schon in feinen und feinsten Posamenten das Feld erobert.

Die billigeren und Mittelqualitäten für den Export werden in Folge der wesentlich billigeren Löhne mehr und mehr in Böhmen angefertigt. Die Preisunterbietungen seitens der Fabrikanten haben jedoch fast unausbleiblich eine Verschlechterung der Qualität zur Folge. Die Aufträge kommen immer erst im letzten Moment, so daß sehr häufig nur der emsigste Fleiß sie zu erfüllen vermag.

Es wird anempfohlen, Fachzeichnen- und Posamenten-Nähschulen zu errichten, um jugendliche Kräfte zu guter und gründlicher Arbeit heran zu ziehen.

Die Posamenten-Industrie des Erzgebirges muß alle ihre Kräfte zusammenhalten, um ihren Standpunkt zu behaupten, der Concurrenz gewachsen zu bleiben und den Forderungen der Mode jederzeit entsprechen zu können. Bei der Vielgestaltigkeit der Erzeugnisse dieser Industrie, wo die Ueberbleibsel der früheren Saisons meist werthlos geworden sind, und doch gegen 40 000 Menschen in fast 100 Ortschaften des Erzgebirges angemessen beschäftigt sein wollen, gehört eine große Intelligenz, der sorgsamste Fleiß und die regste Aufmerksamkeit dazu, um alle diese farbigen oder bunten, verzierten oder unverzierten, kostspieligen oder billigen Schmuck- und Putzgegenstände dem herrschenden Geschmacke entsprechend bereit zu halten.

Alle diese flimmernde Herrlichkeit findet nur so lange den Beifall der Mode, als neuere Formen sie nicht verdrängt haben, und

wenn auch in dem Einzelnen kein großer Werth steckt, so sind es doch immer ganz ungeheure Summen, welche die Massen vorstellen.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nehmen gegenwärtig fast die Hälfte aller Fabrikate für sich in Anspruch; Berlin mit seiner hochentwickelten Confection braucht große Mengen von Posamenten; Deutschland selbst ist ein guter Kunde, auch England; aber Rußland und Oesterreich sind durch hohe Zollschranken verschlossen.

---

57. Sebastiansberg. Sonneberg. Preßnitz. Gottesgab. Oberwiesenthal. Platten.

Der Kamm des Gebirges wird im Südwest des Punktes, wo auf mooriger Hochebene die Wasserläufe der schwarzen Pockau und des Assigbaches nur wenige Minuten von einander entfernt sind, von dem kegelförmig gegen 100 m aus der Hochebene aufsteigenden Haßberge überragt. Man besteigt denselben entweder von Christophhammer, oder von Preßnitz aus. Von Preßnitz ist der Anstieg am leichtesten. Man geht von der Stadt bis auf den Höllberg ziemlich ostwärts und wendet sich hier auf einem Feldwege, der gerade gegen die Höhe des Haßberges führt und als Fußsteig bis weit hinauf reicht in fast nördlicher Richtung, zum Theil auf einer Schneuse, von welcher aus ein Holzweg und eine Art von Fußsteig in ziemlich weit ausholendem Bogen nach dem Gipfel führt. Diesen Weg muß man ebenfalls zu erreichen suchen, wenn man von Christophhammer aus auf die Kaiserstraße gelangt ist. Von Osten her führt der Weg stundenlang durch den Wald, ehe man diesen Punkt erreicht. Die Rundsicht vom Haßberge ist ganz bedeutend. Im Südost weit nach Böhmen hinein, bis zum Mittelgebirge, im Ost bis zum Bärensteinberge, im Norden Augustusburg, im Nordwest den Pöhlberg und darüber den Greifenstein, sodann den Schatzenstein, den Scheibenberger Hügel und zunächst den Bärenstein, genau im Westen; den Fichtelberg, den Keilberg, die Wirbelsteine, die Kupferberger Kapelle nahezu im Süden.

Oestlich vom Haßberge liegen Sebastiansberg und Sonneberg, das letztere auf einem durch die Thalmulde des Alten und Neuen Teiches vom eigentlichen Gebirgsrücken getrennten Höhenzuge. Beide Städte außerordentlich regelmäßig als Bergstädte angelegt, haben den Bergbau jedoch schon seit langer Zeit aufgegeben. Die weithin sichtbaren, hell leuchtenden Kirchen mit ihren Thürmen dienen vortrefflich zur Orientirung.

Im weiten Thalkessel zwischen dem Haßberge und dem Kupfer-

hügel liegt die Stadt Preßnitz, aller Wahrscheinlichkeit nach eine sorbenwendische Niederlassung unmittelbar unter dem Kamme des Gebirges. Auch hier hat der im 15. Jahrhundert stattfindende Anbruch von Silbererzen die Erhebung der alten Ansiedelung zur Bergstadt im Gefolge gehabt. Preßnitz ist der Hauptort der „fahrenden Musikanten" geworden, welche auf Harfe, Guitarre, Violine, Cello und anderen Instrumenten, aber auch als Liedersängerinnen sich hören lassen. Seit dem großen Brande von 1811 gehen die Preßnitzer in die Welt; die Mädchen vorwiegend mit der Harfe, die Männer mit Geige, Flöte u. s. w. Bis in die entferntesten Gegenden Europas wandernd, und selbst darüber hinaus, kehren sie meist mit schönem Erwerb in die Heimath zurück. Anna Görner soll die erste Harfenspielerin und Sängerin gewesen sein, welche die Leipziger Messen bezog. Im Anfange der vierziger Jahre machte die Familie Fischer, ein Vater mit zwei Töchtern und zwei Söhnen, großes Aufsehen durch ihre trefflichen Leistungen. Seitdem in Preßnitz eine Musikschule besteht, sind auch die Leistungen der Preßnitzer Musikanten bedeutend gestiegen.

Etwa 3 km westlich von Preßnitz liegt der Preßnitzer Spitzberg mitten im Walde, von dessen Felsengipfel man eine auf die nächsten Umgebungen beschränkte Aussicht hat.

Ungefähr 5 km von Preßniß, in fast südlicher Richtung, ist die Stadt Kupferberg, ein regelmäßig um den viereckigen Markt angelegtes Bergstädtchen, dessen Ansehen sein hohes Alter nicht erkennen läßt. Haldenreste, Schachteinbrüche und Pingen geben noch Zeugniß von dem einstmalen bedeutenden Bergbau hauptsächlich auf Kupfererze. Nicht ganz 10 Minuten nördlich des Städtchens erhebt sich der Kupferhübel mit der Maria-Hilf-Kapelle. Hier hat man eine vortreffliche Aussicht über das Böhmer Land. Dieselbe ist nach West, Nord und Nordost durch die Erhebung des Gebirges beschränkt, so daß man nur einzelne Gipfel in der Ferne sehen kann; dagegen nach Südost und Süd, nach dem Mittelgebirge, dem Inneren von Böhmen, dem Liesen- und Carlsbader Gebirge von entzückender Schönheit. Die Beleuchtung ist während des Vormittags am Besten.

Von der Stadt Kupferberg geht man auf einem Parallelwege südlich der Chaussee nach Oberhals, um die nahen Felsenklippen zu besuchen und den Einblick in das schroff abfallende Thal zu gewinnen.

Von Kupferberg auf der Chaussee über Oberhals nach der Oberförsterei unter den Wirbelsteinen sind 9 km, von da nach den Wirbelsteinen 1 km. Man geht auf der breiten Waldschneuse in südöstlicher Richtung fast 1 km weit, bis der Fahrweg nach dem Hauen-

steiner Forsthaus sich nach Süd biegt und folgt demselben etwa 5 Minuten weit bis an eine Rundung, von der ein sehr guter, deutlich erkennbarer Weg in westlicher Richtung nach dem Felsenkamme der Wirbelsteine führt. Auf jeder anderen Stelle ist die Ersteigung derselben mühsam und anstrengend. Die Aussicht nach Böhmen hinein ist vortrefflich.

Von der Oberförsterei nach dem Gasthaus Hofberg sind 2 km; von da auf den Keilberg 3/4 Stunden. Da der Weg sehr schlecht im Stande und bezeichnet ist, thut man gut, einen Knaben als Führer mitzunehmen.

Der **Keilberg** oder Bardum bildet einen zwei Stunden langen Rücken mit einem überaus steilen, vielfach zerrissenen Abfall nach Süden. Der westliche, wiesenbedeckte, niedere Theil heißt der kalte Winter, östlich daran liegt die Schlauderwiese mit den Quellen des Pöhlbaches, darüber die Sonnenwirbelhäuser; der östliche Theil des Berges mit dem Gipfel heißt die hohe Wiese, auf welcher ein kleiner, mooriger Tümpel den ganzen Sommer über Wasser hält.

1809 wurde auf dem Gipfel des Keilberges ein trigonometrisches Signal errichtet, später ein hölzerner, sechseckiger Thurm, das Gloriet, welches um 1860 abbrannte; in den letzten Jahren der Franz-Josephthurm.

Die Aussicht von der oberen, gegen Wind und Wetter geschützten Gallerie des Thurmes ist eine umfassende*). Man übersieht einen großen Theil des nördlichen Böhmen. Von dem jähen Absturze des Erzgebirges nach Süden wird man allerdings wenig gewahr, da der Wald den Einblick in die nächste Umgebung verdeckt. Nach Norden liegt der Fichtelberg quer vor. Zwischen dem Fichtelberge und dem Preßnitzer Spitzberge ist Annaberg, der Pöhlberg, der Bärenstein, der Bahnhof von Weipert und die Stadt Jöhstadt zu sehen; am Fuße des Haßberges die Kirchthurmspitze von Preßnitz, das Dorf Reischdorf, der Reischberg; zwischen Preßnitz und dem Reischberge am fernsten Horizonte der Bärensteinberg bei Katharinaberg. Auf dem Südabhange des Gebirges sieht man zahlreiche Orte, in geringerer und größerer Entfernung, sodann den Kupferberger Hübel mit der Kapelle und dem Gasthause, daneben die Stadt Kupferberg; im Osten den Milleschauer, den Biliner Stein, den Wostray und andere Kuppen des Mittelgebirges. Im Thale der Eger liegen die Städte Klösterle, Kaaden und Saatz; weiter nach Süden die Bergkuppen des Liesengebirges; unter diesen im Südost der Rabenstein, unmittelbar dahinter

*) Vergl. Ober-Erzgebirgische Ausflüge, von Dr. Richard **Mauke**. Annaberg, Graser, 1887.

die Langenauer Kuppe des lang gestreckten Eichberges; sodann der Herrgottstuhl bei Ockenau und gerade dahinter der Liesenberg beim Dorfe Liesen; weiter der Hengberg bei Totzau und von demselben bedeckt der Legerberg und der Hasenberg bei Duppau. Ziemlich genau im Süden sieht man den Bahnhof von Schlackenwerth und die Stadt Schlackenwerth, darüber auf dem auffallend sich kennzeichnenden Klingsteinhübel die Ruine der Burg Engelhaus, und ein wenig östlich von ihr den Burgstadtel und den Oedschloßberg im Duppauer Gebirgszuge. Am Horizonte erkennt man den Huretzberg bei Petschau, den Podhorn bei Marienbad, den Glatzeberg bei Königswart, den Dillenberg bei Sandau, und südwärts von diesem in ganz zarten Umrissen die zunächst liegenden Gipfel des Böhmer Waldes. Im Südwest, die Ebene des Egerthales begrenzend, liegt die Kuppe mit der Maria-Hilf-Kapelle bei Kulm, darüber in der Ferne der Kaiserwald, mehr nach West der Kapellenberg bei Schönberg und der Hainberg bei Asch; endlich hinter diesen der Gebirgszug des Fichtelgebirges mit der bei hellem Wetter zu unterscheidenden Kösseine, dem Ochsenkopf, Schneeberg und Waldstein. Von den Gipfeln des Erzgebirges liegt der Pleßberg beinahe vor dem Kapellenberge, der Peindlberg bei Bäringen verdeckt den Hohen Stein bei Markt-Neukirchen, der Gottesgaber Spitzberg den Rammelsberg bei Klingenthal. Dagegen tritt der Auersberg bei Wildenthal, der Kuhberg bei Halbmeil und der Hahnberg bei den Försterhäusern deutlich über die allgemeine Erhebung des Gebirgskammes hervor. — Während auf der Nordseite der weit umfassenden Rundschau der Wald vorherrscht, sind auf der Südseite zahllose Ortschaften zu erkennen, und die eruptiven Formen der böhmischen Gebirge geben eine lebensvolle Abwechslung in der landschaftlichen Zusammenstellung. Ob man wirklich bis zum Riesengebirge im fernen Osten und bis zu dem Brdi-Gebirge im Innern Böhmens bei Beraun sehen kann, mag bei hellem Wetter und mit starken Gläsern entschieden werden.

Etwa 4 km westlich am Keilbergsthurme liegt das Städtchen Gottesgab. Vor Entdeckung der Silberanbrüche hieß der kleine Ort Wintersgrün. 1525 wurde die Grube Sct. Lorenz gemuthet, welche „viel gediegen Silber, auch rothgültig Erz“ brachte und den Namen „Gottes Gabe“ veranlaßte. 1534 erhielt auf Verordnung des Kurfürsten Johann Friedrich, denn das Gebiet gehörte damals zu Kursachsen, jeder Ansiedler einen Bauplatz von 15 Ellen Breite und 30 Ellen Tiefe angewiesen. Seitdem der Bergbau aufgehört hat, von dessen früherem Umfange zahlreiche und große Halden Zeugniß ablegen, bilden Klöppeln, Nähen und Sticken die Haupterwerbszweige. Im Jahre 1808 brannte die Stadt fast vollständig nieder.

Das Städtchen liegt auf einer unwirthbaren, baumlosen und öden Hochfläche, welche nur an den Rändern von Waldungen umgeben, im Norden vom Fichtelberge, im Osten von der Höhe der Sonnenwirbelhäuser, im Süden vom Spitzberge begrenzt wird. Die nördliche Seite desselben erhebt sich ein wenig, die südliche Seite fällt den Quellenbächen des Schwarzwassers entsprechend sanft abwärts. In den Umgebungen sind weitläufige Torfgräbereien; sonst ist der größte Theil der Hochfläche mit Wiesen bedeckt.

In nahezu südwestlicher Richtung, 3 km von Gottesgab, liegt der Gottesgaber Spitzberg. Vom Wirthshaus der Spitzberghäuser geht man auf der Westseite des Berges durch aufgethürmtes Phonolithgeröll und Gestrüpp nach dem Gipfel des steil aufragenden Klingsteinkegels. Derselbe ist bewaldet, ohne Weg, mühsam zu besteigen, bietet aber auf drei Punkten besuchenswerthe Aussichten. Nach Westen von da, wo man den Aufstieg genommen, nach Norden auf einer freien Stelle der Nordseite, nach Süden und Osten auf einer die höchste Spitze des Berges bildenden Felsenklippe. Um die Südseite des Berges führt ein Fußsteig mitten durch zahlreiche Sumpfstellen und Wasserlöcher hindurch. Kurz unterhalb des Berges hat man an einer Holzecke eine vortreffliche Ansicht von Gottesgab, den Fichtelberg mit seinem sanften Südabhange als Hintergrund; die hellen Schindeldächer, die dichtgedrängt erscheinenden Häuser ꝛc. erinnern an ein Alpendorf auf hochgelegenem Plateau.

Im Südwest von Gottesgab, in einer Entfernung von etwas über 9 km liegt der Pleßberg. Man geht auf der Chaussee bis Werlsberg, von da über das Forsthaus Weiters Wiese, bis kurz vor den Pleßberg fast ununterbrochen durch den Wald. Vom Städtchen Abertham aus ist der rasenbedeckte Kegel des Berges unschwierig in einer Stunde zu besteigen. Der Gipfel ist vollständig frei. Ein früher hier befindliches trigonometrisches Signal ist spurlos verschwunden. Zahlreiche Klingsteindurchbrüche auf den Abhängen und auf dem Gipfel bezeichnen die Art der Erhebung. Die Aussicht ist prachtvoll! — Im Westen von dem bewaldeten Höhenzuge des Bäringer Berges, Drachenfelsen und Rammelsberges begrenzt, wird dieselbe im Norden vom Plattenberge und vom Wagnerberge geschlossen. Die Stadt Abertham und ostwärts oberhalb derselben das ausgedehnte Hengsterben sind charakteristisch an der Berglehne terrassenförmig aufgebaut. Im Waldesgrün liegen die Häuser von Werlsberg, vor dem Walde der breite, grüne, sanft geneigte Wiesenhang mit einzelnen Baumgruppen, über dem Walde der Spitzberg, der Kirchthurm von Gottesgab, darüber der Fichtelberg und die Fichtelbergschenke, weiter ostwärts die Sonnenwirbelhäuser und der breit hingestreckte,

waldbedeckte Keilberg. Vor Allem aber reich an Abwechselung der Formen und der landschaftlichen Gestaltung ist die Aussicht südwärts und ostwärts in das jäh und tief eingeschnittene Thal des Reinbaches mit seinen köstlich bewaldeten Abhängen und Bergsporen, nach den hellgrau glänzenden Schindeldächern des unter großen Laubbäumen versteckt liegenden Klosters Mariasorg und den oberhalb desselben aufragenden, gut bewaldeten Höhen des Wolfsberges und des Obersteines, mit ihren längs des Abhanges verstreut liegenden hellen Häusern und Gehöften. Im breiten Thale der Egerniederung sieht man Schlackenwerth, südwärts derselben die Berge bei Carlsbad, den Kreuzberg, den Aaberg, vor Allem bezeichnend die Ruine Engelhaus auf dem steilen Klingsteinkegel und weiter zurück den Oedschloßberg bei Duppau, den Juretz bei Petschau, den Stenzka bei Tepl, den Podhorn bei Marienbad, den Glatzeberg bei Königswart.

Nicht ganz 2 km nordwestlich vom Pleßberge liegt Abertham und 4 km weiter Platten. Bäringen ist von Abertham 3 km, und Platten von Bäringen wieder 3 km entfernt. Das auf rauhem Hochplateau gelegene Städtchen Abertham verdankt seinen Ursprung dem Bergbau ebenso wie das am Südwestfuße des Plattenberges liegende Platten, welches außer zahlreichen Zechen 1544 acht Schmelzhütten besaß. Der Bergbau, vorwiegend auf Zinn-, aber auch auf Silbererze, wurde im Schmalkaldischen Kriege bedeutend geschädigt, kam aber 1653 ganz in Verfall, als die protestantischen Bergleute mit Gewalt vertrieben wurden.

Der Gebirgssattel liegt in 908 m halbwegs zwischen Bäringen und Platten.

Im Nordosten von Platten erhebt sich der große Plattenberg, von dem im 16. Jahrhunderte erbauten Plattengraben in weitem Bogen umzogen. Die große Plattener Binge (Wolfsbinge), gegen 70 m lang, 10 m tief und verschieden breit, ist durch den Zusammenbruch der etwa eine halbe Stunde unterhalb des Gipfels befindlichen Grubenbauten entstanden. In einer Spalte derselben erhält sich das Eis während des ganzen Jahres.

Nordöstlich von Gottesgab, etwa 1 km entfernt, liegt auf dem Sattel des Gebirgskammes die Fichtelbergschenke, und 3 km von der Stadt der vordere Fichtelberg mit seinem Unterkunftshause. Der lang gestreckte Rücken des Fichtelberges fällt auf der Nordseite charakteristisch steil ab; die südwestliche Kuppe desselben heißt der hintere Fichtelberg. An Stelle des baufällig gewordenen alten Thurmes ist das Fichtelberghaus mit Aussichtsthurm neu erbaut und am 21. Juli 1889 dem Verkehr übergeben worden.

Die Aussicht vom vorderen Fichtelberge wird zum großen Theile

durch den Gebirgszug selbst beschränkt. In Südwest beginnend und nordwärts weiter gehend, reihen sich nachstehende Punkte an einander. Der Pleßberg bei Abertham, der Spitzberg bei Gottesgab, der Plattenberg bei Platten, der Hahnberg bei Goldenhöhe, der Auersberg bei Wildenthal, der Ochsenkopf bei Schwarzenberg, der Gleesberg bei Schneeberg, der Spiegelwald bei Grünhain, der Schatzenstein bei Elterlein, die Langenberger Höhe bei Hohenstein, der Thurm auf dem Todtensteine, der Thurm auf dem Rochlitzer Berge, der Greifenstein bei Thum, der Thurm auf dem Colmberge bei Oschatz, Schloß Augustusburg, der Pöhlberg bei Annaberg, der Bärenstein, der Thurm auf der Drei-Brüder-Höhe bei Marienberg, der Haßberg und Spitzberg bei Preßnitz und bei hellem Wetter in der Lücke zwischen beiden der Bärensteinberg bei Katharinaberg; sodann der Kupferberger Hübel, und nach Südost der Keilberg. In der Lücke zwischen dem Preßnitzer Spitzberge und dem Keilberge sieht man die Gipfel des Böhmischen Mittelgebirges, Kletschen, Milleschauer, Biliner Stein, Millayer Berg. Daß man in Südwest, in der Gegend von Königswart den Glatzeberg und den Dillenberg sehen könne, ist zu bezweifeln.

Am Ostfuße des hinteren Fichtelberges liegt die Stadt Ober-Wiesenthal. Das erste Haus von Ober-Wiesenthal wurde 1526 von Valentin Thauhorn, dem Entdecker der Silberadern, erbaut. 1527 erhielt der Ort Stadtrechte und Bergfreiheit. Bergleute aus dem älteren Unter-Wiesenthal so wie der Religion wegen Vertriebene aus Joachimsthal, Schlackenwerth und Gottesgab zogen herbei, doch schon 1567 kam der Bergbau in Verfall. Schuman bemerkt (VII, 695): „Es fehlt auf den ungeheuren Bergen, welche die vier Orte Wiesenthal (Hammer-, Unter-, Böhmisch- und Ober-Wiesenthal) wie die Wände eines Kessels umgeben, weder an Holz noch an Morast. Diesen Kessel füllen fruchtbare, weit ausgedehnte, durchaus leicht zu bewässernde Wiesen aus und befördern die Viehzucht ungemein, welche hier wenigstens zehnmal wichtiger, einträglicher und sicherer ist als der Ackerbau“ .... „Gefährlich sind die Gewitter, besonders wenn sie am Keilberge und Fichtelberge hängen bleiben und die Paßhöhe nicht überschreiten können. Auch wenn die ungeheure Menge Schnee schmilzt, welche ein oft siebenmonatiger Winter, ungerechnet die Windwehen, zu einer Höhe von 3 und 4 m aufhäuft, werden die unzähligen Wassergerinne zur Pöhl hinab beschwerlich und gefährlich.“

Ober-Wiesenthal eignet sich vortrefflich zum Stationspunkte für den Besuch von Keilberg, Fichtelberg u. s. w.; für die Nordseite des Fichtelbergabhanges und dessen Umgebungen jedoch mehr Kretzscham-Rothensehma.

---

58. Der Südabhang. Hassenstein. Schönburg. Pürstein. Warta. Der Hengberg. Hauenstein. Joachimsthal. Mariasorg. Bäringen.

Der terrassenförmige Südabhang des Gebirges, auf welchem man fast auf jedem Punkte einen schönen Ausblick nach dem Böhmer Lande gewinnt, wird zwischen dem Assigbache und dem Bettlohbache bei Klösterle von mehreren größeren und kleineren Thalschluchten unterbrochen, unter denen das Thal des Höllenbaches, des Hassenbaches, des Radis- und Bettlohbaches die bedeutendsten sind.

Vor Allem ist das vielfach gewundene Thal des Hassenbaches, welcher oberhalb der Hassenmühle den Namen Fleckelmühler Bach führt und unterhalb des Drahthammers Brunnersdorfer Bach genannt wird, reich an landschaftlicher Schönheit der zum Theil über 100 m hohen und gut bewaldeten Abhänge.

Südwestlich von dem kleinen, auf dem Hochplateau in ca. 580 m liegenden Städtchen Platz stehen auf scharf geschnittenem, dicht bewaldeten und mit Felsenklippen geschmückten Bergvorsprunge, beinahe von dem emporgewucherten Buschwerk und Gehölz bedeckt und versteckt die Trümmer der großen Burg Hassenstein.

Die Umfassungen sind größtentheils verfallen, der Wallgraben auf der Nordseite verschüttet, und die ehemaligen vier Burghöfe kaum noch erkennbar. „Drei Mal muß man über Wallgräben, die mit Schutt und Trümmern ausgefüllt sind, steigen*), dann durchschreitet man ein morsches Thorgewölbe und befindet sich auf einem grünen Grasplatze, den riesige Mauern umschließen .... Welch' ein Chaos von Mauern, Thürmen, Basteien, Gewölben .... Aber kein Gemach ist mehr ganz, die Trümmer sind einsam, die Fensterbögen zerbröckelt, die Treppen eingestürzt, die Keller gefüllt mit Gerölle, und Berge von Schutt bedecken die Burghöfe .... Auffallend sind die vielen ungewöhnlich massiv gebauten Rundthürme, von denen einer mit seinem zwei Klafter dicken Gemäuer allen Stürmen der Zeit getrotzt hat, und heute noch in eine bedeutende Höhe emporragt. Ein anderer ähnlicher Thurm kann von Innen aus auf einer steinernen Wendeltreppe noch mühsam erstiegen werden. Von seiner Zinne genießt man eine zauberhafte Aussicht. Doch Vorsicht ist hier ein Gebot; mancher lockere Stein bedarf nur der kleinsten Erschütterung, um zur Tiefe hinab zu rollen."

Die Burg stammt allem Anscheine nach aus dem 13. Jahr-

*) Die Ruine Hassenstein, von Karl Jentscher. (Erzgebirgszeitung 1889, Nr. 6. Weigand. Teplitz.)



hundert, wo nicht aus dem Ende des 12. „Als König Wenzel im Jahre 1250 von seiner Rheinreise zurückkehrte, war sein erstes Werk, auf den Höhen, welche die Elbe, Moldau, Eger u. s. w. begleiteten, Schlösser nach Art der Rheinburgen erbauen zu lassen. Deutschen Baumeistern wurden die Arbeiten übertragen und in der Regel erhielten dann auch diese Burgen deutsche Namen.“ Hassenstein gehörte im 13. Jahrhundert den Schönburgen; 1412 kam die Burg an Heinrich den Jüngeren von Plauen; 1418 an Nikolaus von Lobkowitz. 1606, in welchem Jahre Popel von Lobkowitz im Schlosse zu Elbogen enthauptet wurde, kam Hassenstein an Bernhard von Stammbach, 1623 an Borita von Martinitz. 1630 nahmen die Schweden Hassenstein ein, plünderten es und brannten es nieder. Die verlassene Burg ging schnell dem vollständigen Verfall entgegen. Der Zusammenhang der einzelnen Theile der Ruine ist jetzt nur noch schwer zu erkennen.

Wenn man, südwestlich von Klösterle bei dem Meierhofe Schönburg, die Abdachung des Gebirges vom Kupferberger Hügel bis zu diesem Punkte betrachtet, so macht dieselbe den Eindruck einer gleichmäßig geneigten schiefen Ebene, an deren Ende der Klingsteinkegel, auf welchem die Schönburg steht, dem Weiterflusse des Schlammstromes ein Ende gesetzet und dessen Erstarrung beschleunigt hätte. Die sanft geneigte Fläche fällt 1:6. Mit dem Kegel der Schönburg tritt der Fuß des Erzgebirges an die Eger heran. Die Trümmer der Schönburg bilden die von Nordwest nach Südost gerichtete Bekrönung des Berges, von der noch weitaufragende Theile von Thürmen, Mauern und Gebäuden am südöstlichen Ende, wie am nordwestlichen stehen, aber durch hochaufgeschüttete Trümmer und Steingerölle nur außerordentlich mühsam zugänglich sind.

Am Zusammenstoß des Thales von Kleinthal und des Weigensdorfer Thales liegt die Burg Fürstenstein. Die Trümmer derselben geben einen dreieckigen Grundriß, die Linie des Grabens und einiger Stücke der Umfassungen, Theile eines viereckigen Thurmes und die Hälfte des runden Hauptthurmes; doch läßt sich hier über den Zusammenhang der einzelnen Theile fast noch weniger sagen.

Das Kleinthal mit seinen beiden Thalenden oberhalb Unterhammer, bei der Kremelmühle, und dann bei Steingrün ist außerordentlich besuchenswerth; nicht minder das Weigensdorfer Thal mit seinem Aufstieg nach dem Hohen Hau. Geht man von diesem abwärts, so wird man beim Austritte aus dem Walde von dem herrlichen Blicke über das steil abwärts sich senkende Thal außerordentlich überrascht. Von dem unter hohen Bäumen halb versteckt liegenden Jägerhause fällt in frischem Grün, zu beiden Seiten von prächtig

gruppirten Nadelholz eingefaßt, das mit Wiese und Feld und einzelnen Haus- und Baumgruppen bedeckte Thal mit einer Steile zu den ersten Häusern von Weigensdorf hinab, daß man in den Voralpen zu stehen meint.

Aber auch bei jedem Aufstieg aus dem Thale von Pürstein nach dem Gebirgskamme bei Kupferberg geben die Rückblicke fast auf jeder Stelle Bilder von entzückender Schönheit; vor Allem auf dem Wege vom Kreuze bei Steingrün, westlich der ersten Häusergruppe des Dorfes auf dem Bergsporen bis zum Begräbnißplatze von Kupferberg. Man steigt von Pürstein bis Kupferberg 1$^{3}/_{4}$ bis 2 Stunden.

Das Thal des Rummelsbaches, von Wotsch aufwärts, führt als schmales Waldthal, nach sehr langem Wandern über den Gebirgskamm bis zur Königsmühle, über 9 km, nach Westen aufwärts, von der Mühle oberhalb Wotsch in etwa einer Stunde an das obere Ende von Boxgrün, auf das Plateau der Steinkoppe, auf welchem man von der südlich von Boxgrün gelegenen Kuppe (778 m) einen außerordentlich aufsuchenswerthen Umblick hat. Man kann auch von Wotsch in dem der Kirche zunächst mündenden Seitenthale aufwärts steigen, und hoch oben, um den Hutberg herum nach Sorwiese und den Meierhof Himmelstein gehen. Auf dem steilen Klingsteinkegel, zu dem nur von Norden her ein Weg führt, liegen die wenigen Thurm- und Mauerüberreste der Burg Himmelstein, deren höher gelegener Theil vollständig mit Schutt und auf diesem mit herangewachsenem Buchenwald bedeckt ist.

Der Theil des schönen Krampusbachthales zwischen der Eger und dem unteren Ende von Gesmesgrün heißt das Höllthal; oberhalb Höll führt kein Weg durch das mit einem interessanten Abschlusse endende Thal.

An der Eger, 4 km von Wotsch, 7 km von Pürstein liegt Warta, ein Ort, der zu längerem Aufenthalte sehr geeignet sein würde.

In Warta überschreitet man die Eger und geht am Bahnhofe vorüber nach dem Krondorfer Sauerbrunnen, und von hier im Thale des Krondorfer Baches durch die Teufelskluft aufwärts nach dem Kottershof (4 km) und von hier, auf dem Bergrücken sich nordwestlich wendend, bei einem Kreuze vorüber in $^{3}/_{4}$ Stunden nach dem Signal auf dem Hengberge bei Totzau.

Von diesem Punkte hat man den herrlichsten Blick über die Erzgebirgskette, welche meilenweit gerade ausgestreckt, mit ihrem nächsten Kammpunkte in einer Entfernung von etwa 10 km Luftlinie bis in unabsehbare Ferne zu verfolgen ist.

Bei hellem Horizonte beginnt die Erzgebirgsansicht im Westen mit dem Kapellenberge bei Schönberg, an welchen sich in der Richtung

nach dem Centralstocke des Gebirges zu nachstehende Gipfelpunkte deutlich erkennbar anreihen: der Hohe Hau bei Bleistadt, dahinter der Hohe Stein bei Erlbach; der Ursprungberg bei Graßlitz, davor der Schönauer Berg bei Schönau; der Glasberg und der Muckenbiel bei Graßlitz, davor der Zulegerbiel (bühl?) bei Scheft; weiter der Spitzberg bei Friebus, davor der Mittelwald bei Trinkseifen und der Futtersberg bei Neudeck; ferner der Rammelsberg bei Platten, etwas westlich davor geschoben der Peindlberg bei Bäringen; der Traußnitzberg bei Ullersloh mit seinem Aussichtsthurme, der Pleßberg bei Abertham, in einer höchst charakteristischen Form; sodann der Neujahrsberg bei Werlsberg, davor der Koberstein bei Joachimsthal, weiter der Spitzberg bei Gottesgab, das Plateau von Gottesgab, der Schwarzfels, der Sonnenwirbel, der Keilberg, dicht daneben die Spitze und der Thurm des vorderen Fichtelberges, über dem Sattel zwischen dem Keilberge und den Wirbelsteinen. Ferner die Wirbelsteine, der Hohe Hau, das Hochplateau von Oberhals, der Kupferhübel mit der Kapelle, die Stadt Kupferberg; über dem auf dem rechten Egerufer liegenden Herrgottstuhle die Pöllmahöhe bei Preßnitz, darüber der Haßberg; der Reischberg, darüber der Mückenhübel, östlich davon der Neudorfer Berg und die Kirche von Sebastiansberg; weiter hin der Galgenberg, sodann die Stadt und weit hervorleuchtend die Kirche von Sonneberg. Ueber dem Plateau von Krima schließt der Bärensteinberg in der Hauptsache die Ansicht des Erzgebirges, obgleich man wohl im Stande ist, weiter ostwärts den Wieselstein bei Langewiese, den Stürmer oder auch den Bornhauberg bei Niklasberg, das Mückenthürmel bei Graupen und den hohen Schneeberg bei Tetschen vermittelst eines guten Fernglases zu unterscheiden.

Es giebt keinen zweiten Punkt auf der Linie des ganzen Erzgebirges, von dem aus man eine derartige Totalansicht seines Südabhanges gewinnen könnte.

Bei der Kürze des Gebirgsabsturzes nach Süden treten vor Allem am Centralstocke die Thaleinschnitte mit Formen auf, welche vollständige Bilder aus den Voralpen geben. Besonders auf der Strecke Lichtenstadt-Schlackenwerth-Warta-Klösterle-Brunnersdorf wird das Uebergewicht voralpiner Terrainformen auffallend; denn hier, wo die Entfernung zwischen Fuß und Kamm des Gebirges nur zwischen 9 und 7 km beträgt, die Höhendifferenz beider dagegen 550 bis 700 m, und die Höhenunterschiede zwischen den Thalsohlen und den vorgeschobenen Bergsporen immer 200 m und mehr, — hier sind die steilsten Abhänge, die schroffsten Thalwände und Felsenklippen auf einer kleinen Fläche dicht zusammengedrängt. Zahlreiche Durchbrüche von Phonolithen (Klingsteine, Porphyrschiefer, Hornschiefer) treten

hervor. Auf dem Gebirgskamme sind sie am Pleßberge, am Gottesgaber Spitzberge, an den Wirbelsteinen, den Felsenklippen bei Oberhals, am Kupferberger Hügel u. s. w. deutlich zu erkennen; in den Thälern des Wistritz- und Reinbaches, der Weseritz und ihrer Seitenzuflüsse, des Holzbaches, Eichelbaches, Höllbaches, Rummelbaches und Kleinthaler Baches, sowie auf der Strecke Welchau-Warta-Klösterle des Egerthales spielen sie eine große Rolle. Ueberall haben sie in den Felsenwänden und Felsenklippen, den Geröllhalden und Thalhängen eine Schroffheit und Steile hervorgerufen, welche die Anschauungen über Terrainformationen, wie man sie auf dem Nordabhange des Erzgebirges gewinnt, vollständig ändern.

Dem Centralstocke des Gebirges mit seinem Reichthum an Formen und Details gegenüber wird man trotz der Mühe des Auf- und Abstieges, welche sich auf der nächsten Linie auch bedeutend abkürzen lassen, im hohen Grade befriedigt sein, wenn das Wetter nur einigermaßen hell bleibt.

Jeder Punkt läßt sich genau bestimmen. Von dem auf südöstlich des Pleßberges befindlichen Hochplateau am Fuße des Ullersberges gelegenen Dorfe Ullersgrün, dem auf ähnlicher Terrasse liegenden Dorfe Pfaffengrün am Fuße des Kobersteines, und den wenigen oberhalb des Kobersteines zu erblickenden Häusern von Werlsberg bis zur Neustadt, und den Thürmen der Ruine Freudenstein, zunächst der im tief eingeschnittenen Thalgrunde eingekeilten Stadt Joachimsthal; ferner von den auf der höchsten Terrasse stehenden Häusern von Dürrenberg und Holzbach, den auf der mittlen Terrasse hingestreckten Orten Holzbachlehen und Hüttmesgrün, sowie den auf der unteren Terrasse liegenden Dörfern Marletzgrün, Schönwald und Gesmesgrün; endlich von dem im Thale eingepreßten Hauenstein westlich und Höll östlich des Eichelberges ist jede Einzelheit zu erkennen. Nach oben, dicht unter den Wirbelsteinen, glänzt das Hauensteiner Jägerhaus mitten im Waldesgrün oberhalb einer steil abfallenden Bergwiese, und auf dem Plateau südlich des Hohen Hau liegen die obersten Häuser von Boxgrün, unterhalb des Höllensteines die Häuser von Reihen. — Die auf dem Plateau südöstlich von Kupferberg liegenden Dörfer Kunau, Bettlern und Tomitschau sind durch den Herrgottstuhl verdeckt.

In das Egerthal sieht man vom Hengberge in südwestlicher Richtung über Jokes nach Wickwitz hinein, in das Holzbachthal bei Damitz, in das Eichelbachthal bei Warta, und in das Egerthal abwärts von Warta bis zum Thale des Rummelsbaches und dem Dorfe Wotsch, dessen hochgelegene Kirche hellleuchtend aus dem Grün der Umgebungen freundlich hervorblickt.

Wenn nun auch der Ueberblick über das Erzgebirge vorwiegend das Ziel ist, wegen dessen man den Hengberg besteigt, so ist die Aussicht nach den anderen Seiten doch nicht ganz uninteressant. Im fernen Westen erkennt man den Zug des Fichtelgebirges, im Osten überragen die Spitzen des Mittelgebirges die vorliegenden Berge des Liesengebirges. Unmittelbar neben der Kirche von Wotsch steigen die Thalhänge des südlichen Egerufers zu der bewaldeten Höhe des Herrgottstuhles an, welcher sich der Höhenzug von Horn und Tunkau und der Liesenberg anschließt. Die Aussicht nach Süd und Südwest wird vom Oedschloßberge, der Ruine Engelhaus, Huretz, Podhorn, Glatze und Dillenberg begrenzt. Unmittelbar am Südfuße des Hengberges liegt das Dorf Totzau, dahinter der Höhenzug vom Leger und von der Höllenkoppe, über welcher unter verschiedenen anderen Bergspitzen der Drei-Kreuzberg bei Karlsbad deutlich zu unterscheiden ist. Die westliche Verlängerung der Egerniederung schließt die Maria-Hilf-Kapelle bei Kulm.

Etwa 3 km nordwestlich von Warta liegt am Zusammenstoß des Kesselbaches und des Eichelbaches die ehemalige Burg Hauenstein malerisch auf einem fast senkrecht abfallenden Basaltfelsen, in Absätzen und Terrassen ansteigend, „waldumgürtet, buschumweht, ein anspruchsloses Schloß im alten Gebirgsstyl, mit Riegelwänden und hohen Giebeln, über denen sich trotzig der alte steinerne Rundthurm erhebt". Die aus dem 13. Jahrhundert stammende Burg ist in der neuesten Zeit durch Um- und Anbauten vergrößert worden.

Von der Koppe des Eichelberges, über welche der Weg von Warta her führt, hat man eine schöne, wahrhaft malerische Rundsicht.

Die engen Waldthäler des Kesselbaches, des Eichelbaches und des Holzbaches sind nur zum Theil gangbar; doch führen zahlreiche Wald- und Holzwege, mehr oder minder anstrengend, zum Kamme des Gebirges hinauf. Besonders schön ist allerdings nur der Weg, welcher von Hüttmesgrün nach dem Hauensteiner Forsthause am Südfuße der Wirbelsteine führt, einem Punkte mit einer großartigen Aussicht über das Böhmer Land.

Von der Hochterrasse zu beiden Seiten des Dorfes Schönwald, von der kleinen Kapelle über Marletzgrün, vom Kreuze über Honnersgrün, eben so wie von den beiden Kreuzen in Holzbachlehen hat man mehr oder weniger ausgedehnte Aussichten nach Böhmen hinein, eine jede mit einer größeren oder kleineren Verschiebung der bemerkenswerthesten Hauptpunkte, als welche der Herrgottstuhl, der Hengberg, der Oedschloßberg, die Ruine Engelhaus, der Huretzberg, der Podhorn und der Glatzeberg bei Königswart zu bezeichnen sind.

Oestlich vom Dorfe Schönwald hat man auf der Höhe einen

schönen Blick gebirgsaufwärts das Thal des Eichel- oder Grünbaches hinauf; westlich des Dorfes von einer kleinen Anhöhe einen nicht minder schönen im Thale des Holzbaches aufwärts nach dem Schwarzfelsen.

Das Thal der Weseritz, welches bei Ober-Brand aus dem Gebirge heraus tritt, ist von 150 bis zu 200 m hohen Thalwänden eingefaßt; besonders schön sind aber seine Nebenthäler mit ihren waldbedeckten Abhängen, das Thal des Dürrenbaches mit seinen Verästungen, als besonders das Thal vom Edelen Leute Stolln und seinen Zweigthälern nach den Sonnenwirbelhäusern, wie nach dem Elbecken Jagdhause, an vielen Stellen noch die Spuren eines früheren emsig betriebenen Bergbaues in Halden, Stollnöffnungen u. s. w. aufweisend. Auf dem Edelen Leute Stolln ist in der neuesten Zeit ein Uranothallitanbruch angefahren worden. Nicht minder schön ist das Thal von Rauscher Erb, oder wie es auch genannt wird, von der Reichen-Geschick-Zeche am Widergebirge, von welcher ein Weg am Graben über das Forsthaus „Auf der Hut“ nach Joachimsthal führt.

Wer jedoch den Absturz des Gebirges in einer Thalspalte kennen lernen will, bleibt am Bächel, steigt die etwa 50 m hohe Felsentreppe von Stufe zu Stufe und von Absatz zu Absatz, unbekümmert darum wie er naß werde, aufwärts und gelangt sodann durch eine kurze Schlucht in ein breiteres, sumpfiges, von Nadelholz eingefaßtes Wiesenthälchen, von welchem aus er bald in die flache Thalmulde des Gebirgskammes gelangt.

Joachimsthal, 3/4 Stunde lang in das enge Thal der Weseritz eingekeilt, verdankt seinen Ursprung dem reichen Bergsegen, welcher zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit einem Schlage auch hier eine ansehnliche Stadt von 400 Häusern entstehen ließ. Der schon vorher, wahrscheinlich längst vor Mitte des 15. Jahrhunderts, in dieser Gegend betriebene Bergbau auf Silbererze gewann mit dem Jahre 1515 durch Fündigmachung über alle Vorstellungen reicher Silberanbrüche und Gründung der Gewerkschaft auf der alten Fundgrube am Schottenberge einen derartigen Aufschwung, daß auch hier von allen Seiten deutsche Bergleute herbeiströmten. 1516 wurde aus dem Dörfchen Cunradsgrün die „im Thale“ angebaute Bergstadt Joachimsthal. Der Pirnaische Mönch schreibt: „ein reich bergfahrt am bemischen Gebirge“, „zwischen Bergen wie eine statt erbawt“. 1518 erließen die Grundherren, die Grafen Schlick, die Joachimsthaler Bergordnung und 1519 wurden in der Joachimsthaler Münze die ersten Güldengroschen, zu 24 weißen Groschen, geprägt. Sie trugen auf der Vorderseite das Bild des h. Joachim, auf der Rück-

seite den böhmischen Löwen. Die zwei Loth schwere Silbermünze (15 Loth fein, von 1536 an 14 Loth 8 Grän fein) verdrängte in kurzer Zeit die Güldengroschen und wurde bald so allgemein, daß der Name Joachimsthaler, Schlickenthaler, Löwenthaler in die Jahrhunderte lang gebräuchliche Abkürzung Thaler überging, welche als Daler, Dallaro, Dollar u. s. w. sich über die ganze Erde verbreitete. Die um 1500 zu Annaberg geprägten zweilöthigen Güldengroschen (15 Loth fein) sowie die um 1470 unter Kaiser Maximilian I. geprägten zweilöthigen feinen Silbermünzen können als die Vorläufer der Thalerwährung angesehen werden. 1520 wurde Joachimsthal zur freien Bergstadt erhoben und erhielt alle hiermit in Verbindung stehenden Rechte und Vorrechte; ein Schöppenstuhl wurde errichtet. Man zählte um 1530 über 1200 Häuser und gegen 800 im Betrieb stehende Zechen mit über 13000 Bergleuten, Schichtmeistern und Steigern. 1540 war ganz Joachimsthal der Reformation beigetreten. M. Johannes Matthesius war erst Rector an der Lateinschule, dann Pfarrer († 1565); der Liederdichter Nicolaus Herrmann „der alte Cantor" († 1561), der Mineralog Georg Agricola 1527 bis 1533 Arzt. Der schmalkaldische Krieg, in welchem Joachimsthal den böhmischen Ständen sich angeschlossen hatte, schlug der Stadt und dem Bergbau aber schwere Wunden, so daß der letztere, trotz aller Versuche ihm frischen Aufschwung zu geben, immer mehr dem Verfalle entgegen ging. Die reichen, oberflächlichen Erzgänge waren bald erschöpft; zu ausgedehnteren Kunstbauten, sowie zum Tiefbau fehlten in den Kriegszeiten die Mittel. Der schmalkaldische Krieg mit den ihm vorangehenden unruhigen Zeiten und den ihm folgenden Kriegszügen nach Norden und nach Süden und bis nach Ungarn gegen die Türken; die fast ununterbrochenen Reibungen der verschiedenen Religionsbekenntnisse, trotz des Passauer Vertrages und des Augsburger Religionsfriedens, ließen größere Unternehmungen nicht aufkommen, selbst wenn man die technischen Mittel und Erfahrungen dazu gehabt hätte. So krankte der Erzbergbau dahin. Zahlreiche Zechen verfielen. Die inneren Zustände Böhmens, die Kämpfe zwischen den utraquistischen Ständen und König Ferdinand, endlich der dreißigjährige Krieg mit allen seinen über das Land sich ergießenden Schrecknissen riefen den vollständigen Verfall des Joachimsthaler Bergbaues hervor, aus welchem er sich nur zum kleinen Theile mit den außerordentlichsten Anstrengungen wieder zu erheben vermochte. Der Einigkeitsschacht, der Kaiser Joseph-Schacht, die Reichen-Geschieb-Zeche sind die nächsten noch gangbaren Berggebäude; am Eliasbache wird die Eliaszeche, am Elbeckenbache (Oelbeckenbache) der Edle Stolln betrieben, und das Jagdhaus Elbecken selbst hieß früher als Berg-

gebäude „Schönerz“. Von der Reichen-Geschieb-Zeche führt der sogenannte „Graben“ über den Höhenrücken „auf der Hut“, auf dessen südöstlichem Vorsprunge die in Trümmern liegende Procopius-Kapelle einen Aussichtspunkt giebt, sowohl gebirgsaufwärts in die Schluchten nach dem Sonnenwirbel und dem Keilberge zu, als auch gebirgsabwärts in das Thal der Weseritz und nach den Höhenzügen in der Gegend von Duppau hinaus.

Gegenwärtig baut man ausschließlich auf Uranpecherze. Die in dem Glimmerschiefer nester- und lagerweise vorkommenden Erze in kleinen Linsen und Putzen bis zu großen, mächtigen Klumpen und Stöcken sind lichtes und dunkles Rothgiltigerz, Glaserz, gediegen Silber, Silberschwärze, Roth- und Weiß-Nickelkieß, Speiskobalt, Wismuth, gediegen Arsen und Arsenpecherz. Der tiefe Joachimsthaler Schacht, 500 m, reicht angeblich gegen 130 m unter den Spiegel der Eger bei Wickwitz. Dem Erzbergbau des Joachimsthaler Reviers, und vielleicht auch des Gottesgaber Reviers, würde zweifelsohne durch einen unterhalb Ober-Brand, in 450 m Meereshöhe einsetzenden Stolln ein bedeutender Aufschwung gebracht werden.

Auf dem steilen, westlichen Thalrande der Weseritz liegen in 814 m Meereshöhe die Reste der großen Burg Freudenstein, ein großer Thurm, welcher gegenwärtig als Wach- und Signalthurm benutzt wird, ein kleinerer, der als Pulvermagazin dient, und ein Paar Mauerstücke, welche jedoch nicht dazu beitragen, die Zusammensetzung der früheren Burg kenntlich zu machen. Wann dieselbe gegründet ist, darüber fehlen alle Nachrichten; denn wahrscheinlich legte 1518 Graf Stephan Schlick die Burg Freudenstein auf der Stelle einer älteren Burg an. Sie wurde 1520 vollendet und lag bald mitten in einer schnell um sie aufwachsenden Stadt, welche sich auf dem Hochplateau der jetzigen Neustadt weit ausdehnte. Schon 1525 wurde sie in einem Aufstande der Bergleute theilweise zerstört; wieder aufgebaut, behauptete sich in ihr 1632 bis 1634 eine kaiserliche Besatzung. Als die Schweden die Burg nach einer hartnäckigen Beschießung eroberten, plünderten sie sie aus und brannten sie nieder, wie auch den größten Theil der oberen Stadt, von deren Ausdehnung Reste von Mauern und Kellern noch Zeugniß geben. Joachimsthal war 1526 bei der gewaltsamen Gegenreformation schon zum größten Theil von seinen Bewohnern verlassen. Im Jahre 1873 wurde fast die ganze Stadt durch einen großen Brand in Trümmer verwandelt; über 300 Häuser mit ihren Nebengebäuden. Das Rathhaus mit der Bibliothek wurde gerettet.

Südwestlich von Joachimsthal in einem Nebenthale des Reinbaches liegt das kleine, köstlich umgebene Mariasorg, ein Kapuziner-

kloster mit wunderthätigem Marienbilde in der sehenswerthen Doppelkirche. Auch der Kreuzgang ist interessant. Der Platz vor der Kirche ist von hohen, prächtigen Bäumen eingefaßt. Auf dem Wege von Joachimsthal hierher, etwas über $^3/_4$ Stunde, muß man auf der Höhe $^1/_4$ Stunde nach Südost ausbiegen, um von dem Schimitzberge aus den Einblick in das Thal von Mariasorg, den Querriegel des Pleßberges mit seinem Kegel als Abschluß, in seiner vollen Schönheit zu gewinnen. Etwa 20 Minuten weiter nach Südost bietet das Signal vom Koberstein einen sehr besuchenswerthen Aussichtspunkt.

Das Thal des Reinbaches ist ein von hohen, bewaldeten Abhängen eingeschlossenes Waldthal, in welchem man bis zum Eliasschachte auf gebahntem Wege aufwärts gehen kann. Weit interessanter ist es, dasselbe zu durchqueren, und von Mariasorg aus dasselbe zu überschreiten, um an den steilen Abhängen des Steinberges hinauf, auf wenig begangenem Steige die Höhe des Pleßberges zu gewinnen. Man kann auch von Mariasorg aus ein Stück an dem Reinbache abwärts gehen, um sodann über Lindig, Mittel- und Ober-Kaff den Pleßberg zu besteigen.

Das Thal der Wistritz, welches kurz vor Lichtenstadt aus dem Gebirge heraus tritt, ist oberhalb Merkelsgrün von über 200 m hohen, waldbedeckten Thalrändern eingeschlossen und steigt von dem Vereinigungspunkte mit dem Reinbache ziemlich bedeutend an. Nicht ganz 2 Stunden braucht man, um Bäringen*) zu erreichen.

Die Stadt verdankt ihren Ursprung ebenfalls dem Bergbau; das Wappen der Stadt, einen Bären darstellend, der einen Ring im Rachen hat, schließt sich an die Sage über die Entdeckung der ersten Erzadern. (Dr. J. A. E. Köhler, Sagenbuch, Nr. 536.) Der 1532 gegründete Ort erhielt 1559 Stadtrechte. In der höchsten Blüthe des Bergbaues sollen allein 72 Pochwerke im Betrieb gewesen sein. Daß dies übertrieben ist, braucht man wohl nicht erst zu sagen. Der Bergbau ging allmälig zurück, bis er endlich anfangs des 19. Jahrhunderts vollständig aufhörte und Bäringen Industriestadt wurde, wie so viele andere Bergstädte vorher und nachher. Maschinenstickerei und Spitzenweberei bilden gegenwärtig die Hauptnahrungszweige der Stadt.

---

*) Die k. k. östr. Gen.-Stabs-Karte schreibt Bäringen; ortsgebräuchlich dagegen ist Bärringen.

Die Gebirgserhebung zwischen der Zschopau und der westlichen Mulde.

Die nordwestliche Ecke der obererzgebirgischen Erhebung bildet in dem Höhenzuge vom Greifensteine und Schatzensteine mit seinen breiten Rücken und verschiedenartig gestalteten Abhängen ein fast selbstständiges Gebirgsglied, das zwischen der Zschopau und Mulde, in Ost und West, von dem langgestreckten Querthale des Lungwitzbaches und seines Quellenzuflusses aus dem kurzen Höllenthale, sowie seiner nach Osten gerichteten Fortsetzung im Kappelbache und in der breiten Thalsenkung von Hilbersdorf im Norden begrenzt wird, während im Süden das Raschauer und Mittweidaer Querthal die Erhebung vom Hauptzuge des Erzgebirges trennt. Dieses kleine Gebirge hat ein selbstständiges System zahlreicher Wasseradern, welche sich nach allen Richtungen der Windrose ergießen. Die kurzen Rinnen des Schiffelbaches, des Lößnitzbaches mit dem Hasen- und Aubache, der Rumpelsbach und Bernsbach, zum Theil in tief eingeschnittenen Schluchten und Waldthälern dahinrauschend .... der Oswaldbach (oder volksthümlich verstümmelt Dudelsbach) mit seiner köstlichen Wald- und Felsenlandschaft unterhalb des Glasberges und des Viehknochen, der Geyer'sche Bach und der Greifenbach fließen in der Hauptsache nach Süd, während das einsame Waldthal des Heidelbaches, das nur in seinem unteren Ende bewaldete Thal des langaus mit Wohnungen besetzten Drehbaches und die aus mehreren an den Abhängen des Greifensteines entspringenden Quellenbächen gebildete Wiltzsch in nordöstlicher Richtung durch ein von Wald und Felsenklippen eingefaßtes, gegen die Zschopau hin sich verengendes Wiesenthal fließt. — Die Hauptwasserader dieses Gebietes bildet jedoch die am Fuße des Schatzensteines im Torfstiche des Bärenloches entspringende Zwönitz mit ihren Zuflüssen mit der Würschnitz und dem Stollberger Wasser. Die westlich vom Katzensteine entspringende Würschnitz (Beuthenbach) vereinigt sich mit dem Stollberger Wasser in dem breiten, langen, von mäßig

steilen Abhängen eingefaßten Auenthale, das vom unteren Ende von Niederdorf bis gegen Harthau hinabreicht, fast 11 km weit, und nur an einer einzigen Stelle, bei Jahnsdorf, eine kurze Einschnürung hat. Am Nordende von Harthau vereinigen sich Würschnitz und Zwönitz, und nehmen von da den Namen Chemnitz an, eine Benennung, welche schon von den ältesten Chronisten Ditmar und Annalista Saxo gebraucht wird.

---

59. Grünhain. Der Prinzenraub 1455.

Am östlichen Abhange des Spiegelwaldes, von dessen Aussichtsthurme man einen prachtvollen Ausblick gebirgsaufwärts, nach Süd und nach West hat, liegt in breiter Thalmulde die Stadt Grünhain, eine der ältesten Ansiedelungen auf diesem Theile des Gebirges. Die Stadt dehnt sich in zwei Straßen, von denen die eine den Markt bildet, von West nach Ost abwärts. Weder von den Thoren noch von der Stadtmauer sind Ueberreste zu erkennen; ältere Bauwerke sind nicht vorhanden.

Am Ostende der Stadt lag das große und für die Besiedelung des Gebirges wichtige Kloster Grünhain, 1236 (nach Anderen 1238 oder 1240) vom Burggrafen Meinhardt von Meißen gegründet. In den Urkunden „Grunenhayn“ genannt, sagt der Pirnaische Mönch: „Grunhayn, ein Kloster Cistercienserorden am Behmischen Gebirge, hat umher die Lysnicz, Elterlen, Czwinitz, Slete ꝛc. im Walde, ist am allermeisten von großen Almusen und Einkommen.“ .... „Der rawm soll etwa der Vtenhöfer gewest, erstlich mit Munchen von Sittichenbach besetzt.“ .... „Diß Kloster hat merklichen Raum in der Stadt zu Zwickau und etliche Gerechtigkeit“ .... „1429 vorterbten diß Kloster die Hussiten“ .... „1525 Montags vor Cantate triben die pawern den Abt aus mit den Munchen, logirten sich darein, vorzehrten Was sie guts funden, blunderten das Closter u. s. w. Die Niklaskirche war vordem ein großer Wallfahrtsort.“

Das Kloster gewann, vorwiegend durch Schenkungen, zahlreiche, wenn auch zerstreut liegende Besitzungen. Der Grünhainer Hof in Zwickau, der Schlettauer Hof in Schlettau, der Gardschützer Hof in der Altenburger Pflege und der Wistritzer Hof im böhmischen Egerlande bildeten die Mittelpunkte für die Verwaltung des ausgedehnten Besitzes. Zur Zeit seines höchsten Reichthums gehörten dem Kloster die drei Städte Grünhain, Zwönitz und Schlettau, sowie 56 Dörfer und Dorfantheile. Die Güter „in der Lunkewitz“ erhielten den Namen Abtey-Lungwitz. Als Beispiel für den Reichthum des Klosters

wird erzählt, daß nach Fündigwerden der Erzadern in Mildenau so viel Silber gewonnen wurde, daß man die 12 Apostel in Silber goß und in der Klosterkirche aufstellte.

Im Jahre 1429 wurde das Kloster, sowie die Städte Grünhain, Zwönitz, Schlettau, Elterlein und andere von den Hussiten überfallen. Sie „demoliren das Kloster, ermorden die Mönche, schleppen fort, brennen nieder und zerschlagen Alles“ *).

In der Geschichte des Prinzenraubes wird Abt Liborius genannt.

Im Jahre 1515 legte Abt Gregor den Grund zu der nach kurzer Zeit eingegangenen Frohnauer Sebastianskapelle und zu der von dem Hammerherrn Klinger in Folge eines Gelübdes errichteten Sct. Oswaldkirche (Dudelskirche) an der alten Raschauer Straße. Diese letzten Anstrengungen, das kirchliche Leben zu heben, waren der vordringenden Reformation und den gleichzeitig mit ihr auflodernden socialen Ideen gegenüber nicht mehr lebensfähig. 1522 verließen „des Glaubens wegen“ 16 Mönche das Kloster und traten zum Lutherthume über. „Weil ich sehr spüre und vermerke, daß mit unserm Klosterleben mißlich sein will, wie wir denn allbereits einestheils die Klosterkleider abgelegt und ausgezogen haben,“ schrieb der Laienbruder Frenzel.

1525 überfielen die Bauern das Kloster und verwüsteten es.

Dem 1529 stattfindenden Einzuge der Reformation folgte 1533 die Auflösung und Sequestration. Die wenigen dem Ordensgelübde treu bleibenden Cistercienser gingen nach Kloster Osseg (Oesfeld sagt nach Kaaden), wohin sie auch das Klosterarchiv mitnahmen. Die Klosterbibliothek kam anfangs nach Wittenberg, später nach Jena. Der letzte Abt, Johannes Göpfert, heirathete und zog nach Schlettau, wo er 1548 starb.

Im Jahre 1536 wurde ein großer Theil der Stadt Grünhain, sowie das verlassene Kloster von Neuem durch einen großen Brand zerstört. Die schlimmste Verwüstung der Klostergebäude verursachte jedoch ein Raschauer, welcher unter den Mauern und selbst unter den Altären nach Schätzen grub. Oesfeld schreibt im Erzgebirgischen Zuschauer (1776, I, 181). „Das alte verfallene Kloster bei Grünhain ist eine Reliquie aus dem 13. Jahrhundert. Man sieht noch einen großen Klosterkeller mit Pfeilern .... Daneben sind noch alte ein-

---

*) Schöttgen, Historia diplomatica abbatiae Grünhaynensis. Altenburg 1755.

Dr. E. Herzog, Geschichte des Klosters Grünhain (im Band VII des Archivs für Sächsische Geschichte). Leipzig, Tauchnitz, 1869.

gefallene Mauern von der Kirche zu sehen, welche nun vor 30 Jahren abgetragen und die Steine nach der Grünhainischen Feuersbrunst zum Aufbau der Häuser genommen worden; darbei nur Dieses zu beklagen, daß die alten Leichensteine zerschlagen und mit vermauert sind."

Der beim Brande stehen gebliebene Theil des Klosters wurde hergestellt und seit 1559 als Amtsgebäude benutzt; die übrigen Gebäude ließ man verfallen; die Klosterkirche wurde 1740 abgetragen. Orgel und Glocken kamen in die Stadtkirche. Das Amthaus wurde 1632 von den Kaiserlichen unter Holcke, ebenso wie die Stadt, zum größten Theile niedergebrannt. Das Amthaus wurde 1821 neu aufgebaut und ist gegenwärtig zu einer Strafanstalt ꝛc. verwendet. Vom Kloster stehen nur noch die Umfassungsmauer, ein Schuppen, ein Theil des Kellers und der Fuchsthurm, ein viereckiger, zum Theil abgetragener Thurm, so wie einige Stücke Grundmauern der Klosterkirche.

Im Städtchen werden Ackerbau, Posamenten- und Blechwaaren-Industrie betrieben (Löffel und Gabeln von Stahlblech).

Jenisius sagt betr. den Bauernkrieg im Chronicon Annabergense: „Um diese Zeit (1525) sind die Bauern im ganzen Lande aufgestanden, welche Thomas Münzer zu Empörung und Aufruhr angeregt, daß sie frei und der Obrigkeit nicht unterthan sein sollten."

Schon 1520 hatte Thomas Münzer, Prediger zu Sct. Katharinen in Zwickau gegen Pfaffenthum und Mönchswesen losgedonnert, so daß bereits 1521 ein Aufstand ausbrach, welcher nur durch das kräftige Einschreiten des Zwickauer Rathes niedergehalten wurde. Münzer floh zwar, aber dessen ungeachtet vermehrte sich die Schaar der Wiedertäufer und der neue Prophet Storch machte es nicht besser, wie bis dahin Pfeifer und Thomas Münzer. 1522 brach der lang genährte Haß gegen die Mönche los. Der Grünhainer Hof wurde erstürmt und zerstört. Mit Mühe wurde die Ruhe wiederhergestellt, und Luther selbst kam nach Zwickau und predigte vier Male, um den wiedertäuferischen Geist zu bändigen.

Eine allgemeine Gährung hatte sich der Gemüther bemächtigt. Wanderprediger und Flugschriften trugen die Gedanken in das Volk hinaus. Auf der einen Seite der Druck der Kirche und des verderbten Pfaffenwesens, auf der anderen der Druck der weltlichen Herren und die Privilegien der Städte. Man darf sich nicht wundern, wenn die Bewegung nächst dem religiösen auch bald einen politischen und socialen Charakter annahm.

Die „zwölf Artikel" der Bauern geben ein Bild ihrer Forderungen .... „Die Gemeinde soll das Recht haben, den Prediger zu wählen und zu entsetzen .... Der Prediger soll das reine Evangelium

lehren .... Der große Zehnte (vom Getreide) soll dem Pfarrer zum Unterhalte dienen; der kleine Zehnte (von den übrigen ländlichen Erzeugnissen) und das Ehegeld soll abgeschafft sein .... Sie wollen nicht unfrei sein (Hörige, Lite, Lassen), sondern freie Männer .... die Frohndienste sollen aufhören und mit ihnen die Belastung der Güter und die Hutungsrechte .... Gemeindeäcker, Wiesen und Forsten sollen an die Gemeinden zurückgegeben werden .... Jagd und Fischerei frei sein." Allen auf die 12 Artikel gegründeten Forderungen war das Oertliche und Persönliche in reichem Maaße beigemischt.

Wachsmuth sagt (Geschichte des Deutschen Bauernkrieges, S. 130): „Die Geschichte des Bauernkrieges ermangelt ganz und gar des hochherzigen Aufschwunges, des freudigen Heldenmuthes, der Hingebung und der Mäßigung, die in mancher anderen Kriegsgeschichte, auch unter Gräuel, das Edlere im Menschen zu erkennen geben. Sie ist in Nichts anregend — nur niederschlagend."

Das Thun und Treiben der Bauern stand in vollem Widerspruche zu ihren Erklärungen von Gehorsam, Gesetzlichkeit und Willigkeit, sich eines Besseren belehren zu lassen. Lärmen, Toben, Saufen, Fressen, Schlemmen, Unbotmäßigkeit, Plündern, Rauben, Verwüsten, Sengen und Brennen: Das waren ihre Heldenthaten.

Zunächst fanden 1525 große Ansammlungen von aufständischen Bauern und Bergleuten in der Gegend von Zwickau, Stollberg und Elterlein statt. Die Unruhen verbreiteten sich über das ganze Gebirge, und man dachte in Annaberg schon daran, die Schätze der Stadt auf den Schellenberg in Sicherheit zu bringen.

Die Bauern nahmen die Wiesenburg ein, so wie Schloß Stein und „haben viel Unfug getrieben, gemartert und geplündert". Die bei Elterlein Versammelten zogen auf Grünhain und Schlettau, hieben die Thore ein und plünderten Stadt und Schloß; der Haufen von Zwickau her zerstörte Klösterlein bei Aue. Darauf wendeten sich die Bauern gegen Grünhain. Bergvoigt Busch in Buchholz ritt mit den wenigen Leuten, die er aufbringen konnte, nach Grünhain, aber Abt und Mönche flohen nach Annaberg, und die Grünhainer Bürger mit der geringen Verstärkung sind nicht im Stande, Widerstand zu leisten. Das große, schöne Kloster wurde am 7. Mai 1525 geplündert und zerstört.

---

*) Der Bauernkrieg 1525. Vortrag von Oberlehrer Dr. B. Wolf in Annaberg. Glückauf (Zeitschrift) 1887.

Die Unruhen im Erzgebirge während des Deutschen Bauernkrieges 1525. J. C. Seidemann. (Abhandlungen der K. Bair. Akademie der Wissenschaften. III. Cl. X. Bd. I. Abthl. München 1865.)

„Weil es den Bauern so glücklich hinausginge, stunden auch die Schönburgischen, Aebtischen und Wolkensteinischen Bauern im Wolkensteiner und Lautersteiner Amte auf.“

Annaberg blieb ruhig. Die Knappschaft stand zur Obrigkeit. Dagegen hatten sich die Bergleute in Joachimsthal erhoben, die Burg des Grafen Schlick eingenommen und geplündert, und vom 20. bis 25. Mai behauptet. Hier schlichtete ein Vergleich die Unruhen.

Der Sieg der Fürsten bei Frankenhausen, den 15. Mai 1525, wo Herzog Georg der Bärtige von Sachsen, im Verein mit Philipp Landgraf von Hessen und Heinrich Herzog von Braunschweig das über 9000 Mann starke Heer der aufständischen Bauern unter Thomas Münzer vollständig geschlagen hatte, wirkte wie ein Donnerschlag ins Gebirge herauf. Die aufrührerischen Haufen zerstreuten sich eilends.

Kurfürst Johann rückte mit 1500 Reitern und 700 Mann Fußvolk in Zwickau ein, hielt strenges Gericht, begnadigte aber schließlich die Schuldigen. Herzog Georg von Sachsen kam nach Annaberg. Was die Bauern mit Gewalt genommen, mußten sie wieder erstatten oder Schadenersatz leisten, die Rädelsführer angeben und von jedem Hause 10 Gulden Buße zahlen. Herzog Heinrich war ebenfalls streng; besonders hart aber verfuhr Ernst von Schönburg, welcher am Leben, an Geld und an Gütern schwere Strafen auferlegte.

Etwa 3 km südlich von Grünhain liegt der Fürstenberg und an seinem Abhange der Fürstenbrunnen. Hier wurde schon 1306 Bergbau betrieben, und noch um 1700 sah man am Elterleiner Wege unweit des früheren Hammerwerkes des Klosters Grünhain große Schlackenhalden.

Am Fürstenberge endigte der Prinzenraub mit der Gefangennahme des Ritters Kunz von Kauffungen durch den Köhler Schmidt.

Die Beweggründe dieser ganz außerordentlichen That waren ursprünglich wohl persönliche; aber verletzter Hochmuth und Rachsucht ließen Kunz willig finden, seinen Arm einem politischen Spiele zu leihen, durch welches Kurfürst Friedrich gezwungen werden sollte, sich jeder Bedingung seiner Gegner zu unterwerfen.

Das seit längerer Zeit geplante Unternehmen wurde durch die Besprechung mit dem Vertrauten Podiebrad's, des Gubernators von Böhmen, bestimmt festgesetzt. Kunz von Kauffungen und seine Genossen Wilhelm von Mosen, Wilhelm von Schönfeld, Bernhard von Trebin, Dix und Bartel von Trebin, Nicol von Forst waren über die Ausführung einig. Mit der Oertlichkeit und allen Verhältnissen auf dem Altenburger Schlosse war Kunz von Kauffungen vollständig

bekannt; war er selbst doch längere Zeit Schloßhauptmann gewesen. Hans Schwalbe „den ansehnlichen Koch aus Böhmen“ hatte er schon etliche Zeit vorher dort in den Dienst gebracht, um „Condition am dasigen Hofe zu suchen“. Hans Schwalbe setzte Kauffungen durch einen Brief vom 5. in Kenntniß, daß der Kurfürst den 6. Juli mit dem größten Theile seines Hofstaates nach Leipzig zur Messe reise, und daß der Rest des Hofpersonals am 7. beim Kanzler von Haugwitz, in der Stadt Altenburg, „ein Ehegelöbde“ feiere.

Während des Tages versammelte er seine Helfer, 6 Ritter und 4 Knechte, mit 36 Berittenen (nach Albinus 35 Reiter und 10 Fußknechte), erstieg etwa gegen 10 Uhr Abends das Schloß, dessen Thore seine Vertrauten öffneten, und raubte die Prinzen Ernst und Albrecht. Die mitgebrachten Leitern sollten wohl nur den Verdacht von den Verräthern ableiten.

Es wurde im Schlosse zwar sogleich Lärm, aber da die Kurfürstin, wie die Anderen, durch von außen angelegte Schlösser in ihren Zimmern eingesperrt waren, gelang es der Kurfürstin erst nach Mitternacht, Beistand zu erhalten. Konnten gegen 2 Uhr Morgens die ersten Verfolger aufbrechen — und die Spur von 36 Reitern läßt sich sicher halten —, so hatte Kunz nur etwa 3 Stunden Vorsprung.

Der Kurfürst war unverzüglich durch Eilboten aus Leipzig geholt worden. In früher Vormittagsstunde des 8. Juli begann die allgemeine Verfolgung: Landschaft und Städte sollten „mit reisigem Gezeug und Fuhren in den Wäldern und Hölzern“ halten und suchen; die Sturmglocken ertönten, und die Nachricht vom Geschehenen flog so schnell von Ort zu Ort, daß es auf allen Wegen „wibbelte und kribbelte“.

„Des Morgens am Dienstage Kiliani,“ sagt das Manifest des Kurfürsten, „umb die neunte Stunde worden den Unsern uf Schloß zu Aldenburg Cuntzen und seiner Helfer Fehdebriefe nach der That ausgeantwortet,“ (aber vorher schon) „wurden die Unsern bereit und folgtem ihm alsbald nach auf frischem Fuße“ .... „ließen mit der Folge nicht ab und fingen seiner Gesellen in der Flucht sechs“ .... „und drangen den Fliehenden vierzehn gesattelte Pferde ab“.... „Als nun unsere Fliehende also gedrungen wurden, theileten sie sich im Walde“....

Die Verfolger waren den Fliehenden besonders in der letzten Zeit hart auf den Fersen. Kunz mußte sich mit seinen Begleitern auf gangbaren Straßen halten, denn nur auf ihnen kamen sie vorwärts, aber auf ihnen hatten sie auch die Verfolger zuerst hinter sich. — Aller Wahrscheinlichkeit nach ritt Kunz von Kauffungen über

Waldenburg, wo er die Mulde überschritt, nach Callenberg, Ober-Lungwitz, Erlbach, Stollberg, um über Zwönitz die Schwarzenberger Grenze zu erreichen und durch die obere Grafschaft Hartenstein nach Böhmen zu gelangen. Bei einem scharfen Ritte konnte er nach etwa 10 Stunden, abgesehen von etwaigem Aufenthalte, die Gegend von Zwönitz erreichen. Aber die ersten Verfolger waren ihm bald nahe; das Sturmläuten verbreitete mit Riesenschnelle die Nachricht von der außerordentlichen That und rief von allen Seiten Verfolger herbei.

Kunz hatte zweifelsohne schon vor 10 Uhr Vormittags Widerstand mit der Waffe in der Hand zu beseitigen.

Ueber den Punkt, wo er und seine Genossen sich theilten, lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Wahrscheinlich kurz hinter Stollberg. Hier, wo eine alte Straße über Oberndorf und Beutha nach der Eisenbrücke bei Kloster Zell-Maria an der Mulde, etwa 20 Minuten von der Prinzenhöhle vorüberführend, sich von einem anderen alten Straßenzuge trennt, der durch Kühnheide über den Fürstenberg und den Graul nach der böhmischen Straße geht, ließ er wahrscheinlich den größten Theil seiner Begleiter zurück, um die Verfolger aufzuhalten.

Nachdem Kunz Grünhain umgangen hatte, kamen im Walde die Verfolger „Cuntzen an und unsern lieben Sohn Herzog Albrecht, den er selb Dritte bei ihm hatte im Walde bei dem Kloster Grünhain, und brachten unsern Sohn von ihm zu unsern Handen". Die Altenzellaer Chronik (von 1513) sagt: „ein armmann kam und vermerkte, daß er den jungen Herrn gefangen führte, der lief zurück und offenbarte es dem Abt zu Grünhain und andern mehr, die da nachfolgten, also daß er mit dem Fürsten gefangen ward". Am 8. Juli, angeblich Mittags, war Kunz nicht weiter als eine halbe Stunde Wegs von der böhmischen Grenze entfernt, mitten im Walde, allem Anscheine nach sicher, trotz des von allen Seiten schallenden Sturmgeläutes, so daß er die Bitte des Prinzen Albrecht um etwas Nahrung und Trank gewährte. In der nächsten Köhlerhütte ließ er etwas Brod und Bier geben. Hier mag das Auffallende der Erscheinung, das Sturmläuten, das vornehme Aussehen des Knaben, vielleicht dessen Bitte um Befreiung Veranlassung zu einem Wortwechsel und zu Thätlichkeiten gegeben haben, bei welchen das Bellen des Köhlerhundes und das Nothzeichen der Frau schnell Köhler und Holzhauer herbeirief, so daß Kunz der Uebermacht unterlag und trotz verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen wurde. „Den jungen Herrn", so wie den gefangenen Ritter, seinen Knappen und zwei Knechte lieferte man an den Abt von Grünhain, welcher die Gefangenen Tags darauf unter starker Bedeckung nach Zwickau bringen ließ.

Prinz Albrecht wurde am 9. Juli im Triumphzuge von Grünhain nach Altenburg gebracht; Prinz Ernst am 12. Juli.

Mosen und Schönfeld mit zwei Knechten hatten sich mit dem Prinzen Ernst nach einer „Steinritzen" beim Schlosse Stein geflüchtet und hielten sich bis Freitag, den 11., hier verborgen. Sie übergaben den Prinzen „uf den Hartenstein, Herrn Friedrichen von Schönburg" und wendeten sich außer Landes.

Kunz von Kauffungen wurde gefangen nach Freiberg gebracht und dem Geschworenengericht der Vierundzwanziger überantwortet, welches ihn wegen schweren Landfriedensbruches mit hinterlistigem Ueberfall und versammelter Mannschaft zum Tode verurtheilte. Er wurde den 14. Juli 1455 auf dem Marktplatze zu Freiberg enthauptet. Ein Theil seiner Helfer wurde in Zwickau, ein anderer in Altenburg hingerichtet. Das vom Kurfürsten erlassene Manifest „an unterschiedene Chur= und andere Fürsten Cuntzens von Kauffungen böse Handlungen betreffend" schweigt über dessen geheime Verbindungen, über Podiebrad's Antheil an der Verschwörung und die ihm drohende Kriegsgefahr.

---

60. Elterlein. Geyer. Ehrenfriedersdorf.

Im Nordosten von Grünhain erhebt sich der Schatzenstein. Man besteigt denselben auf einem Waldwege, der von der Brücke über den Glasbach in gerader Richtung, zuletzt als Schneuse, auf den Gipfel führt, in etwa einer Stunde; die Aussicht gebirgsaufwärts ist recht gut.

Vom Schatzenstein nach Elterlein sind nicht ganz 3 km. Von der nahe an der Straße liegenden Lorenzzeche, besser aber noch vom Ziegenberge (Punkt 717 der Gen. St. Karte) oder der vor ihm befindlichen Halde hat man eine vortreffliche Aussicht nach Südost.

Das von Nordwest nach Südost gerichtete Städtchen Elterlein hat eigentlich nur eine Straße. Die Stadt ist eine alte sorbenwendische Niederlassung, worauf auch der Name hinweist, und zwar eine bergmännische. Der Pirnaische Mönch schreibt noch Elterlen. Wahrscheinlich lautete derselbe ursprünglich helderlen, was von hel = Malachit und drlém = zermalmen abzuleiten sein würde. Malachit oder Rothkupfererz tritt in Lagern und Gängen auf, ist wie die Mehrzahl der gefundenen Kupfererze silberhaltig und jedenfalls hier mit Erfolg gebaut worden. In gleicher Weise ist der Name „Kutten" von kutám = schürfen, dem Erze nachgraben, abzuleiten.

Schon Albinus (II, 23) sagt: „Das Elterlein soll weit über 600 Jahr sein .... Wie alt aber das Bergwerk ist, ist mir nicht

bewußt. Aber wohl zu achten, es sei mit den anderen umbliegenden auch rege geworden, denn man von etlichen alten Zechen allda zu sagen weiß, deren eine „ufm Kutten“ genannt, sonderlich berufen.“

Im Elterleiner Kirchenbuche steht ein Bericht des Pfarrers C. Schreiter vom Jahre 1781, als ein Auszug aus den von ihm verfaßten, vor Jahren verbrannten „Denkwürdigkeiten“ von Elterlein. Nach diesem ist die Stadt eine germanische Niederlassung, im Jahre 960, unter dem Statthalter Hermannus Bilingus gegründet, mit dem Namen Quedlinburg an der alten Salzstraße nach der Pöla. Es ist ein Irrthum, wenn Schreiter den Sachsenherzog Herrmann Billung in das Meißner Land versetzt; aber auch andere Chronisten schreiben „Elterlinum quod prisca vocaverat olim lingua Quedlinburgum“, ohne jedoch anzugeben, wie eigentlich der Ortsname gelautet habe.

Die kleine, freundliche Stadt liegt auf dem Plateau eines Bergvorsprunges; auf dessen höchster Stelle die Kirche. Vom Balkon des Thurmes hatte man eine prachtvolle Aussicht nach dem Gebirge; unzweifelhaft die schönste, welche man auf der Nordseite haben konnte. Im engen Rahmen der Balkonthüre, dem Gebirgskamme nahe genug, um die Erhebung desselben über dem flachen Rücken des Emler aus dem Raschauer Thale und von der Scheibenberger Hochfläche bis in alle Einzelnheiten verfolgen zu können, sah man den mittlen Theil des Gebirges kurz vor sich aufgebaut. Im Osten den Pöhlberg, und von diesem südwärts weiter gehend, Hirtstein, Haßberg, Bärenstein, Preßnitzer Spitzberg; im Südost Scheibenberger Hübel und über demselben die Kupferberger Kapelle, den Eisenberg, darüber die Wirbelsteine, den Keilberg, Fichtelberg, großen Henneberg, Steinberg, über diesem im Süden der Gottesgaber Spitzberg; sodann den großen Plattenberg, den Ochsenkopf bei Rittersgrün, den Auersberg im Südwest, endlich Morgenleithe, Sachsenstein u. s. w. Der Kirchthurm wurde 1887 abgetragen, doch wird beim Neubau der Austritt wieder hergestellt.

Von Elterlein nach Geyer sind etwas über 6 km; zweckmäßiger ist, nach dem oberen Ende von Hermannsdorf zu gehen, 4 km, und von hier auf den Hundsrück oder den Singerstein; den ersten mit Aussicht nach Südost, den anderen mit Aussicht nach Süd; der Weg nach beiden etwa 2 km. Vom Singersteine durch den Wald ins Thal und nach Geyer 3 km.

Albinus schreibt in der Meißnischen Land- und Berg-Chronica, 1589 (II, 20): „Der Geyer als ein Silber-, Kupfer- und Zinnbergwerk soll um 1395 angegangen sein.“ Der Ursprung der Stadt ist aber viel weiter in die Vorzeit zurück zu legen, denn schon 1377

wird sie urkundlich Gyher genannt, und ihr Bergbau als „ufm perg zum gyer“ aufgeführt. Schon 1407 erhielt Geyer von dem Markgrafen von Meißen in Bezug des freien Marktes Verbietungsrecht auf eine halbe Meile im Umkreise. Meltzer erwähnt sogar eine Quittung von 1315, den Zinnbergbau in Geyer betreffend (Desfeld, Historische Beschreibung ꝛc. II, S. 29). Der Ort selbst ist unzweifelhaft noch älter und die erste Anlage in das 12. Jahrhundert, wo nicht früher, zu setzen. Der Ortsname selbst ist ein bergmännnischer — chýr = das Gerücht, das Geschrei, ganz wie Altes und Neues Geschrei bei Freiberg, Neu-Geschrei bei Weipert u. A. m. Aus dem Namen Gyr, Gyer machten die deutschen Zuwanderer Geyer, und dadurch kamen die drei Geyerköpfe in das Stadtwappen und der Vogel selbst in den Sagenkreis der Stadt.

Dieselbe soll in den ältesten Zeiten sieben Silberhütten und eine Saigerhütte gehabt haben; mit dem Steigen und Sinken der Bergwerkserträge stieg und sank auch ihr Wohlstand. Zwar wurde Geyer 1429 von den Hussiten zerstört; aber bei dem steigenden Ertrage der Gruben, von 2000 bis 4000 Mark Silberausbeute, hob sie sich Mitte des 15. Jahrhunderts ganz bedeutend. Aber schon 1470 wurde geklagt: „Zum Ersten sind die Bergwerke zum Geier verfallen und eingegangen, da doch wohl stünde zu bauen und auch zu gewinnen wäre, wenn man dieselben wieder gewältigen möchte. Das Andere ist große Wassersnoth und Gebrechen der Stolln, die nicht wolln gehalten werden, wie vor Alters.“

Der Silber- und Kupferbergbau der Stadt, so wie die Verhüttung des „unterm Vielberge“ gewonnenen Erzes in Geyer hatte nur vorübergehend zugenommen; denn von 1492 an begannen die Bergleute auszuwandern und reicheren Erzanbrüchen nachzuziehen. Annaberg, Buchholz und Joachimsthal verdanken ihre ersten Häuser Geyerschen Bergleuten und seitdem auch bei Annaberg Schmelzhütten angelegt wurden, gingen Wohlstand und Stadt schnell zurück.

„So lange Geyer einen lebhaften und ergiebigen Bergbau trieb, wahrte es eine gewisse hervorragende Stellung und zeigte im Innern eine sehr wohl erkennbare Wohlhabenheit und Behäbigkeit seiner Bürgerschaft. Diese bessere Zeit dauerte bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts“ .... Die Stadt zählte um 1550 an 250 Häuser mit etwa 1800 Bewohnern. „Nach dem Abnehmen des Bergbaues ist die Geschichte von Geyer ein fortgesetztes Ringen um eine dürftige Existenz, eine ununterbrochene Kette von Nothzuständen“.... Groß sind die Klagen über verfallende Häuser und wachsende Armuth, steigende Verschuldung und sich verschlimmernde Zustände. Von 1560 an bringen Seuchen, Pestilenz, Theuerung, das Darniederliegen

des Bergbaues, die Drangsale des dreißigjährigen Krieges u. s. w. das Städtlein in großes Decrement.“ (Falcke, Geschichte der Bergstadt Geyer.)

Prediger Rollenhagen verbrannte im dreißigjährigen Kriege alle Urkunden, Acten und Kirchenbücher öffentlich auf dem Markte.

Auch die Kriege zu Anfang des 18. Jahrhunderts, besonders der Nordische, brachten viel Noth und Elend über die Stadt. Im Winter von 1719 zu 1720 stieg in Geyer, Ehrenfriedersdorf, Thum und den Umgebungen die Noth aufs Höchste. Das wiederholte sich gegen Ende des Jahrhunderts; denn kaum waren die Nothstände des siebenjährigen Krieges überwunden, so wüthete 1771 und 1772 durch das ganze Erzgebirge eine Hungersnoth, welche besonders in der verarmten Stadt Geyer eine außerordentlich große Anzahl von Menschen dahin raffte. Im Jahre 1843 wurde Geyer aufs Neue durch Theuerung und Hungersnoth schwer heimgesucht; 1862 brannte der größte Theil der Stadt nieder und 1863 verwüstete eine zweite Feuersbrunst den im Aufbau begriffenen, wie den noch stehen gebliebenen Theil derselben. Seitdem ist sie neu aufgebaut, die Straßen breiter, die Häuser stattlicher und solider *).

Auf der Höhe östlich der Stadt liegt der Lotterhof, auf welchem Hieronymus Lotter, der Erbauer der Augustusburg sein schaffensreiches Leben beschloß. In Nürnberg 1497 geboren, zog er mit seinem Vater nach Annaberg, welches durch seinen Silberbergbau in raschem Aufschwunge war. Er ließ sich dann in Leipzig als Baumeister nieder und erbaute, außer zahreichen Privatbauten die Pleißenburg, das Rathhaus in Leipzig und in Pegau und die Augustusburg. Während dieses letzten Baues kaufte er sich in Geyer an und erbaute den Lotterhof, verwendete aber seine Mittel größtentheils im Bergbau, so daß sein Wohlstand auffallend zurückging, als sich die Schwierigkeiten und Aergernisse beim Bau der Augustusburg steigerten und er beim Kurfürst August in Ungnade fiel, der sogar seine Ansprüche aus dem Bau der Augustusburg, 15 000 Gulden, niemals befriedigte. Lotter starb in gedrückten Verhältnissen in Geyer 1580 **).

Neben dem Lotterhofe steht die alte Stadtkirche; ein zweiter Thurm ein Stück von der Kirche abseit; wahrscheinlich ist das ein Thurm aus der ehemaligen Stadtbefestigung. An den Prinzenraub erinnert die große Glocke. Die Glocke war 1455 beim Sturmläuten gesprungen, und wurde darauf auf kurfürstliche Kosten zum ersten

*) Dr. Johannes Falcke, Geschichte der Bergstadt Geyer. Dresden, Burdach, 1866.

**) Der Leipziger Baumeister Hieronymus Lotter. Dr. G. Wustmann. Leipzig, Seemann, 1875.



Male und 1539 zum zweiten Male (92 Centner schwer) umgegossen. Die mit dem Bildnisse Heinrich des Frommen und einem breiten Laubwerkfriese geschmückte Glocke zeichnet sich durch vortreffliche Guß- und Ciselirarbeit aus.

Südöstlich von der Kirche, fast auf der Höhe des Geiersberges liegt die große Binge. Schon 1704 fand ein bedeutender Zusammensturz im „Stockwerck“, den zahllosen über-, unter- und nebeneinander geführten Aushöhlungen, Gängen, Strecken und Schächten statt. Kleinere Zusammenbrüche waren schon vorher erfolgt und haben sich nachher auch zu verschiedenen Malen wiederholt. Der Hauptzusammenbruch war aber am 11. Mai 1803, wo der größte Theil der ganzen bergmännischen Anlage in sich zusammenstürzte, eine Anzahl von Bergleuten verschüttete und die sämmtlichen Betriebsbauten fast vollständig zerstörte. „Man sieht die große Binge steil eingebrochen, 20 bis 25 Lachter (40 bis 50 m) tief .... fast aus der Mitte ragen einige frei stehende Felsen .... verschiedene Höhlen und Ueberreste des Bergbaues sind zu erkennen .... eine Menge Schächte und Strecken, ein Feldgestänge ....“ (Charpentier, Mineralogische Geographie 2c., S. 203).

Die 58 m tiefe große Binge bildet einen halbmondförmig gekrümmten Absturz, aus dessen Innern sich eine Klippe erhebt. Man könnte sagen, sie gleiche einem hörnerartig gebogenen Krater, an dessen Felsenwänden, besonders an der auf der Südseite vorspringenden Felsenecke noch die Spuren früherer Strecken, Abbau- und Fördergänge zu erkennen sind. Die größte Längenausdehnung der Binge beträgt gegen 200 m, die größte Breite gegen 160 m. Dieselbe ist zum Theil zugänglich; besonders von Südost her kann man weit in derselben vordringen.

Etwa 1 km nordöstlich von Geyer liegt Schlegels Berg (Walthers Höhe) mit guter Aussicht nach Süden.

Im Norden von Geyer, etwa 3 km entfernt, ist der Greifenstein. Derselbe besteht aus sieben freistehenden 25 bis 30 m hohen Granitmassen, welche aus großen, plattenförmigen Blöcken mauerartig aufgebaut sind, und an die Teufelsmühlen und Teufelsmauern erinnern, wie sie im Fichtelgebirge, in der Rhön, dem Vogelsberg und überhaupt allen granitischen Territorien in größerem und kleinerem Maaßstabe vorkommen. „Offenbar sind die jetzt noch stehenden Felsen des Greifensteines nur die von der Verwitterung und vollständigen Abtragung verschont gebliebenen Reste einer ursprünglich vorhandenen Kuppe, welche in einzelne Blöcke aufgelöst worden ist.“ (Erläuter. z. geogr. Karte, Sect. 127.) Von Weitem gesehen ragen sie wie die Zinnen einer Burg über den waldigen Bergrücken empor. Der eine

Gipfel (726,1 m) ist zugänglich gemacht, und von ihm hat man eine ausgedehnte Rundsicht. Im Süden Haßberg, Pöhlberg, Bärenstein, Keilberg, Fichtelberg, Scheibenberger Hübel, Auersberg; im Norden Rochlitzer Berg und Kolmberg bei Oschatz.

Am Greifensteine kommt Veilchenstein vor, der seinen Wohlgeruch einer auf ihm wachsenden Flechte verdankt*). Eine halbe Stunde westlich vom Greifensteine liegt die erzgebirgische Dynamitfabrik mit ihren zahlreichen zwischen Erdwällen errichteten Gebäuden, auf derselben Stelle, wo in der sog. Gifthütte seit langen Jahren aus den arsenikhaltigen Erzen das Arsenikmehl (Giftmehl) als weißes Pulver gewonnen worden war.

Nur 10 Minuten nördlich vom Greifensteine entfernt befinden sich in dem nach Thum gerichteten, jetzt vollständig mit Wald bedeckten kleinen Thale unverkennbare Spuren früherer Seifenwerke. Dagegen giebt nach Osten hin, in der Richtung des breiten Waldflügels A, ein langausgedehnter Bruch und Haldenzug bis gegen den Goldgrund hin Zeugniß von früher betriebenem, lebhaften Bergbau auf Zinn und Kupfererze.

In der breiten Thalmulde zwischen dem Greifensteine und dem Sauberge liegt Ehrenfriedersdorf, ursprünglich Erinfridisdorf, dann Irbersdorf, ebenfalls eine der ältesten bergmännischen Ansiedelungen auf dem Erzgebirge. Wahrscheinlich wurde es Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet. Schon 1315 lieferte es Zinn nach Geyer; 1407 wurde es zur Stadt erhoben. Zwei große Brände, 1802 und 1866 zerstörten die alten Gebäude. Nur die etwas höher, außerhalb der Stadt stehende, alterthümliche, aber vielfach umgebaute Kirche läßt sich in ihren ältesten Theilen als aus dem 14. Jahrhundert stammend erkennen. Bemerkenswerth ist der eigenthümliche Aufbau des Thurmes. Ein werthvoller und gut erhaltener Altar mit reichvergoldetem Schnitzwerk und trefflichen Bildern, sowie ein ausgezeichnet gearbeiteter Kelch aus dem 15. Jahrhundert sind sehenswerth.

Der tiefe Sauberger Stolln, unterhalb des Krebsberges mündend, bildet den Schlüssel zum Abbau des Ehrenfriedersdorfer Gebirges. Das Gestein des Sauberges ist ein dünnblättriger Gneis von dunkelgrauer Farbe. Man sieht den Rücken des Berges fast in einer Breite von 1½ km mit aneinanderstoßenden Halden bedeckt, welche sich bis gegen 500 m in der Breite ausdehnen und die Oberfläche des Höhenzuges vollständig einnehmen. „Dieß sind die Ueberreste des ehemals so wichtigen Zinn- und Silberbergbaues, von dessen

---

*) Dr. Köhler, Veilchensteine im Erzgebirge. Glückauf (Zeitschr.) 1884, S. 101.



Größe der Anblick dieser Halden den lebhaftesten Eindruck hinterläßt." (Charpentier, S. 191.) Noch um 1770 fuhren am Sauberge immer 700 bis 800 Bergleute an; 1804 nur 60. Trotz aller Versuche, den Bergbau neu zu beleben, ist derselbe fast vollständig zum Erliegen gekommen.

An den Sauberg knüpft sich die Erzählung von der „langen Schicht". Meltzer schreibt (S. 739) .... „1568 .... zu Ehrenfriedersdorf, einem Bergstädtlein in unserm Ober-Ertz-Gebürge, ist ein Bergmann Oßwald Barthel, welcher vor 61 Jahren, nemlich 1507, im Sauberge daselbst verfallen war, unversehener Weise noch ganz und unversehrt in seiner ledernen Bergkappe und Kleidern, mit dem Grubenbeil, Unschlitttasche und Tscherper wieder gefunden worden." Die vom Pfarrer Naudte gehaltene Leichenpredigt ist im Pfarrarchiv noch vorhanden.

Von der kleinen Vierung hat man eine gute Aussicht nach Norden; von Hofberg oder Franzenshöhe nach Süden; besonders schön aber ist die Aussicht vom Birkenberge (686,9 der Gen. St. Karte). Haßberg, Pöhlberg, Kupferhübel, Bärenstein, Wirbelsteine, Keilberg, Fichtelberg; vor dem Bärensteine breit daliegend die Stadt Annaberg; das Bild auf beiden Seiten von Wald eingefaßt.

---

61. Zwönitz. Stollberg. Lichtenstein. Glauchau.

Nördlich vom Greifensteine, etwa 3 km entfernt, und eben so weit von Ehrenfriedersdorf liegt die ehemalige Bergstadt Thum, welche seit dem großen Brande von 1707 vollständig neu aufgebaut ist. Thum gehört ebenfalls zu den ältesten sorben-wendischen Niederlassungen (dûm = das Haus). Der Bergbau ist längst erlegen. Der hier gefundene Thumer Stein (Axinit) gehört zu den mineralogischen Seltenheiten; er wird nur noch bei Schneeberg, bei Bonay d'Oisan in Frankreich und bei Kongsberg in Norwegen gefunden. Bei Thum fand am 15. Januar 1648 das letzte Gefecht des dreißigjährigen Krieges auf sächsischem Boden statt. Ein Denkstein erinnert daran.

Von Thum nach Burkersdorf sind 7 km. Nach einer halben Stunde erreicht man das obere Ende von Gelenau und übersieht das Thal über eine Stunde weit, bis zu der auf einem Bergvorsprunge liegenden Kirche. Wie die allgemeinen Verhältnisse sich geändert haben, bezeichnet recht deutlich, was Schumann (II. 71) über das Dorf sagt: „Gelenau ist der ärmste Ort im Erzgebirge, da die blutarmen Spitzenklöppler und Klöpplerinnen unter dem Despotismus der Spitzen-

händler stehen, die ihnen außer dem Beichtgeld in der Regel keinen baaren Pfennig zukommen lassen, sondern ihnen Brod und Alles, was sie brauchen, bis auf den Schwefelfaden und Waschhader statt Zahlung liefern." — Diese Art trauriger Zustände hat nun glücklicher Weise ein Ende genommen. Aber der Gebirgsabhang im Nordosten des Greifensteines ist in der neuesten Zeit zu wiederholten Malen der Schauplatz von Unwettern, Wolkenbrüchen und allen mit ihnen im Zusammenhange stehenden Beschädigungen und Zerstörungen geworden, so daß die Bewohner dieser Gegenden aufs Aeußerste geschädigt worden sind. Besonders die nach Nordost gerichteten Thäler von Drehbach, Venusberg und Gelenau sind Ueberflussungen, Wasserströme und was damit zusammenhängt, in hohem Grade ausgesetzt gewesen, obgleich die waldfreie Umgebung von Drehbach nur etwa 7, von Venusberg nicht einmal über 4, von Gelenau höchstens 7 1/2 qkm umfassen. Unzweifelhaft hängt die Heftigkeit dieser außergewöhnlichen Niederschläge mit der Entwaldung der Flächen, dem Aufgeben der zahlreichen kleinen Teiche und Sammelbecken und dem Kahlschlage der meisten Steilhänge auf das Engste zusammen, da die massenhaft niederströmenden Wasser weder durch Strauchwerk, noch durch das Unterholz der Wälder und die dichte Bedeckung mit Heidelbeer- und Haidekrautbüschen in ihrem Laufe aufgehalten werden. Die zahlreichen Unwetter der neuesten Zeit haben sich fast ausnahmslos auf größeren und kleineren entwaldeten, kahlen Flächen entladen, Aecker zerrissen, Getreide zerschlagen, Wege zerstört und mit Schlamm überdeckt, Wohnungen beschädigt und weggerissen, so daß der Gedanke doch ernstlich nahe gelegt wird, durch Anpflanzungen die Abhänge vor Abschwemmungen zu sichern und der Gewalt des Wasserlaufes Einhalt zu thun.

Im Norden von Gelenau liegt mitten auf dem Höhenzuge der Kemtauer Felsen. Die Aussicht von der im Nordost liegenden Dittersdorfer Höhe wird von der Aussicht vom Kemtauer Felsen, 591,8 m, bedeutend übertroffen. Leider ist derselbe nicht mehr zu erreichen, da eine frisch geflanzte Forstkultur ihn umgiebt und kein Weg zu der dreifach gezackten Felsenhöhe führt. Haßberg, Pöhlberg, Bärenstein, Keilberg, Fichtelberg aus dem Hauptkamme des Erzgebirges schließen sich oberhalb des formenreichen, bewaldeten Thales von Gelenau, dessen Kirche nach dieser Seite hin den Mittelpunkt der Aussicht bildet, an den breiten, waldigen Höhenzug des Greifensteines, dessen Granitblöcke das Waldgebiet thurm- und burgartig überragen. Im Nordwest erkennt man Hohenstein und Wüstenbrand, darüber den Pfaffenberg und den Todtenstein; im Norden die Bergschenke von Claffenbach, weiter hin den Rochlitzer Berg, und in Nordost in

vortrefflicher Zeichnung frei auf hochanstrebendem Bergkegel Schloß Augustusburg; weiter östlich lang gedehnte Höhenrücken mit einzelnen Erhebungen, bei hellem Wetter unzweifelhaft Schloß Frauenstein und einen der Berge bei Katharinaberg, Ursberg oder Bärensteinberg. Von der weiter nach Osten, südlich des alten Fahrweges befindlichen Klippe hat man eine recht gute Aussicht nach Süd, dem Greifenstein und dahinter dem Schatzenstein. Von hier sind nach Burkhardtsdorf, am Pestkirchhof vorbei, etwa $^3/_4$ Stunden.

Abwärts von Burkhardtsdorf bildet das bis dahin von mäßig steilen und hohen, nur zum Theil bewaldeten Abhängen eingefaßte Thal der Zwönitz bis Einsiedel hinab, ungefähr auf eine Strecke von 7 km ein von schön geformten und prächtig bewaldeten Abhängen gebildetes Waldthal, dessen unterer Theil von Einsiedel bis oberhalb der Dittersdorfer Mühle unter dem Taubensteine nach Süd, und von da an unter verschiedenen Krümmungen bis nach Burkhardtsdorf gegen West ansteigt.

Vom unteren Ende von Burkhardtsdorf 2 km entfernt, und eben so weit von der Kirche des Dorfes liegt die Bergschenke auf der Höhe von Claffenbach, wo man eine recht gute Aussicht nach dem Gebirge, besonders aber nach Osten hin hat. Auf dem etwa 20 Minuten südöstlich der Bergschenke gelegenen Geiersberge ist eine 20 m hohe Plattform errichtet.

Fünf Minuten westlich der Bergschenke, unten im Thale des Dorfbaches, steht das Claffenbacher Kreuz. Dasselbe ist von seinem ursprünglichen Standpunkte auf der sumpfigen Wiese, dicht am Zaune und einem Wassergraben, wo es tief eingesunken da lag, weggenommen und auf seinem gegenwärtigen Platze, etwa 50 Schritt davon entfernt, wieder aufgestellt worden. Man hat die Stelle geebnet, einen halbkreisförmigen Platz frei gemacht und zwei kräftige Linden zu Seiten dieses wahrscheinlich ältesten Denkmales auf dem Erzgebirge gepflanzt. Das Kreuz besteht aus einem harten, grobkörnigen Porphyrsandsteine — man möchte dessen Herkunft auf den Rochlitzer Berg versetzen — und ist auf seiner vorderen Seite mit einem Schwerte in natürlicher Größe geziert, in der Form, wie die Schwerter des 12. Jahrhunderts auf zahlreichen Denkmälern und Bildern dargestellt sind, flach vertieft eingehauen. Die ziemlich verwitterte Außenseite des Steinkreuzes trägt sonst kein Merkmal. Dessen ungeachtet darf man annehmen, daß dieses Kreuz im 12. Jahrhundert, möglicherweise auch früher, zur Erinnerung eines bedeutenden Ereignisses errichtet worden ist. Der Ortsname Claffenbach ist mit großer Wahrscheinlichkeit von klava-boje, Mordstelle, Hauptmordplatz, abzuleiten. Hier war allem Vermuthen nach die Schlußstelle des

Kampfes, in welchem 892 (13. Juli) das Heer des Bischofs Arno von Würzburg von den Sorbenwenden vernichtet wurde*).

Oberhalb Burkhardtsdorf erweitert sich das Thal der Zwönitz bis zu der 14 km aufwärts liegenden alten offenen Bergstadt Zwönitz, am Fuße des Ziegenberges, eines Vorsprunges des aus dem Walde nur nach Süden hin steil aufragenden Schatzensteines. Die Stadt, unzweifelhaft slavischen Ursprunges, füllt mit wenig regelmäßiger Anlage in dreieckiger Form die zwei Seitenthäler und das abwärts reichende Hauptthal. Sie wurde 1429 von den Hussiten vollständig zerstört. Nur die St. Blasiikirche von Nieder-Zwönitz, welche dicht bei der Stadt steht, hat diesen hussitischen Raubzug überdauert. Fünf vergoldete Hufeisen, welche auf einem Bret befestigt über der Thür im Innern der Kirche hängen, haben Veranlassung zu verschiedenen Sagen gegeben. (Köhler Sagenbuch. 702.)

In der neuesten Zeit hat die Anfertigung von Haus- und Küchengeräthen aus Weiß-, Schwarz-, Zink- und Messingblech großen Umfang gewonnen. Sie werden gefalzt, gestanzt, emaillirt, verzinnt rc. Außer einem 1887 erbauten größeren Stanzwerk arbeiten Ziehpressen mit Wasserkraft, so wie kleinere Handstanzen und Maschinen. Absatzgebiet sind Sachsen und Thüringen.

In einer flachen Einsenkung des westlich von Zwönitz sanft ansteigenden, zum Theil bewaldeten Höhenzuges, in welchem auf der heiligen Wiese der Queerenbach entspringt, einer der Zuflüsse des Stollberger Wassers, liegt auf dem Abhange des langgestreckten und breiten Streitwaldes an der Quelle des Hellbaches das kleine Bad „zum guten Brunnen", auch nach einer daselbst errichteten Kapelle der Gesundbrunnen zu „St. Annen" genannt. Er wurde 1498 oder 1501 entdeckt. Derselbe wurde bis 1558, wo ihn ein Wolkenbruch verunreinigte, vielfach gebraucht. Der Brunnen wurde 1608 gereinigt und wieder hergestellt und 1646 eine zweite Quelle entdeckt, der Krätzbrunnen, wahrscheinlich nur ein zweiter Ausfluß der ersten. Nachdem auch diese Quelle um 1711 gefaßt worden war, stieg der Besuch des guten Brunnen außerordentlich, besonders in Folge der „Relation" des Zwönitzer Rektor Junghanns. Es währte aber nicht lange, so ward er wieder vergessen, bis er endlich 1819 von Neuem gereinigt und ein Badehaus mit 20 Badezellen und 14 Wohnungen errichtet wurde. Das Bad wird gegenwärtig noch besucht. Eine halbe Stunde westlich desselben liegt der Katzstein mit seiner schönen Aussicht nach Süd und Südwest.

---

*) Das Klaffenbacher Kreuz. M. v. Süßmilch. (Chemnitzer Tageblatt 1887, Nr. 210, Beil. 2.)

Vom Katzsteine nördlich, etwa 5 km weit, in das von 60 und 70 m hohen Abhängen eingefaßte Thal gezwängt, liegt die Stadt „Stollberg im Gebirge“ unterhalb des auf einem Bergvorsprunge liegenden Schlosses, welches bald Stollberg, bald Hoheneck genannt wurde. Die Vorgeschichte von Stollberg (Castrum Stolberg) ist unbekannt. 1287 wird es urkundlich erwähnt; 1367 kam es an König Wenzel von Böhmen, und erst durch den Egerschen Vertrag als zum Voigtlande gehörendes Reichsafterlehen an Kursachsen. 1565 erkaufte es Kurfürst August von den Schönburgen, die Stollberg seit 1388 besaßen.

Das alte Schloß, welches lange Zeit in Ruine lag, wurde 1564 durch Kurfürst August durch einen neu erbauten Schloßflügel vergrößert und zum großen Theile wieder hergestellt, jedoch allem Vermuthen nach durch Brand oder Blitzschlag von Neuem zerstört. Als 1809 das Amthaus wegbrannte, erbaute man aus den Steinen der Schloßruine das Justizamt und richtete den stehengebliebenen Flügel zum Rentamt ein. Seitdem ist eine Strafanstalt nach Hoheneck verlegt. Die Stadt, sowie die Hauptkirche wurden 1632 durch die Holke'schen Schaaren niedergebrannt. Der Bergbau, welchem die Stadt aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Ursprung verdankt, wurde lange Zeit nur noch betrieben, um die „Bergfreiheit“ zu erhalten, ist aber seit Beginn dieses Jahrhunderts vollständig zum Erliegen gekommen.

Sowohl der östlich der Stadt gelegene Wischberg, als auch der westlich gelegene Panzerberg geben eine freie Aussicht, besonders nach Norden.

Ungefähr $2^1/_2$ Stunden thalabwärts liegt in der breiten Thalaue der Würschnitz das alte, aus dem 13. Jahrhundert stammende Schloß Neukirchen, eine der wenigen Thalburgen, die auf dem Erzgebirgsabhange nachzuweisen sind. Vielfach verändert und umgebaut, läßt sich von der ursprünglichen Anlage nichts mehr erkennen. Das in der prächtigen, fruchtbaren Thalaue liegende Schloß giebt mit seinem drei Stockwerk hohen Aufbau, dem Schieferdach und dem Thürmchen ein recht stattliches Bild. Dasselbe umschließt einen kleinen Hof und wird von einem breiten Wallgraben umgeben.

Die Eisenbahn, welche von Norden her, von St. Egidien durch den Rödlitzgrund den Höhenzug gewinnt, vereinigt sich bei der Station Höhlteich, einem in der flachen Einsenkung am Loo- (Loh-) Walde befindlichen Sammelbecken für mehrere kleine Wasseradern, mit der von Wüstenbrand her auf dem Höhenzuge der Wasserscheide zwischen Lungwitzbach und Beuthen- oder Würschnitzbach über die Roßteich- und Bornwiesen daher kommenden Eisenbahnlinie, welche von da in

einem unregelmäßigen Halbkreise nach Stollberg führt. Zahlreiche Steinkohlenbergwerke sind auf dem Plateau des Strutholzes zwischen Oelsnitz, Lugau und Nieder-Würschnitz und weiter nach Nordosten bis Kirchberg und Seifersdorf hin ausgebreitet. Der Charakter der Gegend hat sich dadurch vollständig verändert. „Westlich von Werrschenz (Würschnitz)," sagt Schumann (Bd. VII. S. 551), „breitet sich eine hochliegende, fast ebene Gegend im Glimmer- und Thonschiefergebirge aus. Saures Grasland, eine Menge von Teichen, die aber zur Benutzung wenig passen, unordentliche Waldungen machen sie zu einer der melancholischsten und unangenehmsten des Erzgebirges."

Die im Lugau-Oelsnitzer Kohlenbezirke befindlichen 14 Steinkohlenwerke förderten auf ihren 28 Schächten im Jahre 1888 1 251 767 Tonnen Steinkohlen. Es dienten 28 Dampfmaschinen zur Förderung, 24 zur Wasserhaltung, 28 zur Wetterführung u. s. w. Auf den Werken waren 5063 Grubenarbeiter und 1434 Tagearbeiter beschäftigt.

An der Kirche von Oelsnitz, das Thal des Heegebaches kreuzend, über den bewaldeten Berg und im Thale den Rödlitz weiter gehend, kommt man nach etwa zwei Stunden von Höhlteich bis nach Lichtenstein. Die Herrschaft Lichtenstein ist eine der ältesten Schönburgischen Besitzungen, urkundlich schon 1297. Das in einem Viereck erbaute, mittels Brücke zugängliche Schloß ragt aus dem mit Laubholz bedeckten Abhange malerisch oberhalb des Städtchens empor. Dasselbe ist auf den Trümmern des 1538 abgebrannten Schlosses Pürschenstein zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaut und wahrscheinlich Ende des 18. Jahrhunderts in seiner gegenwärtigen Einrichtung beendet. Es bietet weder in der Anlage, noch in seinem inneren Ausbau eine Erinnerung an die frühere Burg; dagegen ist es ein stattlich angelegter Dynastensitz, welcher in seinem Hauptstockwerk zahlreiche Säle und Gemächer durch alle vier Flügel hindurch enthält.

Die nach dem Brande von 1771 neuerbaute Stadtkirche besitzt ein 1793 gemaltes Altarbild von Vogel v. Falkenstein, auf welchem die Figur des Petrus bemerkenswerth ist. Sonst ist in der Stadt Lichtenstein, wie in dem auf dem linken Rödlitzufer regelmäßig angelegten, Ende des 17. Jahrhunderts erbauten Städtchen Callenberg (wohl richtiger Kahlenberg) keine Sehenswürdigkeiten zu verzeichnen. Fachmänner werden nicht unterlassen, das Lehrerinnen-Seminar zu Callenberg zu besuchen.

Von Lichtenstein über Albertinenhof, durch den Rümpfwald, am

Forsthause vorüber, sind 10 km nach Glauchau, von denen 4 durch den Wald führen.

Geht man im Thale des Lungwitzbaches vom Bernsteiner Hofe aus, oder fährt man vom Bahnhofe St. Egidien weiter westlich, so kommt man durch das reichbevölkerte, landschaftlich anmuthige Thal bis Glauchau, dem Eckpfeiler, wenn man so sagen darf, des Erzgebirges, an dem Thalrande der Mulde beim Eintritt des Lungwitz-Querthales gelegen, ebenfalls eine der ältesten Ansiedelungen. Nur wenig vom Fuße der 300 m Erhebung entfernt, steht der ältere Theil der Stadt auf dem 250 m hoch liegenden Rande des Muldenufers. Wenn auch der slavische Ursprung sich nicht ganz unzweifelhaft nachweisen läßt, so ist er doch in hohem Grade wahrscheinlich. Die älteren urkundlichen Bezeichnungen Glukow, Clukowe u. s. w. weisen ebenfalls auf sorben-wendischen Ursprung hin. Der Pirnaische Mönch sagt: „Glauche eine Stat an einem Berge darunter die Zwickſche Mulde fließt, hat zum Theil sehr tiefe Graben, eine feste, wohl erbaute Burg, unter der Krone zu Behmen.“ Die ältere, ein Oval bildende Stadt, an deren Südende auf einem Vorsprunge des hohen Uferrandes das Schönburgsche Schloß liegt, welches in seinen verschiedenen Abschnitten Entstehungs-, Theilungs- und Besitzgeschichte bietet, ist an der Nordseite durch einen halbmondförmigen Anbau vergrößert, welcher heute noch durch den in einem Bergrisse oder in einer Schlucht angelegten ehemaligen Befestigungsgraben von ihr getrennt wird. Eine Brücke führt zu dem nur wenig alten Thoreingang, über welchem ein Thurm sich erhebt, welcher der Buttermilchsthurm genannt wird, aber weder durch Architektur noch durch Alter sich auszeichnet. Ueberreste der Stadtmauer und der Stadtbefestigungsthürme sind nicht mehr vorhanden. Eben so wie sich am Westfuße, in der Muldenniederung, ein ausgedehnter Stadttheil entwickelt hat, eben so ist im Osten eine große, breit angelegte Vorstadt entstanden; beide dem Wachsthume der Bevölkerung und ihrer Thätigkeit entsprechend.

Das vordere Schloß, zwei Stockwerke hoch und mit vielen Giebeln geziert, umfaßt einen Hof, welcher an den Graben stößt, der beide Schlösser trennt. Das hintere Schloß, wiederum aus dem älteren und dem neueren Theile bestehend, drei und selbst vier Stockwerke hoch, enthält nach dem vorderen Schloß hin das Wohngebäude und die Schloßkapelle; die Hinterseite umschließt mit einer hohen Mauer und einigen alten Thürmen, an welche die beiden neueren Flügel anstoßen, den eigentlichen Schloßhof.

In Glauchau wurde 1490 Georg Bauer, bekannt unter dem später von ihm angenommenen Namen Agricola, geboren. Der-

selbe war 1518 bis 1522 Rector in Zwickau, dankte ab und ging, um Medicin zu studiren, nach Leipzig, und von da nach Italien. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er seit 1527 in Joachimsthal, seit 1531 in Chemnitz. Hier widmete er sich der Bergbaukunde und starb 1555 als Bürgermeister, Stadtphysicus und Generalstabsmedicus. Wegen seines Rücktritts zum Katholicismus wurde er in Zeitz begraben. Er gilt, mit Recht, als der Gründer der deutschen Mineralogie und Bergwerkskunde. Eine treffliche Uebersetzung seiner mineralogischen Schriften lieferte Fr. Lehmann (5 Bde. Freiberg 1806/13). Sein „Bermannus“ oder Gespräche über den Bergbau wurde von Schmidt übersetzt (Freiberg 1806). Eine höchst interessante Schrift verfaßte Becher, „Die Mineralogen Agricola und Werner“ (Freiberg 1820).

---

62. Hohenstein. Rabenstein. Die Blankenau.

In dem von West nach Ost ansteigenden Auenthale des Lungwitzbaches reihen sich fast 18 km lang Ortschaft an Ortschaft, Dorf an Dorf, so daß man häufig nicht weiß, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt. Die zahlreichen hellgrauen und blauen Schieferdächer, die weißen Gebäude mit schwarz oder auch blau angestrichenen Balken, welche durch das Grün der Obstgärten und der längs des Baches sich reihenden Erlen hindurchscheinen, geben dem ganzen Landstriche den Charakter hoher Cultur, dichter Bevölkerung und entwickelter Industrie. Selbst wenn man flüchtig im Eisenbahnzuge vorüberfährt, kann man sich dieses Eindruckes nicht erwehren. Vor Allem fällt, unweit der Mündung des Rödlitzbaches, der Bernsteiner Hof ins Auge, mit seinen ausgedehnten, wenn auch nicht hohen Gebäuden auf einem mit Bäumen reich geschmückten hügelartigen Bergvorsprunge. Unzweifelhaft auf der Stelle eines älteren Hofes ist das Herrenhaus des Bernsteiner Hofes erst 1710 erbaut. Von 1702 bis 1800 war es Wohnsitz der Grafenlinie Schönburg-Stein.

An dem Nordabhange des Goldbaches, nur 2 km vom Lungwitzthale entfernt liegt die Doppelstadt Hohenstein-Ernstthal. Hohenstein, urkundlich „uff den Hohenstein“, eine offene Bergstadt, deren Gründungsjahr nicht nachzuweisen ist, erhielt 1548 erneuerte Statuten durch den Grafen Georg von Schönburg. Der Bergbau auf dem Hohensteine soll im 13. Jahrhundert begonnen haben; nach anderen Angaben erst im 14.*) Man sagt vor 1473 sei Hohenstein schon

*) O. Sebastian, Entstehung und Entwickelung der Bergstadt Hohenstein, 1887.



eine ansehnliche Bergstadt gewesen, deren Hauptzeche „der Bretschneider“ im Hussitenkriege 1430 zerstört worden sei. 1507 wurde Hohenstein als Stadt neu aufgebaut, da die Bergwerke um diese Zeit die ansehnlichste Ausbeute gaben; aber gleichzeitig mit dem Beginn des Bergbaues am Zechenberge ließen sich 1517 die ersten Weber in Hohenstein nieder. Im 16. Jahrhundert trieb man Bergbau auf Kupfer und auf Arsenik; eine Schmelzhütte, sowie eine Arsenik- und Gifthütte stand vor der Stadt, der Zechenteich sammelte die Aufschlagwasser für die Gruben. Aber schon im dreißigjährigen Kriege kam der Bergbau in Verfall und seit Ende des 18. Jahrhunderts ganz zum Erliegen. Umgeben von dem Glimmerschiefer findet man Serpentin, sowie in einzelnen Nestern Achat, Tobas, Karneol u. s. w. Die Schnabelgasse trennt Hohenstein von Ernstthal, welches der in Hohenstein herrschenden Pest seinen Ursprung verdankt. Denn um dem Pestheerde zu entfliehen wurde 1679 das erste, 1680 das zweite Haus der Stadt erbaut, welche schnell an Häuser- und Einwohnerzahl zunahm und 1689 schon eine eigene Kirche erhielt. Beide Städte treiben Strumpfwirkerei und Weberei. Auf der oberen Seite des terrassenförmig ansteigenden Marktes von Hohenstein hat man einen sehr guten Ausblick gebirgsaufwärts, bis zum Keil-, Fichtel- und Auersberge, Greifenstein und Schatzenstein. Schon 1805 schrieb K. Ruheim: „Da lagen die blauen Berge des Erzgebirges; immer erhob sich einer über den anderen, die höchsten derselben schienen den Himmel zu küssen. Der Fichtelberg, Auersberg und Riesenberg erhoben sich über alle und neben ihnen sah man in weiterer Entfernung auch noch einige böhmische sich in den Wolken verlieren.“ Eine halbe Stunde nordwestlich von der Stadt liegt im waldigen Thale des Hüttenbaches, dicht an der Waldenburger Chaussee, das Bad, ein vielbesuchter Vergnügungsort, wo eine Stahlquelle zur Errichtung einer Badeanstalt Veranlassung gab*).

Hohenstein ist Geburtsort des Naturforschers G. H. v. Schubert, * 1780, † 1860; Ernstthal des Historikers und Professors der Politik und der Staatswissenschaften K. H. L. Pölitz, * 1772, † 1838.

Im Norden der Stadt erhebt sich der langgestreckte Glimmerschieferrücken, dessen höchste Punkte die bewaldete Langenberger Höhe, der Pfaffenberg und der Todtenstein bilden. Auf diesem letzteren, von Hohenstein 6 km, von Grüna ca. 2 km, hat man einen eisernen Aussichtsthurm errichtet. Nach Norden hat man eine recht hübsche

---

*) Carl Beckert, das Bad Hohenstein. (3 Stahlstiche, 1 Plan.) Leipzig 1843.



Aussicht; die Aussicht nach Süd ist unbedeutend und wird von der oberhalb der Stadt Hohenstein bei Weitem übertroffen.

Drei Kilometer östlich vom Todtensteine liegt die alte Burg Rabenstein. Die nach Südost gerichtete, auf einer freistehenden Felsenklippe errichtete kleine Burg ist in ihrem Umfange noch genau zu erkennen. Dieselbe erhob sich inmitten eines noch vorhandenen Wallgrabens auf einem Abhange und war von Nordwest her auf einem ansteigenden Wege zugängig, so daß der nordwestliche, etwa 10 m breite und 20 m lange Burghof etwa 10 bis 12 m über der Grabenbrücke lag. Am Südostende dieses Burghofes stand der noch vorhandene sehr dicke Rundthurm, der Bergfried, welcher früher eine mit Schiefer gedeckte Haubenkuppel hatte, gegenwärtig aber mit einer von Zinnen umgebenen Plattform geschlossen wird. Der auf Felsen gegründete Fuß des Thurmes liegt etwa 6 m über dem Burghofe. An den Rundthurm schließt sich das Hauptgebäude der Burg, zwei Stockwerke hoch und fünf Fenster breit. Schumann (VII, 643) sagt: „Zu mehr Gebäuden hat die Oberfläche des steilen, ganz nackten, gegen 25 Ellen (14,3 m) hohen Felsen nicht Raum dargeboten und man kann es deshalb mit dem ehemaligen Rechenberger Schlosse vergleichen."

Gute Aussicht von der „Mondscheinlinde".

In flacher Thaleinsenkung liegt nordwestlich von Rabenstein, 5 km entfernt, die Stadt Limbach, die jüngste der erzgebirgischen Städte, mit ihrem höchsten Theile in 380 m Meereshöhe. Von hier zum Taurasteine 7 km.

Nordwärts von Chemnitz erstreckt sich das breite Auenthal des Chemnitzflusses mit seinen waldbesetzten niedrigen Thalrändern, in welches verschiedene Nebenbäche einmünden, deren Lauf meist mit einer Dorfansiedelung besetzt ist. Auf einem mäßig hohen Vorsprunge liegt die Kirche von Glösa, wahrscheinlich eins der ältesten Denkmäler des Vordringens des Christenthums in diesen Gegenden der sorbenwendischen Heiden, über deren Religion und Götter so zahlreiche und verschiedene Meinungen von den Chronisten verbreitet worden sind, ohne daß eine von ihnen eine größere Wahrscheinlichkeit beanspruchen könnte. Nicht weiter entfernt wie Glösa, aber auf dem linken Ufer der Chemnitz, liegen die Reste eines Ringwalles, der alte Burgwall, welcher wahrscheinlich von einer sorbenwendischen Befestigung herrührt. Es ist einer der wenigen Ringwälle, welche am Fuße des Erzgebirges überhaupt nachzuweisen sind. Er bezeichnet das Vordringen der Slaven bis in die fruchtbare Niederung des Chemnitzflusses und steht mit der Behauptung und Vertheidigung dieser einzelnen vorgeschobenen Niederlassung gegen die aus Franken und Thüringen vordringenden

fränkischen und thüringischen Schaaren, sowohl der Verbreitung des Christenthumes, als auch und das wohl hauptsächlich des Ländererwerbes und der Ausdehnung der Machtsphäre wegen, im engsten Zusammenhange. Nördlich der Grenze des erzgebirgischen Waldgebietes sind die Vertheidigungslinien, welche das zurückgedrängte Slaventhum nach und nach einnahm, an der Mulde, an der Döllnitz u. s. w. bis an die Spree noch an zahlreichen Rundwällen u. s. w. nachzuweisen. Nach einer anderen Annahme wären dieß jedoch die Ueberreste einer Burg, welche im 13. Jahrhundert niedergebrannt worden sei. Der Umfang der noch vorhandenen Ueberreste würde dem nicht widersprechen, wenn wirklich größere Mengen von verglasten Backsteinziegeln dort gefunden worden wären; doch würde in diesem Falle die Zerstörung der Burg in die Zeit des Hussiteneinbruches zu setzen sein.

Wer das untere Thal des Chemnitzflusses kennen lernen will, fährt mit der Eisenbahn bis Station Cossen und geht von da nordwärts bis in das von steilen, bewaldeten, theilweise felsigen Abhängen eingefaßte Thal hinab. Von der Niedermühle unterhalb Wiedersberg führt ein Weg auf dem rechten Ufer der Chemnitz, 4½ km bis zur Brücke von Mohsdorf; von da auf dem linken Flußufer, 8 km weit, bis zur Markersdorfer Brücke. Von da die Straße auf dem rechten Ufer bis zur Kirche von Glösa 10 km, und von dort nach Chemnitz 3 km. Die schönsten Stellen des Thales sind zwischen Taura und Köthensdorf und an der Flußschleife bei Auerswalde.

In den Umgebungen von Chemnitz sind noch verschiedene andere Punkte besuchenswerth. Nächst der Steinbruchhalde (Engelshalde) bei Hilbersdorf das Aussichtsgerüst auf dem Beuthenberge und der Thurm auf dem Adelsberge. Beide werden als Aussichtspunkte gerühmt. Mit Berücksichtigung kleiner Verschiebungen sieht man von beiden Augustusburg, Seydaer Höhe, Bärensteinberg, Haßberg, Keilberg, Fichtelberg, davor Pöhlberg, Bärenstein, Scheibenberger Hügel, sodann Greifenstein, Auersberg u. s. w.

---

63. Chemnitz.

In dem breiten, auf seiner Westseite von scharfem Rande, auf seiner Ostseite von langgedehnten, sanft abfallenden Hängen eingeschlossenen Thalkessel der Chemnitz, am Einfluß des Kappel-, Berns- und Gablenzbaches, in 296 m Meereshöhe, liegt die Stadt Chemnitz, mit ihrem ältesten, wenn auch nicht ursprünglichen, sondern im frühen Mittelalter erbauten Theile einen etwas von Südost einge-

drückten Kreis bildend. Die alte durch die Stadt führende Hauptstraße wird durch die Reihenfolge der drei Märkte, Holzmarkt, Roßmarkt, Hauptmarkt, bezeichnet, und führte vom Nicolaithore bis zum Dresdner Thore in leicht gekrümmtem Bogen; die größere Hälfte der Stadt lag nördlich derselben. Von Nord nach Süd kreuzte die zweite Hauptlinie den Hauptmarkt auf der Westseite. Die vier Thore waren ziemlich ungleich vertheilt auf dem Umkreise der noch 1817 mit Mauern und Gräben umgebenen Stadt. Nach Mollers Chronik von Freiberg ist Anfang des 14. Jahrhunderts bei Chemnitz auch Bergbau getrieben worden. Er erwähnt ein Pochwerk in der Nähe der Bierbrücke, eine Schmelzhütte am Niklasberge und einen Kupferhammer unterm Schloßberge.

Die alte Burg Chemnitz stand nördlich der Stadt, auf der Anhöhe, wo später das Benedictinerkloster gegründet wurde; angeblich schon 990, wahrscheinlich erst 1125. Von der Burg, die allem Vermuthen nach auf der Stelle eines sorbenwendischen Gaugrafen- oder Herrenschlosses errichtet worden ist, vielleicht schon im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts, worauf die Jahreszahl der angeblichen Klostergründung hindeutet, ist keine Spur mehr vorhanden; sind doch selbst die Gebäude des auf seiner Stelle errichteten und erst 1548 säcularisirten Klosters in der Hauptsache verschwunden, bis auf einen kleinen Rest. Nur die Schloßkirche giebt eine Andeutung über die Großartigkeit der einst hier vorhandenen Bauwerke. Dieselbe hat jedoch bedeutende bauliche Veränderungen erlitten. Aus einem romanischen Kirchenbau entstand eine dreischiffige Hallenkirche, welche 1867 bis 1875 restaurirt worden ist. Das 1525 errichtete Hauptportal, mit Astwerk, Baumstämmen und Figuren reich geschmückt, ist künstlerisch vortrefflich durchgeführt, und „wirkt bedeutend durch die Verbindung der Darstellung des Erlöserwerkes, welches die Engel jubilirend feiern“. Die Figur der h. Jungfrau ist vor Allem weich und anmuthig. (Steche VII, 11.) Im nördlichen Querschiff ist eine in Holz geschnittene Gruppe der Geiselung bemerkenswerth.

Am Fuße dieser Burg entstand aus dem wahrscheinlich auch hier schon vorhandenen sorbenwendischen Orte die Stadt, welche ebenfalls den Namen Chemnitz erhielt; urkundlich Cemniz, Kamenicz ꝛc. von k a m e n a = das Steinhaus, wie die Burg im Gegensatze zu dem damals vorherrschenden Hausbau von Holz- und Plackwerk bezeichnend genannt worden ist. Chemnitz erhielt 1143 Marktrecht, 1264 Stadtrecht, wurde 1136 durch Kaiser Lothar erweitert, im 13. Jahrhundert in seinen Befestigungen verstärkt und wahrscheinlich Ende des 14. Jahrhunderts mit einer neuen Stadtumwallung versehen, wofür die zwei noch vorhandenen viereckigen Mauerthürme mit ihrem gegen

3 m starken Mauerwerk aus Quadern sprechen. Oesfeld sagt in seiner historischen Beschreibung 2c. (Bd. 2, S. 19): „Die Stadt hat (um 1400) eine gedoppelte Mauer, welche 4500 Ellen im Umfange hat und mit 25 Thürmen und Schießscharten versehen ist. Diese ist mit einem breiten Zwinger und einer etwas niedrigen Mauer, auch einem Stadtgraben umgeben. Die Stadt hat vier Thore und ist inwendig ganz rund. Sie hat vier Vorstädte, die Johannis=, Chemnitzer=, Nicolai= und Kloster=Vorstadt." 1376 wurden die Mauern verstärkt, neue Zwinger und Thore angelegt, und in der nächstfolgenden Zeit 25 Thürme in dieselbe eingebaut; die Thürme zwischen Nicolai= und Klosterthor von 1415 an, der rothe Thurm 1486; die eigentlichen Thorthürme jedoch noch später. Der Thurm des Chemnitzer Thores 1521, der des Klosterthores 1547, der des Nicolaithores 1593 und der vom Johannisthore 1597. In den Jahren 1429 und 1430 widerstand die Stadt den Angriffen der Hussiten, wurde 1531 durch einen großen Brand verheert; aber besonders im dreißigjährigen Kriege 1631, 1633, 1634, 1639 und 1643 durch Feuersbrünste, Plünderungen, Kriegslasten aller Art, Krankheiten und Nothstände schwer heimgesucht. Nach 1711 besserte man die Befestigungen sorgfältig aus und lange Jahre hindurch wurde die nach den Stadtvierteln in vier Banner eingetheilte wehrhafte Bürgerschaft in den Waffen geübt. Der nordische und der siebenjährige Krieg, sowie die Kriege der Napoleonischen Zeit legten der Stadt bedeutende Opfer auf, welche seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts einen bemerkenswerthen Aufschwung zu nehmen begann. Die Befestigungen verfielen. Denn wenn auch die Zerstörungen, welche Mauern und Thürme im dreißigjährigen Kriege erlitten hatten, sorgfältig gebessert worden waren, so trat Mitte des 18. Jahrhunderts die Baufälligkeit derselben doch in dem Maaße hervor, daß man 1768 begann, Thürme, Basteien und Rondele abzutragen. 1805 stürzte der Thurm des Johannisthores ein. 1806 überließ der Staat die Befestigungen der Stadt, welche nunmehr die Ringmauer zur Hälfte, die Thürme fast sämmtlich abtragen ließ und Zwingerwall und Graben als Gärten in Erbpacht gab. 1822 standen nur noch drei Thorthürme und der Rothe Thurm (Frohnfeste). Im Jahre 1308 kam Chemnitz, welches wiederholt an die Wettiner verpfändet, aber immer wieder von den Kaisern für das Reich eingelöst worden war, und als eine kaiserliche Stadt, wenn auch nicht als freie Reichsstadt gegolten hatte, an die Markgrafen von Meißen, da Friedrich der Freidige die Stadt auf die Nachricht vom Tode König Albrechts unverzüglich besetzte. Aber erst 1410 unterwarf sich Chemnitz vollständig den Wettinern und nahm zum Zeichen dessen den meißnischen Löwen nebst dem

Reichsadler im Wappen auf. 1429 und 1430 wurde die Stadt vergebens von den Hussiten angegriffen; aber im dreißigjährigen Kriege fiel sie vier Male in Feindes Hand, wurde wiederholt vollständig ausgeplündert und die den Drangsalen des Krieges sich zugesellende Pest ließ kaum den fünften Theil der Bewohner übrig.

Die Kriegsdrangsale dauerten für ganz Sachsen bis die schwedische Armee, nach Zahlung der Entschädigungssumme 1650, das Land räumte. Erst jetzt trat auch für Chemnitz die langersehnte Ruhe ein. Aber die Einwohnerschaft war ebenso ruinirt, wie das ganze städtische Gemeinwesen. Nur allmälig vermochte man sich aus Zerstörung und Verderb emporzuarbeiten. Hunderte von Bürgerhäusern lagen noch Jahre lang in Schutt. Die Stadtbefestigung, welche vor Beginn des Krieges eine stattliche und starke gewesen, war durch die viermaligen Beschießungen, denen sie zwischen 1632 und 1644 ausgesetzt, zum großen Theile niedergelegt. Breite Breschen lagen noch da, wie die letzte Beschießung sie geschaffen hatte, und der Verfall griff weiter um sich, da die verarmte Stadt keine Mittel hatte, die Werke wieder herzustellen.

Dem äußeren Verfall kam der innere Ruin gleich. Die Stadt war nicht bloß tief verschuldet, die Einwohnerschaft war verarmt und vermindert, in den Pestjahren allein um 11 000 Bewohner. Die Entwerthung des Grundbesitzes war eine außerordentliche, die Häuser sanken auf $^2/_5$ ihres Werthes, der Familien- und Privatbesitz ging auf $^1/_3$ und selbst $^1/_4$ des früheres Werthes zurück.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts wechselten die Truppendurchmärsche der sächsischen, wie der dänischen und russischen Hülfstruppen, und 1707 nach der Besitzergreifung Sachsens durch Carl XII. war Chemnitz über ein Jahr lang der Hauptwerbeplatz für das Erzgebirge und von einem Regiment Schweden besetzt.

Der zweite Schlesische Krieg brachte mit den wiederholten Truppendurchmärschen alle seine Unruhen, Requisitionen und Plackereien über Chemnitz, wie über das Erzgebirge; aber trotzdem, daß das Land wie die Städte unter der Brühlschen Mißwirthschaft seufzten, stieg der Wohlstand von Chemnitz doch einigermaßen in die Höhe. Da kam der siebenjährige Krieg mit seinen Contributionen und Lieferungen, Truppendurchmärschen und Einquartierungen, Brandschatzungen und Zwangs-Rekrutirungen, welcher mit seinen das Land furchtbar drückenden Lasten nichts als Jammer und Elend erzeugte. Der siebenjährige Krieg kostete der Stadt über 1 Million Thaler, abgesehen von den Privatverlusten ihrer Bewohner, welche man wahrscheinlich eben so hoch veranschlagen muß.

Noch im Jahre 1697 zählte Chemnitz nur 3250 Einwohner,

welche bis 1789 auf 11 600 gewachsen waren, und 1816 gegen 16 000 betrugen. Um 1830 zählte man etwa 30 000, um 1850 gegen 50 000 und 1885 über 110 800, so daß die Bewohnerzahl derselben sich seit 1697 verdreißigfacht, seit 1789 verneunfacht, seit 1850 verdoppelt hat*).

Auf der Stelle der Burg war 1125 ein Benedictinerkloster errichtet worden, welches hohen Ruf erlangte und großen Grundbesitz erwarb. 1548 wurde es säcularisirt; Kurfürst Moritz wies die Einkünfte zu geistlichen Bedürfnissen an und baute 1549 ein Schloß an das Kloster an, welches den Namen Schloß Chemnitz auf diesen Ort übertrug, aber im Laufe der Jahrhunderte vollständig verschwunden ist. Noch kurz vor der Reformation wurde innerhalb der Stadt 1481 (oder 1483) ein Franziskanerkloster (nach Anderen Barfüßer- oder Minoritenkloster) gegründet; aber schon „1540, den 19. April, sind die Mönche aus diesem Kloster weg und nach Böhmen gewandert, darauf haben es Privatpersonen bewohnt, bis es 1643 bei der großen Feuersbrunst mit abbrannte". (Oesfeld.)

Wiederholte große und kleine Feuersbrünste haben den größten Theil aller der Vorzeit entstammenden Gebäude zerstört; ein fast eben so großer Theil ist bei Neubauten und Umbauten der Vernichtung anheim gefallen, so daß von Baulichkeiten eigentlich keine mehr dem Mittelalter angehört; vielleicht die Laubengänge am Markte. Selbst die nach dem Brande von 1397 neu aufgebaute Kirche zu St. Jacob ist durch die 1667 stattgefundene große Reparatur vollständig verändert und erst durch den 1877 bis 1880 unternommenen Umbau wieder in ein mittelalterliches Ansehen gebracht worden.

Unter den Neubauten ziehen das Carola-Hotel (nach einem mittelalterlichen Bürgerhause in Osnabrück erbaut) und die auf dem Schillerplatze neu erbaute frühgothische Kirche Sct. Petri die Aufmerksamkeit auf sich. Außerdem herrscht in allen Bauwerken praktischer, nüchterner Sinn vor: das Zweckmäßige, den Bedürfnissen Entsprechende, Nützliche und Nutzbare wiegt vor.

Schon im frühen Mittelalter kennzeichnete sich Chemnitz als Industriestadt. Trotz der schweren Verluste und Leiden, welche die verschiedenen Kriege über die Stadt brachten und trotz der großen Anforderungen, welches gerade das 18. Jahrhundert stellte, war es gerade dieses, in welchem sich eine vollständige Umwandlung der Chemnitzer Industrieverhältnisse vollzog. Daß sich Chemnitz überhaupt durch alle die schwierigen Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege

---

*) C. W. Zöllner, Geschichte der Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz. Chemnitz, Troitzsch, 1888.

rüstig hindurch arbeiten konnte, verdankte es der von Alters her stammenden Rührigkeit der Gewerken und industriellen Erziehung und Heranbildung, wie der eigenthümlichen Anstelligkeit von Alt und Jung, welche sich jederzeit befleißigte, in neue, ungewohnte Verhältnisse sich schnell hinein zu finden und die nutzbringende Seite derselben zu erfassen.

Die fortgeschrittene Technik des Baues von Maschinen und Hülfsmaschinen, sowie die durch die Eisenbahnen hervorgerufene großartige Verkehrsentwickelung, unterstützt von der Gestaltung der politischen und merkantilen Verhältnisse haben die Chemnitzer Industrie vom Auslande unabhängig gemacht und ihr den großartigen Aufschwung der neuesten Zeit verliehen.

Die vier großen Chemnitzer Hauptindustriezweige — Spinnerei, Weberei, Wirkerei und Maschinenbau — haben eine so bedeutende Anzahl von Hülfs- und Ergänzungs-Industriezweigen im Gefolge, daß es nicht möglich wird, sie alle hier aufzuführen, wenn sie auch bei Besprechung der einzelnen Hauptindustrieen möglichst berücksichtigt werden sollen. Wie groß und umfangreich einzelne derselben sind, erhellt schon daraus, daß z. B. 53 Cartonfabriken die zahllosen Cartons fertigen, welche zum Einpacken, wie zum Aufputz der fertigen Waaren dienen, ungerechnet die bedeutenden Massen von Cartons, Pappschachteln u. s. w., welche von auswärts bezogen und hauptsächlich in der Wirkwaarenindustrie in außerordentlich großen Mengen verbraucht werden. Zahlreiche lithographische Anstalten und Druckereien sind beschäftigt, die Etiketten, von den einfachsten bis zu den aufs Reichste verzierten Bunt- und Farbendrucken, herzustellen. Von den 16 chemischen Fabriken sind die Orseille- und Anilinfabrik von Th. Peters, sowie die Tintenfabrik von Ed. Beyer zu nennen; auch die Fabrik von Büffelhautkörben oder sog. Skips von White Child & Co.

Wer die Chemnitzer Industrie einigermaßen will kennen lernen, wird gut thun, mehrere Tage diesem Studium zu widmen und zu diesem Zwecke, mit dem Stadtplane in der Hand, ein Programm zu entwerfen, um nicht unnöthige Wege zu machen, und die Zeit dergestalt einzutheilen, daß Vormittags die verschiedenen Etablissements besucht, Nachmittags kleinere oder größere Ausflüge in der Umgegend gemacht werden, welche durch die guten und zahlreichen Eisenbahnverbindungen erleichtert sind und für die Anstrengungen des Vormittags ein Gegengewicht schaffen.

Die königl. Höhere Gewerbschule und ihre mechanische, chemische und baugewerkliche Abtheilung, die königl. Werkmeisterschule mit ihrer mechanischen Abtheilung für Maschinenbauer, Schlosser, Spinner u. s. w. sowie für Müller und die Höhere Webschule können auf Anmeldung

besucht werden. Die Schule für Färber und Seifensieder ist nur während des Winterhalbjahres geöffnet.

Der Productionsvortheil der Chemnitzer Industrie besteht in erster Linie im Vorhandensein einer zahlreichen geschulten, intelligenten, fleißigen und verhältnißmäßig billigen Arbeiterbevölkerung im mittleren Theile des Erzgebirges *).

Von dieser hat sich im Laufe der letzten 50 Jahre ein Theil in die Stadt gezogen, während ein anderer großer Theil auf dem Lande zurückgeblieben, als Producent wie als Consument mit Chemnitz in inniger Verbindung steht.

Seine industrielle Stellung und seinen Weltruf verdankt Chemnitz besonders dem Umstande, daß es der Mittelpunkt der sächsischen Wirkwaaren-Industrie ist, die soweit sie für den Weltmarkt arbeitet, 1882 rund 38 000 Arbeiter beschäftigte. In der Stadt selbst hatten die 40 bedeutenderen Fabriken Ende vorigen Jahres rund 5500 Arbeiter; der in den letzten 4 Jahren eingetretene Zuwachs von ca. 1000 Arbeitern fällt zu einem großen Theile auf die Tricotagenfabriken. Der Productionswerth der Wirkwaaren-Industrie einschließlich des Materiales ist nach den zuverlässigsten Ermittelungen von $7^1/_2$ Millionen Mark im Jahre 1851 auf 45 Mill. Mark 1879 und mindestens 70 Mill. Mark im letzten Jahre gestiegen. Nach den Vereinigten Staaten allein versendet Chemnitz mehr baumwollene Wirkwaaren, als England nach allen Theilen der Erde. Die größte Gefahr, welche Chemnitz bedroht, ist der Umstand, daß in den Vereinigten Staaten selbst die Wirkwaaren-Industrie sich immer mehr entwickelt. Doch wird die sächsische Industrie voraussichtlich die Oberhand behalten auf denjenigen Gebieten, auf denen der Productionsvortheil der verhältnißmäßig billigen, geschickten Arbeit den Ausschlag giebt.

In der Weberei der Stadt hat die Herstellung von Möbelstoffen fast ausschließliche Bedeutung. In Folge Verdrängung der Handweberei hat die Zahl der in der Weberei überhaupt beschäftigten Personen seit 40 Jahren eher ab- als zugenommen; die wirthschaftliche Lage der Arbeiter hat sich jedoch bedeutend gebessert. Der Productionswerth der in Chemnitz und für Chemnitzer Rechnung in der Umgegend gefertigten Möbelstoffe ist auf etwa 20 Mill. Mark zu veranschlagen; dieselben finden ihren Absatz überwiegend im Inland, zu einem sehr großen Theil aber auch in den allerverschiedensten Theilen der Erde. Hervorzuheben ist der günstige Einfluß, welchen

---

*) Vortrag von Prof. Dietzmann im Sächs Ingenieur- und Architekten-Verein, am 14. Juli 1889.

das Musterschutzgesetz, sowie direkt und indirekt die Königl. Kunstgewerbeschule in Dresden ausübt.

Als Hülfsgewerbe der Textilindustrie haben sich in der Stadt besonders Färberei und Appretur einerseits und der Maschinenbau andererseits entwickelt. Letzterer beschäftigt im Ganzen nur einen kleinen Bruchtheil der deutschen Maschinenbauarbeiter, 1882 nur etwa 4 Procent, ansehnlich weniger als allein die deutschen Nähmaschinenfabriken, aber vielleicht ein Viertel aller im Bau von Spinnerei- und Webereimaschinen Thätigen. Auf dem Gebiete der Textilindustrie hat der Chemnitzer Maschinenbau auch die meisten Originalconstructionen geliefert. Die Zahl der Maschinenbauarbeiter in Chemnitz betrug 1871 gegen 7000, sank 1878 auf gegen 5000, hat sich aber seitdem ziemlich stetig wieder gehoben, bis auf 10 500 Mitte dieses Jahres. Der jährliche Productionswerth, der 1877 schwerlich 15 Mill. Mark betrug, ist für 1887 auf etwa 22, und für jetzt auf etwa 27 Mill. Mark zu veranschlagen.

Die Entwickelung der Stadt Chemnitz ist in besonderem Maaße den durch das Deutsche Reich geschaffenen politischen Verhältnissen zu danken.

---

64. Die Spinnerei.

Die Leinenindustrie, der älteste bekannte Industriezweig der Stadt, besteht bereits im 11. Jahrhundert. Schon 1048 wird ein Chemnitzer Bleichamt erwähnt. Daß die Garnbleichen bei der Stadt Chemnitz „in guter Verfassung“ und die Markgrafen Friedrich und Balthasar Theilhaber an denselben sind, bestätigt eine Urkunde von 1358. Im Jahre 1405 gab es nur eine, aber sehr bedeutende und umfangreiche Bleiche, welche aus drei Antheilen bestand, von denen ein jeder 150 Schock Groschen kostete. Der Landesherr erhielt von der Bleicherei, ganz wie vom Bergbau, den Zehnten; die Bleicherei selbst wurde vom Bleichgericht überwacht, das jedes gebleichte Stück mit dem Siegel der „Bleichgewerken in Chemnitz“ versah. Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige untersagte die Ausfuhr von rohen Garnen, um die Chemnitzer Bleicherei zu heben, und die späteren Landesherren bestätigten und erweiterten die Bleichprivilegien. Im Jahre 1817 gab es außer den vielen Bleichen, welche zu den Kattunfabriken gehörten, und den anderen, vorzüglich der Strumpfwaarenfabrikation dienenden Bleichen auf den nächstliegenden Dörfern in Chemnitz sieben große Communalbleichen und vier große Privatbleichen. Jede Bleiche hatte ein großes Trockenhaus, oder auch einen Trockenthurm aus Lattenwerk. Aber schon um 1800 fing man auf einigen Fabriken mit der

Fixbleiche an (Schnellbleiche mit dephlogistisirter Salzsäure). „Schnell und wohlfeil“ sagt Schumann (Bd. 4, S. 526). „Es wird aber wenig Gebrauch gemacht.“ Das Chemnitzer Adreßbuch für 1886 nennt sieben Bleichereien.

Die Gespinnste wurden natürlich durch Handspinnerei gewonnen, und erst sehr spät hat die aus dem frühesten Alterthum stammende Weberei sich anderer als mit der Handspindel oder mit dem Handspinnrad gewonnener Garne bedient.

Einen bedeutenden Umschwung in der Textilindustrie hatte schon die Erfindung der Handspinnmaschine hervorgerufen. In England wurde 1761 für Erfindung einer Maschine oder eines Instrumentes, mittels dessen eine einzige Person sechs Fäden von Wolle, Flachs, Hanf oder Baumwolle gleichzeitig spinnen könnte, ein Preis ausgesetzt. Die einfache Handspinnmaschine, welche der Erfinder J. Hargreaves nach seiner Tochter Jenny nannte, wurde schon 1775 durch die von Arkwrihgt erfundene und in Nottingham angelegte Spinnmühle, auf welcher Cylinder spannen, und durch die mit Wasserkraft getriebene Spinnmaschine weit überflügelt. Man baute jetzt Handgetriebe (Mules), Klappenwerke (Tennys), welche einen lockern, zum Einschlag tauglichen Faden spannen, und Garnmühlen (Water frames). Arkwrihgt erfand die Watermaschine, den Hacker an der Krempel, die Krempelmaschine; 1779 Crompton die Mulemaschine; 1797 Snodgras die Schlagmaschine. 1825 führte Dyes in Manchester die Röhrenmaschine (tube frame) ein und Roberts erhielt das erste Patent auf die self acting mule. In Sachsen waren zu dieser Zeit kleine Handmaschinen von 10 bis 20 Spulen zum Spinnen der Baumwolle im Gebrauch.

Der erste Gedanke zum Bau der verbesserten englischen Handspinn- und Handkrempelmaschinen wurde durch Erzählungen von den englischen Maschinen 1791 in Chemnitz angeregt, und kurze Zeit darauf fertigten Forkel und Irmisch Krempel- und Spinnmaschinen. Binnen 10 Jahren wurden in Chemnitz, Frankenberg, Oederan u. s. w. über 4000 Handspinnmaschinen und über 300 große Krempelmaschinen aufgestellt. Da die Handspinnmaschine in der Regel 42 Spindeln zählte, so waren 168 000 Spindeln im Betriebe. Gebrüder Pflugbeil in Chemnitz lieferten vorwiegend stärkere Garnsorten. Noch 1807 waren über 50 000 Menschen im Erzgebirge und dem anstoßenden Vogtlande mit dem Spinnen von baumwollenen Garnen mit der Hand beschäftigt, und wenige Jahre darauf wurde das Handgespinnst nur zu den geringeren Geweben verwendet.

Im Jahre 1782 fand die Spinnmaschine überhaupt die erste Verwendung, 1787 die Krempelmaschine. 1790 waren von der von

Frey in Mittweida construirten Handspinnmaschine etwa 50 im Gange und 1800 wurde die erste Spinnmaschine nach englischem Muster mit Betrieb durch Wasserkraft als Spinnerei für Watertwist (Baumwolle) mit Krempel-, Vorspinn- und Spinnmaschine angelegt. 1802 erbaute Watson die Baumwollspinnerei in Harthau für Mulegarn, und 1812 der bis dahin in Harthau angestellte Eli Evans die erste Baumwollspinnerei im oberen Erzgebirge, in Siebenhöfen bei Geyer. Die Spinnerei nahm einen wesentlichen Aufschwung, als man nunmehr die Watermaschinen in Mulemaschinen umbaute. 1821 wurden die Baumwollspinnereien Chemnitz, Flöha, Erfenschlag, Einsiedel, Dittersdorf erbaut; 1822 die erste Dampfmaschine zum Spinnereibetriebe aufgestellt.

In der Flachsspinnerei wurde die Handspinnerei aufgegeben, weil sie nicht mehr entsprechend lohnte. Nur noch selten sieht man die Spindel oder das Spinnrad sich drehen. Die Maschinenspinnerei des Flachses beruht auf denselben Arbeitsvorgängen, wie die Maschinenspinnerei der Baumwolle; Bandbildung, Theilen und Strecken, Vorspinnen und Feinspinnen. Die erzgebirgischen Flachse, welche bei richtiger Behandlung von Acker, Saat und Flachs vor, während und nach der Ernte vorzügliche sein würden und die russischen Flachse recht gut verdrängen könnten, sind größtentheils geringe. Es ist nothwendig, dem Anbau dieser wichtigen Gespinnstpflanze die angemessene Sorgfalt zu widmen.

Erst in der neuesten Zeit haben sich die Geschäfte der Flachsgarnspinnereien befriedigender gestaltet, obgleich die Flachsgarne immer gesucht waren. Bei der geringen Qualität der Flachse wurden naturgemäß mehr Werggarne (Towgarne) gewonnen, als Flachsgarne. Die Garnpreise sind zurückgegangen. Nur wenn der Flachs rationell gebaut und behandelt wird, kann die Flachsspinnerei mit Nutzen arbeiten. Mehrere erzgebirgische Flachsspinnereien haben den Spinnereibetrieb eingestellt und andere Fabrikationszweige angenommen.

Von den im Jahre 1870 auf dem Erzgebirgsabhange befindlichen 14 mechanischen Flachsspinnereien mit fast 28 000 Spindeln waren seit 1878 nur noch acht mit ungefähr 18 000 Spindeln im Gange. 1880 stellten wieder einige den Betrieb ein, so daß gegenwärtig wohl nur noch die Spinnerei in Wiesenbad (mit 5000 Spindeln), Marienberg, Finsterau, Wolkenstein, Freiberg und Chemnitz noch im Betriebe sind.

Die Baumwollspinnerei hatte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Wieck nennt (S. 118 ff.) nachstehende Baumwollspinnereien im Erzgebirge. Chemnitz (3), Alt-Chemnitz (4), Harthau (3), Burkhardsdorf (5),

Kappel, Kändler, Mühlau, Schönau, Siegmar, Neukirchen, Pleißa, Wittgensdorf, Stollberg, Thalheim (3), Nieder-Zwönitz, Gornsdorf (3), Lugau, Zschopau (5), Porschendorf, Einsiedel (5), Weißbach (2), Dittersdorf, Altenhain, Erdmannsdorf (3), Hennersdorf, Cunnersdorf (2), Witzschdorf, Krummhennersdorf, Plaue, Flöha, Gückelsberg, Falkenau (2), Hohenfichte, Braunsdorf, Dreiwerden, Draisdorf, Mittweida (2), Furth, Sachsenburg, Schlettau, Geyer (2), Venusberg, Hilmersbach, Hüttengrund, Marienberg (2), Herold (2), Wünschendorf, Rittersberg, Himmelmühle bei Wiesenbad, Sehma, Thum, Wiese, Scharfenstein, Wilischau, Rothenthal, Lichtenstein (2), Hartmannsdorf, Lauter, Dreiwerden, Hermsdorf, Mülsen (6), Aue, Hermersdorf, Wegefahrt. — Im Ganzen 103. Von diesen hatte die kleinste (Hartmannsdorf) nur 384 Spindeln, 12 weniger als 1000, 52 zwischen 1000 und 4000 Spindeln, 34 zwischen 4001 und 10 000 Spindeln, und 4 mehr: Becker in Chemnitz 10 248, Neubert in Harthau 11 200, Himmelmühle 13 400, Scharfenstein 16 000.

Um 1860 faßte die Baumwollenspinnerei vorzüglich in den Thälern der Chemnitz, Zschopau, Zwönitz, Wilzsch, Flöha und Mulde, sowie in einzelnen Nebenthälern noch Fuß; davon 20 mit 150 000 Spindeln an der Zschopau, 11 mit 50 000 Spindeln an der Wilzsch; 27 an der Chemnitz, 19 an der Flöha, 9 an der westlichen Mulde. Die Mehrzahl derselben arbeitete mit Wasserkraft und hatte 3500 bis 4000 Spindeln. Größere Anlagen verwendeten Dampfkraft; die Actienspinnerei zu Chemnitz mit 50 000 Spindeln. Die Gesammtzahl der in Bewegung gesetzten Spindeln kann man auf 650 000, die Arbeiter auf 12 000, die Größe der Arbeitsleistung auf 10 Millionen Kilogramm Garn, den Werth derselben auf 18 Mill. Mark veranschlagen. Im Jahre 1888 waren 35 Baumwollenspinnereien mit ca. 500 000 Spindeln im Gange.

Die Baumwolle, d. i. die meist weiße, dichte lange Wolle, welche den Fruchtsamen der Baumwollenstaude einhüllt und nach dem Aufspringen der Fruchtschale mächtig sich ausdehnend hervorquillt, wird gereinigt und in Ballen versendet. Man unterscheidet nordamerikanische, darunter die lange Georgia als die werthvollste aller Baumwollensorten, brasilianische, die beste südamerikanische, ägyptische, ebenfalls eine sehr geschätzte Gattung, und die geringeren, mittelamerikanische, west- und ostindische, levantinische Baumwolle u. s. w. Die Baumwolle wird zunächst aufgelockert und gereinigt. Die Wölfe (devils) und Zaußler (willows) zerrupfen die Wolle, lockern den Faden auf, entfernen die größeren Unreinlichkeiten. Reinigungsmaschine. Die Schlagmaschinen (batteurs) blasen den Staub vollends heraus. Die erste Schlagmaschine (batteur éplucheur) giebt ihr Product an die

zweite (batteur étaleur). welche die gereinigte Baumwolle durch Druckwalzen in eine dünne Watte vereinigt und auf Cylinder aufwickelt. Bei einer anderen Construction der Schlagmaschine (double scutcher) werden beide Arbeiten von ein und derselben Maschine nach und nach ausgeführt. Die Wattenwickel werden nun auf Krempeln, Kard- und Kratzmaschinen durchgearbeitet, und durch Trichter gehend zu einem Bande zusammengezogen. Der Speiseregulator bewegt das Speisetuch mit veränderlicher Geschwindigkeit, und zwar im umgekehrten Verhältniß zur Dicke der zwischen den Speisewalzen befindlichen Baumwollenschicht. Diese Bänder werden durch Wiederholung dieses Processes zu immer dünneren Bändern gestreckt, während gleichzeitig drei dergleichen Bänder zu Einem verbunden werden. Die Karde (carding engine) bringt die Fasern in parallele Lage, reinigt die Baumwolle von den ihn noch anhängenden Unreinigkeiten und bildet das Band, welches für feinere Garnnummern durch die Doublirmaschine (derby doubler) mit zweimaligem Karden noch besonders bearbeitet wird. Die Streckbank (drawing frame) giebt dem Bande nun die erforderliche größere Gleichmäßigkeit. Durch weiteres Drehen und Strecken vermittelst der mit verschiedener Geschwindigkeit sich bewegenden Walzenpaare wird der Faden allmälig hergestellt und sogenanntes Vorgarn gewonnen. Die Spindelbänke oder Differentialflyer (Jack frame) bewirken das Vorspinnen in den verschiedenen Stadien, welche durch Grob-, Mittel-, Fein- und Doppelfein-Flyer hervorgerufen werden. Der Flyer ist eine sehr complicirte und wichtige Maschine auf dem Gebiete der Spinnerei. Das Vorgarn wird nunmehr auf den Mule- oder Water-Maschinen fein gesponnen. Die von Sharp und Roberts erfundenen Selfacting Mules verbinden Strecken, Drehen und Aufwinden des Fadens durch Maschinenarbeit. Die Mule-Jenny oder Mule-Spinnmaschine besteht aus einem feststehenden Gestelle und einem vor- und zurückbewegten Wagen mit 200, 300, aber auch mit 500 und 600 Spindeln. Der Wagen fährt aus, der Docht wird gestreckt und gedreht; der Wagen fährt zurück, das Garn wird auf den cylindrischen Kötzer (cop) gewunden. Der selbstwirkende Spinnstuhl (Selfactor, Selfacting mule) wird durch Wasser- oder durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Die Drosselmaschine (der throstle-Spinnstuhl), in der Hauptsache ebenso wie die Watermaschine, in der Construction dem Flyer ähnlich, wird zum Feinspinnen von Garnen, aber nur bis Nr. 40 verwendet. Die vorwiegend angefertigten Drossel-(throstle-)garne sind Nr. 20 bis Nr. 30 (Water twist) *).

---

*) J. C. Schedel, Geschichte der Baumwolle, 1796.
H. Grothe, Spinnerei, Weberei und Appretur, 1861.

Die Mehrzahl der Baumwollenspinnereien liefert vorzugsweise Webegarne, und zwar um 1860 ungefähr 94. Von diesen arbeiteten 4 Webe= und Barchentgarn, 4 Docht= und Strickgarn, 3 Fransengarn, 11 Strumpfgarn, 19 Webe= und Strumpfgarne. Gegenwärtig spinnt man Strumpfgarne, einfache Webgarne, zweifache Zwirne und zweicylindrige Garne. Die verarbeitete Baumwolle ist zum Theil langfaserige amerikanische, zum Theil kurzfaserige gelbe, chinesische, seltener ostindische und indische. Die Länge und Beschaffenheit der Faser im engsten Zusammenhange mit der Leichtigkeit der Enthülsung bilden die Hauptanforderungen an die zu verspinnende Baumwolle; die Bedürfnisse des Absatzes an das erzielte Gespinnst in Bezug auf Stärke, Dichtheit und äußere Beschaffenheit des Fadens. Die deutschen Spinnereien haben ohne Ausnahme englische Weife und eng= es Numerirungssystem. Die Durchschnittsnummer des Gespinnstes der sächsischen Baumwollspinnereien wird auf 23 angegeben, d. h. 1 englisches Pfund Baumwolle ist zu einem Faden versponnen, welcher 23 Mal 2520 engl. Fuß mißt, also 57 960 engl. Fuß = 17 665 m. (Vgl. Sachsen und Thüringen, Grundzüge einer Vaterlandskunde, 1862, III, S. 67.)

Der nordamerikanische Krieg rief in der Baumwollenindustrie eine so bedeutende Krisis hervor, daß ein großer Theil der sächsischen Baumwollenspinnereien zum Stillstand kam. Von den 720 000 Feinspindeln, welche 1862 im Gange waren, befanden sich 1876 nur noch 420 000 in Betrieb, welche Zahl sich seitdem sogar noch um etwas vermindert hat. Ein großer Theil der unter den ungünstigen Verhältnissen außer Betrieb gekommenen Spinnereien ist nach und nach zu anderen Zwecken umgebaut worden. Aber auch Chemnitz ist nicht mehr der Centralpunkt für Garne, wie die Stadt es früher war, und die mächtigen Spinnereien, welche an anderen Orten nach und nach entstanden sind, machen ihren Einfluß auf die hiesige Spinnerei=Industrie fühlbar. Während Deutschland etwa $4^3/_4$ Millionen Baumwollenspindeln besitzt, also sechs Mal so viel, wie die erzgebirgische Baumwollenspinnerei, hat Großbritannien gegen 40 Millionen Spindeln, oder fast 10 Mal so viel als ganz Deutschland. Wenn nun (nach Beutner, Das Zollbündniß der Ostmächte) 18 Spindeln hinreichen, um den Bedarf von 100 Menschen zu decken,

---

J. Kohl, Spinnerei und Weberei, 1861.
J. D. Fischer, Der praktische Baumwollenspinner, 1855.
K. Neste, Die englische Baumwollenmanufactur, 1865.
Fischer, Die Fortschritte der Baumwollspinnerei.
Baines, Geschichte der Baumwollenmanufactur.
Bischoff, Das Manufacturwaaren=Geschäft.

so braucht Deutschland nur noch etwa 3 Millionen Spindeln, um den eigenen Bedarf zu versorgen, während Großbritannien 34 Millionen Spindeln zu viel hat, mit deren Erzeugnissen es den Markt der anderen Nationen bedrückt. Die Lage der Baumwollenspinnerei hat sich daher von Jahr zu Jahr verschlechtert, der Fortbetrieb der Spinnereien wurde nur mit schweren Opfern und zum Theil durch Beschränkung der Arbeitszeit ermöglicht. Die fortdauernde wirthschaftliche Krisis in Verbindung mit der wachsenden Verdienstlosigkeit und der dadurch verminderten Consumtionsfähigkeit, die immer mächtiger werdende englische Concurrenz, endlich der constante Rückgang der Rohstoffpreise und die damit in Verbindung stehende Entwerthung der vorhandenen Lager fertiger und halbfertiger Waaren fanden erst seit 1880 ein Ende, so daß von da an wiederum normale Verhältnisse und ein befriedigender Geschäftsgang eintraten. Das Jahr 1884 gestaltete sich allerdings wieder sehr ungünstig. „In dieser schlechtesten Periode für die Baumwollenspinnerei blieb englischen Offerten gegenüber auch deutschen Spinnern nichts übrig, als sich ins Unvermeidliche zu fügen und Aufträge zu sehr geringen Preisen anzunehmen.“ Die Lohnspinnerei für Zwischenhändler hatte aber schon frühzeitig durch mangelhafte Garne den Ruf der Chemnitzer Mule-Spinnerei für Webzwecke bedeutend geschädigt, und es kostete große Anstrengungen, diese Scharte wieder auszuwetzen. Die Strumpfgarn- und Medio-Spinnereien, welche meist mit größeren Geldkräften arbeiteten und in ihren Einrichtungen mit allen Fortschritten der Technik stets gleichen Schritt hielten, arbeiteten meist für den heimischen Bedarf und bewahrten durch anerkannte Solidität ihren alten, guten Ruf. Man fabricirte alle Sorten baumwollene Strick- und Häkelgarne, auch cordonnirte Häkelgarne in roh und gebleicht, gefärbt, bunt in der Wolle gefärbt; ferner halbwollene Strickgarne in weiß und bunt; nach Kammgarnsystem bunte (Merino-) Strumpfgarne in den Nrn. 6 bis 60. Strick- und Häkelgarne, besonders bunte, einfarbige, finden großen Absatz, vor allem im Deutschen Reiche. Von Webgarnen waren Kettengarne in den Nrn. 6 bis 32 und prima Water in den Nrn. 26 bis 32 gesucht. Das Absatzgebiet ist der Zollverein, ganz Europa mit Ausnahme von Spanien und Portugal, die Vereinigten Staaten, Brasilien; die außerdeutschen Länder jedoch nur in geringem Umfange. Die Strumpfbranche, welche für die heimische Spinnerei so wichtig ist, lag während des ganzen Jahres 1884 darnieder und die anerkannt guten sächsischen Marken in Strumpfgarnen wurden vielfach durch minderwerthige auswärtige Gespinnste ersetzt. Erst in dem letztvergangenen Jahre trat ein nachhaltiger Aufschwung zum Besseren ein, von dem auch die Baumwollenspinnerei erfaßt wurde.

Von den 14 im Chemnitzer Industriegebiete liegenden Baumwollenspinnereien mögen nur die Chemnitzer Actienspinnerei, die Spinnereien von Bürger & Kühne in Griesbach, E. J. Clauß in Plaue, A. und M. Meister in Erdmannsdorf und in Wiesa bei Annaberg, Tetzner & Sohn in Schweizerthal, Trübenbach in Dorfschellenbach, Weißbach & Sohn in Flöha genannt werden.

Die Chemnitzer Actienspinnerei, mit Dampfmaschinenbetrieb von ca. 800 Pferdekräften, hat 63 000 Water- und Mulespindeln mit ca. 2000 Zwirnspindeln in ihrem Hauptetablissement und ca. 18 000 Spindeln in der Filiale an der Annaberger Straße.

Die Nähfadenfabrikation konnte nur mit Anstrengung das vaterländische Gebiet behaupten und erst in der letzten Zeit der englischen Concurrenz mit Erfolg entgegentreten.

Das Bleichen von Garn hat ganz bedeutend abgenommen, besonders seit die Mode der bunten Strümpfe aufgekommen ist. Nur in Hohenstein, Lichtenstein, Hüttengrund, Hermsdorf, Wüstenbrand, Reichenbrand bleicht man noch Garne zur Waffeldeckenweberei.

Die Wollspinnerei, welche die Verspinnung der Schafwolle bewirkt, und zwar entweder zu Streichgarn, oder zu Kammgarn, hat sich naturgemäß überall da niedergelassen, wo die Weiterverarbeitung des gewonnenen Productes Fuß gefaßt hat. Diese ist in Bezug auf ihre geographische Lage nur zu einem Theile in dem Hauptterritorium der Spinn- und Webeindustrie inbegriffen, zu einem ebenso großen sporadisch verstreut, da die Verarbeitung der Wollgespinnste vorwiegend den Städten und nur ausnahmsweise den Dörfern und ihrer Bevölkerung anheim fällt.

Man unterscheidet Streichwollen- und Kammwollengarne. Die Streichgarnspinnerei erzielt einen rauhen, kurzen und krausen Wollenfaden; die Wolle soll ihre natürliche Kräuselung behalten, der Faden ein möglichst rauhes, wolliges Ansehen erhalten, die Oberfläche des Gewebes die Eigenschaft, sich durch Walken zu verdichten und zu verfilzen. Das Streichgarn, bei dessen Anfertigung die Wolle gerissen, wiederholt gekrempelt, in zwei verschiedenen Abschnitten vorgesponnen und zuletzt feingesponnen wird, verwendet man in der Tuch-, Flanell-, Stoff- und Strumpffabrikation. Die aus Wolle und Baumwolle gemischten Vigognegarne werden in der Strickerei und Strumpfwirkerei verbraucht; die aus Lumpenwolle angefertigten Mungo- und Shoddygarne dienen zur Anfertigung geringer, wenig haltbarer Wollen- und Halbwollenstoffe. (J. D. Fischer, Die Streichgarnspinnerei.)

Die Kammgarnspinnerei fertigt die harten, zum Theil glänzenden Wollenfaden für die Zeugweberei aus der langen und glatten Wollfaser; doch auch buntes Webergarn, Krempelwolle und gemischtes

Baumwollengarn (Vigogne); ferner farbige Strickgarne, Posamentirgarne, Halbkammgarne u. s. w. Durch Behandlung mit heißen Stahlkämmen wird der Wolle die Eigenschaft des Filzens genommen, und dem Faden eine glatte Beschaffenheit gegeben. Der Wollkämmmaschine folgt die Vorspinn- und sodann die Feinspinnmaschine. Alle Maschinen sind nach Art der Watermaschinen gebaute Selfactors. — Die für Kammgarnspinnerei vorzüglich geeigneten Alpaka- und Lamawollen (aus England und Frankreich) in Verbindung mit der Maschinenkämmerei üben einen großen Druck auf die deutsche Kammgarnindustrie, welche so lange im Vortheil war, als ausschließlich mit der Hand gekämmt wurde.

Seit dem Jahre 1878 hat sich die Lage der Kammgarnspinnerei jedoch wesentlich gebessert, so daß 1880 im Bezirk der Handels- und Gewerbekammer Chemnitz 100 000 Kammgarnspindeln neu aufgestellt wurden. Die wesentliche Vergrößerung der Spinnereien rief aber eine bedeutende Steigerung der Wollpreise hervor, während auf der anderen Seite die Kammgarnpreise so tief sanken, wie noch nie. Die Zahl der Kammgarnspinnereien ist nicht groß. Die sächsische Kammgarnspinnerei Harthau arbeitet mit 15 500 Fein- und 2300 Zwirnspindeln; die Kammgarnspinnerei von Klemm & Burmann in Kappel mit ungefähr ebenso viel Spindeln. Es werden hauptsächlich Ketten- und Schußgarne gefertigt, welche in Greiz, Gera, Elberfeld, Barmen, Reichenbach, Netzschkau, Zittau, Grottau und Reichenberg Absatz finden. Die einfachen Kettengarne zu Damenkleiderstoffen, wie auch die einfachen Tricotgarne; die gezwirnten Kettengarne zu Herrenkleiderstoffen. Bei voller Beschäftigung wurden 1888 im Ganzen befriedigende Preise erzielt. Tricotagegarne lohnten besser, auch Zephyrgarne in den Nrn. 46/2 bis 52/2. Auch in den feineren, qualitätreicheren Webgarnen (Canettes) sowie in feineren Zwirnen, 78er und 84er zweifach, wurden bessere Preise bezahlt.

In der Kammgarnspinnerei macht sich der allgemeine Geschäftsaufschwung der neuesten Zeit ebenfalls bemerkbar.

Die Streichgarnspinnerei hatte ganz wie die Tuch- und Buckskinfabrikation unter dem Drucke der Zeitverhältnisse, Börsenkrisis und Ueberproduction zu leiden. Die Chemnitzer Streichgarnspinnerei hat alle Stadien der Geschäftsungunst seit 1873 durchzumachen gehabt, bis sich auch hier in den letzten Jahren das Geschäft wesentlich besserte.

Die Streichgarnspinnerei hat durch Einführung der neuesten und besten Maschinen einen bedeutenden Aufschwung genommen, so daß sie gegenwärtig im Stande ist, der belgischen Spinnerei mit Erfolg entgegen zu treten. In Bezug auf die Qualität ist das belgische

Gespinnst sogar von dem erzgebirgischen übertroffen. Man fertigt gezwirnte Garne für Phantasieartikel, Strumpf- und Stoffwaaren, ebenso für Tricotwaare, doch auch andere einfache Gespinnste.

---

65. Die Weberei.

Die Leinenweberei, welche den Ausgang aller Weberei bildet, wurde bei den sorbenwendischen wie bei den germanischen Stämmen als Hausweberei betrieben, welche den Ueberschuß der gewonnenen Gewebe auf den Markt brachte, bis auch hier ein besonderes Gewerbe der Weber entstand, welches schon im frühen Mittelalter für die Herstellung der einfachen, leinenen Bekleidungsstoffe sorgte. Die Leinenweberei entwickelte sich bedeutend, und selbst die unruhige und kriegerische Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts vermochte nicht, ihr Abbruch zu thun; aber der den Wohlstand des deutschen Reiches vernichtende dreißigjährige Krieg brachte auch hier unersetzliche Verluste. Zählte man vor dem Kriege 250 Leinewebermeister in Chemnitz, so gab es lange nach seiner Beendigung, 1690, erst wieder 80. Im 18. Jahrhundert stieg die Zahl der Weber. 1726 zählte man 300, 1738 schon 550 Meister mit 2000 Webstühlen. 1803 bestand die Innung der Chemnitzer Zeug- und Leinweber aus 1110 Meistern, 908 Gesellen, 201 Lehrlingen. 1757 wurden über 40 000, um 1780 gegen 50 000, 1790 gegen 60 000 Stück Kattun, Piqué, Wallis, Bettdecken u. s. w. jährlich gestempelt und vergeben.

Im 16. Jahrhundert kam die Barchentmanufactur auf. Viele Niederländer, besonders Antwerpener, wanderten 1539 in Chemnitz und Leipzig ein, um den Peinigungen Alba's zu entgehen; auch Arbeiter aus dem deutschen Reiche wurden herbeigezogen und Kurfürst August förderte und unterstützte das Unternehmen, welches jedoch erst Anfang des 17. Jahrhunderts in Schwung kam. Die Tuchmacherei, welche im 16. Jahrhundert sich bedeutend entwickelt hatte, so daß 1608 sich 240 Meister mit 100 Gesellen mit derselben nährten, wurde durch den dreißigjährigen Krieg vollständig zu Grunde gerichtet. Dieses älteste Gewerbe der Stadt ging ein und die vormals tonangebende Innung verlor sich in anderen Erwerbszweigen.

Anfang des 17. Jahrhunderts hatten die Chemnitzer Leineweber angefangen Canevas und Köper sowie Barchent zu weben, kurze Zeit darauf auch Rasche, wegen welcher die Tuchmacher einen Proceß anfingen, der im Jahre 1723 auch glücklich zu Gunsten der Tuchmacher entschieden wurde. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts wurden über-

haupt außer wollenen und halbwollenen Zeugen auch Kattun gewebt. Das Leineweberhandwerk gab die Leineweberei auf und wendete sich der Baumwoll- und Zeugweberei zu. Der Canevas wurde von 1712 an fabrikmäßig hergestellt, seit 1725 webte man Cottonnade, aber erst seit 1772 kam der Piqué auf. Man hatte zwar schon seit 1722 Versuche mit der Fabrikation von Piqué gemacht, der bis dahin nur von den Engländern gefertigt werden konnte, und machte ihn Anfangs nur aus weißen baumwollenen Garnen. Später mischte man türkische Garne hinein, bedruckte den Piqué und webte ihn auch von Seide und Flachs. Der Einführung der Kattune folgten sehr bald die sogenannten Peruviennen und geblumten Waaren, besonders seitdem die Kattundruckerei eingeführt worden war.

Im Jahre 1755 war die erste Kattundruckerei in Plauen i. V. errichtet worden; 1760 eine in Burgstädt; 1770 die erste in Chemnitz (Schlüssel), und 1771 die zweite in Chemnitz (Pflugbeil).

Man erfand eine Menge neuer Zusammenstellungen und Muster, zahlreiche Verbesserungen alter Artikel, und ebenso viele neue. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts webte man Piqué, Canevas, Köper, Kattun, Barchent, Wallis, Cottonnade, Musselin, bunte Leinwand, baumwollene, halbseidene, halbwollene, wollene Westen, Tücher mit eingewirkten Blumen, Bettdecken, Petinets, halbseidene Waaren u. s. w. 1785 waren die pelouchirten Piqués aufgekommen, ein sehr gesuchter Stoff, sowie die baumwollenen Doppelmoltons; 1795 webte man die ersten extrafeinen Kattune nach ostindischer Art, ferner halbseidene Musselinets, sowie gestreifte und gemusterte bunte Baumwollenstoffe.

Mit der zwischen 1770 und 1780 erfundenen Maschinenspinnerei begann der Aufschwung der Baumwollenmanufactur in Europa und die allmälige Verdrängung der anderen Stoffe durch die Baumwolle. Die ostindische Baumwollweberei ist allerdings durch die europäische zu Grunde gerichtet worden. Die in Ostindien und Indien seit frühen Jahrhunderten bekannten baumwollenen Zeuge, welche erst im Mittelalter nach Europa gelangten und durch die Feinheit und Weichheit des Gewebes ganz bedeutend vor allen europäischen Geweben hervorragten, ist allmälig so zurückgedrängt worden, daß gegenwärtig fast gar keine ostindischen Gewebe mehr nach Europa eingeführt werden; nur rohe Baumwolle aus den verschiedenen zur Baumwollencultur geeigneten Ländern.

Besonders seit Anfang des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Chemnitzer Baumwollenmanufactur, und wenn sie auch Anfangs die Feinheit der englischen Stoffe nicht vollständig erreichte, so hatte sie den Vorzug größerer Wohlfeilheit, der ihr einen weiten Absatz eröffnete. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit machte aber die Vervoll-

kommnung der Chemnitzer Maschinenspinnerei es möglich, eben so feine Stoffe zu liefern, wie die Engländer. Die Regierung unterstützte Nachahmung und Erfindung neuer Stoffe, Maschinen und Werkzeuge. Im Jahre 1799 ertheilte die Regierung Prämien für die ersten Versuche in halbseidenem geblumten Zeug, in gelben und gesprengten Nankings, halbseidenem geblumten Droguet, Zeugen von Schafwolle mit seidenen Streifen u. s. w.

Noch ist zu bemerken, daß ohne Vorwissen und Erlaubniß des Chemnitzer Industrie-Amtmannes kein Ausländer Maschinenwerkstätten und Fabrikanlagen besichtigen, und daß kein Maschinenbauer ohne Erlaubniß Maschinen oder Modelle an Ausländer zeigen oder verkaufen durfte.

Man braucht nur das Adreßbuch für Chemnitz aufzuschlagen, um zu erkennen, in welchem Umfange die Weberei mit ihren zugehörigen Branchen schon in der Stadt Chemnitz, abgesehen von den Umgebungen derselben, betrieben wird. Es werden in demselben 83 Manufacturwaaren- und Modewaarenfabrikanten, 2 Kattunfabrikanten, sowie 461 selbständige Weber aufgeführt, ungerechnet das zahlreiche Hilfspersonal, welches diesem Industriezweige angehört. 7 Bleichereien, 27 Färbereien, darunter die Chemnitzer Actienfärberei und Appreturanstalt, 6 Seidenfärbereien, 5 Appreturanstalten für Webwaaren, 13 Webstuhlbauer, einschließlich von 3 Maschinenfabriken, welche Webstühle aller Art, Webmaschinen, Webschützen, Webeblätter und Webutensilien, Zwirn-, Spul-, Schlicht- und Zettelmaschinen, Centrifugen, Trockenmaschinen u. s. w. bauen, 8 Webschützenfabrikanten, 6 Ketten- und Scheibenfabrikanten, 4 Webeblätter- und Zeugmacher, 11 Musterzeichner für Weberei, 8 Musterkartenschläger für Weberei u. s. w. stellen das Hilfspersonal für die gesammte Webindustrie, welche sich weit über die Umgebungen von Chemnitz hinaus erstreckt. Es werden deutsche Leinen- und Baumwollenwaaren gefertigt, Bett-, Matratzen- und Kummet-Drelle, Rohnessel, Kattun, Schirtings, Chiffons, Futterzeuge; Gardinenstoffe, Tischdecken, Damastdecken, baumwollene, halbwollene und ganzwollene Möbelstoffe, wollene und halbwollene Damaste und Ripse, Portièren- und Wagenstoffe, Tisch- und Bettdecken, Moirées, Velvets, Moleskins und Velours; wollene, halbwollene und halbseidene Damenkleiderstoffe; baumwollene, halbwollene und halbseidene gemischte Frauentücher, Decorationsstoffe, orientalische Stoffe, Gold- und Silberbrocate, Plüsche und Cords, endlich einseitige und doppelseitige Jutestoffe, Jutedecken u. s. w.

Die Anfertigung von Webwaaren hat seit etwa 50 Jahren eine staunenswerthe Ausdehnung erreicht. Kaum ein anderes Gewebe hat so viele Wechsel in Material und Anfertigung durchgemacht. Von

den einfachen Leinengeweben an, durch Baumwolle und Wolle und die verschiedenartigsten Zusammensetzungen hindurch, von den einfachsten Mustern bis zu den kostbarsten und buntesten Zusammenstellungen von Farbe und Zeichnung vermittelst der Jacqardmaschine.

Die Weberei gruppirt sich nach Maßgabe des verarbeiteten Materials in gewisse Districte, in welchen entweder rein leinene, baumwollene oder wollene Stoffe gefertigt, oder aus der Mischung und Zusammensetzung der verschiedenartigen reinen und gemischten Webfäden verschiedene Stoffarten hergestellt werden.

Die **Leinenweberei** ist naturgemäß in den Gegenden des Flachsbaues ansässig. Sie tritt im Erzgebirge nur sporadisch auf, in der Gegend von Frauenstein und Sayda, in Großhartmannsdorf bei Freiberg, in und bei Chemnitz. Von den in Chemnitz befindlichen zwei Flachsgeschäften hat das von Oehme & Sohn eine permanente Flachsbau-Ausstellung, welche im hohen Grade interessant und besuchenswerth ist. Unter Mitwirkung dieser Firma sind vom erzgebirgischen landwirthschaftlichen Verein Flachsbereitungscurse eingeführt worden. Außerdem wurde unter staatlicher Oberaufsicht eine Flachsbau- und Flachsbereitungsschule in Chemnitz eröffnet, um in einem sechswöchentlichen Cursus Belehrung über den anatomischen Bau der Flachspflanze, über deren Ansprüche an Boden und Klima, über Anbau-, Ernte-, Röste- und Bearbeitungsmethoden zu geben und durch praktische Arbeiten für Flachsanbau und Flachsbereitung Anleitung zu bieten. Näheres über den Anbau und die Bereitung des Flachses giebt das Flachsbaualbum von Boye (durch Oehme & Sohn zu beziehen) und der Katechismus des Flachsbaues und der Flachsbereitung von C. Sonntag (Leipzig, J. J. Weber). Die Sächsische Flachsbau-Gesellschaft bebaute 1886 eine Fläche von 110 Hektaren mit Flachs: das Gahlenzer Musterflachsfeld gab 1885 einen Reingewinn von 340,82 Mark pro Hektar. Es stellt sich aber immer mehr heraus, daß die Regeln im Anbau, der Röste und Zubereitung des Flachses genau befolgt werden müssen, wenn etwas Vollkommenes erzielt werden soll, — und daß nur intelligente Landwirthe sich hierzu entschließen.

Die **Baumwollenweberei** folgt in ihrer räumlichen Ausdehnung den durch die Baumwollenspinnerei gezogenen Grenzlinien und reicht von Olbernhau, Hainichen, Hartha, Rochlitz nach Thüringen hinaus und gebirgsaufwärts bis gegen Stollberg und Zwönitz. In diesem Webereidistricte ist Chemnitz der Centralpunkt, ganz wie in der Spinnerei. Die weißen, glatten, dichten, ganz baumwollenen Gewebe (long cloths, shirtings, stouts u. s. w.) bilden in Chemnitz und seiner Umgebung einen bedeutenden Fabrikations- und Handelsartikel; doch

war die Weberei gedruckter Kattune und der leichteren baumwollenen Zeuge um 1860 noch umfangreicher.

In den feineren und leichteren Baumwollengeweben (Cambric, Jaconnet, Mull u. s. w.), sowie vorzüglich in den feinen weißgemusterten Geweben (Jaconnet, feine Mousseline u. s. w.) zeichnet sich die sächsische Webeindustrie durch treffliche, geschmackvolle und billige Waare von vorzüglicher Appretur und Zeichnung aus. Gardinenzeuge (Vorhangstoffe) werden allerdings vorwiegend im Voigtlande, jedoch auch im Chemnitzer Bezirke gefertigt. In Hohenstein und Lichtenstein webt man vorzüglich Piqué (Bettdecken, Westenstoffe u. s. w.). Chemnitz, Mittweida und Umgegend sind Hauptsitze der Barchentweberei (gewöhnlicher Barchent, langgerauhter Barchent, Biber, baumwollen Kalmuck, Moleskin u. s. w.), Buchbinderleinen (Sarsenets). Ein besonderer Zweig der Baumwollenweberei ist die Buntweberei (Ginghams, Saxons, Tüchel) sowie die Nachahmung wollener Rock- und Hosenstoffe, welche in und um Chemnitz lebhaft betrieben wird.

Die einfachste und älteste Art der Weberei ist die Leinwand- oder Taffetweberei, bei welcher die Fäden von Schuß und Kette sich einfach rechtwinklig kreuzen. Der Webstuhl, aus Kettenbaum mit Spannvorrichtung, Geschirr mit Tritten und Lade nebst Riet und Schützen bestehend, ist noch ebenso einfach, wie vor tausend und mehr Jahren. Der Arbeiter tritt einen Tritt nieder und bildet so in den Fäden der Kette ein Fach, drängt die Lade zurück, wirft den Schützen durch das Fach, zieht die Lade an und läßt den Tritt los. Hierauf beginnt ein anderer Moment des Webens, der zweite Tritt wird niedergetreten u. s. w. Auf diese Weise wird das einfachste Gewebe hergestellt. Alle Muster werden damenbrettähnlich quadratisch oder viereckig, und die Stoffe Taffet, Leinwand, Tuch, Kattun, Wollmousselin, Battist, Orleans, Lustrine, Mohair, Toile de Soie, Chaly u. s. w. benannt. Bei der Herstellung der Köperstoffe werden diagonal fortlaufende Höhenstreifen und schmälere Furchen erzielt; das Muster erhält eine diagonale Bewegung und nennt man die Stoffe bei Leinengewebe Drells und Zwilliche, bei Baumwollengewebe Drells und Barchente, bei Streichgarngewebe Buckskins und Kaschmir, bei Kammgarngewebe Kasimir, bei Seidengewebe Levantines, Croisées, Bombasins u. s. w. Die Schußköper werden Cassenet, Merino, Napolitain, Barchent, Levantine genannt; die doppelt rechtseitigen Köper Thibet, Batavia, Croisée, Köperflanelle, Coatings, Lamas u. s. w. Den dritten Grundstoff bezeichnet man als Atlas oder Satin. Der Atlas besitzt keine zusammenhängende Bindung. Der Kettenfaden umschlingt eine Anzahl von Schußfäden, die Umschlingung rückt aber bei

je zwei auf einander folgenden Kettenfäden wenigstens um zwei Einschlagfäden weiter.

Der einfache Webstuhl ist in der Hauptsache längst überholt, und der von Charles Marie Jacquard 1801 in Lyon erfundene Jacquardstuhl für gemusterte Stoffe dergestalt vervollkommet und verbessert, daß selbst die complicirtesten Muster mit Leichtigkeit hergestellt werden können. Der alte hölzerne Webstuhl ist seit 1813 durch den ganz von Eisen construirten, einfach fest und elegant gebauten, wenig Platz einnehmenden mechanischen Webstuhl (powerloom) oder Kraftstuhl verdrängt worden. Die Spulmaschine (winding frame) arbeitet ihm in die Hand, die Zettelmaschine (warping mill) vereinigt die Fäden einer Anzahl von Spulen zu einer Kette, die Schlichtmaschine (sizing frame) bereitet dieselbe zum Weben vor, so daß der Maschinenwebstuhl, wenn er vorwiegend für einfache Stoffe gebraucht wird, in 12 Stunden $11^3/_4$ bis 17 m (20 bis 30 Ellen) Stoff in sehr gleichmäßiger und tadelloser Arbeit fertigt, wozu der Handweber 6 bis 8 Tage Zeit brauchen würde. 1827 wurde der erste Jacquard-Webstuhl aufgestellt. Durch die verbesserten Webstühle, bei welchen vermittelst der Wechsellade mehrere Schützen gleichzeitig gehen und durch die Anwendung eiserner Schützen, Cylinder und Musterpatronen die complicirtesten Muster gewebt werden können, besonders aber durch die Anwendung der Dampfkraft zum Betriebe der Webstühle, bei denen der Arbeiter nur die Aufsicht über den Gang der Arbeit führt, ist die Productionsfähigkeit außerordentlich gesteigert worden. Mit der Einführung der Jacquardstühle eröffnete sich der Weberei, und vor Allem der Buntweberei ein neues Arbeitsfeld in der Herstellung von allerhand einfarbig oder bunt hergestellten Mustern. Mit unermüdlichem Fleiß und rastlosem Nachdenken wurde den immer wechselnden und wachsenden Ansprüchen des Geschmackes Genüge geleistet und ein wohlgeschulter Arbeiterstand zu erhalten und zu schaffen gesucht, um dem Aussterben der gelernten Hand- und Maschinenweber vorzubeugen. Man hat auch die Verwendung der Elektricität in der Weberei versucht. Die Einrichtung des Webstuhles an sich ist wie beim Jacquard-Webstuhle, nur daß Lade, Cylinder und Poppen durch den galvanischen Apparat ersetzt werden. Doch ist die Anwendung derselben nur bei sehr großen Mustern vortheilhaft und kommen selbst da immer noch viele Fehler vor.

Von besonderem Interesse ist die ins Detail gehende Vorführung der einzelnen Handlungen, welche zur Herstellung eines Stoffes dienen. Bei der Kohlenskizze des Zeichners und der ihr entsprechend fertig gemalten Zeichnung, Patrone und Karte zur technischen Herstellung des Musters beginnend, hat man andererseits das zu dem betreffenden

Stoff zu verwendende Material für Kette und Schuß in rohem und gebleichtem oder auch in nach den verschiedenen zur Verwendung kommenden Farben hergerichtetem Zustande vor sich. Nun wird es den verschiedenen Arbeiten unterworfen, welche die Aufwickelung für die Treiberei, Scheererei, Spulerei auf Pfeifen und Spulen, der gescheerten Kette auf dem Kettenbaum, sowie auf die Spulen im Schützen umfaßt. Ist dies Alles beendet, so beginnt die Weberei selbst. Der Webstuhl mit Jacquardmaschine und Vorrichtung ist mit großer Aufmerksamkeit im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um der Erläuterung des Mechanismus und der Wirkung der einzelnen Theile der Maschine und des Stuhles folgen zu können. Zu dem kunstvoll gewebten Gedenkblatt, welches für die Bremer und Hamburger Handelskammergäste in der Vogel'schen Möbelstofffabrik in Lunzenau hergestellt wurde, waren nicht weniger als 5000 Jacquardblätter nothwendig. Dasselbe, ein Kunstwerk der Weberei, als Kissen gedacht und umrahmt von geschmackvollen Ornamenten und den Wappen von Hamburg, Bremen, Deutschland und Sachsen, trägt die Worte: „Zur Erinnerung an den Besuch der Handelskammern von Hamburg-Bremen in den sächsischen Industriebezirken. Lunzenau. Juni 1886." (Chemnitzer Tageblatt Nr. 137.)

Außer der höheren Webschule in Chemnitz bestehen noch 11 Fachschulen für Weberei und zwar zu Chemnitz, Frankenberg, Glauchau, Hainichen, Hartha, Oederan, Zschopau, Hohenstein-Ernstthal, Lengefeld, Lichtenstein, Mittweida, Mülsen Sct. Jacob.

Die 1857 errichtete höhere Webschule hat sämmtliche für alle Zweige der Weberei erforderlichen Webstühle mit ihren Hülfsmaschinen aufgestellt, welche für den Unterricht durch Dampfkraft in Betrieb gesetzt werden können. Der Unterricht umfaßt im ersten Halbjahre Vorträge über Webmaterialien, Construction und Systeme der verschiedenen Handwebstühle und Hülfsgeräthe, Maschinenelemente und Motoren, sowie praktische Uebungen in der Schaftweberei. Im zweiten Halbjahre: Vorträge über Maschinenwebstühle und Hülfsmaschinen für mechanische Weberei, sowie über Construction und Vorrichtung der Jacquardstühle und anderer complicirter Stühle. Praktische Uebung in der mechanischen, sowie in der Jacquardweberei, einschließlich der Sammte, Gazen, Bänder u. s. w. Musterzeichnen, Zusammenstellen farbiger Muster u. s. w.

Von bedeutendem Umfange ist die Weberei der gemischten Stoffe, bei welchen die Kette entweder aus leinenen, baumwollenen oder leinen- und baumwollen-gemischten Fäden besteht, der Schuß aus Kammgarn. Zu diesen gehört eine ganze Reihe verschiedener Gewebe, welche theils im Allgemeinen als Kleiderstoffe, Westen- und

Möbelstoffe, Drells und Drilliche, Kaschemirs und Alepins u. s. w. bezeichnet und zum Ersatz von ganz kammwollenen Stoffen gefertigt werden, oder als Shawls, Plüsche und Teppichzeuge ganz besondere Gattungen des Gewebes und des Verbrauches geben. In Modekleiderstoffen, Tüchern und Möbeldamasten nimmt die Production der sächsischen Weberei eine hervorragende Stelle ein. Chemnitz, Glauchau leisten in der Fabrikation von Möbeldamasten, einem besonderen Zweige der Kunst- und Musterweberei (Möbel-, Decken-, Gardinen- und Portièrenstoffe), ein- und zweifarbig, ganz Vorzügliches. Dieselben werden in Mischungen von Wolle, Baumwolle und Seide, zuweilen auch mit Manillahanf, zuweilen auch mit Jutegarn gemischt, aber auch ganz in Wolle ausgeführt, — Tischdecken, theils in Mischgewebe, theils in Wolle, neuerdings auch mit Jute gemischt, zum Theil reich bedruckt, sowie wollene und wollmousseline Tücher und Shawls werden in Chemnitz und Glauchau in großer Vollkommenheit gefertigt.

Die Fabrikation der halbseidenen Kleiderstoffe, welche vorwiegend in Chemnitz gepflegt wurde, ist in den letzten Jahren nicht unbedeutend zurückgegangen, da die Mode die wollenen, glatten, carrirten und gestreiften Stoffe begünstigte. Der Geschmack wendete sich von den matteren wieder den lebhafteren Farben zu und neben Phantasiestoffen wurden auch die Unistoffe wieder gesucht. Von den glatten Wollstoffen waren die Ripse durch den neuen Genre „Granit“ etwas verdrängt worden. Das Absatzgebiet für halbseidene Kleiderstoffe war vorwiegend Deutschland, obgleich die Schweiz, Holland, Dänemark und Skandinavien immer noch einen Theil ihres Bedarfes in Deutschland decken. Im Exportgeschäfte machte sich im Allgemeinen fühlbar, daß ein Land nach dem anderen sich durch hohe Schutzzölle abschließt und seine eigene heimische Industrie durch dieselben möglichst befördert. Daher sind Oesterreich, Italien, Belgien, sowie auch Rußland der deutschen Ausfuhr verloren gegangen. Der größere Theil der fabricirten halbseidenen Kleiderstoffe ist für die Landbevölkerung bestimmt; aber der Absatz in solchen Genres, welche speciell für Nationaltrachten berechnet sind, namentlich in den bunt brochirten, nimmt immer mehr ab (Bericht der H.- und G.-K. Chemnitz). Die Fabrikation von Schirmstoffen aus Baumwolle, Halbwolle und Halbseide war in den letzten Jahren eine lebhafte und rege. Die Alpaccastoffe waren aber durch die Zanellastoffe (baumwollene Kette verbunden mit Kammgarn und Seide) beinahe vollständig verdrängt worden. Die Fabrikation von Möbel- und Gardinenstoffen, sowie von Tischdecken hat sich im Allgemeinen nicht wesentlich verändert. Der Geschmack bevorzugte längere Zeit bunte Phantasiestoffe, jedoch

weniger in den billigen Jutewaaren als in preiswerthen Baumwollstoffen.

Damenkleiderstoffe in reiner Wolle werden vorwiegend in Glauchau und dessen Umgebungen gefertigt, aber auch Herrenkleiderstoffe, sowie Webstoffe aus Bourette. In der neuesten Zeit hat auch die Fabrikation von wollenen, baumwollenen und halbwollenen Jacquard-Schlafdecken, sowie Sealskin-Reisedecken sich so weit entwickelt, daß mit der Zeit die englischen Decken von dem deutschen Markte werden verdrängt werden. In den Glauchauer Kleiderstoffen bevorzugt man in den letzten Jahren carrirte und gestreifte Muster. Die Carreaux sind theils auf glattem Grunde durch feine Linien von bunten Flocken hergestellt, während die Streifen meist aus Beige bestehen. Reinwollene und wollene mit Seide verzierte Stoffe, weniger jedoch Cheviotstoffe waren eine Zeit lang gesucht. Auch Lodenstoffe, welche ebenfalls in Glauchau gefertigt werden, sind von der Mode außerordentlich begünstigt; aber auch Lamas, Mohairs und Bisonstoffe in schönen Dessins gemustert. Auch ein neuer Baumwollenstoff wird angefertigt: schwarze Kette mit dreifarbigem bunten Blumenmuster. Der häufige Wechsel der Mode in den Damenkleiderstoffen in Verbindung mit der von Zeit zu Zeit nachweisbaren Ueberproduction; der eine Zeit lang sehr fühlbare Rückgang der Consumtionsfähigkeit und die erdrückende Concurrenz haben jedoch der Glauchauer Webwaarenindustrie schon viele schwere Zeiten gebracht, so daß es in hohem Grade erfreulich ist, wenn die Geschäfte einmal andauernd einen besseren Schritt annehmen. In der neuesten Zeit hat sich der Geschmack im Allgemeinen wieder den einfarbigen Stoffen, besonders in den besseren Qualitäten, zugewendet.

Die Bedeutung der Glauchau-Meeraner Webwaaren-Industrie war schon 1863 eine sehr große. Es wurden in dem bis über Zwickau und weit in das Voigtland hinaus und bis Hohenstein-Ernstthal reichenden Bezirke gegen $1^{9}/_{10}$ Millionen Stück Waaren im Werthe von $77^{1}/_{2}$ Millionen Mark geliefert. Außer 230 mechanischen Webstühlen standen in und um Meerane 15 700, in und um Glauchau 15 000 Handwebstühle und 50 bis 60 000 Personen wurden an ihnen beschäftigt. Die Zahl der mechanischen Webstühle wuchs bis 1880 in Meerane auf 2535, in Glauchau auf 1060 und die der Handwebstühle in beiden Orten auf 3200 ungerechnet die übrigen im Gebiete der Webwaaren-Industrie befindlichen. Es wurden hauptsächlich ganz- und halbwollene Damenkleiderstoffe, sowohl einfache, einfarbige, sogenannte Unis, als auch gemusterte Besatz- und Phantasiestoffe, vielfach mit Seide gemischt, gefertigt; ferner ganz- und halbwollene Beiges, baumwollene Damenkleiderstoffe, besonders carrirte

(Schotten), baumwollene und wollene Futterstoffe, welche auf Schaft- wie auf Jacquardstühlen hergestellt werden.

Die Weber werden entweder von den Fabrikanten direct oder durch Vermittelung von Factoren mit Arbeit versehen. Die Weber klagen jedoch häufig über die Höhe der Vergütung (etwa 10 % bis 12½ %), welche die Factore für die Herbeischaffung des Garnes, die Fortschaffung der Gewebe und das Risico wegen vorschriftsmäßiger, fehlerfreier und pünktlicher Ablieferung der Waare vom Weblohne zurück behalten. Der Wochenverdienst eines Handwebers bei voller Beschäftigung auf einem Webstuhle beträgt 6 bis 10 Mark. In der besten Zeit, 1856 und 1857 sowie 1871 bis 1873, betrug der Wochenverdienst bei Anfertigung von wollenen Popelines, Purelaines, Gaze (Drehern) und Streichköpern auf einem Webstuhle 10 bis 20 Mark. Die Nebenarbeiten, das Treiben und Spulen des Garnes, werden dabei immer von den Angehörigen des Webers besorgt. Die Kinder müssen sehr häufig schon vom 6. Jahre an beim Spulrade sitzen, und ihre schulfreie Zeit diesen Arbeiten widmen. Das Vorrichten des Webstuhles gehört zu den von dem Weber selbst zu verrichtenden oder zu bezahlenden Arbeiten. Im Mülsener Grunde verstand es bis etwa 1880 jedoch nur die Hälfte der Weber, die andere Hälfte bezahlte diese complicirte Arbeit an besonders geübte Personen mit 2 Mark Tagelohn: doch ist in dieser Beziehung durch die Webschulen schon eine bedeutende Wendung zum Besseren hervorgerufen worden. Die Arbeitslöhne haben seit dieser Zeit keine Aufbesserung erfahren; denn wenn auch geschickte Weber für die Zeit der Saison bei mäßigen Löhnen ausreichende Beschäftigung fanden, so waren sie in den eintretenden Pausen oft längere Zeit ohne Arbeit. Die Handweberei kam allmälig zu vollständigem Erliegen, und für die Beschäftigung an mechanischen Webstühlen fehlte es wiederum häufig an guten Arbeitern.

Hohenstein und Ernstthal, sowie Lichtenstein fertigen Waffel-, Rips- und Piquédecken, gewebte bunte Jutedecken, Jutestoffe, sowie auch Möbelstoffe und Tischdecken, baumwollene Phantasiemöbelstoffe, etwas seidene und halbseidene Lavallières. In baumwollenen Waffeldecken stieg die Production, hauptsächlich für die Ausfuhr nach Südamerika; aber auch Nordamerika, Ostindien, Afrika und selbst Dänemark und Scandinavien bezogen solche Decken (Rips-, Piqué- und Waffeldecken). Dagegen sank die einst so blühende Anfertigung billiger Westenstoffe, mit welcher um 1857 gegen 1000 Arbeiter in Hohenstein und Ernstthal beschäftigt waren, und diese Stoffe sind dergestalt aus der Mode gekommen, daß kaum noch einige Weber sie fertigen. Die Verhältnisse der Weber in Stollberg im Gebirge und

in Oelsnitz bei Lichtenstein sind nicht besser wie in Hohenstein. Nur die Arbeiter auf Decken haben bei geringem Lohne noch ausreichende Beschäftigung.

Im Allgemeinen wendet sich die Nachfrage gegenwärtig in bemerkenswerthem Grade den besseren Stoffen zu; eine Thatsache, welche fast von sämmtlichen Fabrikanten bestätigt wird. Die baumwollenen Waaren haben einen sehr starken Absatz gehabt, allerdings bei etwas niedrigeren Preisen als im Vorjahre; doch hat das Tagelohn in der Baumwollenspinnerei und Weberei, je nach Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Arbeiters, immer noch von 1,20 bis zu 2,40 Mark betragen. Shirtings und breite Cambrics, ferner Futterstoffe, gedruckte oder façonnirte Cambrics und Satins, gedruckte, ein = und zweiseitig gerauhte Barchente, Flanelle, Callicos, Levantines u. s. w. mit Bordüren oder glatt, sowie Möbelcallicos und doppelseitig bedruckte Crêpes sind in bedeutenden Quantitäten abgesetzt worden. Unter den gemischten Geweben haben besonders Phantasie- und feine Modeartikel obenan gestanden; besonders schwere Gewebe aus reiner Wolle. Alle Arten von Kammgarnstoffen, Kaschmirs, Merinos und Fancys haben ein lebhaftes Geschäft gehabt, wenn auch nur zu mäßig hohen Preisen. Die Arbeitslöhne in der Webeindustrie gemischter Stoffe sind natürlich sehr verschiedene, je nach der Art des Stoffes und seiner Herstellung, sowie der Geübtheit und Zuverlässigkeit des Arbeiters, angeblich zwischen 1,50 und 3,50 Mark. Auch Möbel- und Gardinenstoffe, Damaststoffe und einzelne Gattungen von Tischdecken haben guten Absatz gehabt, und auch hier macht sich im Allgemeinen der Begehr für bessere Qualitäten geltend. Das große Publikum scheint endlich zu der Ueberzeugung zu kommen, daß man besser thut, für reelle und solide Waare mehr zu geben, als sich mit den bekannten billigsten Schleuder- und Massen-Artikeln zu versehen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die baumwollenen, halbwollenen und halbseidenen ꝛc. Stoffe des sächsischen Webe = Industrie-Bezirkes eine beachtungswerthe Stellung auf dem Weltmarkte einnehmen.

Unter den Hülfs- und Vollendungsarbeiten der Textil-Industrie ist außer der Bleicherei für naturfarbene Stoffe die Druckerei, Färberei und Appretur von großer Bedeutung.

Die Chemnitzer Baumwollen = Färberei hat weit und breit einen guten Namen erworben. Nach manngifachen vergeblichen Versuchen, welche zwischen 1763 und 1776 gemacht worden waren, gelang es, wirklich gut zu färben. So stand um 1800 die Türkischroth = Färberei wegen ihrer ganz vorzüglichen Leistungen in hohem

Flor. Um 1840 rühmte man außer türkisch Roth noch echt Violett (Schnapsviolett), Krapprosa u. s. w.

Gegenwärtig färbt man Baumwolle, Wollgarn, Handschuhe und Tricotstoffe, sowie auch Seide. Die Baumwollenfärberei beschäftigt in Chemnitz allein über 600 Arbeiter. Die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Fabriken, an die Schönheit und Dauerhaftigkeit der Farben sind aber bedeutend gestiegen. In neuester Zeit ist in den Chemnitzer Färbereien das Färben in echt schwarz eine hervorragende Specialität.

Seitdem 1785 der Schotte Bell die Walzendruckmaschine erfand und es durch dieselbe möglich wurde, die zeitraubende und unsichere Druckerei aus freier Hand mittels der Druckpatronen zu beseitigen, hat das Druckereigeschäft durch eine Reihe verbesserter Druckmaschinen einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Man hat es möglich gemacht, mit 3, 4, 5 und mehr Cylindern gleichzeitig in 3, 4, 5 und mehr Farben zu drucken und selbst sehr complicirte Muster herzustellen.

Bei der Kattundruckerei war die Handdruckerei in stetigem Rückgange; es blieben ihr nur die von der Maschinendruckerei nicht zu bewältigenden Aufträge, und diese, dem rein ländlichen Geschmacke entsprechenden Artikel, welche nur noch in einzelnen Gegenden Deutschlands Absatz finden, gehen sehr zurück, da die Landleute immer weniger bedruckte Kattuntücher kaufen. Nur ordinäre und leichte Waare fand noch Absatz; aber die Preise waren so heruntergegangen, daß kaum noch die Herstellungskosten gedeckt wurden. Auch die Blaudruckerei, welche in den letzten Jahren noch einen ganz leidlichen Umsatz hatte, ist bedeutend zurückgegangen. Dagegen hat der Druck von Jutestoffen, Jute- und Mohair-Plüschen, Crêpegeweben (aus Baumwolle und Jute), buntgewebten baumwollenen Stoffen und wollenen Stoffen, als Tischdecken, Gardinen- und Möbelstoffen, bedeutend zugenommen, was die gegenwärtige Geschmacksrichtung wesentlich unterstützt. Die Arbeitslöhne bewegen sich meist in Accordsätzen; wegen der schwierigen Arbeit waren sie meist hohe, da es schwer hielt, gute Arbeiter zu jeder Zeit zu erhalten.

Unter den Kattundruckereien nahm die Pflugbeil'sche lange Zeit die erste Stelle ein. Gegenwärtig bedruckt man Kattune und baumwollene Gewebe, sowie alle Arten von wollenen und gemischten Stoffen von Decken, Tischdecken, Vorhängen, Portieren, Möbelstoffen u. s. w. Mohairplüsche, Jutepl üsche, wollene und baumwollene Ripse, Crêpegewebe (Baumwolle und Jute) u. s. w. Besonders schön werden Blaudrucke auf weißen oder leicht gefärbten Baumwollen- und Halbwollenstoffen ausgeführt.

Die Wollengarnfärberei gewann ebenfalls in den letzten Jahren einen befriedigenderen Geschäftsgang. Bunte und carrirte Artikel wurden gesucht. Auch bei der Baumwollengarnfärberei war ein Aufschwung bemerkbar, hauptsächlich durch die Möbelstoff- und Strumpfbranche. In den 70er Jahren freilich war sie ein höchst gewinnbringender Geschäftszweig, dem sich folgedessen zahlreiche Etablissements zuwandten. Dadurch gingen die Färbelöhne wesentlich zurück. Dessenungeachtet sind gut eingerichtete Färbereien unter sachverständiger Leitung noch immer ertragsfähig. Die Strumpf-, Möbelstoff- und Stück-Färbereien gehen befriedigend; die Baumwollenfärberei nahm in der Strumpf- und Handschuhbranche einen Aufschwung. Der große Bedarf der Strumpfwirkerei zur Herstellung von im Garne gefärbter glatter Waare gab den Hauptanstoß; doch blieben die Bedürfnisse der Weberei nicht weit zurück.

Auch die Seidenfärberei hat an Umfang gewonnen. Auch hier erfolgt die Arbeit meist durch Maschinen. Wasch- und Klopfmaschinen reinigen nach jedem Färbergange die Waare; Centrifugen und Quetschmaschinen entwässern dieselbe, nachdem sie von Beizen befreit und ausgedrückt wurde; Chevalirmaschinen verleihen Glanz und Ansehen. Auch die Färberei von halb- und ganzseidenen Handschuhen hat ein lebhaftes Geschäft gehabt.

Die Appreturbetriebe, unter ihnen oben an die Chemnitzer Actienfärberei und Appreturanstalt, sind hauptsächlich mit der Appretur wollener Kleider- und Mantelstoffe beschäftigt, wenngleich neuerdings manche Artikel ohne Appretur in den Handel kommen; nächstdem mit der Appretur von Futterstoffen aus Wolle und Baumwolle, sowie auch mit der Appretur baumwollener und wollener Schlafdecken.

Die Tuchfabrikation wird in Chemnitz gar nicht mehr betrieben; sie hat sich nach Döbeln, Roßwein, Waldheim und Leisnig gewendet, wo wollfarbige Tuche, hauptsächlich für den Export nach dem Orient, aber auch Buckskins, Rock- und Hosenstoffe gefertigt werden. Die Fabrikation von Cassinetten und ähnlichen Stoffen bestand hauptsächlich in Zschopau, hat aber auch in den letzten 10 Jahren fast ganz aufgehört. Flanelle werden in Böhringen, Hainichen, Frankenberg, Oederan gefertigt, sowohl ganzwollene, als auch halbwollene. Gestreifte, carrirte halbwollene, reinwollene, einfarbige und carrirte Unterrock-, Jacken- und Schürzenflanelle, Moltons, Boi, Lama und Velour, festgewalkte Stoffjacken für Männer, Unterröcke mit bordirten Kanten ꝛc. Die bunten Flanelle fast ausschließlich für das Inland, die glatten, weißen und einfarbigen für den europäischen Continent, sowie für China, Japan, Vorder-Indien, Südamerika ꝛc., wo sie als „Saxony flanells“ seit Jahrzehnten eingeführt sind. Auf dem

europäischen Markte wurden die guten und reellen Stoffe wesentlich durch die neuentstandenen, billigen und schlechten Fabrikate in Filz, Shoddy, Vigogne u. s. w. wesentlich geschädigt. Auch Baumwolle fand mehr und mehr in der Fabrikation von Rockstoffen Verwendung. Shoddy oder Mungo, Kunstwolle, Lumpenwolle, nennt man die aus wollenen Lumpen gewonnene Wolle, welche gereinigt und mit neuer Wolle gemischt, versponnen und verwebt wird. Mungo stammt von gewalkten, Shoddy von gewirkten, gestrickten und gehäkelten Lumpen. Die Gewebe gleichen den aus neuer Wolle gefertigten, sind aber bedeutend weniger haltbar.

In Böhrigen fertigte man im letztvergangenen Jahre weiße und farbige Hemden- und Rockflanelle, aber auch Jacquardartikel, Stoffe für Damenconfection, Decken und neuerdings auch indische Shawls. Die Oederaner Flanellfabrikation ist sehr zurückgegangen, besonders weil der Bedarf an starkem Rockflanell durch die Concurrenz der billigeren und schlechteren Shoddywaaren und Baumwollenimitate sehr abgenommen hat. Auch die Köper- und Jacquardstoffe leiden durch die Halblama- und Barchentstoffe. Bunte Rockflanelle, Lamas, Morgenrockstoffe, weiße und einfarbige Flanelle, Stoffe für Damenmäntel ꝛc. waren in Hainichen die gangbaren Fabrikate. Nur in Zschopau behaupteten drei Tuchfabriken erfolgreich das Feld.

---

66. Die Wirkerei.

In dem großen Gebiete der Textilindustrie, welches sich zwischen westlicher Mulde und Zschopau, beziehentlich Flöha, von der Schatzenstein- und Greifenstein-Erhebung nach Nord erstreckt, bis über die Grenzen des sächsischen Mittel- oder Granulitgebirges hinaus, abgesehen von den westlich der Mulde und östlich der Flöha befindlichen, ganz bedeutenden Außenposten, bildet die Strumpfwirkerei wiederum ein kleineres, ziemlich geschlossenes Gebiet. Die Strumpfwirkerei hat ihren Sitz von dem Abhange des Beuthwaldes und Greifensteines nordwärts bis in die Höhe von Lunzenau, Wiederau und Alt-Mittweida und bildet inmitten des großen Territoriums der Webeindustrie in sich wiederum geschlossene Ortschaften. Westlich und östlich dieses Gebietes tritt sie in einzelnen Städten und Orten Sachsens und Thüringens wieder auf, aber immer mit der ihr eigenthümlichen Abgeschlossenheit. Es ist wohl in nur wenig Industriezweigen die Theilung der Arbeit schon so frühzeitig consequent durchgeführt worden, wie in der Wirkwaarenindustrie, wo sie in Bezug auf Einheit des Materials, Feinheit der zu verarbeitenden Garnnummern und Gleich-

mäßigkeit der einzelnen Artikel fast so weit geht, daß fast jeder Strumpfwirker einen anderen Artikel oder mindestens eine andere Qualität desselben Artikels arbeitet. Es gruppiren sich hierdurch gewisse Districte, in denen die Fabrikation von Strümpfen und Socken, die verschiedenen Arten von Jacken und Handschuhen, der regulären und der geschnittenen und der genähten Waaren vorwalten. Man konnte den Umfang der sächsischen Strumpfwirkerei um 1860 auf etwa 300 Rundstühle nach englischem und französischem System und etwa 25 000 Handstühle veranschlagen, auf welchen eine Menge von fast 35 000 Menschen Beschäftigung fand und Waaren im Werthe von beinahe 10 Millionen Mark herstellte. Die Zahl der Handstühle wird sich annähernd gleich geblieben sein; dagegen hat sich die Zahl der Rundstühle mit 4 bis 6 Köpfen, der Rundstühle mit großem, weitem, sackähnlichem Product für geschnittene Waare, der mechanischen Wirkstühle nach verschiedenen Systemen, der Strickmaschinenstühle, mechanischen drehbaren Wirkstühle, der Kettenstühle und der verschiedenen Stuhlgattungen für Anfertigung einzelner Theile der herzustellenden Wirkwaaren u. s. w. bedeutend vermehrt, daß man sie kaum unter 5000 veranschlagen darf. Den Umfang der Wirkwaarenindustrie, welcher selbst in der neuesten Zeit ein sehr bedeutender geblieben ist, schätzte man 1886 auf 50 Millionen Mark.

Der 1589 wahrscheinlich von Lee in Cambridge erfundene Strumpfwirkerstuhl, an sich schon eine höchst complicirte Maschine, hat allmälig eine große Reihe von Abänderungen und Verbesserungen durchgemacht, so daß nur noch die allgemeinen Constructionsgrundzüge der alten Handstühle an den neuen mechanischen Stühlen zu erkennen sind. In Deutschland war der Stützen- oder Stelzenstuhl der gebräuchlichste Strumpfwirkerstuhl. Er besteht aus dem Stuhlgerüste mit dem Rechen, den Lagerplatten mit den Crochirhaken und wird nach der Feinheit der Nadeln in Zweinadelstühle und Dreinadelstühle eingetheilt, jede Gattung nach der Stärke der Nadeln wieder in acht Nummern. David Esche, ein Strumpfwirker, welcher in der Seidenstrumpf- und Handschuhfabrik eines Franzosen in Dresden einen französischen Strumpfstuhl gesehen hatte, baute denselben aus dem Gedächtniß nach, und errichtete eine Strumpffabrik in Limbach. 1764 waren daselbst schon 80 Meister beschäftigt (Schumann, V, 736). Das Geschäft, welches David Esche gründete, seit 1777 Johann Samuel Esche, seit 1836 Moritz Samuel Esche, siedelte 1870 nach Chemnitz über, wo die wesentlich vergrößerte Fabrik über 800 Personen innerhalb der Fabrik, gegen 2500 Personen außerhalb derselben beschäftigt.

Eine andere Quelle sagt, daß 1728 schon die Strumpfwirkerei

auf den Dörfern um Chemnitz eingeführt worden sei, und wieder eine andere, daß sich 1741 in Lungwitz der erste Strumpfwirker, Namens Fischer, ein Schulmeisterssohn, niedergelassen habe. 1765 sei die Strumpfwirkerei in Chemnitz selbst aufgekommen, und um diese Zeit habe J. G. Esche durch Nachahmung englischer Stühle für Seidenwirkerei die Seidenstrumpf-Manufactur eingeführt. Im Anfange wurden auf diesen Stühlen nur seidene Strümpfe gewirkt, und erst später fing man an baumwollene und wollene Waare zu fertigen. Man machte weiße und bunt façonnirte Strümpfe und Mützen; seit 1785 bunte Tricotwesten, nach englischer Art gefertigte Patentstrümpfe, Moltonstrümpfe, sowie weiße mit blumigen Kanten auf Piquéart gewirkte Gilets.

Um 1840 bestanden 22 Strumpfwirkerinnungen, bei denen man gegen 22 000 gangbare Stühle und 34 bis 36 000 Arbeiter zählte.

Unter den verbesserten Handstühlen ist die wahrscheinlich in Sachsen zuerst aufgekommene Riegelmaschine zu nennen; sodann folgte die Weefmaschine mit Haken, welche sehr schöne, gleichmäßige Arbeit lieferte, sodann die einfache Kantenmaschine von Dumont, wahrscheinlich englischen Ursprunges, und zuletzt der Kollirkettenstuhl (Coulirkettenstuhl) von Reichel in Berlin, wo vermittelst einer besonderen Vorrichtung der Strumpfwirkerstuhl mit dem Webstuhle verbunden ist. Sodann die Links- und Rechts-Maschine *).

Der Anfang der Arbeit geschieht durch geschlängeltes Umlegen des Fadens um die Nadeln; darauf folgt das Eincrochiren (Einhaken) des Fadens und Niedertreten der Seitenschemel, hierauf das Auscrochiren und Niedertreten der Querschemel. Hierdurch wird die erste Maschenreihe gebildet. Ein geübter Arbeiter kann täglich 3400 Maschenreihen (Ranscheen) machen. Im Erzgebirge nahm die Strumpfwirkerei, hauptsächlich in Folge der billigen Arbeitslöhne, einen großen Aufschwung und entwickelte sich schnell zu einem noch heute außerordentlich umfang- und bedeutungsreichen Industriezweige. Aber die Engländer haben seit einer langen Reihe von Jahren erfolgreiche Anstrengungen gemacht, durch Verbesserung der Maschinen, wie durch geschmackvolle Fabrikation der sächsischen Industrie entgegen zu treten. Die Wirkwaaren werden zum Theil rein aus Wolle oder Baumwolle, zum Theil gemischt u. s. w. angefertigt. Sie zeichnen sich durch Elasticität, gute Façons, geschmackvolle Muster in allen besseren Artikeln aus; die geringe Waare freilich auch durch unbegreifliche

*) Langsdorf, Der Strumpfwirkerstuhl.
Lambs, Die neue Strickmaschine.



Billigkeit. In den großen Strumpfwirkerdörfern, welche sich im Mülsener Grund, im Lungwitzthale und seinen Seitenästen von Lichtenstein, Gersdorf und Erlbach, im Thale von Grüna und Reichenbrand, im Würschnitzthale mit den Nebenthälern von Neukirchen, Leukersdorf und Kirchberg, im Zwönitzthale bis hinauf über Thalheim, längs des Gablenzbaches, in dem zur Stadt angewachsenen Limbach, im Thale von Pleißa und Röhrsdorf, von Wittgensdorf, im Thale von Hartmannsdorf, Göppersdorf und Burkersdorf, im Thale von Frohna und von Kaufungen, von Taura und von Markersdorf u. s. w. oft stundenweit ausdehnen, hört man von Haus zu Haus den Strumpfstuhl rasseln, und es werden Massen angefertigt, welche nur durch die Arbeit der großen Strumpfmaschinen überflügelt werden. Socken und Strümpfe, Handschuhe, Unterjacken, Unterhosen, Mützen, Shawls, Spencer, Aermelwesten und Ueberjacken, Blousen, Frauenhauben, Pulswärmer, Kinderkleider u. s. w. werden zu Hunderttausenden gemacht. Ein Dutzend baumwollener Frauenstrümpfe ist für 1 Mark zu haben, während es in einer guten Qualität bis zu 10 und 12 Mark, in den besten und modernsten, ausgewählten Gattungen bis zu 24 und 30 Mark kostet.

Die Vermehrung der Kraftstühle hat eine große Steigerung der Production hervorgerufen. Dessen ungeachtet war das Geschäft in Strümpfen aller Art, aus Baumwolle, Flor, Seide und Wolle, nicht ungünstig, trotzdem das Geschäft in starken Strumpfwaaren der Großfabrikation durch den Betrieb von Strickmaschinen von Seiten kleiner Leute immer mehr entzogen wird. Von den hölzernen Wirkstühlen stehen immer mehr still, besonders da auch die Hausindustrie sich immer mehr mit eisernen, mechanischen Stühlen versorgt, welche im Allgemeinen die Herstellung besserer Arbeit fördern. Es werden auf vielen Stühlen farbige Waaren hergestellt, welche dem Vergleiche mit französischen und englischen Waaren vollkommen gewachsen sind. Die Arbeitslöhne für die herkömmlichen Producte der Hausindustrie sind allerdings auf einen so niedrigen Stand gesunken, daß es dem Arbeiter kaum noch möglich ist, die allernöthigsten Bedürfnisse von seinem Lohne zu bestreiten. Nur diejenigen Arbeiter, welche sich in Anfertigung von bunten Waaren (sogenannten Fancy-Artikeln) gut eingerichtet haben, oder solche, die auf feinen Maschinen gut zu arbeiten verstehen, verdienen einen auskömmlichen Lohn, ganz wie die Arbeiter, welche in geschlossenen Etablissements auf Maschinen arbeiten.

Der Export wurde in den letzten Jahren zwar aufrecht erhalten, aber die Preise waren beim Exportgeschäft wie beim inländischen sehr gedrückt. Dazu kam die gesteigerte Concurrenz der Zuchthausarbeit,

welche nur etwa ein Viertel der sonst gegebenen Löhne zahlt. Auch die Zollgesetzgebung ist der Strumpfwaarenfabrikation, welche ja vorwiegend für den Export arbeitet, entschieden ungünstig. Bei dem wieder eingetretenen Ueberwiegen der Stapelartikel ist die Concurrenz Englands sehr empfindlich. Im Allgemeinen sind die Geschäftsaussichten jedoch bessere geworden, als man noch vor nicht zu langer Zeit erwarten durfte.

Im Handschuhgeschäft waren halb- und ganzseidene Handschuhe besonders gesucht. Dieselben wurden schon in den letzten Jahren in großen Mengen angefertigt und ausgeführt. Seit dem Jahre 1885 machte sich aber die Vorliebe für die seidenen und plattirten halbseidenen Handschuhe in höherem Grade bemerkbar. Auch baumwollene Atlas- und Tricot-, sowie Kammgarn- und Cashemir-Handschuhe waren sehr gesucht; lange Handschuhe blieben in der Mode, der Geschmack bevorzugte die ruhigen Farben und die kurz vorher gesuchten grellen Nüancen wurden nicht mehr verlangt. Bei den Coulirhandschuhen waren die Preise sehr gedrückt; dessen ungeachtet verdrängte die billigere Kettenstuhlwaare zum großen Theil die Cashemirhandschuhe. In Amerika macht sich eine lebhaftere Nachfrage nach Strumpfwaaren, sowie gewirkten Hemden und Unterkleidern geltend, obgleich Nordamerika viele Strumpfwaaren selbst fabricirt. Den Absatz nach Frankreich und Rußland hat die Wirkwaarenindustrie ohne ihr Verschulden durch schwere Eingangszölle fast ganz verloren. Auch Oesterreich schließt sich ab; England kauft wenig und Belgien nur noch Strumpfwaaren in den besseren Qualitäten.

Man zählt gegenwärtig in Chemnitz 119 Strumpf- und Handschuhwaarenfabrikanten, 23 Tricotagen- und Tricotfabrikanten, mehrere Appreteure für Strumpfwaaren. Von den zahlreichen Maschinenfabriken in Chemnitz beschäftigen sich viele mit der Anfertigung von Wirkstühlen zur Fabrikation regulärer Strümpfe, Socken, Hosen, Jacken und geschnittener Wirkwaaren, von Cottonmaschinen für Strumpf- und Hosenfabrikation, von einfachen und complicirten Wirkstühlen und Strumpfmaschinen, von Rundstrickstühlen, 2-, 4-, 6- und mehrbändrigen regulären Rändermaschinen ꝛc. 12 Strickmaschinenfabriken fertigen Façon-, Expreß-, Saxonia-Rundstrickmaschinen, Längen- und Rändermaschinen mit Doppelmechanik, Umlegemuster ꝛc.

Unter den verschiedenen größeren Etablissements der Chemnitzer Wirkwaaren-Industrie sind die Handschuhfabrik von H. Gulden und die Strumpfwaarenfabrik von M. S. Esche in hohem Grade sehenswerth, wenngleich man auch in kleineren Etablissements sich über den Gang der Arbeit sehr gut unterrichten kann. Man vermag sehr leicht dem Verlaufe der Strumpfwaaren-Fabrikation in seinen einzelnen

Stadien zu folgen, wenn auch nicht jede technische Verschiedenheit der verwendeten Wirkstühle dem Nichtfachmann sogleich erkennbar ist. In den größeren Etablissements gewinnt man jedoch weit leichter einen Ueberblick über die verschiedenen Specialitäten der im Gebiete der Wirkwaarenindustrie hergestellten Sorten. Von den nur in der Hausindustrie angefertigten regulären Coulirhandschuhen an bis zu der ausschließlich in geschlossenen Etablissements hergestellten geschnittenen Waare, sowie durch die Reihenfolge der verschiedenen Manipulationen, welche durchzumachen sind, um vom rohen Garne bis zur fertigen Waare, von den geringsten bis zu den feinsten und reichst ausgestatteten Sorten zu gelangen, erhält man allerdings nur in den größeren Fabriken den schnellsten Ueberblick. Die Gulden'sche Fabrik beschäftigt gegenwärtig 500 Arbeiter innerhalb und 2500 Arbeiter außerhalb der Fabrik und fertigt in 1800 bis 2000 verschiedenen Mustern Handschuhe in 6 bis 7 Kindergrößen, 8 Frauengrößen und 4 bis 5 Männergrößen.

Die Strumpfwaarenfabrik von M. S. Esche hat ungefähr 800 Arbeiter innerhalb der Fabrik und über 2500 Arbeiter außerhalb derselben in der ganzen Hausindustrie des ganzen Bezirkes, vorwiegend in Limbach und Umgegend. Im Erdgeschoß der Fabrik befinden sich in großen Sälen gegen 300 eiserne Wirkstühle Chemnitzer Bauart, auf denen regulär geminderte Strümpfe in den verschiedensten Größen und Feinheiten gearbeitet werden. 3, 4, 5 und 6 Strumpflängen werden gleichzeitig auf einem solchen Stuhle gewirkt, denen auf anderen Stühlen die Füße, auf anderen die Fersen angefügt werden. Die Säle im Obergeschoß enthalten eine ähnliche Anzahl von Stühlen englischer Construction, theils aus England bezogen, theils nach englischem System in Chemnitz gebaut, auf welchen bis zu 12 Längen gleichzeitig angefertigt werden können. Im zweiten Obergeschoß stehen eine Anzahl Ränder- oder Ribbadstühle von großen Dimensionen, welche bis zu 16 Bändern gleichzeitig herstellen, sowie verschiedene Rund- und Schlauchstühle für die billigen Strumpfschläuche und die großen sockenartigen Schläuche, aus denen die geschnittenen Strümpfe, Jacken und Hosen gefertigt werden. Im Dachgeschoß ist der Nähsaal, wo aus den mit der Maschinenscheere geschnittenen Stofftheilen Strümpfe, Jacken, Hosen ꝛc. mittelst Nähmaschinen mit hervorragender Gleichmäßigkeit und Schönheit genäht werden. In dem geräumigen Lager werden die rohen Waaren, wie sie eben gefertigt oder von den zahlreichen Arbeitern der Hausindustrie auf den Dörfern abgeliefert worden sind, gesammelt, um sodann die nöthige Appretur zu erhalten. Die fertige Waare erhält in den Formsälen durch Formbreter und Trocknen in heißer Luft die richtige Façon, worauf sie nochmals

durchgesehen (repassirt) und jeder gefundene Fehler oder Defect mit der Nadel ausgebessert wird. Die fertige Waare wird nach nochmaliger Durchsicht in Dutzenden und Halbdutzenden gebunden, in Cartons gepackt und mit den nöthigen Etiketten versehen. Die Fabrikation umfaßt alle Arten von Strumpfwaaren, Strümpfe, Hosen, Jacken, Westen u. s. w. von den billigsten Sorten in rohem, weißem, gefärbtem oder buntem Garn bis zu den allerfeinsten und besten Qualitäten in Baumwolle, fil d'Ecosse, Halbwolle, Wolle, Halbseide und Seide. Ein großer Theil der sogenannten Phantasieartikel wird nach Muster aus dem dazu verabreichten Material in den Dörfern des Webebezirkes gearbeitet. Die Fabrikate finden Absatz nach allen Welttheilen, vorwiegend jedoch nach Nordamerika. „Es ist anerkannt, daß die Fortschritte der Wirkindustrie des Bezirkes in Billigkeit, Güte und zugleich Geschmack einen großen Vorsprung gegen England und Frankreich haben erreichen lassen." (Chemnitzer Tageblatt 1886, Nr. 139.)

In den jüngstvergangenen Jahren hatte die Wirkindustrie schwere Zeiten durchzumachen. Mit der Vermehrung der Kraftstühle war eine Steigerung der Production eingetreten, welche große Gefahren mit sich brachte, da das maßlose Wachsen der Vorräthe mit sehr mittelmäßigem Geschäftsgange und unausgesetztem Sinken der Preise verbunden war.

Die Fabrikation von Strumpfwaaren hat sich jedoch wieder wesentlich gehoben. In Chemnitz fertigte man hauptsächlich reguläre Strumpfwaare, geschnittene Strumpfwaare von Rundmaschinen, geminderte Strümpfe von Strickmaschinen, baumwollene Strumpfwaaren, aber auch wollene Strickwaaren, Herren- und Damenwesten, gestrickte Frauenröcke u. s. w. Wollene gestrickte Socken, Frauen- und Kinderstrümpfe waren weniger gesucht. In Lichtenstein fertigte man baumwollene, wollene und imitathalbwollene Flor- und Seidenstrumpfwaaren, besonders Herrensocken, Frauen- und Kinderstrümpfe; in Stollberg baumwollene, rohe glatte, reguläre Frauen- und Kinderstrümpfe und Herrensocken, besonders für die Ausfuhr nach Nordamerika; in Limbach und Burgstädt Strumpfwaaren aller Gattungen; in Geringswalde hauptsächlich auf der Strickmaschine hergestellte Strumpfwaaren, vor Allem feine und theure Strümpfe. Dagegen klagte man in Thum über den Rückgang der Wirkerei, da die zunehmende Verbreitung der Strickmaschine und die allgemeiner werdende Handstrickerei die Fabrikation starker Strümpfe sehr beeinträchtige. Die gestreiften und gemusterten Strümpfe sind gesuchter wie die glatte Farbwaare; doch werden die gefärbten und Maco-Strümpfe mehr in geschlossenen Etablissements als von der Hausindustrie angefertigt.

Im Ganzen bleibt aber, trotz der im Allgemeinen günstig sich gestaltenden Verhältnisse, der Gewinn doch nur innerhalb bescheidener Grenzen.

Die Handschuhfabrikation hat in jüngster Zeit eine Krisis zu bestehen gehabt. Die Ueberproduction, besonders in geringerer Waare (Schundwaare) hatte dergestalt überhand genommen, daß sie ein gewaltsames Ende nehmen mußte. Besonders in Kulirhandschuhen wurden große Vorräthe zu jedem Preise verschleudert. Die Gesundung der Verhältnisse wird hauptsächlich dadurch bedingt, daß zu den mehr als unterwerthigen Preisen überhaupt nicht weiter gearbeitet wird. Es ist ja unvermeidlich, daß durch das Bestreben, auf Kosten der Qualität immer billigere Sorten zu fabriciren, ganz unhaltbare Verhältnisse geschaffen werden.

Die Handschuhbranche hat sich nur dort allein aufrecht erhalten können, wo sie auf einer soliden Grundlage stand. Bei dem niedrigen Stande der Preise erwächst aus der in den Vereinigten Staaten Nordamerikas sich immer mehr ausbreitenden Handschuhfabrikation noch eine besondere Gefahr. Kulirhandschuhe, deren Herstellung in feinen Sorten die höchste Geschicklichkeit des Arbeiters verlangt, sind fast gar nicht begehrt. Ganzseidene und seidenplattirte Handschuhe gehen recht gut, aber nur bei sehr billigen Preisen. Handschuhe mit Spitzen von Glacéleder sind gesucht. Dagegen sind baumwollene Atlas- und Tricothandschuhe, Kammgarn- und Cachemirhandschuhe, selbst bei ruhigen und einfachen Farben (Modebraun, Gold, Grau, heller oder dunkler) zurückgegangen. Die Herstellung von Lamahandschuhen ist ganz unlohnend geworden.

Auch in der Anfertigung von Tricotstoffen hat sich die Production bedeutend gesteigert, ohne eine entsprechende Preiserhöhung mit sich zu bringen. Tricotstoffe werden zu Frauentaillen, Kinderkleidern und Herrenanzügen massenhaft verbraucht, sowohl in den gewöhnlichen, glatten Tricotstoffen, als auch in gemusterten und Waffelstoffen. Man fertigt baumwollene, halbwollene und wollene Tricotstoffe, sowohl in Streichgarn, als auch in Vigogne, besonders zu Unterkleidern. Auch Tricotstoffe aus Kammgarn sind begehrt, und in allen Gattungen derselben werden praktische und geschmackvolle Neuheiten angefertigt. Das Absatzgebiet der Tricotstoffe dehnt sich immer weiter aus. Die einfarbigen Stoffe sind die gesuchtesten; gemusterte müssen sich erst Bahn brechen. In neuester Zeit fertigt man auch einfarbige, sowie mehrfarbige schillernde Tricotstoffe. Man veranschlagt den Werth der Ausfuhr des Chemnitzer Bezirkes in Wirkwaaren auf durchschnittlich 26 Millionen Mark.

Im Allgemeinen darf man aber wohl auch hier darauf hin-

weisen, daß nur die gute, sich in Qualität bleibende, zuverlässig angefertigte Waare im Stande ist, einer Industrie für längere Zeit einen gesicherten Stand zu erhalten.

Die in Limbach seit 1869 bestehende Wirkschule, die einzige in Deutschland, gilt als ein Mittelpunkt für alle in das Gebiet der Wirkerei einschlagenden Interessen. Der Unterricht umfaßt Arithmetik, Geometrie, geometrisches Zeichnen, Physik und Mechanik, Maschinenzeichnen, Technologie der Spinnerei und Wirkerei, praktisches Arbeiten, Buchführung. Das Schulgeld beträgt für sächsische Schüler 180 Mark jährlich. Die Schule wurde im 20. Lehrjahre 1888/89 von 36 Schülern besucht; von diesen waren 21 aus Sachsen, 6 aus dem Deutschen Reiche, 9 aus dem Auslande (Oesterreich 4, Frankreich, Schweiz, Schweden, England, Nordamerika je 1). Der Jahresbericht 1889 enthält eine wichtige Abhandlung: „Die Wirkerei vor und nach der Einführung des allgemeinen deutschen Patentgesetzes", von Director Professor Willkomm *).

---

67. Maschinenbau.

Der jüngste der vier großen Industriezweige ist der seit Mitte der 20er Jahre entstandene Maschinenbau.

Die erste Entstehung verdanken die Maschinenbauwerkstätten der Einführung der Baumwollspinnmaschinen und der Dampfmaschinen. Die Begründer des Maschinenbaues waren meistentheils Männer, denen die Erfahrung den größten Theil der wissenschaftlichen Vorbildung ersetzen mußte. Eine der ersten Werkstätten für Maschinenbau war die von C. G. Haubold 1826 in der ehemaligen Wöhler'schen Baumwollenspinnerei in Chemnitz; sie beschränkte sich jedoch vornehmlich auf den Bau von Spinnmaschinen. Nach Eintritt Sachsens in den Zollverband entstanden verschiedene Maschinenbauanstalten; vor Allem nahmen die Eisenwerke den Bau von Walzen, Pressen, Gebläsen, Constructionswerkzeugen u. s. w. auf. In Burgk begann Frhr. v. Burgk; ihm folgten Lattermann in Morgenröthe, v. Querfurth in Schönheide, v. Elterlein auf Pfeilhammer, Nestler und Breitfeld in Erla, welche letztere vorzugsweise Maschinenwebstühle (power looms), Wasserräder und eisernes treibendes Zeug bauten. (Wieck, Industrielle Zustände Sachsens, 1840, S. 259.)

Die Haubold'sche Maschinenbauanstalt in Chemnitz ward 1836 zu einem großen Actienunternehmen „Sächsische Maschinenbau-Com-

*) Programm der Wirkschule zu Limbach in Sachsen. Ostern 1889.



pagnie" umgewandelt, welches jedoch nach kurzer Zeit nicht mehr lebensfähig war. Auch eine nicht unbedeutende Anzahl von kleineren und größeren Maschinenbau-Werkstätten waren schwer bedrängt, so daß ein Theil derselben seine Arbeiten einstellen mußte. Unter den fortarbeitenden sind Borchardt für Dampfmaschinen, Tetzner & Pfaff für Spinn- und Druckmaschinen, Götze & Hartmann (Streichwoll-), Haubold jun. (Kammwoll-), Schwalbe, Seifert für Spinnmaschinen, Schnebely für Druckmaschinen, Auerbach, Rendel für Jacquard- und Spulmaschinen zu nennen. Schönherr in Nieder-Schlema baute ausschließlich die patentirte Schönherr'sche Webmaschine.

Nur der Intelligenz und Thatkraft einzelner Männer war es zu danken, daß der ganze Maschinenbau nicht schon nach einem glücklichen Anfang wieder zu Grunde ging.

Unter diesen Männern nimmt Richard Hartmann*) die oberste Stelle ein. Sohn eines Weißgerbers zu Barr im Elsaß, 1809 geboren, 1878 gestorben, hatte er das Zeugschmiedhandwerk gelernt. 1832 kam er auf seiner Gesellenwanderung nach Chemnitz und fand in der Maschinenbauanstalt von Haubold Arbeit. Mit rastlosem Eifer und dem ihm angeborenen Geschick machte er sich bald in der ihm ungewohnten Thätigkeit heimisch. Er machte sich selbständig und eröffnete mit drei Arbeitern eine Maschinenbauwerkstätte, die er unter schwerem Ringen aufrecht erhielt. Hartmann hatte erkannt, daß nur ein ununterbrochenes Fortschreiten in den technischen Einrichtungen der gefertigten Maschinen das Gedeihen im Gefolge habe. 1840 führte er die von ihm erfundene Vorspinnvorrichtung für Streichgarn, die Kontinue, aus. 1841 verlegte er seine Fabrik nach der Klostermühle, aber schon 1845 gründete er die Fabrik an der Leipziger Straße, mit Dampfmaschinenfabrik. Die Maschinen für das Spinnereifach, für Baumwoll- und Kammgarn und die unermüdlich eingeführten Verbesserungen derselben trugen wesentlich zum Aufschwunge des Spinnereigeschäftes bei. Nach und nach führte Hartmann fast alle Zweige des Maschinenbaues ein, welcher einen gewaltigen Aufschwung nahm. Dem Bau von Dampfmaschinen schloß sich 1845 die Anfertigung von Dampfkesseln und gegen 1850 die Anfertigung von beweglichen Dampfmaschinen (Locomotiven und Locomobilen) an. Hartmann, unter dessen Leitung der Maschinenbau sich zu großartiger Ausdehnung entfaltet hatte, hatte das größte Maschinenbau-Etablissement von Chemnitz geschaffen, welches noch jetzt, außer einer großen Zahl von Beamten, 3000 Arbeiter beschäftigt.

*) Zöllner, Geschichte der Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz, Seite 471 ff.



1871 ging das Hartmann'sche Unternehmen an eine Actien-Gesellschaft über.

Die Bedürfnisse der Landwirthschaft und des Feuerlöschwesens hatten zwar damals schon zu dem Bau von landwirthschaftlichen und Feuerlösch-Maschinen Anstoß gegeben; für erstere besonders seit Ablösung der Frohndienste und der beginnenden Zusammenlegung der Grundstücke. Der Bau der landwirthschaftlichen Maschinen nahm allmälig und von den größeren Gütern und Wirthschaften ausgehend an Umfang und Bedeutung zu, hauptsächlich in Chemnitz, wenngleich ein großer Theil der im Erzgebirge zur Verwendung kommenden landwirthschaftlichen Maschinen aus dem Unterlande, aus Leisnig, Frankenberg, Döbeln u. s. w., sowie aus dem Auslande stammt. Die geringe Anzahl der großen Güter, das Ueberwiegen der zersplitterten kleinen Bauernhöfe ohne finanzielle und wirthschaftliche Lebenskraft auf der einen Seite, die starke ausländische Concurrenz auf der anderen Seite beschränkten den Bau landwirthschaftlicher Maschinen hauptsächlich auf kleinere Werkstellen. Erst in der neuesten Zeit fertigten auch größere Etablissements landwirthschaftliche Maschinen, besonders seit dem Frühjahr 1882, welches einen starken Absatz nach den deutschen Staaten, sowie auch nach Rußland und Oesterreich mit sich brachte. Das Jahr 1884 brachte einen lebhaften Gang dieses Fabrikationszweiges, welcher an Bedeutung gewinnt, je mehr seine Erzeugnisse in der Bebauung und Bewirthschaftung von Grund und Boden Eingang finden. Der Aufschwung im Bau landwirthschaftlicher Maschinen hat sich, wenn auch in mäßigem Umfange, bis jetzt erhalten.

Die Herstellung von Feuerlöschgeräthen hat besonders seit 1842, in welchem Jahre zahlreiche Feuersbrünste erzgebirgische Städte zerstörten, an Ausdehnung gewonnen. Es werden größere und kleinere Fahrspritzen, Krücken-, Hand- und Tragspritzen für Deutschland, Rußland 2c. gefertigt. Namentlich waren in der neuesten Zeit die soliden Fabrikate an Feuerspritzen, Pumpen und Armaturen besonders für den deutschen Markt gesucht. Acht Fabrikanten beschäftigten sich mit der Herstellung von Blitzableitern, während drei Bronzegießereien die Metalltheile (Cylinder, Ventile, Schraubenkuppelungen u. s. w.) für die Feuerspritzenfabrikation herstellen.

Ein großer Theil der 114 Maschinenfabriken von Chemnitz fertigt die verschiedenen Maschinen und Maschinentheile für die Textil-Industrie.

An erster Stelle sind zu nennen die Spinnereimaschinen bei Hand-, Wasser- und Dampfbetrieb, die Zwirn- und Spulmaschinen u. s. w. Vorwiegend sind drei größere Maschinenfabriken (Schimmel & Cie., Küchenmeister und die Dampf- und Spinnerei-Maschinenfabrik, vor-

mals Wiede — wahrscheinlich jedoch noch mehrere andere —) damit beschäftigt, verticale Baumwollenöffner-, Schlag- und Wickelmaschinen, Klopfwölfe, Spiralklopf- und Krempelwölfe, Fadenreißer, Reiß-, Oel-, Kletten-, Mungo-, Shoddy- und Trümmerwölfe, Krempeln mit 4, 5 und 6 Paar Walzen, Kunstwollkrempeln, Circulardeckenkrempeln mit automatischem Putzapparat, Doubler, Strecker, Flyer in den verschiedensten Constructionen, Zwirn-, Spul- und Treibmaschinen, Baumwoll-Selfactors u. s. w. anzufertigen. Der Bau von Spinnereimaschinen hat seit 1879, nachdem ein mehrjähriger Stillstand und selbst Rückgang in demselben stattgefunden hatte, hauptsächlich in Folge der neueren Zollpolitik einen wesentlichen Aufschwung genommen, trotzdem auch in dieser Branche die Concurrenz des Auslandes eine bedeutende war und die Anforderungen der Besteller immer größere wurden. Nach einem Rückschlage 1883 ging 1884 die Fabrikation von Spinnereimaschinen und Maschinentheilen sehr lebhaft, wenn auch hauptsächlich nur für das Inland. Zur Anfertigung der Spinnmaschinenspindeln wurde der Stahl aus England bezogen. Zahlreiche Vergrößerungen und Neubauten mechanischer Webereien veranlaßten eine gesteigerte Nachfrage nach Spulmaschinen, und auch in der neuesten Zeit erhielt sich die Fabrikation von Spinnereimaschinen in zufriedenstellendem Gange und Umfange. In den letzten Jahren hat der Spinnereimaschinenbau so bedeutende Fortschritte gemacht, daß die hier gebauten den englischen vollkommen gleich stehen. R. Voigt fertigte die 2000. Spulmaschine; O. Schimmel & Cie. jährlich allein 100 Selfactors. Die solid gebauten Spinnereimaschinen für Streichgarn, Vigogne, Kammgarn und Baumwollenabfall, sowie Spinnereimaschinentheile haben einen durchaus sichern und festen Markt.

Die Anfertigung von Webmaschinen und Webutensilien beschäftigt eine große Zahl der Maschinenfabriken. Es werden Webstühle verschiedener Systeme, von den einfachsten Handwebstühlen bis zu den complicirtesten mechanischen Webstühlen, Spul-, Schlicht- und Zettelmaschinen, Ketten- und Scheiben-, Tritt- und Jacquardmaschinen, Cylinder, Plattbänder und Spindeln, Webschützen, Musterkarten u. s. w. von 15 Webstuhlbauern, einschließlich dreier Maschinenfabriken, hergestellt. Die Sächsische Webstuhlfabrik (L. Schönherr) lieferte 1883 ihren 1000. Kurbelbuckskinstuhl (Cromptonstuhl) und baute bis Ende 1887 im Ganzen 30 000 mechanische Webstühle (für Buckskin und Tuchstoffe, Kammgarnstoffe, halbwollene Waaren, Leinen- und Baumwollenwaaren, Segeltuch, Papierfilze, Möbel- und Teppichstoffe), 3625 Spul- und Treibmaschinen, 975 Bäum-, Scheer- und Leimmaschinen. 1888 beschäftigte sie 1050 Arbeiter und lieferte 2856 Webstühle und Maschinen.

Die Sächsische Maschinenfabrik (R. Hartmann) baut alle Arten von Webereivorbereitungsmaschinen, wie Ketten-, Scheer-, Leim-, Trocken-, Aufbäum-, Spulmaschinen, Centrifugen, Appreturmaschinen, Garntrockenmaschinen, Webstühle für leichte Kammgarn-, Baumwoll- und Leinenstoffe, Webstühle für Läufer- und Jutestoffe, patentirte Webstühle für Tuch, Buckskin, Flanell, Decken, Teppiche und Möbelstoffe; patentirte Smyrnateppichwebstühle, Seidenwebstühle u. s. w. Die 400 neuen mechanischen Webstühle, welche 1884 im Plauenschen Handelskammerbezirk zur Aufstellung kamen, wurden größtentheils aus der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz bezogen, weil dieselben breiter sind als die englischen und leicht für Confectionsstoffe eingerichtet werden können. (Industrie-Zeitung 1885, Nr. 38.) Im Geschäftsjahre 1884/85 lieferte die Sächsische Maschinenfabrik überhaupt 1604 Webstühle; im Jahre 1872/73 = 1732, im Jahre 1873/74 nur 1107. 1885 wurde der 15 000. mechanische Webstuhl gebaut. 1874 übte die amerikanische Krisis einen großen Rückschlag auf die Webstuhlfabrikation, so daß die Arbeiterzahl fast auf die Hälfte vermindert werden mußte. Erst seit Eintritt der neueren Zollpolitik ist eine bemerkenswerthe Steigerung in der Fabrikation von Webereimaschinen eingetreten. Besonders lebhaft war 1888 die Nachfrage nach Jacquardmaschinen in allen Gattungen, sowohl für Handstühle, als auch für mechanische Webstühle. Die Sächsische Maschinenfabrik hat in der neuesten Zeit sehr viele mechanische Webstühle mit Sicherheitsvorrichtung und anderen patentirten Verbesserungen hergestellt.

In den Montageräumen der Sächsischen Maschinenfabrik beanspruchen besonders die Streichgarnselfactors mit ihrer dreifachen Spindelgeschwindigkeit ein eingehenderes Interesse. Dieselben sind im Stande, selbst aus geringerem Material, wie Kunstwolle und Baumwollenabfälle, ein vorzügliches Garn zu spinnen. Auch die verbesserten Kammgarnselfactors für feine Kammgarne, mit den zugehörigen Vorbereitungsmaschinen, Doublirspul- und Zwirnmaschinen, die Zwirnmaschinen für Stick- und Strumpfgarne, die Zwirnmaschinen für feine zweifache Kammgarn- und Baumwollen-Zwirnketten und mit den bis zu 6000 Touren in der Minute machenden Rabbothspindeln u. s. w. erregen hohe Aufmerksamkeit. (Chemnitzer Tageblatt 1886, Nr. 138.)

Von den zahlreichen Maschinen für die Strumpfwirkerei nennen wir hier nur Strumpfstühle, Culir-, Ketten- und Fangstühle, Strumpfmaschinen, Cottonmaschinen für Strumpf- und Hosenfabrikation, Maschinen für Fabrikation regulärer Strümpfe, Socken, Hosen, Jacken und geschnittene Wirkwaaren, ferner 2-, 4-, 6- und mehrbändrige reguläre Rändermaschinen, Rundwirkstühle u. s. w. Die

Wirkmaschinenfabrik von F. A. Ludwig fertigt Wirkmaschinen für reguläre Strümpfe, Jacken, Hosen, auch mit zwei- bis vierfarbigem Streifenmuster, Ränder-, Kettelmaschinen u. s. w. Die Wirkmaschinenfabrik von R. Brauer Strumpfmaschinen für alle Arten Strumpfwaaren, Hosen und Jacken in allen Größen und Breiten, mit Ringelapparat bis zu vier Farben und Leerreihenapparat; Maschinen für reguläre Handschuhe, Kettenstühle, türkische Kappen- (Feß-) Maschinen, Cottonmaschinen, runde und flache Kettelmaschinen, Strumpfnähmaschinen, Rändermaschinen u. s. w. Nächst dem Hauptsitze Chemnitz wurde 1873 auch in Stollberg eine Strumpfstuhlbauerei errichtet. In drei Fabriken wurde dort die Anfertigung sog. „englischer" Stahlnadeln für Strumpfmaschinen betrieben. Die Strumpfwebemaschinen breiteten sich von Mitte der 70er Jahre an bedeutend aus und die Rundwebemaschinen wurden vielfach verbessert; dessen ungeachtet waren die Stühle für reguläre Waare vorwiegend gesucht. Die Strumpfwirkstühle von Holz sind beinahe vollständig von den eisernen verdrängt. Die eisernen mechanischen Kettenwirkstühle, welche seit Anfang der 80er Jahre in Aufnahme kamen, obgleich sie anfangs eine weniger gesuchte Waare lieferten, wurden besonders von 1883 an sehr gesucht, da die Nachfrage nach gewirkten Handschuhen in Ganzseide, Halbseide und Doppeltricot außerordentlich wuchs. Die Arbeitslöhne und Kettenstuhlpreise stiegen um so mehr, als es an guten Nadeleinrichtern und Einpassern fehlte. Mit dem Eintritt der Geschäftsstille in Handschuhen und Tricotstoffen ging der Bau der Kettenstühle in gleichem Maaße zurück. In der neuesten Zeit ist von Saupe in Limbach ein Diagonal-Kettenstuhl erbaut worden, welcher vollständig gleichmäßige und fehlerfreie Arbeit liefert.

Die Fabrikation von Strickmaschinen, welche längere Zeit wenig verlangt wurden, nahm seit 1882 einen Aufschwung, hauptsächlich seit Erfindung der Jacquard-Strickmaschine, mit welcher der Wirker ganz ähnlich arbeitet, wie der Weber mit dem Jacquardstuhle. Die Strickmaschine wurde in bedeutenden Mengen hergestellt, seitdem sie durch verschiedene Verbesserungen für den praktischen Gebrauch geeigneter wurde und den Wirkstuhl in seinen Leistungen wesentlich übertraf. Von den Strickmaschinenfabrikanten werden Strickmaschinen nach verbessertem Lamb'schen System angefertigt sowie Specialstrickmaschinen für Fancyhandschuh- und Ränderwaare, ferner einseitige und patentirte doppelseitige Maschinen, Maschinen mit patentirtem sechsfarbigem Ringelapparat u. s. w. Die Fabrikation hat sich vorwiegend den technisch verbesserten und durch Patente geschützten Specialstrickmaschinen zugewendet.

Die Herstellung von Strickmaschinen verfolgte vor Allem das

Ziel, Maschinen zu construiren, welche mit den neuesten technischen Fortschritten gleichen Schritt hielten. Daraus entwickelte sich der bedeutende Vortheil, daß die Strickmaschine, ganz wie seinerzeit der Webstuhl, vom Handbetriebe zum Maschinenbetriebe übergeleitet wurde, und nicht blos das Doppelte und Dreifache an Quantität leisten konnte, sondern auch in Folge der Verwendung automatischer Jacquardmaschinen das Verschiedenartigste in Mustern. Die Musterstrickmaschine (Umlegmusterstrickmaschine), sowie die Strickmaschine zur Herstellung façonnirter oder regulärer, geschlossener Schlauchwaare ohne Nath verlangt aber ebenso wie alle Specialstrickmaschinen, die vollkommensten Hülfsmaschinen und die bestgeschulten Arbeitskräfte.

Eine höchst interessante und eigenthümliche Maschine ist die Stickmaschine. Die 1860 in Kändler gegründete, seit 1867 nach Kappel übergesiedelte Sächsische Stickmaschinenfabrik (vorher Albert Voigt) betreibt den Bau von Stickmaschinen und Stickmaschinentheilen als Specialität. Die Handstickmaschine wird, wenn sie größer ist, durch einen Mann, ist sie kleiner, durch eine Frau in Bewegung gesetzt, während ein Mädchen das Einfädeln und Aufstecken der Nadeln besorgt. Bis 1860 hatte eine solche Stickmaschine 176 Nadeln, welche 1½ Par. Zoll von einander (Rapport) zwei Reihen von etwa 3,5 m Länge bildeten. Bald jedoch machte man die Nadelreihen länger und den Abstand (Rapport) kürzer, so daß die 1865 von A. Voigt construirte Stickmaschine von 3 oder 4,5 m langen Nadelreihen von 1 Par. Zoll Rapport von 504 Nadeln großen Absatz fand. Außerdem baute man zweireihige Maschinen mit 1" Rapport, dreireihige mit 1½", mitunter auch dreireihige mit ¾" Rapport und 672 Nadeln. Diese Stickmaschinen waren 4,5 m lang und wurden im Laufe der Jahre wesentlich vervollkommnet, sowie mit Festonnir- und Bohrapparaten versehen. Die gebräuchlichsten Stickmaschinen sind zweireihig oder dreireihig, gewöhnlicher Construction mit Kreis-, Festonnir- und Bohrapparat, im Preise von 1770 bis zu 2670 Mark; oder zwei- und dreireihig nach neuestem Modell, mit Druckschieneneinrichtung, Kreis-, Festonnir- und Bohrapparat im Preise von 1870 bis 2820 Mark. In Sachsen wird vorwiegend die große dreireihige, 4,5 m lange Handstickmaschine mit ¼" Rapport angewendet; in der Schweiz die kleinere, zweireihige, 4,28 m lange mit 6/4" Par. Rapport. Seit 1883 ist eine neue Gattung, die Dampf- oder Schiffchenstickmaschine in Anwendung gekommen. Bei dieser sind die Nadeln in der Maschine festgeschraubt, und haben daher nur eine Spitze und nicht zwei, wie die wechselweis von den Greifzangen ergriffenen Nadeln der anderen Stickmaschinen; es werden die Fäden direct von der Spule verarbeitet und die Bindung

auf der Rückseite des Stoffes durch den Faden des durchgehenden Schiffchens bewirkt. Der Betrieb der Maschine erfolgt durch Handschwungrad oder Wasser-, Dampf- oder Gasmaschine; jede Maschine wird durch zwei weibliche Arbeiter bedient; auf fünf Maschinen rechnet man einen Garnspuler. Diese Maschine erreicht aber die ältere Stickmaschinen-Construction bei Weitem nicht an Feinheit und Mannigfaltigkeit der hergestellten Waare, auch fehlt ihr der echte Festonnirstich und die Hohlstickerei; dagegen leistet sie an Arbeitsmasse das Vier- und Fünffache. Hauptartikel sind Tüllstickerei, Tischdecken u. s. w. Die Zahl der Schiffchen-Stickmaschinen ist in den letzten Jahren bedeutend gewachsen. Im Ganzen schätzt man die Zahl der in Sachsen verwendeten älteren oder Plattstich-Stickmaschinen, welche um 1830 von dem Elsässer Heilmann erfunden, in den 40er Jahren schon in der Schweiz, aber erst seit Anfang der 60er Jahre in Sachsen verwendet wurde, auf ungefähr 4500 Stück. Die Sächsische Stickmaschinenfabrik hat etwa 4400 gebaut, welche in der Hauptsumme nach dem Erzgebirge und dem Voigtlande gingen, aber auch zu einem ansehnlichen Theile nach Böhmen, Preußen, der Schweiz, Rußland, England und Nordamerika. Diese Stickmaschine wird vom Sticker vermittelst Tretens zweier Fußschemel betrieben, während durch das Drehen einer Kurbel mit der linken Hand und Einsetzen eines Stiftes (Pantograph) auf den bezeichneten Punkt der in sechsfacher Vergrößerung ausgeführten Musterzeichnung die Nadeln an der richtigen Stelle eingesetzt und durch den Stoff durchgeführt werden. Hier erfaßt sie die Greifzange der anderen Seite, während die Greifzange der ersten Seite sich öffnet und die Nadel losläßt. Das Treten des zweiten Fußschemels läßt die Rückwärtsbewegung ausführen, nachdem der Stift des Pantographen auf die entsprechende andere Stelle des Musters geführt und dadurch der Nadel die Größe des Stiches angegeben worden ist. Eine oder zwei Hülfsarbeiterinnen sind beschäftigt, neue Nadeln einzusetzen, frische Fäden einzufädeln u. s. w. Je nach Größe der Maschine macht eine solche bis zu 1 Million Stiche, und zwar in Plattstichstickerei. Man stickt mit Baumwolle, Wolle oder Seide, weiß oder farbig in die verschiedenartigsten Stoffe. Einsatz und Ansatzstreifen für Wäsche und für Damenkleider, sowie Kragen, Volants, Kanten, Schärpen, Shäwlchen, Taschentücher, Schürzen, Tischdecken, Hosenträger, Handschuhe, Etuis (Vögel, Schmetterlinge, Blumen) u. s. w. Die Schiffchenstickmaschine, von welcher etwas über 400 in Sachsen und dem angrenzenden Theile Böhmens in Betrieb sind, von denen über 300 aus der Sächsischen Stickmaschinenfabrik stammen, wird hauptsächlich zu der in der jüngsten Zeit erfundenen Tüllstickerei (Spitzenimitation) verwendet. Diese Maschinen

machen 60 bis 80 Stiche in der Minute mit allen ihren 224 oder 336 Nadeln zugleich, deren Abstand (Rapport) bis auf 1" Par. verringert ist, stellen auch durchbrochene Stickerei (Hohlstickerei) her, sowie verschiedenfarbige Stickerei, durch abwechselndes Sticken mit zwei Fäden ohne Umfädeln.

Für die Handstickerei fertigt die Sächsische Stickmaschinenfabrik die Piquir- oder Musterstechmaschine. Vermittelst derselben werden Musterzeichnungen nach ihren Contouren fein durchstochen und so Schablonen hergestellt, mit welchen man durch Farbenpulver die Zeichnungsumrisse auf die zu bestickenden Stoffe überträgt.

Die Fabrikation von Stickmaschinen hat jedoch in den letzten Jahren bedeutend abgenommen, obgleich dieselbe durch eine Fädelmaschine vervollständigt worden ist.

Die Fabrikation von Nähmaschinen betreiben vier Fabriken. Da die Verwendung der Nähmaschinen eine immer allgemeinere geworden ist, so hat auch die Fabrikation derselben eine wesentliche Steigerung erlebt. Fast jede Hausfrau hat sich, wenn sie es irgend vermochte, in den Besitz einer Nähmaschine zu setzen gesucht, so daß man die Zahl derselben nur nach Tausenden schätzen kann, ungerechnet die zahlreichen Nähmaschinen, welche in der Wäsche- und Strumpfwaaren-Fabrikation Verwendung finden. Für den Familiengebrauch hat sich die Singer-Maschine eingeführt und bewährt; doch werden auch Grover & Baker-, sowie Wheeler & Wilson-Maschinen außerhalb der größeren Etablissements in kleineren Werkstätten hergestellt.

Die Herstellung von Maschinen zur Posamentenfabrikation beschäftigt ebenfalls einige Etablissements (Schnuren-, Klöppel- und Flechtmaschinen).

Von besonderer Bedeutung und Ausdehnung ist die Fabrikation der Werkzeugmaschinen und Werkzeuge, welche in den verschiedenen Maschinenfabriken und, ungerechnet die Zeugschmiede, in 10 ausschließlichen Werkzeugfabriken hergestellt werden. 21 Metallgießereien, ungerechnet die Maschinenfabriken, welche sich mit dem Rohguß von Werkzeugen und Maschinentheilen beschäftigen, sieben Metalltuch-, Sieb- und Geflechtfabriken, eine Drahtweberei, drei Schraubenfabriken, eine Drahtseilfabrik müssen wenigstens mit einem Theile ihrer Erzeugnisse zu den Hülfsarbeitern der Werkzeug-Maschinenfabriken gezählt werden, während von den 23 Eisengießereien auch ein großer Theil Rohguß und Feinguß für diesen Fabrikationszweig liefert. Alle großen Maschinenfabriken bauen ebenfalls Werkzeugmaschinen. Die Chemnitzer Werkzeug-Maschinenfabrik (vormals Zimmermann), die Werkzeug-Maschinenfabrik Union (vormals Diehl),

die Deutsche Werkzeug-Maschinenfabrik, die Werkzeug-Maschinenfabrik Vulcan, die Werkzeug-Maschinenfabrik von Escher, die Sächsische Maschinenfabrik, sowie die Sächsische Stickmaschinenfabrik in Kappel und die Werkzeug-Maschinenfabrik von Junghanns und Löffer in Altchemnitz u. A. m. haben sich dem Bau von Werkzeugmaschinen mehr oder weniger ausschließlich zugewendet.

Unter den Werkzeugmaschinen für Holz- und Metallbearbeitung sind zu nennen: Handlochmaschinen, Rollmaschinen, Bohrmaschinen, Hobelblechscheeren, Eisen- und Drahtschneider, Schraubenpressen, Stanzen für Schloßbau und Platinen, Schraubenschneidwerkzeuge, Gasrohrwerkzeuge, Gewindeschneider, Kluppen, Spiralbohrer, Reibahlen, Fraiser, Bohrer, Hobel-, Bohr-, Shaping-, Stoß- und Nuthstoßmaschinen, Horizontal-, Vertical-, Radial-, Langloch- und Cylinder-Bohrmaschinen, Drehbänke aller Art, Leitspindel- und Plandrehbänke, Revolverbänke, Räderformtheil-, Fraise- und Hobelmaschinen, Schleifmaschinen, Pressen, Universal-, Säulen- und Langfraisemaschinen, Sägegatter rc., Lehren und Meßwerkzeuge rc.

Von den Hülfsfabriken liefern Schnicke in Chemnitz stählerne Spiralfedern, gehärtete Druckfedern, Blechplattenfedern; Schmidt & Bretschneider in Chemnitz, sowie Seiffert in Altendorf gewebte und imprägnirte baumwollene Treibriemen, Draht-, Hanf- und Baumwollenseile, Gurte und Schläuche u. A. m.

Die Fabrikation von Werkzeugmaschinen und Werkzeugen, welche einige Jahre hindurch sehr von der ungünstigen Lage der Eisenwerke und des Eisenmarktes zu leiden hatte, ist in den letzten Jahren bedeutend gewachsen. Die gesteigerten Anforderungen an die Genauigkeit der Ausführung haben aber auch die Anforderungen an die Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit der Arbeiter wesentlich erhöht und die Arbeitslöhne gesteigert.

Unter den speciell für Holzbearbeitung construirten Werkzeugmaschinen sind die eigenthümlichen Constructionen der Sächsischen Stickmaschinenfabrik in Kappel besonders nennenswerth. Von diesen eine Universalkreissäge zum Lang-, Quer- und Gehrungsschneiden, zum Fugen, Nuthen, Federn, Kehlen, zum Schlitzen und Zapfenschneiden, zum Bohren runder und langer Löcher; ferner eine combinirte Bandsäge, Decoupirsäge, Bohr- und Fraismaschine; eine combinirte Abricht-, Dickten- und Kehlhobelmaschine mit selbstthätiger Zuführung; eine Fraismaschine mit verticaler Spindel zum Fraisen geschweifter Gegenstände, zum Kehlen gerader Leisten, mit selbstthätiger Zuführung, zum Nuthen, Schlitzen, Zapfenschneiden, und zum Abplatten eingerichtet; eine combinirte Saumsäge, Hobel-, Fuge-, Nuth-, Spund- und Kehlmaschine; endlich eine Schleifmaschine. Alle diese

Maschinen zeichnen sich durch einfache Construction und leichte Anwendbarkeit aus. (Chemnitzer Tageblatt 1886, Nr. 138.) Die Leistungsfähigkeit des Werkzeugmaschinenbaues ist in der neuesten Zeit bedeutend erhöht und ausgenützt worden. Im Allgemeinen verschaffen sich die guten Werkzeuge und Werkzeugmaschinen immer mehr Eingang. Werkzeuge und Apparate für die Textil-Industrie, vor Allem Hülfsinstrumente für Spinner und Weber, als Garnsortirwaagen, Weifen, Präcisionswaagen, Festigkeitsprüfer, Schußzähler u. s. w. haben einen bedeutenden Umsatz gewonnen; doch in der neuesten Zeit auch Holzbearbeitungsmaschinen aller Art.

Von den Maschinenfabriken, welche sich mit der Herstellung besonderer Maschinengattungen beschäftigen, möchten besonders genannt werden, ohne jedoch dadurch eine Vollständigkeit der Industrieübersicht beanspruchen zu wollen, die Maschinenfabrik von Haubold in Chemnitz, welche Maschinen für Wäschereien, Bleichereien, Roth- und Buntfärbereien, Blau- und Buntdruckereien und Appreturanstalten fertigt; O. Ruppert, mit der Fabrikation von Wäschmangeln und Schleudermaschinen (Centrifugaltrockenmaschinen); Näher, mit der Fabrikation rotirender Pumpen und unexplodirbarer Dampfkessel; Pilz, Armaturfabrik, mit der Anfertigung von Manometern, und zwar Plattenfeder-, Bourdon-, Stahlrohr-, Hydraulic- ꝛc. Vacuummanometern; E. Petzold jun. in Chemnitz, Drahtbürstenfabrik, mit der Anfertigung von Stahldrahtbürsten zum Reinigen der Dampfkessel, Drahtsiederöhrenbürsten, Stahldrahtflammenrohrbesen, Stahldrahtrußbürsten, Stahldrahtkesselsteinbürsten u. s. w. Die Maschinenfabrik Germania (vorm. Schwalbe & Sohn) liefert vorwiegend Einrichtungen für Mälzereien und Bierbrauereien, Sudhausanlagen, Pfannenrührwerke, Wendeapparate, Hordendarren, Dampfmalzdarren, Pichapparate u. s. w., ferner Einrichtungen von Holzschleifereien, Pappen- und Papierfabriken, Mahlmühlen, Cementfabriken, Dampfwaschanstalten, Eismaschinen und Kühlanlagen. R. Drescher in Chemnitz stellt Anlagen zur Oelgasbereitung, Leitungen, Apparate und Werkzeuge für Gas-Installation her u. s. w. u. s. w.

Ein Theil der Maschinenfabriken beschäftigt sich mit der Anlage von Wasserwerken und der Anfertigung ihrer einzelnen Bestandtheile. Unter den 23 Eisengießereien, welche Maschinen und Maschinentheile herstellen, sind die Maschinenfabrik Germania, Haubold, May & Comp., Michaelis, die Sächsische Maschinenfabrik, die Spinnerei-Maschinenfabrik, die Werkzeugfabrik Sondermann, die Maschinenfabrik Vulcan, die Werkzeugfabrik Zimmermann u. s. w. zu nennen. Sie fertigen Turbinen und Wasserräder, Wassersäulenmaschinen, Transmissionen, vollständige Wasserwerke, Sägereien und Mahlmühlen, Holzschleifereien,

Holzmassefabriken, Papp- und Papierfabriken, Waschanstalten, Spülmaschinen, Trockenmaschinen u. s. w.

Auch in der Sächsischen Maschinenfabrik bildet der Turbinenbau einen bedeutenden Fabrikationszweig. Man fertigt im Durchschnitt jährlich 75 Turbinen der verschiedensten Constructionen, sowie Mühlenstühle, Papiermaschinen u. s. w. Der Turbinenbau hat seine eigenen Werkzeugmaschinen und es ist sehr interessant, diese großen mächtigen Turbinen- und Diagonalräder zum Abdrehen und Richten auf den mächtigen Drehbänken aufgespannt zu sehen. Einige fertig montirte Girardturbinen mit den dazu gehörigen Arbeitstransmissionen, sowie das Modell einer solchen veranschaulichen ihre Anwendung. Ein Wassermotor zeigt die Benutzung der treibenden Kraft einer Wasserleitung für das Kleingewerbe.

Einen wichtigen Zweig der Maschinenfabrikation bildet die Herstellung von Dampfmaschinen und ihrer Theile. Wie in den anderen Zweigen des Maschinenbaues, so hat auch hier Chemnitz in hervorragendem Maße mit seltener Kraft und Ausdauer und einem Nacheiferung und Bewunderung erregenden Fleiße diesen Industriezweig gepflegt, der im Verlaufe der letzten 30 Jahre eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen hat und in steter Fortbildung und Weiterentwickelung sich aufwärts bewegt. Die Chemnitzer Maschinen, Werkzeuge und Werkzeugmaschinen werden nach allen Ländern der Erde ausgeführt und haben überall eine wohlverdiente Anerkennung gefunden, so daß auch jetzt noch, wo dieser Zweig vaterländischer Industrie eine bedeutende Ausdehnung gewonnen hat, demselben eine große Zukunft bevorsteht.

Eine große Anzahl der Chemnitzer Maschinenfabriken, 21 Metall- und 23 Eisengießereien, beschäftigen sich mit der Herstellung einzelner Theile oder auch mit dem Bau vollständiger Dampfmaschinen. Ungerechnet die Sächsische Maschinenfabrik (vormals Hartmann) und die Maschinenfabrik Germania (vormals Schwalbe) bestehen acht Dampfkesselfabriken, welche ausschließlich die Herstellung von Dampfkesseln bewirken. Die Dampfkesselfabrik von Sulzberger lieferte u. A. den 1000. Dampfkessel. Die Eisengießereien fertigen Cylinder, Balanciers, Schwungräder, Zahn- und Kegelräder, Uebertragungen 2c. in Roh- und Feinguß, welche hierauf in den eigentlichen Maschinenfabriken hergerichtet und zusammengestellt werden. Man baut horizontale und verticale Dampfmaschinen, Balanciermaschinen mit Condensation und Expansion, Dampfmaschinen mit liegendem Cylinder und variabler Expansion u. s. w. nach den verschiedensten und neuesten Systemen.

Durch den Besuch einer der großen Maschinenfabriken gewinnt

man in kürzester Zeit einen eingehenden Ueberblick über den Umfang und Gang dieser ausgedehnten Fabrikation.

Im höchsten Grade belehrend und anregend ist der Besuch der Sächsischen Maschinenfabrik. Dieselbe beging am 22. Juli 1850 die Feier ihres 50jährigen Bestehens.

In der großen Gießerei werden in sieben Cupolöfen die Mengen von Eisen, welche täglich erforderlich sind, und zwar täglich ungefähr 40 bis 50 000 kg, geschmolzen und aus ihnen die bestimmten Maschinentheile in Sandformen gegossen. Größere Blöcke, Räder und Maschinentheile werden direct aus den Oefen gegossen, während für den Guß von kleineren Gegenständen das flüssige Metall in Kübeln an die verschiedenen Gußformen herangebracht und mit Schöpflöffeln in dieselben gegossen wird, wenn man nicht einen ganzen Kübel zum Gusse des betreffenden Gegenstandes verwendet. Die kleineren Gegenstände werden ebenso wie die größeren nach Holzmodellen in den Formkästen in trockenem, gelblichem, besonders gemischtem und zubereitetem Formsande abgeformt, die Formkästen nach dem Trocknen entsprechend geschlossen und das flüssige Metall durch ein oder mehrere Eingußlöcher hineingegossen, während durch entsprechend freigelassene Abzugslöcher die Luft entweicht. Bei dem Guß größerer Gegenstände ist es wichtig, durch die gleichhohe Temperatur der einzelnen Eingüsse die Verbindung derselben herzustellen. Man ist im Stande, Gußstücke bis zu 30 000 kg Gewicht zu gießen. Eine besondere Abtheilung bildet die Metallgießerei, in welcher ausschließlich Rothguß und Messingguß der verschiedenen Maschinentheile angefertigt wird. Das Metall wird in feuerfesten Tiegeln geschmolzen. Die Einrichtung der Gießerei und Formerei zeichnet sich durch ihre Anordnung wie durch die Verwendung zahlreicher Hülfsmaschinen aus. Unter den Gußstücken fallen die Seilräder durch ihre große Zahl auf, Panzerplatten und Gußstahlblöcke durch ihre Größe. Als ein Meisterwerk der Eisengießerei ist ein Holländer zur Papierfabrikation, bei welchem Trog mit Mittelwand und Kropf in einem Stück gegossen sind, zu nennen.

Eine Anzahl Hülfsmaschinen dient zur Bearbeitung selbst der größten Gußstücke. Da ist eine riesige Hobelmaschine, welche bis zu 15 m Länge und 4 m Breite arbeitet; eine andere hobelt Stücke von 10 m Länge, 2 m Breite und 2 m Höhe. Große Drehbänke, Fraismaschinen, Bohr- und Stoßmaschinen. Ferner eine Hobelmaschine zum Abhobeln der Panzerplatten von 5 m Länge, 3 m Breite und 0,6 m Dicke, eine Drehbank für Schiffswellen, eine Drehbank zum gleichzeitigen Abdrehen der beiden Schildzapfen großer Geschütze, eine zusammengesetzte Dreh- und Bohrbank von 25 m Länge zum Fertig-

bohren großer Stahlgeschütze von 40 cm Kaliber und zu gleichzeitigem Abdrehen derselben auf der Außenseite.

Die Schmiede der Fabrik befindet sich in einem Gebäude von 140 m Länge und 15 m Breite. Es sind in ihr 156 Feuer im Gange. 12 Dampfhämmer von verschiedener Größe und Schwere arbeiten durch Dehnen, Theilen, Ausbreiten, Stauchen u. s. w. der Handarbeit vor, bei welcher zahlreiche große und kleinere Hämmer von kräftigen Armen geschwungen die verschiedensten Gegenstände herstellen. Der große Dampfhammer, dessen Stöße erschütternd in der ganzen Umgebung fühlbar werden und der doch von dem stärksten Aufschlage bis zum leisen Auftreffen durch die Gewalt des Dampfes regiert werden kann, bearbeitet die großen in hohe Rothgluth und selbst Weißgluth versetzten Eisenblöcke, staucht sie zusammen, preßt alle Schlackentheile aus ihnen heraus und richtet sie zu weiterer Verarbeitung vor. Der 3000 kg schwere Hammer schlägt mit voller Kraft auf den glühenden Klumpen, daß alle Schlackentheile als glühende Funken herausspritzen, und veredelt und reinigt das Eisen durch seine gewaltigen Schläge, während sein leiseres Auftreffen dazu dient, dem Eisenblocke die richtige Form zu geben. Eine Stauch- und Schweißmaschine ermöglicht das Anschweißen der schwersten Stücke.

In einem der Schmiede parallel laufenden Gebäude befinden sich noch mehrere Dampfhämmer von geringeren Ausmaßen, sowie zwei Schmiedemaschinen, deren Stempel in der Minute über 500 Schläge machen. Auf diesen werden Schrauben und Bolzen hergestellt. Am anderen Ende des Raumes sind zwei Fallhämmer, welche in Gesenken selbst complicirte Gegenstände mit überraschender Schnelligkeit schmieden.

Das Gebäude für die Kesselschmiede enthält zwei Glühöfen, in welchen die großen Platten, bis zu 2 m Breite und 4 m Länge für die Bearbeitung angewärmt werden können. Auf zwei Blechbiegemaschinen, deren jede aus drei großen Walzen besteht, werden die Kesselblechplatten entsprechend gebogen, wohin sie durch große Krahne aus dem Ofen bis zu den Biegemaschinen geführt werden. In den anstoßenden Werkstätten sind zwei Blechkantenhobelmaschinen aufgestellt, welche die Kanten der Bleche dergestalt abhobeln, daß sie genau an einander passen. Außer diesen arbeiten hier noch mehrere Scheer-, Loch-, Stanz- und Sägemaschinen. Platten bis zu 40 mm Stärke werden mit der größten Sicherheit und Gleichmäßigkeit durchlocht und durch nahe an einander liegende Stanzlöcher nach Bedarf und Zeichnung glatt abgeschnitten. Der Druck beim Durchstanzen der starken Bleche ist ein so gewaltiger, daß die herausfallenden Druckstücke so heiß werden, daß man sie kaum mit der bloßen Hand anfassen kann.

Die Nietlöcher werden gegenwärtig jedoch nicht mehr durchgestanzt, sondern durchgebohrt, da bei dem Bohren die Structur des umgebenden Eisens nicht verändert wird, wie beim Stanzen, die Nietlöcher selbst genauer und gleichmäßiger werden, und dadurch die Nietung eine erhöhte Haltbarkeit bietet. — Eine andere Maschine dient dazu, die Kesselplatten genau zu richten, ehe sie zu Kesseln zusammengenietet werden; endlich werden einzelne Kesseltheile in warmem Zustande vollendet und in die nöthige Form gebracht, wobei man die warmen Platten mit hölzernen Hämmern bearbeitet. In dem 165 m langen, 30 m breiten, hellen und geräumigen Kesselschmiedehause, in welchem eine fünfzigpferdige Dampfmaschine eine Anzahl von Radialbohrmaschinen treibt, um die Nietenlöcher in die Kesselplatten zu bohren, und sechs große Drehkrähne die gewaltigen Lasten bewegen, einer der besteingerichteten und rationell angelegten Werkstätten, werden die Kessel genietet. Eine Anzahl fertiger und halbfertiger Kessel verschiedener Systeme, sowohl für feststehende Anlagen, wie auch für Locomobilen und Locomotiven sind hier in allen Stadien der Bearbeitung und Fertigstellung zu sehen. Ein betäubender Lärm erfüllt diesen Raum. Hunderte, Tausende von Hammerschlägen schallen dröhnend aus den Kesselwänden heraus. Mit offenem Munde, um die Gewalt des Schalles zu mildern, sitzt oder steht der Arbeiter im Kessel, in den er durch den Boden oder durch das Mannloch hineingestiegen ist, und hält mit starkem Schlägel oder Hammer gegen den Nietenkopf wider, während zwei auf der Außenseite des Kessels stehende oder knieende Arbeiter mit kräftigen Hammerschlägen das andere Ende der Niete bearbeiten, um es rund und breit zu schlagen, und so den anderen Nietenkopf zu bilden. Ein Hallen und Schallen, gewaltiges Dröhnen dringt betäubend durch den ganzen Raum, so daß Hören und Sehen vergeht und man froh ist, ihn zu verlassen. Nicht viel weniger Lärm ist in der Werkstelle, in welcher die Tenderkasten gebaut werden. Dann folgen die geräumigen Werkstellen der Klempner und Kupferschmiede. Nach dem betäubenden Dröhnen in der Kesselschmiede erscheint der hier sich entwickelnde Lärm ziemlich unbedeutend, obgleich er an sich groß genug ist. Blechbiegemaschinen, Rohrbiegemaschinen, Richtmaschinen, Ausziehhämmer, Drehbänke u. s. w. dienen zur Herstellung der Gegenstände aus Blech und Kupfer, während eine Anzahl von Feuerstellen zum Erwärmen und Biegen der Schwarz- und Kupferbleche hilft, deren einzelne Theile nach Befinden auch gelöthet werden.

In der sogenannten Einsetzerei werden alle diejenigen Theile der Dampfmaschinen, welche einer besonderen Reibung und Abnutzung ausgesetzt sind, eingesetzt, d. h. gehärtet. In einer daneben befindlichen

kleinen Schmiede paßt man die zusammengehörenden Theile, sowie die Sieberohre und die zu ihnen gehörigen Kupferstutzen u. s. w. aneinander.

Die Schleiferei wird durch 20 große Schleifsteine betrieben, welche durch eine 120 Pferdekräfte starke Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden; in den daneben liegenden Räumen werden die betreffenden Stücke auf Schmirgelscheiben blank polirt.

Alle Maschinen werden in den Montagewerkstätten zusammengestellt und fertig gemacht.

Die Gesammtproduction bis Ende 1888 veranschlagt man auf 1450 Locomotiven, 640 Tender, 975 Dampfmaschinen, 1130 Dampfkessel u. s. w.

Von der Ausdehnung, welche die Verwendung der Dampfkraft in dem Chemnitzer erzgebirgischen Industriebezirke gewonnen hat, giebt die Anzahl der am 1. Januar 1888 in demselben vorhandenen Dampfmaschinen Zeugniß. Es waren im Gange überhaupt 1480 Dampfmaschinen mit durchschnittlich 25 377 wirklich ausgeübten Pferdekräften. Davon im Berg- und Hüttenwesen 152 Dampfmaschinen mit 6079 Pferdekr., in der Metallverarbeitung 62 mit 518 Pferdekräften; in der Industrie der Maschinen, Werkzeuge und Apparate 202 mit 2993 Pferdekr.; in der Chemischen Industrie 15 mit 151 Pferdekr.; in der Textil-Industrie 664 mit 11 014 Pferdekr.; in der Papier- und Leder-Industrie 72 mit 1400 Pferdekr.; in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe 84 mit 744 Pferdekr. Von der Gesammtheit kamen auf die Stadt Chemnitz 407 Dampfmaschinen mit 6475 Pferdekr. und auf die Amtshauptmannschaft Chemnitz 392 mit 7697 Pferdekr., Flöha 171 mit 3315, Annaberg 81 mit 1035, Marienberg 83 mit 1299, Glauchau 346 Dampfmaschinen mit 5556 Pferdekräften.

Einen besonderen Zweig des Dampfmaschinenbaues bildet der Bau von Eisenbahnlocomotiven, welcher in der Sächsischen Maschinenfabrik eine große Ausdehnung gewonnen hat. Im Jahre 1885 wurde die 1400. Locomotive fertig gestellt. Seitdem hat man den Locomotivenbau jedoch bedeutend eingeschränkt, da der Niedergang der Preise denselben nur wenig nutzbringend machte. Die Locomotivwerkstatt hat eine Länge von 132 m und eine Breite von 42 m, so daß auf den zwei in ihr befindlichen Gleisen gleichzeitig 36 Locomotiven oder Tender montirt werden können. Die schweren Maschinentheile werden auf jeder Seite vermittelst eines Laufkrahns herbeigebracht.

In der Dreherei für Locomotiv- und Tenderräder werden dieselben auf großen Drehbänken abgedreht, gerichtet und sodann mit den

nöthigen Bandagen (Reifen) versehen, zu welcher Arbeit sie vorher auf einem sinnreich construirten Apparat mit Gas warm gemacht werden. An die Dreherei stößt der große Montagesaal, hinter welchem in einem mit Glas überdeckten Zwischenbau die fertigen Locomotiven mit Dampf probirt werden. In diesem Raume werden auch die Rahmen der Locomotive mit Maschinen durchlocht, gebohrt und bestoßen, sowie die Locomotivräder mit hydraulischer Presse auf die Achsen gepreßt. Man baut normalspurige Locomotiven mit Tender, normalspurige Locomotiven nach dem Compoundsysteme, Eilzug- und Güterzuglocomotiven, sowie Locomotiven für Schmalspurbahnen. Auf den durch eiserne Wendeltreppen zugänglichen Oberräumen werden die einzelnen Locomotivtheile auf Drehbänken, Hobelmaschinen u. s. w. bearbeitet, polirt und vorgepaßt. Im Jahre 1884/85 baute die Sächsische Maschinenfabrik 54 Locomotiven, 18 Tender, 17 Locomotivkessel; 1873/74 allerdings die außerordentliche Zahl von 104 Locomotiven und 70 Tendern. Der Rückgang der Materialienpreise rief eine Beschränkung der Production hervor, und trotz der bedeutenden Vergrößerung des Etablissements, besonders durch die Trennung der Locomotivbauwerkstätten von den Dampfmaschinenbauwerkstätten, und der Erweiterung der Eisen- und Metallgießerei, der Schmiede- und Kesselschmiedewerkstätten wirkte die Geschäftskrisis bis gegen Ende 1878 niederdrückend ein. 1875 wurden an 25 Maschinenfabriken und Gießereien geschlossen und von der Sächsischen Maschinenfabrik gegen 1100 Arbeiter entlassen. Der Bedarf an Maschinen aller Art war auf das Aeußerste gesunken. Die Hauptzweige der Industrie und die Landwirthschaft lagen schwer darnieder und der hauptsächlich vom inländischen Markte abhängende Maschinenbau fand weder bei diesem, noch bei den Eisenbahnen, deren Bedarf ebenfalls wesentlich gesunken war, Abnahme. Im Bau von Locomotiven und Werkzeugmaschinen herrschte Beschäftigungslosigkeit; der Bau von Dampfmaschinen und von Maschinen für die Textilindustrie wurde von der Concurrenz des Auslandes auf das Aeußerste bedrückt; die Ausfuhr von Maschinen ꝛc. durch hohe Zölle außerordentlich erschwert. Obgleich Deutschland nur die Hälfte an Eisen und Eisenfabrikaten von der Gesammtsumme producirt, zu der es der Bevölkerungsziffer und der Meilenzahl seiner Eisenbahnen entsprechend berechtigt wäre, so wurde auch diese Production von der Einfuhr der Maschinen fremden Ursprunges bedrückt. Der deutsche Maschinenbau ward daher fast gänzlich auf den inneren Bedarf zurückgedrängt und vermochte nur mit schweren Opfern die Ausfuhr nach dem Auslande noch aufrecht zu erhalten. Mit dem Jahre 1879 begann im Maschinenbau, mit dem Jahre 1882 auch im Locomotiven- und Werkzeugmaschinen-

bau ein Aufschwung bemerklich zu werden; bei der im Allgemeinen günstigen Lage der Maschinenindustrie ist aber das Verhältniß der Verkaufspreise zu den Rohmaterialpreisen und den Herstellungskosten der fertigen Maschinen ein wenig vortheilhaftes, so daß nur durch Wahrnehmung aller Vortheile in der Fabrikation und Erhaltung aller Einrichtungen auf einer durch die Fortschritte der Technik gebotenen Höhe der erworbene Ruf guter Constructionen und gediegener Ausführung erhalten werden kann. Die Sächsische Maschinenfabrik hat auf allen Eisenbahnen den Ruf erworben, daß sie vortreffliche Locomotiven und Maschinen herstellt und in Bezug auf Haltbarkeit, Sicherheit des Ganges und andauernde Gleichmäßigkeit der Leistung sowohl durch Verwendung vortrefflichen Materiales als auch durch sorgfältigste Arbeit vollständige Garantie bietet.

Dem Besucher der Sächsischen Maschinenfabrik werden die zahlreichen verschiedenen Maschinen und Hülfsmaschinen für Textilindustrie, welche nach den neuesten und verschiedensten Systemen angefertigt werden, die Werkzeugmaschinen, die Betriebs- und Kraftmaschinen, Wasserräder, Turbinen, Apparate für Zuckerfabrikation, Buchdruckerpressen und Hülfsmaschinen für typographische Gewerbe u. s. w. in einer Menge und Vollständigkeit vorgeführt, daß man bei nur einigermaßen ausreichender Zeit einen vollständigen Ueberblick über diese Fabrikationszweige gewinnt.

Einem besonderen Fabrikationszweige haben sich die Sächsische Maschinenfabrik und die Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik gewidmet, nämlich der Herstellung von Specialmaschinen für Gewehr-, Geschütz- und Geschoß-Fabrikation, für Gewehr- und Geschütz-Patronen, für Geschoßzünder aller Art, für Torpedofahrzeuge und Geschosse, sowie für Geschosse von Revolverkanonen u. s. w.

Mit Ausdauer und Zähigkeit wurde der harte Kampf mit auswärtigem und ausländischem Mitbewerb durchgeführt, und durch schwere Zeiten hindurch, bei niedrigen Verkaufspreisen und unvortheilhaften Zahlungsbedingungen sogar, durch unerschütterliches Festhalten an solider Arbeit, durchdachter Vielseitigkeit und Empfänglichkeit für das Neue der Kampfplatz behauptet. „Während der letzten 15 Jahre haben die Deutschen Vieles gethan, ihre alten Maschinen zu verbessern und neue zu erfinden. Sie haben die mechanischen und wissenschaftlichen Fortschritte anderer Länder beobachtet und haben nicht gezögert, von denselben Nutzen zu ziehen. In England und Amerika gemachte Erfahrungen nehmen sie rasch und eifrig auf.“ Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß hervorragende Intelligenz, Vielseitigkeit der Leistung und unerschütterliches Festhalten an solider Arbeit die ins Auge fallenden Merkmale des hiesigen Maschinenbaues sind.

Schon in den letzten Jahren hat sich ein Geschäftsaufschwung und besonders in der neuesten Zeit eine gewisse Unternehmungslust erkennen lassen. Zuerst im Gebiete der Spinn- und Webmaschinen, sodann bei den Werkzeugmaschinen, den Dampfmaschinen und den Turbinen und Wasserkraftmaschinen. Auch im Metallguß und den Armaturen der verschiedenen Maschinen ward die Nachfrage reger. Bedeutende Aufträge haben einen angestrengten Betrieb in allen Zweigen des Maschinenbaues hervorgerufen, welcher die Ausnutzung aller zu Gebote stehenden Hülfsmittel und Hülfskräfte bedingt. Besonders sind es Spinnerei- und Weberei-Maschinen, sodann Dampfmaschinen aller Gattungen, welche verlangt werden, vor Allem große Maschinen von 1000 Pferdekräften und mehr, für Förderung und Wasserhaltung, für Walzwerke, Wasserleitungswerke u. s. w. Auch beim Locomotivenbau, welcher in den letzten Jahren nur mit Verlust betrieben werden konnte, sind bessere Verhältnisse eingetreten.

Wenngleich den für den Betrieb günstigen Verhältnissen — bedeutende Aufträge, angestrengter Betrieb, wachsende Unternehmungslust — die höheren Preise für Rohmaterialien, Kohlen, Koke und Zinder, sowie die gestiegenen Arbeitslöhne gegenüberstehen, so läßt sich doch wohl erwarten, daß dem Maschinenbau, wie der ganzen Industrie des Erzgebirges eine aussichtsreiche und hoffnungsvolle Zeit bevorsteht.

Der Westen des Erzgebirges.

Der Westen des Erzgebirges umfaßt die Thäler der Mulde und ihrer Zuflüsse vom Sattel des Gebirgskammes bei Platten an bis zum Ende desselben bei Schöneck. Eine reich gegliederte Landschaft erschließt sich dem Besucher, deren stattliche Wälder, ansehnlichen Höhenzüge, aussichtsreichen Berge und Bergvorsprünge, die herrlichen Thalzüge der von der Mitte der Gebirgserhebung herkommenden Mittweida, des Pöhlwassers und des Schwarzwassers und der auf dem westlichen Ende des Gebirgszuges entspringenden Mulde und ihrer Nebenbäche gebildet werden. Fleißige und thätige Menschen, verschiedenartige Erwerbszweige, große und kleine Industriegruppen, freundliche und stattliche Dörfer und Städte beleben die Oberfläche dieses Landstriches, welcher in jeder seiner Einzelnheiten interessant und besuchenswerth ist.

68. Zwickau.

Zwickau ist der geeignete Ausgangspunkt für den Besuch der westlichen Mulde, des Schwarzwassers und deren Nebenthäler.

Zwickau, eine Stadt von nahezu 40 000 Einwohnern, zählte vor 50 Jahren nicht ganz 8000 und erinnerte nur durch seine Anlage und einzelne Gebäude an vergangene Herrlichkeit. Dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts war es eine große, bedeutende Stadt mit starker und kräftiger Bürgerschaft, an der Hauptstraße aus dem Reich, unmittelbar betheiligt an der Silberausbeute des Schneeberges. Allem Vermuthen nach zwischen 1192 und 1212 zur Stadt erhoben, urkundlich jedoch schon 1118 genannt, wurde diese ehemalige slavische Niederlassung zwischen 1486 und 1513 an Stelle der 1295 schon vorhandenen Mauer mit allen Hülfsmitteln der damaligen Befestigungskunst umgürtet und 1536 noch mit einer äußeren

Grabenmauer versehen. In ihrem vollen Bestande umgab diese mittelalterliche Befestigung die Stadt mit einer 8 bis 10 Ellen hohen Mauer, rings welcher ein bedeckter Gang mit Schießscharten führte. Vor derselben reichte eine niedere Befestigung, der Zwinger, mit breitem Wassergraben, um die Stadt. An den vier Hauptthoren führten breite hölzerne Brücken, an den beiden Pforten schmale Stege über den Graben.

Vom Tränkthore, im Osten der Stadt, vor der Muldenbrücke, bis an die Fleischerpforte, welche durch einen Thurm führte, waren zwei große Rondele der inneren Mauer; dann kam der Oberthurm, nach diesem der Rösselthurm, von dem aus man den hohlen Weg an der Lichtensteiner Straße mit Donnerbüchsen und Geschütz bestreichen konnte; darauf das Oberthor mit einer guten Wehr, d. h. einem größeren, die Vertheidigungsfähigkeit stärkenden Vorwerke. Vom Oberthor zum Frauenthor stand der Bärenhäuterthurm und der Grünhainer Thurm; letzterer auf dem Hofe des Grünhainer Klosters. Den Westausgang der Stadt bildete das Frauenthor mit dem stärksten Thurme und der stärksten Wehr. An dieses stieß das von Martin Römer erbaute Kornhaus. Dann folgte der Weiße Thurm, das Niederthor mit seinem niedrigen Thurme, das 1481 ebenfalls von Martin Römer sehr stark gebaute Zeughaus; sodann das Schloß, 1533 hieß es noch Schloß Zwickaw; der Name Osterstein ist neueren Ursprunges. Seit 1775 wurde dasselbe als Zucht- und Arbeitshaus verwendet; jetzt ist es Landesgefängniß. Neben der Schloßpforte stand der niedrige, starke Kesselthurm und halben Wegs zum Tränkthor der Pulverthurm. Der vorliegende Zwinger hatte 24 Rondele.

Diese starke mittelalterliche Städtebefestigung hatte manchem Angriffe schon widerstanden; als aber 1630 Herzog Bernhard von Weimar seinen Angriff auf die Südostseite verlegte, warf er einen großen Theil der Stadtmauer durch sein schweres Geschütz nieder.

Das war das letzte Mal, wo sie einem Angriffe zu widerstehen hatte; als befestigte Stadt hatte Zwickau keine Bedeutung mehr, und Ende des 18. Jahrhunderts fing man an, die Stadtmauer niederzulegen: 1798 bis 1812 die innere Stadtmauer, von welcher nur einzelne Strecken stehen blieben; 1799 bis 1803 die Zwingermauer, 1802 den Bärenhäuter und Grünhainer Thurm, 1806 den Rösselthurm, 1818 den Weißen Thurm, 1824 und 1825 das Ober- und das Niederthor; endlich begann man 1836 den Stadtgraben auszufüllen und in Gärten umzuwandeln.

Im Jahre 1836 standen nur noch einzelne Theile der innern Mauer, Pulverthurm, Fleischerthurm, Frauenthor vollständig, vom

Tränkthore nur der Thurm. Die Stadt machte im Ganzen einen kleinstädtischen Eindruck; Handel und Verkehr hielten sich in engen Schranken, und die Belebung der Stadt beruhte nur auf der Straße aus dem Reich und der Straße aus dem Gebirge*).

Die Gassen waren, wie bei allen frühmittelalterlichen Städten, leicht gekrümmt, schon um das Bestreichen mit Geschütz zu hindern. Die Häuser hatten außer dem Erdgeschoß meist nur ein Stockwerk. Die Gassen waren mit kleinen rundlichen Steinen gepflastert, an ein Trottoir dachte Niemand, und in der Mitte der Gasse floß der „Bach" in einer Rinne. Der Chronist Tobias Schmidt sagt 1656: „Das Gießrad, so an dem Mühlgraben gleich dem Rösselthurm steht, treibt so viel Wasser in die Stadt, daß man auf denen Gassen überall Bäche fließen sieht." Ursprünglich wegen Feuersgefahr eingeführt, diente das Wasser der Bäche allerlei häuslichem Gebrauche. Nicht blos die liebe Jugend baute einen Damm quer durch den Bach und staute ihn an, um darin herum zu pantschen; auch die gute Hausfrau, um Geschirr und Gefäße zu waschen und dabei mit der Nachbarin zu plaudern.

Zu dieser Zeit sah man auch noch Kegel und Strohwische vor den Häusern, welche dem durstigen Wanderer meldeten, daß man Bier trinken könne. Denn ein jeder brauberechtigte Bürger schenkte der Reihe nach, daher Reihschank, in seinem Hause, und ein braunangestrichener Kegel auf einer Stange verkündete Braunbier, drei Kegel Doppelbier und weißangestrichene Weißbier, welche Zeichensprache durch Strohwische und Strohkränze verschiedener Bedeutung unterstützt wurde.

Von den noch vorhandenen, aus dem Mittelalter stammenden Gebäuden ist in erster Stelle die Marienkirche zu nennen. Ihre Gründung fällt zwischen 1110 und 1117; Benedictiner leiteten angeblich den Bau; aber nur wenige Spuren sind von diesem ursprünglichen Baue zu erkennen. Die um 1289 vergrößerte Kirche wurde 1328 vom Feuer zerstört, bis 1336 wieder aufgebaut, aber schon 1383 von Neuem eingeäschert. Nach dem Wiederaufbau wurde sie 1403 bei dem großen Brande, welcher die Stadt Zwickau fast vollständig zerstörte, die Kirchen, das Rathhaus und alle öffentlichen Gebäude in Asche legte, zum großen Theile von Neuem vernichtet. Bis 1430 wurde die Kirche wiederum aufgebaut und aus allen

---

*) Tobias Schmidt, Chronica Cygnea etc. Zwickau 1656.
Melchior Merkel, Chronik 2c. der Stadt Zwickau. 2 Bde. Zwickau 1800.
E. Herzog, Chronik von Zwickau. Zwickau, Richter, 1833/1845.

diesen verschiedenen Bauperioden sind deutlich erkennbare Theile erhalten *).

Die nicht vollständig genau von West nach Ost gerichtete Hallenkirche mit architektonisch gegliedertem Chor hat eine Gesammtlänge von 64 m und eine Gesammtbreite von 25 m, von welcher ungefähr 10 m dem Mittelschiff angehören. Die innere Höhe beträgt nur gegen 16 m. Das Gewölbe des Mittelschiffes ist eigenthümlich zwiebelförmig ausgebogen; die Verhältnisse scheinen nicht ganz günstig; dessen ungeachtet ist der Gesammteindruck ein außerordentlich ansprechender. Die auf beiden Seiten des Schiffes um die zum Theil nach Innen gerückten Strebepfeiler kanzelförmig herumgreifenden Emporen sind mit einer Brüstung von durchbrochenem Maßwerk eingefaßt. Die Zeit der Erbauung der einzelnen Theile der Kirche wird von Herrn Baurath Mothes in nachstehender Weise bestimmt. Der Unterbau des Thurmes, zu beiden Seiten des Portales 1328; der Vorbau des Portales auf der Thurmseite 1383; der „Koller“, d. h. der Raum zur Aufbewahrung von Oel und Wein 1478 und 1479; die auf der Südseite befindliche „Brauthalle“ 1476; die Nordseite und ihr Nebenschiff von 1506 bis 1516, davon der Theil an der Sakristei bis 1511; die Südseite und ihr Nebenschiff 1517 bis 1529; das neue Gewölbe des Mittelschiffes von 1530, wo das alte Gewölbe weggenommen wurde, bis 1536.

Der Chor wurde 1453 bis 1470 erbaut und 1563, nachdem ein Theil des Gewölbes eingestürzt war, mit zwei neuen Pfeilern und neuem Gewölbe versehen. Oberhalb des Kollers befindet sich die „Götzenkammer“, also genannt, weil eine Anzahl katholischer Bilder und Figuren nach der Reformation und dem sie begleitenden Bildersturme hier aufbewahrt wurden. Oberhalb der Brauthalle befindet sich der Saal der Kalandbrüderschaft. Am Ostende des Schiffes ist auf der Südseite eine einfache, auf der Nordseite eine interessante doppelte Wendeltreppe; auf der Nordseite des Thurmes ist auf kleinstem Raume eine neue Wendeltreppe für die Besteigung des Thurmes, sowie ein Kohlen- und Wasseraufzug für den Thürmer eingefügt. Der Thurm, dessen Kern wahrscheinlich schon bei dem ersten Bau der Kirche gegründet wurde, ist jedenfalls schon um 1290 vergrößert und erhöht worden. 1328 erhielt er eine Verstärkung von Quadern und 1475 wurde ein vergoldeter Wetterhahn auf die niedrige und stumpfe Spitze aufgesetzt. Durch Blitzschlag 1482 beschädigt, wurde er um ein Stück erhöht, ein Achteck und 1499 ein

*) O. Mothes, K. Baurath, Werkmeister zu St. Marien, Baugeschichte der St. Marienkirche zu Zwickau. Zwickau, Günther, 1885.



neuer Thurmhelm aufgesetzt. Als 1650 dieser ebenfalls infolge eines Blitzschlages vollständig niederbrannte, wurde 1672 der bis 88 m erhöhte Thurm mit zwei Durchsichten in seiner gegenwärtigen, zwar nicht häßlichen, aber barocken und mit dem Stile der Kirche im vollsten Widerspruch stehenden Form vollendet. Um diesem herrlichen Kirchenbau eine einheitliche Gestalt zu geben, wäre es unerläßlich, auch den Thurm in entsprechender Weise umzubauen.

Der inneren, reichen Ausstattung entsprechend, hatte die Kirche außer dem Haupt- oder Hochaltare dreiundzwanzig Nebenaltäre (Kreuzaltar, St. Peter und Paul, Kunigunde, Martinus, Felix Adauctus, St. Johannes, Thomas, Erasmus, Laurentius, Drei Könige, Cosmas und Damianus, Matthias, Barbara, Matthäus, Ursula, Tausend Märtyrer u. s. w.), welche sämmtlich 1525 abgebrochen und beseitigt wurden.

Nur der 1479 bei Michel Wohlgemuth bestellte herrliche Schrein des Hauptaltars wurde in dem Bilder- und Zerstörungssturme nicht berührt. Derselbe enthält, durch zwei Flügelthüren, sechs Gemälde. Im Innern des Schreines steht Maria mit acht Heiligen, vorzüglich geschnitzte, bemalte und reich vergoldete Figuren von Holz. Durch die Flügel des Altars werden drei Bilderfolgen hergestellt. Die erste: Christus am Oelberge, Geiselung, Kreuztragung, Kreuzigung; die zweite: Verkündigung, Geburt, Anbetung, Heilige Familie; die dritte: Heilige Agnes, Magdalena, Katharina, Barbara, Margaretha und Dorothea, an zweiter und vorletzter Stelle das Bild eines Unbekannten. Auch die Predella giebt drei Verwandlungen. Nur die zweite Folge wurde von Wohlgemuth selbst gemalt, das übrige von seinen Schülern. Die Bilder wurden 1832 restaurirt. In der mit den Wappen der Stifter gekennzeichneten Brauthalle sind die Figuren von Martin Römer und seiner Frau, in Holz geschnitten und durch Baurath Mothes farbig restaurirt, aufgestellt. Ein vortreffliches Kunstwerk, unzweifelhaft von einem alten Meister ersten Ranges, ist die in der nördlichen Seitenkapelle befindliche Gruppe der Maria mit dem vom Kreuze abgenommenen Christus, in Holz geschnitten, eine überaus schön aus- und durchgeführte Arbeit von ungefähr Ende des 15. Jahrhunderts. Besonders bemerkenswerth ist der Gesichtsausdruck der Maria, welche sich schmerzerfüllt über den Körper Christi beugt. Das Gesicht der Maria ist von Baurath Mothes nur gereinigt, die übrige Gruppe jedoch vollständig farbig erneut worden. Die Linien der Körper und des Mantels der Maria sind voller Lebenswahrheit und plastischer Formvollendung.

Auch der Altar dieser Nebenkapelle und das Altarbild, die Schränke, Thüren und Schlösser, zu deren Erneuerung einzelne

Ueberreste der alten Stücke die Motive gaben, sowie der hinter dem Hauptaltare befindliche Paramentenschrank legen Zeugniß für die bis ins kleinste Detail durchdachte Wiederherstellung ab. Der Taufstein ist eine reiche, sehr schöne Arbeit aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die an der Kanzel um 1550 eingefügten Rundbildnisse aus gebranntem und bemaltem Thon bezeugen die hohe Entwickelung der mittelalterlichen Töpferkunst. Das in der nordöstlichen Emporenhalle aufgestellte, 1833 erneuerte heilige Grab ist eine reich durchbrochene Schnitzarbeit von Laub- und Fruchtwerk in Holz. Die Orgel und die Sängerempore liegen zu hoch. Von den buntgemalten Glasfenstern wurden die letzten 1517 und 1520 eingesetzt und ungefähr zu gleicher Zeit der größte Theil der die Außenseiten schmückenden Statuen aufgestellt.

Aber die schon 1521 eintretenden, durch Thomas Münzer lebhaft geschürten Unruhen und Bilderstürme unterbrachen diese Arbeit. Die aufgestellten Statuen wurden herabgestürzt, die übrigen bei Seite gebracht und das Innere der Kirche im Sinne der Bilderstürmer gesäubert. Zahlreiche Kunstwerke und Kleinodien, Monstranzen, Kelche, Kreuze u. s. w. wurden zerstört, oder eingeschmolzen oder verschleudert. Die Nebenaltäre, das Sacramentshäuschen, der Chrisamschrank u. s. w. wurden beseitigt, und der kaum vollendete Kirchenbau durch Unverstand und reformatorischen Eigensinn über alle Maßen geschädigt. Alle silbernen oder vergoldeten Heiligenbilder wurden zerschlagen und verkauft; die alten, schönen Chorstühle vielfach verstümmelt; zahlreiche An- und Einbauten in system- und geschmackloser Weise eingefügt; ein Theil der gemalten Fenster und der Butzenscheibenfenster durch gewöhnliches Glas ersetzt, und endlich 1819 verkaufte man die noch vorhandenen 30 gemalten Glasfenster für 200 Thaler! Die sogenannte Restaurirung der Kirche in den Jahren 1839 bis 1842 reinigte die Kirche von den zopfigen Zuthaten, ohne eine wirkliche Wiederherstellung dieses eigenartigen, kostbaren und in allen Beziehungen hervorragenden Bauwerkes zu bewirken. Erst seit 1883 brach der Gedanke sich Bahn, das wankelmüthiger und schadhafter werdende Aeußere der Kirche einer wirklichen Wiederherstellung zu unterwerfen und unter Ausbeutung aller bis jetzt gewonnenen Kenntniß mittelalterlichen Kunst vollkommen wieder herzustellen. Der stilgerechten Restaurirung des Innern soll die plastische Ausschmückung des Aeußern würdig zur Seite stehen.

Die Marienkirche in Zwickau zeichnet sich vor den mit ihr nahezu gleichzeitig entstandenen Kirchenbauten der Meißnischen Bauhütte vor Allem dadurch aus, daß ihr Aeußeres unter völlig organischer Kenntlichmachung der inneren Disposition mit einem geradezu

anstaunenswerthen Reichthume durchgeführt ist, besonders die Nordseite. Die Werkmeister derselben — 1506 bis 1512 Meister Hans Cziller, von 1517 an Caspar Teucher, und die mit ihnen in Verbindung stehenden Lorenz Löfler (vom Schneeberger Kirchenbau) und Hans von Torgau — sagten sich 1528 von der Straßburger Bauhütte los und errichteten durch den Annaberger Hauptbeschluß den Meißnischen (oder Obersächsischen) Hüttenbund. Die von demselben befolgten Grundsätze zeigen sich in ihren ersten Anfängen an den Dorfkirchen von Ruppertsgrün, Langhermsdorf und Schömberg, sowie an der Hauptkirche St. Johannis zu Plauen, einer dreischiffigen Hallenkirche mit Kreuzarmen und einschiffigem Chorraum, dessen geradliniger Abschluß sie als Ordenskirche der Deutschherren charakterisirt. Die zur Hälfte nach Innen gerückten Strebepfeiler sind mit einer schmalen Pforte durchbrochen, welche die Verbindung der Emporen — einer rein protestantischen Anlage — herstellt. Im Freiberger Dom, wo die Verbindung der Emporen durch kanzelähnliche Vorbauten um die zum größten Theile nach Innen gerückten Strebepfeiler geschaffen ist, stehen die Emporen zu hoch; in der Schneeberger Kirche, deren stilgerechte Wiederherstellung und vor Allem die Wiederaufstellung des von Lucas Cranach gemalten Haupt- und Flügelaltares, trotz aller Bemühungen des Baurathes Möckel nicht durchzuführen gewesen, ist die Wirkung der Emporen wesentlich durch Einbauten, sogen. Kapellen, resp. Glaskästen, beeinträchtigt, wenngleich die Anordnung der Strebepfeiler ganz dem in Freiberg und Annaberg angewendeten System entspricht. Die Annaberger Hauptkirche giebt diese Anordnung der Emporen nicht blos in der besten Höhe und Anordnung, sondern auch in der künstlerisch am vorzüglichsten ausgeführten Ausschmückung, indem die Brüstung der Emporen mit Reliefs geziert und diese wiederum durch Farbengebung zu ihrer vollen Wirkung gebracht worden sind. Bei der Annaberger Hauptkirche sind die Strebepfeiler vollständig eingezogen, das Aeußere daher sehr schlicht und einfach; auch die beim Freiberger Dom nur wenig nach Außen vortretenden Strebepfeiler bringen keine Abwechselung in das Aeußere; dagegen ist die Außenseite der Marienkirche in Zwickau mit einer Sorgfalt und einem Verständniß gegliedert und geschmückt, daß sie ein einzig hervorragendes Beispiel dieser Bauperiode bildet und es eine höchst interessante und dankenswerthe Aufgabe ist, dieses Bauwerk in seinem vollen Glanze wieder herzustellen.

Die Erneuerung der in ihrem Innern durch Einbauten, in ihrem Aeußern durch Klima und Zerstörungen in hohem Grade geschädigten Kirche zur ursprünglichen Schönheit war eine große, zeiterfordernde und schwierige Arbeit. Es handelte sich darum, Beschädigungen zu

ergänzen, Fehlendes in angemessener Weise anzufügen, Räume zugänglich und nutzbar zu machen, verwitterte und zerbröckelte Steine herauszunehmen und in Maaß und Zeichnung passend neu einzufügen u. s. w. Die Herstellung des Thurmes, des Westeinganges und des Aeußeren der Kirche ist bis zur Nordseite vorgeschritten. Der veräucherte Sandstein ist abgeschliffen, die kleinen Zerstörungen am Laub- und Zierwerke sind ergänzt und über dem südlichen Hauptportale, vor der sogenannten Brautkapelle, die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen aus französischem Kalkstein (von Misch in Düsseldorf) aufgestellt. Im Giebelfeld stehen die von Nassau in Dresden ausgeführten drei großen Statuen Christus, Moses und Johannes der Täufer. Die Außenseite der Kirche wird im Ganzen mit 52 Statuen geschmückt. Auf die Südseite kommen die zwölf Apostel, auf die Ostseite die vier großen Propheten und einige alttestamentarische Gestalten, auf die Nordseite die Helden und Männer der Reformation: Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Kurfürst Friedrich der Weise, Franz von Sickingen, der Zwickauer Bürgermeister Mühlpfort, der erste evangelische Stadtpfarrer Nicolaus Hausmann, der Drucker der heiligen Schrift Hans Lufft, der Liederdichter Paul Speratus, der Choralcomponist Walther, Ulrich v. Hutten, Hans Sachs, Lukas Cranach, Albrecht Dürer. Ferner die Theologen Martin Chemnitzer und Martin Butzer, der Jurist Hieronymus Schurf und der kurfürstliche Kanzler Dr. Brück. Sodann die Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürstin Anna, Margarethe Blaurer (als erste Diaconissin), Rector Plateanus, Käthe Luther, Hans Luther, Barbara Uttmann. Am Westgiebel Erzengel Michael.

Die Ausstattung der Kirche mit gemalten Glasfenstern ist im Werke. Für das Fenster hinter dem Altare wird das „Himmlische Jerusalem“ nach Zeichnungen des Historienmalers A. Dietrich gemalt.

Sobald als die Herstellung des Aeußeren beendet ist, wird das Innere derselben erneut. So weit die Gerüste weggenommen sind, erkennt man jetzt schon die wunderbare Schönheit der Kirche. Der Werkmeister, Baurath Dr. O. Mothes, wird diesen mittelalterlichen Prachtbau zur vollen Geltung bringen.

Die Anfang des 13. Jahrhunderts gegründete Katharinenkirche ist ebenfalls wiederholt durch Brand, am meisten aber durch die Beschießung im dreißigjährigen Kriege beschädigt worden; man hat sie jedoch stets in der ursprünglichen Bauweise wieder hergestellt und so macht sie, trotz ihres dürftigen gothischen Styles, einen trefflichen Eindruck. Von den früheren zehn Altären ist nur noch einer vorhanden. Derselbe giebt in seinen zwei Flügeln das eine Mal: Kaiser Heinrich II. Christus am Oelberge, den Gekreuzigten mit Maria und Johannes,

die Kaiserin Kunigunde; das andere Mal: Apostel Bartholomäus, Kurfürst Friedrich den Weisen, die Fußwaschung der Jünger, den Apostel Jacobus d. A. und Herzog Georg von Sachsen. Die Bilder sind angeblich von Lukas Cranach dem Aelteren. Fein und kostbar sind die Bildnisse der beiden Fürsten, vortrefflich ist die Gruppe der Fußwaschung; vor Allem aber ausgezeichnet Gesicht und Bart des Kaisers, das Brokatkleid der Kaiserin und „die wonnig milde Schönheit, welche den Kopf der Kaiserin verklärt" (Steche). Leider sind die Tafeln bei der Wiederherstellung 1876 stark übermalt worden.

Das etwa um 1296 gegründete Kloster der St. Clara-Nonnen war schon 1656 „ganz eingerissen, so daß man eigentlich nicht weiß, wo es gestanden". Das 1231 errichtete Franziskanerkloster dagegen wurde 1508 vollständig neu aufgebaut; aber schon 1525 vertrieb man die Mönche. Auch die im Grünhainer Hofe befindliche Niederlassung der Cistercienser-Mönche vom Kloster Grünhain wurde durch die Reformation von ihren Insassen gesäubert und 1542 die lateinische Schule in denselben verlegt. Diese Schule erhielt schon 1523 eine vortreffliche Schulordnung; 1835 wurde sie zum Gymnasium erhoben. Die alte Zwickauer Stadtschule, für welche Martin Römer 1479 ein neues Schulgebäude errichtete, war es, welche die „Schleifmühle" genannt wurde.

Das Rathhaus, welches 1403 abbrannte und nach langsamem und bedächtigem Wiederaufbau 1515 und 1516 mit Figuren in Fresko und 1614 aufs Neue mit „schönen Figuren und einem Thurme verziert" worden war, machte vor fünfzig Jahren einen sehr nüchternen Eindruck. Die obere Fensterreihe war von ovalen Ochsenaugen gebildet, die Dacheinfassung mit Zinnen verbrämt, das Ganze ein Monstrum von Geschmacklosigkeit. Seitdem in einer Art von Gothik umgebaut, hat es wol wenig künstlerischen Werth. Interessant und charakteristisch ist der kaum veränderte Frontgiebel des 1522 erbauten alten Gewandhauses.

Als Muster eines mittelalterlichen Bürgerhauses konnte der 1480 von Martin Römer erbaute Anker am Markte, zunächst dem Gewandhause, genannt werden. Mit seinem thurmartigen Erker an der Hausecke und einem allerliebsten Dreieck- (oder Nasen-) Erker in der Mitte, der Thoreinfahrt, den Fensterbrüstungen, dem großen Frontgiebel stellte er ein charakteristisches, nobles Patrizierhaus vom Ende des 15. Jahrhunderts dar. Der alte schöne Anker, das architektonisch werthvollste Gebäude, wurde 1872 niedergerissen. Ein gleich werthvolles Bauwerk mit reicher gothischer Fensterarchitektur und Giebeln der Früh-Renaissance stand bis 1884 auf der innern Schneeberger Straße. Bei weitem einfacher als der Anker und durch einen späteren Zwischen-

bau ganz von demselben getrennt ist das auf der Fleischergasse liegende Solbrig'sche Haus, in demselben Style aber schmucklos und ohne Erker. Das Schiffhaus an der Ecke der Klostergasse, giebt, wie Herzog in seiner Zwickauer Chronik sagt, „überhaupt noch das treueste Bild der alten gothischen Bauart". Ein Haus auf der Langgasse (das Ullrich'sche), ein Haus auf der Amtsgasse (das Klinkhardt'sche) waren wohl erst nach dem dreißigjährigen Kriege erbaut. Am reichsten ward unzweifelhaft die Stadt zwischen 1500 und 1600 mit ansehnlichen Bürgerhäusern geschmückt; doch nur geringe Ueberreste sind erhalten.

Seitdem ist Zwickau aus der kleinen Stadt eine große Mittelstadt und in Bezug auf Industrie, Handel und Verkehr eine Großstadt geworden. Das erkennt man an der räumlichen Ausdehnung, an zahlreichen Neubauten, Verbesserungen und Verschönerungen. Treffliches Pflaster, verhältnißmäßig breite Trottoirs und Gehwege, Gasbeleuchtung, Versenkung der Bäche und Schleußen unterhalb des Straßenniveaus, Durchbruch verschiedener Straßen nach der Umfassung der inneren Stadt, Anlage neuer Straßen und Stadttheile lassen dies erkennen. Am auffallendsten ist die Verwandlung der Straße rings um die innere Stadt: vor 50 Jahren ein schmaler Fahrweg, auf dem sich kaum zwei Wagen ausweichen konnten (war aber auch nicht nöthig, da fast niemals zwei Wagen auf diesem Wege fuhren), auf der äußeren Seite von einer Hecke, auf der inneren von einer Pappelreihe und dem Stadtgraben begrenzt, in welchem einzelne Gärten angelegt wurden. Jetzt erinnert nur noch ein kleiner Theil der Ostseite der Stadt an die ehemalige Befestigung. Alle Thore, Thorthürme, Basteien, Rondele und Zwinger sind abgetragen, die Stadtmauer fast vollständig verschwunden, der Graben ausgefüllt und mit Gartenanlagen geschmückt, eine breite Fahrstraße mit Gehwegen und Alleen zu beiden Seiten hergestellt; zahlreiche neue, zum Theil prachtvolle Gebäude an ihr entstanden.

Mehrere gothische Profanbauten, zum Theil in Ziegelrohbau, zum Theil in farbigen Glasziegeln, sind mit vielem Geschick und Verständniß, constructiven und sinnreichen Façaden, sowie trefflichen Garteneinfriedigungen ausgeführt worden. Besonders nennenswerth ist die List'sche Villa am Schulgrabenweg, ein reizender Privatbau (Frühgothik in reiner Sandsteinarbeit), die Villen Ebert und Kästner in italienischer Renaissance, sowie an der Parkstraße die Villen von Wolf, Schulze, Teichmann, Schreck, sämmtlich ziemlich reiche italienische Renaissance in reiner Sandsteinarbeit mit hübschen Terrassen und parkartig angelegten Gärten.

Von Staatsgebäuden sind das neue Landgericht und die Post,

beide Sandstein- und lichter Ziegelrohbau in sauberer italienischer Renaissance, zu nennen.

Der 1477 angelegte Schwanenteich wird von hübschen Promenaden umgeben.

Die in und um Zwickau ausgebreitete Industrie umfaßt fünf chemische Fabriken, darunter die großen Etablissements von Devrient und von Fickentscher, die umfangreiche Porzellanfabrik von Christian Fischer, sowie noch zwei andere, die Glashüttenwerke von G. Wagner, zehn Maschinenfabriken, Metall- und Eisengießereien, zehn Kesselschmieden, eine Metall- und Blechwaarenfabrik (doppelt verzinnte Stahlblechlöffel), eine Draht- und Hanfseilfabrik, zwei Vigogne- und Streichgarnspinnereien, zwei Kammgarnspinnereien (von Petrikowski in Schedewitz und Dietel in Wilkau), vier mechanische Webereien und Färbereien, mehrere Dampf- und Mahlmühlen, fünf Dampfschneidemühlen, eine Thonwaarenfabrik, achtzehn Dampfziegeleien u. s. w., ungerechnet zahlreiche kleinere Betriebe aller Art.

---

69. Der Kohlenbergbau.

Die Steinkohlengewinnung und Verwendung soll schon den Sorbenwenden bekannt gewesen sein und bereits im 10. Jahrhundert stattgefunden haben. Die erste urkundliche Nachricht über die Steinkohlen giebt die Zwickauer Schmiedeordnung von 1348, welche den Schmieden außerhalb der Stadtmauer die Steinkohlenfeuerung untersagte. Von Agricola, welcher 1519 bis 1522 an der Zwickauer Schule Rector war, ist es bekannt, daß er wiederholt die Kohlenschächte befuhr. 1520 bildeten die Kohlenwerksbesitzer eine Innung und führten eine Kohlenordnung und mit ihr die Reihenladung ein, welche bis 1823 maßgebend blieb. 1549 wurden die ersten Stollenbauten für die Wasserhaltung angelegt. 1681 betrug der Abbau 9000 Dresdener Scheffel (8667 hl), 1783 = 33 000 Dr. Scheffel, 1820 = 65 000 Dr. Scheffel, 1830 = 165 000 Dr. Scheffel. Die Steinkohlenfeuerung, welche seit 1718 in den Wildenfelser und seit 1760 in den Planitzer Kalköfen gebräuchlich war, wurde 1796 in den Ziegeleien und Branntweinbrennereien, 1820 in den Freiberger Hüttenwerken und 1823 in der Zimmerheizung eingeführt. Seitdem hat der Verbrauch der Steinkohle durch die Einführung der Dampfmaschine in der Industrie und dem Verkehr, wie des Gases in der Beleuchtung einen ganz außerordentlichen Umfang gewonnen. Gegenwärtig ist der Bau auf Steinkohlen der umfangreichste, die größte Anzahl von Menschen- und Maschinenkräften beschäftigende Industrie-

zweig der Zwickauer Gegend. Die Chronik von Thomas (1656) sagt: „Eine halbe Meile von Zwickau, gegen den Schneeberg und Kirchberg zu, zwischen dem Schloß Planitz und den Dörfern Bockwa und Wilkau, auf den Hohendörfer und Kainsdorfer Bergen, findet man Steinkohlen. Wenn man den Berg an etlichen Orten ein Lachter, an etlichen aber, sonderlich gegen Planitz mehr abräumet, da trifft man einen Fletz oder schwebenden Gang von weichen Steinkohlen an, welche fast viertenhalb Lachter tief dick liegen, wiewohl an einem Ort tiefer als am andern, und darunter einen Stein, unter welchen sie wieder die Kohle schlagen, welche alsdann hart sein, und die man Pech-Stein-Kohlen nennet, derenthalben, daß sie dem Pech ähnlich sein an Schwärtze und Glantz. Weiter unter diesem Gang ist ein bichichter Kobalt, und wird darunter ein Kieß, so alaunisch ist, zerstreut gefunden. Diese Kohlen werden von den Schmiedten täglich herein gebracht; sondern aber in andere umbliegende Städte als nach Altenburg, Leipzig, Merseburg rc. geführt."

Im Jahre 1884 war die Zahl der Steinkohlenwerke eine ganz bedeutende. Es bestanden sieben Actiengesellschaften, welche 20, und dreiundzwanzig Steinkohlenwerke in Privatbesitz, welche 39 Schachte mit Maschinenförderung betrieben. Im Ganzen zählte man 85 Schachte und 5 Wetterschachte. Als tiefster Schacht gilt der Einigkeitsschacht des Brückenbergvereins (750 m), während Schacht Nr. I der v. Arnim'schen Steinkohlenwerke die geringste Tiefe hat (25 m). Die tiefste Fördersohle des Reviers liegt 691 m unter Tage.

Man unterscheidet im Zwickauer Kohlenbecken drei Steinkohlenflötze. Das Seegen-Gottes-Flötz, 6,8 m mächtig, aber wenig verbreitet, streicht zum Theil aus, zum Theil zersplittert es sich in eine Anzahl schwächerer Flötze. Das Planitzer Flötz, 10 m mächtig, weit verbreitet, in drei Abtheilungen durch schwächere Ablagerungen von Schiefern getrennt. Das Rußkohlenflötz bei Bockwa, 8 bis 9 m mächtig.

Zwei Dinge übten auf die Gestaltung des Steinkohlenbergbaues den größten Einfluß aus: seit Anfang der 20er Jahre begehrten die Eisenwerke statt der theuren Holzkohle die Steinkohle, und seit 1826 wurde die Dampfkraft zur Wasserhaltung und Kohlenförderung benutzt. Im Anfange und noch 1831 waren auf dem Gitterseer Werke (bei Potschappel) und anderen schwerfällige, langsam arbeitende Balanciermaschinen, d. h. Maschinen mit einfach wirkendem Dampfe, wo durch entsprechende Gegengewichte der Aufgang des Balanciers bewirkt wurde. So gab es 1836 nur eine einzige Dampfmaschine, und zwar auf einem Planitzer Werke, im ganzen Kohlendistricte von Zwickau. Wer bei Neudörfel auf der Höhe stand, sah zwischen dem Dorfe Schedewitz und der Stadt, sowie im ganzen Westen der Schneeberger Chaussee,

bis über die Reichenbacher Straße hinaus, nur eine große Fläche Feld, welche im Osten vom Mühlgraben und der Devrient'schen Fabrik begrenzt wurde.

Wenn nun auch 1823 schon die den Kohlenabbau beengenden Vorschriften gefallen waren, so trat doch erst Anfang der 40er Jahre mit der Gründung größerer Actienunternehmungen und der Aufstellung einer entsprechenden Anzahl von Dampfmaschinen der großartige Aufschwung der ganzen Kohlenindustrie ein. Noch im Jahre 1840 wurden nur $^2/_3$ Millionen Centner Kohlen gefördert; im Jahre 1850 schon 4 Millionen, 1856 = 7 Millionen, 1863 = 14 Millionen, 1872 = 34 Millionen, 1881 = 47 Millionen Centner. In 40 Jahren war die Steinkohlengewinnung um das 63fache gestiegen. 1884 schätzte man die Kohlenförderung auf 50 Millionen Centner (= 32$^2/_3$ Millionen Hektoliter); von diesen wurden in 10 Coksbereitungsanstalten 1$^1/_5$ Millionen Centner Coks und bei der Briquettesfabrikation aus ca. 4000 Karren Waschkohle 1$^1/_3$ Millionen Briquettes gefertigt. Die Coksfabrikation wurde 1830, die Fabrikation der Briquettes nach 1840 eingeführt.

Durch Unvorsichtigkeit und andere Veranlassungen sind wiederholt Kohlenflötze in Brand gerathen. Die frühesten Kohlenbrände werden in die Vorzeit zurückgelegt, denn die Brände des 16. Jahrhunderts sind nicht die ersten gewesen. Der größte, durch ein Paar Jahrhunderte hindurch fortdauernde Brand wurde 1641 auf Planitzer Revier durch die Kaiserlichen hervorgerufen, welche die Schachthütten ansteckten. Der Brand ging auf den Schachthölzern in die Tiefe und wechselte wiederholt in seiner Stärke. 1837 legte Dr. Geitner Gärten auf den Kohlenbränden an, welche er 1846 durch Warmhäuser vergrößerte. 1862, als der Kohlenbrand fast vollständig erlosch, hörte die Gärtnerei auf und 1882 wurden die Gebäude abgetragen.

Bei einer Anzahl von Kohlenwerken sind aber auch schon die Kohlenflötze abgebaut. In Bockwa und Oberhohndorf werden allem Vermuthen nach binnen wenig Jahren die letzten Kohlen gefördert sein, und nur die vier großen Actiengesellschaften (Brückenberg, Bürgerschacht, Vereinsglück und Erzgebirgischer Steinkohlenbau-Verein) mit ihren ausgedehnten Kohlenfeldern werden noch längere Zeit (man spricht von 50 Jahren) Kohlen gewinnen können. Wenn einmal die Kohlenwerke abgebaut sind, vielleicht schon, wenn größere abgebaute Strecken aneinander stoßen und Tagewasser durch Spalten in die hohlen Räume eindringend das Deckgebirge aufweichen, werden größere Einbrüche stattfinden. An Vorboten fehlt es nicht. Die Zahl der kleinen Werke, welche ihr Kohlenfeld abgebaut haben, nimmt mit jedem Jahre zu. Ueberall, wo die großen Höhlungen keine besonderen

Stützpunkte haben, zeigen sich an der Oberfläche Einsenkungen, Risse, Schrunde. Anfangs unwesentliche Bodensenkungen nehmen zu und vertiefen sich. In Bockwa, Schedewitz, Neudörfel, Nieder-Planitz, Oberhohndorf u. s. w. haben sich einzelne Gebäude, ganze Gehöfte, Brücken u. s. w. gesenkt, zeigen Risse, sind eingestürzt oder mußten abgetragen werden. In vielen Kohlenwerken dringt Wasser ein und auf Bockwaer Revier sind vier große Wasserhaltungsmaschinen, von zusammen 650 Pferdekräften ausschließlich zur Wasserhebung in Arbeit.

Die Anzahl der im Zwickauer Kohlen-Revier im Gange befindlichen Werke betrug 1883 = 32, 1884 = 29 mit 71 Schächten, 1885 = 30 mit 75 Schächten, 1886 = 24, 1887 = 21, 1888 = 20 mit 65 Schächten. Es waren 13 Kohlenwerke in Bockwa und Oberhohndorf wegen Abbau des Kohlenlagers eingegangen und nur ein neues Werk entstanden. Die Zahl der auf diesen Werken befindlichen Dampfmaschinen zur Förderung, Wasserhaltung, Ventilation, Aufbereitung und anderen Zwecken betrug 1883 = 263 mit 9663 Pferdekräften, 1886 = 279 mit 9819 Pferdekräften, 1888 = 306 mit 10 570 Pferdekräften. Die Zahl der Arbeiter betrug 1885 bis 1888 zwischen 7395 und 7226 Mann unter Tage und 2396 und 2461 Mann über Tage, im Durchschnitt 9700 Mann.

Die Production betrug

	Kohlen	Coks	Briquettes
1884 =	2 488 000 Tonnen,	76 000 Tonnen,	836 000 Stück
1885 =	2 500 000 „	70 000 „	270 000 „
1886 =	2 472 000 „	62 500 „	498 000 „
1887 =	2 478 000 „	64 250 „	846 000 „
1888 =	2 481 000 „	65 600 „	886 000 „

Der Gesammtwerth der Production von 1888 wird auf 20 218 426 Mk. veranschlagt. Der durchschnittliche Arbeitslohn eines Kohlenbergmannes war im Jahre 1888 im Zwickauer Bezirke 883,88 Mk., stieg auf 914,16 und beträgt nach dem Ausstande 1005,58 Mk.

Von den 8 größeren Werken des Zwickauer Reviers (Erzgebirgischer, Brückenberger, Zwickauer, Zwickau-Oberhohndorfer, Oberhohndorf-Forster Steinkohlenbau-Verein, Bürgergewerkschaft, sowie die von Arnim'schen Steinkohlenwerke in Planitz) hat ein jedes seinen Knappschaftsverband und seine Knappschaftskasse zu Invaliden-, Wittwen- und Waisenpensionen, Sterbegeldern und außerordentlichen Unterstützungen. Die 14 kleineren Werke bilden den Bockwa-Oberhohndorfer Knappschaftsverband.

Die Kohlenbergwerke des Plauenschen Grundes lieferten 1886 = 583 716 Tonnen (zu 1000 kg), 1887 = 603 105 Tonnen, 1888 = 582 849 Tonnen. Die Zahl der Arbeiter war 2656; der

Durchschnittslohn 874,23 Mk., für die Arbeiter unter Tage 933,26 Mk., für die Arbeiter über Tage 799,38 Mk.

Im Lugau-Oelsnitzer Kohlenbecken wurden auf den 14 im Betriebe befindlichen Werken im Jahre 1883 über 1 200 000 Tonnen Kohlen gefördert.

Während die unteren Schichten des Gebietes sehr wechselnde, schwache, nicht bauwürdige und wenig ausgedehnte Flötze und Zwischenflötze und Kohlenschmitzen enthalten, besteht das 2 m mächtige Grundflötz vorwiegend aus Rußkohle. Oberhalb desselben streicht das Hauptflötz, am Ostrande 2 bis 5 m mächtig, in der Mitte 20 bis 23 m, am Westende jedoch nur 1 bis 3 m stark, vorwiegend aus Rußkohle bestehend, nächstdem aus Pechkohle und stellenweise Hornkohle. In der neuesten Zeit hat man hier noch ein Zwischenflötz, das Neuflötz, 3,6 m mächtig, in ausgezeichneter Pech- und Rußkohle angefahren. Das weiter aufwärts liegende Vertrauensflötz, vorwiegend aus Rußkohle bestehend, ist nur 1,5 m stark. Das oberste der vier vorhandenen Flötze, das Glückaufflötz, ein fast reines Pechkohlenflötz, etwa 2 m, ist jedoch im östlichen Theile des Gebietes gar nicht vorhanden.

Die Förderung war auf den 11 bestehenden Werken 1873 = $3^1/_2$ Millionen hl und stieg bis 1880 auf $8^1/_2$ Millionen hl. Seit 1882 sind 14 Werke mit 28 Schächten und 156 Dampfmaschinen mit im Ganzen 7240 Pferdekräften zur Förderung, Wasserhaltung, Wetterführung, Aufbereitung u. s. w. im Gange. Die Förderung betrug 1884 = 1 076 000 Tonnen und stieg 1887 auf 1 199 000 Tonnen. Die Zahl der Arbeiter betrug 1886 = 5944, 1887 = 6112, 1888 = 6497; davon 4533 bis zuletzt, 5063 unter Tage, 1434 bis 1501 über Tage. Der Durchschnittslohn betrug 1886 = 841,24 Mk., 1888 = 875,26 Mk.

Die Schächte dieses Gebietes sind zum Theil sehr tief: im Mittel 532 m. Der tiefste Schacht, der frische Glückschacht bei Oelsnitz, hat sogar eine Tiefe von 894 m. Auf den neuen hier, wie im Zwickauer Gebiete aufgestellten Aufbereitungsanstalten (von Ingenieur Lührig) sortirt man mittelst Maschinen in 10 Stunden 30 000 Centner Kohlen. Alle unreinen Bestandtheile werden ausgeschieden und die Kohlen nach Größe der Stücke und Güte von einander getrennt.

Auf den Grenzlinien der Kohlen führenden Schichten des erzgebirgischen Beckens hatte man schon 1700 bei Altenhain, 1741 bei Flöha, um 1780 bei Ebersdorf und um 1800 bei Gückelsberg den Abbau von kleineren Kohlenlagern unternommen. Diese Werke erlagen doch schon alle zwischen 1860 und 1870, die letzten 1880. Die Kohle dieser überhaupt sehr schwachen und wechselnden Flötze

war von einer sehr geringen Qualität und die Förderung überstieg kaum 5000 hl = 7650 Centner = 38 250 kg jährlich. Der Abbau blieb in der Regel liegen, weil er nicht lohnend genug war und die stärksten, etwa 1 bis 1 1/4 m starken Flötze bald abgebaut wurden*).

Auf dem Urgebirge ist in der Gegend von Schönfeld und Sayda, inmitten vieler Eruptivgesteinen, die produktive Kohlenformation aufgelagert. Abgesehen von einigen Vorkommen kleineren Umfanges ist das Vorkommen von Kohle nächst dem von Brandau das bedeutendste im Gneisgebirge des östlichen Erzgebirges, umgeben von Quarzporphyr, Gneisconglomeraten, Porphyrtuffen und Schieferthon. Es ist eine Glanzkohle — Anthracit —, die älteste Kohlenart, von eisenschwarzer bis gräulichschwarzer Farbe, meist über 90 Procent Kohlenstoff enthaltend, welche schwer und mit schwacher Flamme brennt, aber nicht zusammenbackt und nicht raucht. Man unterscheidet verschiedene Flötze. Das stärkste, Jakober Flötz, ist 1 bis 4 m, das Hauptflötz 1/4 bis 2 m mächtig, das Walterflötz nur 1/4 m. In allen dreien sind die Pflanzenreste spärlich vertreten.

Auf dem Anthracitwerke bei Schönfeld förderte man 1885 bis 1888 jährlich ungefähr 300 Tonnen Anthracitkohlen im Werthe von 4900 Mk.

---

70. Die Königin-Marien-Hütte.

Mit der Eisenbahn fährt man, an Kohlenwerken, Coksöfen, Fabriken aller Art vorüber, durch die rauchende und dampfende Umgebung der Stadt mit ihren zahlreichen Essen nach der großartigen Königin-Marien-Hütte bei Kainsdorf. Dampfessen und Häusergiebel, schwarz beräucherte Mauern, berußte Dächer und Rauchabzüge, stöhnende Maschinen, Brausen und Hämmern der Werke machen diese Werkstätte menschlichen Fleißes schon von Weitem kenntlich. Die Marienhütte wurde 1838 durch die „Sächsische Eisenbahn-Compagnie", eine Actiengesellschaft, gegründet, ihr Betrieb am 30. Juni 1842 eröffnet. Aber schon am 1. Juni 1851 ging sie in den Besitz der Gebrüder v. Arnim über, welche Pächter der Hütte gewesen waren. Hatte Anfangs der Betrieb der Hütte nur eine bebeschränkte Ausdehnung gehabt, so wurde nun Betrieb und Anlage mit jedem Jahre vergrößert. 1868 bestand dieselbe aus einer Cokserei mit 54 Coksöfen, 3 Hohöfen, einer Gießerei mit 4 Cupolöfen und 1 Flammenofen, dem Schienen- und Stabeisen-Walzwerk

*) K. Dalmer, Die Steinkohlenformation. Erläuterungen zur geogn. Karte. Sect. 124. Ebersbrunn.

mit 4 Walzenstraßen, 18 Schweiß- und 38 Puddelöfen, dem Feinwalzwerk mit 3 Schweißöfen, der Bessemerstahlanlage mit 2 Convertoren und 3 Cupolöfen, einer Maschinenwerkstätte und einer Chamotteziegelei. Es wurden 120 000 Ctr. Roheisen, 51 750 Ctr. Gußwaaen aller Art, 75 000 Ctr. Schienen und Walzeisen, 340 000 Ctr. Schienen mit Bessemerstahlköpfen, 185 000 Ctr. Bessemerrohstahl hergestellt. Die Summe der Beamten und Arbeiter schwankte zwischen 1550 und 1650 Mann.

Seit 1868 hat die Hütte eine Knappschaftscasse, welche den Arbeitern bei Krankheitsfällen freie ärztliche Behandlung, sowie eine dem Arbeitslohne entsprechende Geldunterstützung gewährt. Bei Todesfällen giebt sie einen Betrag zu den Beerdigungskosten, sowie Unterstützung an Wittwen und Kinder unter 14 Jahren; bei Invalidität Pension, welche nach 25 Dienstjahren bis zu 50 Procent des Schichtlohnes steigt.

Während des Krieges 1870 mußten zwei Hohöfen ausgeblasen werden, doch schon 1871 stieg die Production wieder und das Jahr 1872 wird von der Geschäftsleitung der Hütte selbst als ein epochemachendes bezeichnet. Die allgemeiner werdende Verwendung von Eisen bei den verschiedenartigsten Anlagen, die bedeutenden in Angriff genommenen Eisenbahnbauten, die umfangreiche Verwendung von Eisen bei Schiffbauten ꝛc. riefen einen außerordentlichen Bedarf von Eisen aller Art hervor. Trotzdem, daß die Preise um 50 bis 60 Procent stiegen, konnte der Bedarf nicht immer gedeckt werden.

Die Production der Marienhütte betrug 1872 über 303 000 Ctr. Roheisen, über 101 000 Ctr. Gußwaaren, über 508 000 Ctr. Schienen von Bessemerstahl und über 342 000 Ctr. geschmiedeten Bessemerstahl.

Ende 1872 ging die Hütte in den Besitz der „Deutschen Reichs- und Continental-Eisenbahnbau- (Actien) Gesellschaft“ über. Der Betrieb der Hütte ging aber zurück und 1875 schien eine rentable Herstellung von Roheisen nicht mehr möglich, so daß sämmtliche Hohöfen des Werkes nach und nach kalt gelegt wurden.

Die Aufhebung der Eingangszölle auf Eisen- und Stahlwaaren brachte die deutsche Eisenindustrie in eine schwere und besorgnißerregende Lage. Der Druck der ausländischen Concurrenz ließ keinen Geschäftsaufschwung zu. Die englischen Eisenwerke sind ja infolge glücklicherer Productionsbedingungen im Stande, um 20 Procent billiger zu fabriciren, als die deutschen, und können infolge der niedrigen Wasserfrachten billiger mitten nach Deutschland hinein liefern, als selbst die westfälischen. So wurden 1877 der Marienhütte selbst die Brückenbleche aus England um 20 bis 25 Mark per Tonne billiger angeboten, als sie überhaupt in Deutschland hergestellt werden können.

Seit 1877 hat sich die Production wieder gehoben, obgleich die Eisensteine aus den thüringischen Gruben, welche von der Hütte hauptsächlich verwendet werden, viel zu hohen Transportkosten unterworfen sind. Besonders 1880 bis 1882 wurde der Betrieb umfangreicher. Der Geschäftsbericht für 1883 sagt: „Die Geschäftsergebnisse des Jahres 1883 haben sich unter dem Einflusse der allgemeinen Depression im Stahl- und Eisengeschäft weniger günstig gestaltet, als die des Vorjahres.“ Geringere Beschäftigung der Walzwerke für Stahlschienen, Preisrückgang der Walzwerkfabrikate, Preissteigerung der Rohproducte, namentlich Kohlen und Coks. Der Hohofen ist aber in ununterbrochenem Betriebe gewesen und hat einen Durchschnitt von täglich 57 588 kg ergeben; dagegen konnte der Walzwerkumbau nur zum Theil ausgeführt werden. Die Herstellung von Rohschienen ist infolge der Neuanlage der Luppen und Blockwalzwerke um etwa 50 Procent gestiegen, während die Selbstkosten um 14 Procent erniedrigt werden konnten.

Der Gang der Verhältnisse der Königin-Marien-Hütte und ihres Betriebes wird durch die Ausdehnung des Betriebes innerhalb der letzten Jahre am besten dargelegt.

Der Hohofen verarbeitete 1884 = 53½ Mill. kg Erze, 1885 = 47, 1886 sogar nur 23¾; sein Verbrauch stieg aber 1887 auf fast 37 Millionen kg und 1888 auf 57 Millionen kg Erze. Der Hohofen, welcher 1886 kalt gestellt worden war, wurde im zweiten Quartal 1887 wieder angeblasen und war das ganze Jahr 1888 in ununterbrochenem Gange. Der mit dem Hohofenbetriebe unmittelbar in Verbindung stehende Eisensteinbergbau wurde ebenfalls wieder lebhafter betrieben.

Der Gießereibetrieb aus zweiter Hand umfaßte in den Jahren 1884 bis mit 1888 zwischen 7 und 8¾ Millionen kg und stellte Bauguß und Röhrenguß her; die Preise waren lange Zeit im Zurückgehen und erst in der neuesten Zeit wurden sie wieder besser. 1888 stieg der Umfang der Röhrengießerei bedeutend, besonders seitdem vollständige Wasserleitungsanlagen in der Herstellung übernommen wurden.

Die Schweißeisenfabrikation, welche die Herstellung von Eisenbahnschienen, Schienenbefestigungstheilen, Bahnschwellen, sowie von Façon-, Bau- und Profileisen umfaßte, verbrauchte 1884 = 18½ Mill. kg Roheisen, sank 1885 unter dem Rückgange aller Preise bis auf 15¾ Millionen kg und stieg von 1886 an wieder auf 19, 21 und 20 Millionen kg im Jahre 1888 bei besseren Verkaufspreisen empor.

Die Flußeisenfabrikation, welche nur auf der Königin-Marien-Hütte betrieben wird, verarbeitete 1885 = 17¾ Millionen kg

Roheisen zu Eisenbahnschienen, Schienenbefestigungstheilen, Bahnschwellen u. s. w. Trotzdem, daß 1885 für das Walzwerk eine Doppelpresse mit Dampfmaschine, eine Stanzmaschine, zwei Richtmaschinen für Winkeleisen, Grubenschienen und Rundeisen aufgestellt worden waren, beschränkte man schon 1886 die Fabrikation von Eisenbahnschienen bedeutend, und 1887 sank der Verbrauch von Roheisen sogar auf 12½ Millionen kg. Die Eisenfabrikation stieg, während die Stahlfabrikation sank. In Folge der Beschränkung der Bessemerstahlfabrikation war der Hohofen ausgeblasen worden, da für Gießerei und Walzwerk hinreichende Vorräthe von Roheisen da waren. Von Mitte 1887 an trat der Aufschwung ein, so daß 1888 = 22½ Millionen kg Roheisen verarbeitet wurden. Wie seit längeren Jahren war die Königin-Marien-Hütte in der Hauptsache mit der Herstellung von Eisenbahnmaterial beschäftigt, und das seit dem Verschwinden der belgischen und dem theilweisen Zurücktreten der englischen Concurrenz in steigendem Umfange und zu besseren Preisen. Die Erzeugung von Rohstahl ging in der Bessemerhütte wie gewöhnlich, jedoch mit Unterbrechungen vor sich, während in der neuen Martinstahlanlage fast ununterbrochen fort gearbeitet wurde. Zu diesem Zwecke war eine ältere Anlage wieder in Betrieb gesetzt und ein zweiter größerer Ofen neu angelegt worden; die Ergebnisse aus dieser Neuanlage waren sehr befriedigend.

Im Jahre 1887 wurden hergestellt 15¼ Millionen kg Roheisen, 9¼ Millionen kg Bessemer- und Martinstahl, 7⁹⁄₁₀ Millionen kg Stahlschienen und Stahlschwellen, über 14½ Millionen kg Handelseisen und Träger, ⅓ Millionen kg Eisenschwellen, 1⁷⁄₁₀ Millionen kg andere Stahlproducte, 6⅓ Millionen kg Gußwaaren, 2⁸⁄₁₀ Millionen kg Brückenconstructionen (unter diesen ein Viaduct der Annaberg-Schwarzenberger Linie).

An Arbeitern waren beschäftigt auf der Hütte 1564, auf den Gruben 126; im Jahre 1888 auf der Hütte 1730, auf den Gruben 163 Mann.

Der Besuch des Werkes wird bei vorheriger Anmeldung unter Führung eines Angestellten bereitwillig gestattet.

---

71. Wiesenburg. Wildenfels. Stein. Hartenstein.

Von der Marienhütte führt die Eisenbahn an der Brauerei von Kainsdorf, verschiedenen Etablissements im Muldenthale und bei Wilkau vorüber nach Fährbrücke und Stein. Das Thal ist von einem mäßig hohen, zum Theil mit Gehölz besetzten Uferrande eingefaßt. An der

Haßlauer Brücke, oberhalb des Gasthofes, steht eine Felsenecke, welche vor 40 Jahren wegen der Faltungen des Thonschiefers vielfach angestaunt wurde. Seitdem man die blätterartige Bildung mit ihren Faltungen und Biegungen an vielen Orten und allerlei anderem Gestein gesehen hat, wie z. B. im Muschelkalk in den Einschnitten der Thüringer Eisenbahn, in den Kalkfelsenwänden des Lauterbrunner Thales, auf den Sprengflächen von Granitblöcken unweit der Barberine im Valorcinethale u. s. w., macht man kein Aufhebens mehr von den Oberhaßlauer Felsen.

Etwa 1 km nordöstlich der Haßlauer Brücke liegen im sogen. Kieferig die wenigen Trümmer einer Burg, welche wahrscheinlich schon in den Hussitenkriegen zerstört worden ist. Dieselben sind nur unter dem Namen „das Raubschloß“ bekannt.

Nicht ganz 2 km südöstlich der Haßlauer Brücke stehen auf einer felsigen Bergnase die Reste der Wiesenburg, deren Umfassung jetzt noch kenntlich und nachweisbar ist, trotzdem vielfach an den Mauerresten abgetragen und zerstört worden ist. Der alte Rundthurm, mit über 3 m dicken Mauern, gegen 11 m Durchmesser und 17 m hoch, ist kaum noch zur Hälfte seiner ursprünglichen Höhe erhalten. Noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts war derselbe zu besteigen, bis ungefähr 1826 die Thurmtreppe verstürzte. Wiesenburg, welches 1663 bis 1728 den Herzögen von Holstein gehörte, war später Kammergut und bis 1842 Sitz eines Amtes.

Nicht ganz ¾ Stunden nordöstlich vom Muldenübergange unterhalb Wiesenburg ragt auf steiler Felsenklippe das Schloß Wildenfels aus dem Thale des Schönauer Baches empor. Wildenfels ist eine sehr alte Burg, als deren Besitzer 1119 schon Anarch von Wilden genannt wird. Die Herren von Wildenfels, von denen 1222 Heinrich von Wildenfels urkundlich erwähnt wird, waren Vasallen der Burggrafen von Meißen. Als dieselben 1602 ausstarben, erbten die Grafen Solms-Laubach Wildenfels, welche es jetzt noch besitzen. Das auf isolirtem Felsen liegende Schloß besteht aus dem vorderen, neuen Schloß, einem drei und an der Südseite vier Stockwerke hohen Bau, wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert, zu welchem eine auf drei Bogen ruhende Auffahrt führt, und dem hinteren Schlosse, der alten Burg, in welcher der gegen 30 m hohe Thurm steht. Nur dieser hintere Hof, der östliche Querflügel und Ueberreste von Wehrgängen zeigen noch die frühere Anlage, welche durch die Brände von 1521 und 1589 zum großen Theile zerstört wurde.

Von Wildenfels nach Stein geht man durch den Wald etwa eine Stunde; nach der Eisenbahnstation Fährbrücke nur ½ Stunde. Von Fährbrücke führt ein prächtiger Waldweg bis gegen Schloß Stein.

Die Frontansicht des Schlosses Stein ist zwar immer noch eine recht stattliche, durch den Eckthurm geschmückte; aber vor 40 Jahren, wo die Burg dem Verfalle weit näher stand, wie jetzt, war sie nicht blos malerischer, sondern ihre Anlage und der Zusammenhang ihrer Befestigungen klarer und deutlicher. Die Restauration der Burg, kahl, nüchtern, für den gegenwärtigen Gebrauch vielleicht zweckmäßig, auf alle Fälle aber billig, hat ohne Rücksicht auf die nothwendige Erhaltung einzelner Theile Mauerwerk abgetragen und niedergelegt, das stehen bleiben sollte, um eine der schönsten Burgen Sachsens in ihrer Anlage verständlich bleiben zu lassen.

Das um und in den Felsen gebaute Schloß, dessen erste Anlage in das 13. und 14. Jahrhundert fällt, bildete drei Abschnitte. Die niedere Burg, in der Front von dem Wallgraben, in der Flanke von der Mulde gedeckt, hatte eine mit Bögen und darüber befindlichem, einstmalen auch bedecktem, Wallgange versehene Umfassungsmauer längs der Mulde, während die Vorderseite von dem jetzt noch stehenden, aber wenig glücklich restaurirten Hauptgebäude gebildet wurde. Der 32 m hohe Eckthurm flankirte beide Seiten. Zunächst dem Hauptgebäude war die mittle Burg an den Felsen angebaut, und an diese stieß die obere Burg, welche auf dem bis in das dritte Stockwerk der mittlen Burg reichenden Felsen stand und mit dem Haupthurme (dem Luginsland) abschloß. Dieser obere Theil der Burg ist wahrscheinlich der älteste Theil; der Rundthurm erhielt im 16. Jahrhundert die Haube. Unter der Kapelle befinden sich doppelte Gewölbe, neben ihr ein kleines Gärtchen und an dieses anstoßend das Hauptgebäude der oberen Burg. Der Anbau der niedern Burg erfolgte während des 15. Jahrhunderts. Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die schöne Burg zum größten Theile durch Brand zerstört.

Kurz hinter dem Schlosse wird der schmale Bergrücken von der Eisenbahn durchbrochen; eine sanft ansteigende Straße führt in einem Seitenthale nach dem Städtchen Hartenstein. Auf halbem Wege hat man eine hübsche Ansicht des Schlosses Hartenstein, das sich auf waldbedeckter Anhöhe über dem Städtchen erhebt. Auf dem Markte desselben steht ein Haus in prächtiger Holzconstruction, mit Frontispizen und einem Eckerker mit Zwiebeldach, etwa Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut. Vor Zeiten, als noch ein mächtiger Birnbaum am Spalier seine Aeste über die ganze Front ausbreitete und mit herrlichem Blättergrün Parterre und Etage deckte, so daß die Holzconstructionen nur schüchtern aus dem Laubwerk hervorlugten, gab das Ganze ein herrliches Bild. Hartenstein ist der Geburtsort von Paul Flemming (geb. 1609, † 1640 in Hamburg), des bedeutendsten

Lyrikers des 17. Jahrhunderts, dessen erotischen Lieder, originellen Sonette und geistlichen Gesänge bleibenden Werth haben.

Vom Städtchen geht man bergauf zum Schloß, das von unten einen gar stattlichen Eindruck macht. Von der ursprünglichen Anlage der Burg sind nur noch die Umfassungen, ein Theil des Graben und der Thorvorbau erhalten. Aus dem unteren Hofe führte ein zweites Thor in den oberen, welcher nach Nordwest durch einen halbrunden thurmähnlichen Vorbau geschlossen wurde. Die Burg wurde 1572 zum großen Theile umgebaut; die westlichen Umfassungen erst in diesem Jahrhundert zum Theile niedergelegt.

Am Vorwerke und am Jägerhause vorüber wandert man durch den Wald nach der Prinzenhöhle. Man folgt dem ausgiebig mit Merkzeichen versehenen Wege durch das Nadelholz, bis man in einen prächtigen Buchenwald tritt. Die säulenförmig anstrebenden Stämme, das goldig beleuchtete Laubdach, der glitzernde Sonnenschein auf dem Boden und die Schatten von Aesten und Stämmen, dazwischen ein flatternder Vogel oder ein dahinhuschendes Thier bilden einen herrlichen Gesammteindruck. Aber das dichte Buchenlaub auf dem Fußboden läßt die rechte Wegspur von den zahllosen sich kreuzenden nicht unterscheiden.

Die Prinzenhöhle selbst — allem Vermuthen nach eine zu einem Stollen erweiterte und dann verlassene Felsenklüftung — ist eng, naß und schmutzig.

Nur wenige Schritte abwärts liegt ein prächtiges Jägerhäuschen auf einem Felsenvorsprunge, von dessen Terrasse ein herrlicher Blick in das Thal erfreut.

Im Thale unten läßt man sich über die Mulde setzen und klettert auf engem Pfade zum Raubschloß hinauf. Die Isenburg (Eisenburg), vor Zeiten wahrscheinlich eine kleine Burg, ist gegenwärtig nur noch an den niedrigen Ueberresten eines 5 m im Durchmesser haltenden aus Schiefer erbauten runden Thurmes, einigen niedrigen Mauerresten und den Spuren von Gebäuden und Mauern westlich davon zu erkennen. Der Thurm hatte schon um 1700 nur etwa 5 m Höhe. Wahrscheinlich ist er zu Bauzwecken abgetragen worden. Die Burg selbst soll um 1060 als Vorburg von Stein erbaut worden sein.

Von Stein fährt man mit der Eisenbahn durch das prächtige, scharf eingeschnittene, auf beiden Seiten von dicht bewaldeten Abhängen eingefaßte Thal, in welches dann und wann eine Felszacke hereinblickt, nach Aue. Nur an der Einmündung des Schlemmbaches ist eine kleine Thalweitung, und von der Mündung des Lößnitzbaches bis zu der des Schwarzwassers die größere zweite.

Aue ist durch seine Lage in dem nach Süden und Westen erweiterten Thalkessel, rings von Bergen umgeben und geschützt, für längeren Aufenthalt geeignet, besonders da man Eisenbahnverbindungen hat, um Tagesausflüge selbst auf größere Entfernungen zu machen.

Der Aufstieg von Aue nach dem Gleesberge ist sehr leicht. Man folgt der Chaussee nach Schneeberg, überschreitet den Floßgraben und geht auf einem Feldwege in der Richtung nach dem Gipfel. Vom Thurme hat man eine landschaftlich schöne und umfassende Aussicht. Im Nordwest steigt hinter der Stadt Schneeberg die Griesbacher Höhe empor, im Norden erkennt man über dem bewaldeten Höhenzuge Schloß Stein und darüber Schloß Hartenstein; weiter östlich den Katzstein bei Ober-Affalter, im Osten den Schatzenstein bei Elterlein und südwärts desselben den Thurm auf dem Spiegelwald; sodann den Scheibenberger Hügel und den Bärenstein; am Horizonte die Gipfel auf dem Kamme des Gebirges, und zwar Haßberg, vorderen Fichtelberg, Keilberg, Hahnberg bei Seiffen, großen Plattenberg bei Platten. Genau im Süden ist der Auersberg, westlich davon der Rammelsberg, endlich im Südwest der Kuhberg bei Schönheide. Im Westen liegt der Filzteich mit seinem glänzenden Spiegel, das Berggebäude von Siebenschlehen und Daniel Fundgrube, dahinter der Hirschenstein. Höchst interessant ist der Einblick in das Thal von Schlema, die Thalweitung von Aue und in das Thal des Zschorlbaches: alle Thäler reich bewohnt und bebaut, von prächtigen Waldungen eingefaßt. Eine Unterstandhütte auf der Ostecke gewährt bei schlechtem Wetter Schutz. Auf der Höhe des Vorwerkes am Gleesberge hat man eine sehr gute Ansicht der Stadt Schneeberg.

---

72. Schneeberg.

Auf dem breiten Plateau des Stangenberges mit seinen Steilabfällen nach dem Thale des Schlemmbaches und zweier Seitenbäche erhebt sich die Stadt Schneeberg, deren große Hauptkirche den höchsten Punkt des vom Keilberge gegen Südost reichenden städtischen Territorium einnimmt. Karl Ruhheim sagt in seiner Reise durch das Sächsische Erzgebirge (Leipzig, Schäfer, 1805): „Schneeberg selbst ist sehr höckrig und krumm gebaut und hat nur eine einzige gerade Gasse, die übrigen alle krumm. Im Ganzen ist sie weit schlechter gebaut als Annaberg, jedoch findet man größere und schönere einzelne Häuser, die Leipzig und Dresden Ehre machen würden. Der Markt ist nicht, wie man vermuthet, ein viereckiger Platz, sondern eine lange, unregelmäßige Gasse, die aber meistens große, massive Gebäude ent-

hält". Vor fünfzig Jahren standen „von ehemaliger, doch nie stark gewesener Befestigung noch vier Thore. Im Norden das Hartensteiner, im Nordwest das Hospitalthor, im West das Griesbacher, gegen Süd das Baderthor. Das Lößnitzer Thor existirt schon längst nicht mehr. Im Osten sind noch einige Reste der Stadtmauer und ihrer Rondele zu erkennen". (Schumann, Ortslexikon.) Wahrscheinlich beabsichtigte Kurfürst Johann Georg II. die Stadt nach einem regelmäßigen Plane umzubauen; er hatte schon durch den Baumeister Starke die Risse anfertigen lassen, als der Tod die Ausführung aller seiner Pläne unterbrach.

Seit 1470 hatte sich der Strom der Einwanderung in Folge neuer bedeutender Silberanbrüche nach dem Stangenberge gedrängt. Die Menschen bauten sich an, wie sie kamen und wie es ihnen gefiel, ohne Plan und ohne Ordnung, aber so zahlreich, daß 1471 Schneeberg zur Stadt erhoben, 1477 die Wolfgangskirche gegründet, 1479 Berg- und Gerichtsordnung und 1481 der Stadbrief gegeben wurde*).

Es läßt sich kaum noch erkennen, daß die äußere Umfassung der Stadt ziemlich horizontal um den Berg herum ging, wie die Linie der Langgasse und die rings um die Kirche und dann weiter nach Nordwest reichende Gasse mit ihren auf ehemaligen Rondelen weit vorspringenden, einzelnen Grundstücken andeutet, während ein ziemlich geradliniger Abschnitt vom Hartensteiner Thore bis jenseits des Griesbacher Thores über die Höhe hinweg reicht. Oesfeld sagt (Historische Beschreibung ꝛc. II. 130): „Nachdem nun also Schneeberg fündig geworden war, . . . so wurde anfänglich ein hölzerner Schranken statt einer Mauer . . . . aufgerichtet. Dieser Schranken finge sich von dem bekannten Lößnitzer Thore, welches damals mit einem Sturmhäuslein zur Wehr aufgeführt war, an und erstreckte sich unten herum, unter denen großen Halden hinweg, weiter hinum . . . . bis an die Brodbänke. . . . . Man war entschlossen, eine steinerne Stadtmauer, Thore, Basteien und Pforten zu bauen". Nach Jacobi gingen die Schranken, welche bald mit Mauern und Thürmen umgeben wurden, vom unteren Ende des Frauenmarktes durch die obere Zobelgasse, am Gehänge hin, unter der Kosakengasse weg nach der oberen Kirchgasse bis wieder zum Frauenmarkt **).

Jetzt sind kaum einzelne Mauerreste zu erkennen. Allem Vermuthen nach wurde das Material der Stadtbefestigung bei dem Wieder-

---

*) Bergläuffige Beschreibung der Churf. Sächsischen Freyen und im Meißnischen Ober-Ertz-Gebirge löbl. Bergk-Stadt Schneebergk pp. Von Christian Meltzern. 1684.

**) H. Jacobi, Gedenkblatt zur Geschichte von Schneeberg. 1881.

aufbau der Stadt nach den großen Bränden 1543, besonders aber 1719 und 1744 verbraucht.

Der Georgenplatz bezeichnet den ältesten Theil der Stadt. Hier fällt das Dankwart'sche Haus durch Größe und Lage besonders auf. Auf dem Markt und in der Nähe desselben stehen überhaupt stattliche, im großen Style angelegte Patrizierhäuser. Die meisten sind erst nach dem großen Brande von 1719 erbaut, aber solid, mit stattlichen Fronten, großen Höfen und ansehnlichen Hintergebäuden, Zeugniß von dem Reichthume und der alten Seßhaftigkeit ihrer Erbauer ablegend. Schon Agricola sagt: „unter allen Bergstädten Deutschlands war Schneeberg am reichsten an gediegenem Silber". Das Haus mit dem goldenen Hirsche, das Simon'sche Haus mit dem Brodmännchen, das Hauptmannsche oder Fürstenhaus u. s. w. zeugen für den Wohlstand ihrer Erbauer. Von den alten Pratrizierfamilien Schneebergs, welche die Denkmäler der Stadtkirche nennen, sind nur noch die Geitner, Koch, Uhlmann und Schnorr in der Stadt angesessen.

Die auf der Stelle einer der ältesten Zechen und der später daselbst erbauten Wolfgangskapelle errichtete Hauptkirche ist in spätgothischem Style erbaut und in Anlage und Ausführung der Annaberger sehr ähnlich. Dieselbe wurde von 1516 bis 1540 erbaut, ist 61 m lang, 27 m breit. Das von zehn Pfeilern getragene einfache Gewölbe hat eine Höhe von 19 m. Die äußere Höhe der Kirche mit dem Dache beträgt 36 m, die des angebauten viereckigen, mit einer geschmacklosen Haube geschlossenen Thurmes angeblich 73 m. Der Bau wurde von „Meister Hans" (von Waldau) entworfen und begonnen, von Fabian Lobwasser beendet. Das Innere der Kirche wurde 1870 durch Architekt Möckel erneuert. 1539 wurde der Hauptaltar aufgestellt; zwei Nebenaltäre, der Bergknappenaltar und der Schmelzeraltar waren schon vorher aufgestellt worden. Der Hauptaltar, ein Flügelaltar mit Gemälden von Lucas Cranach dem Aelteren, gilt als hervorragendes Werk dieses mit Luther befreundeten Meisters, dessen historischen Gemälden, trotz mancher Anachronismen und Fehler im Costüm, Leichtigkeit, Wahrheit, treffliche Zeichnung, kräftige Pinselführung und frisches, liebliches Colorit nachgerühmt wird. Das große Mittelbild stellt auf der Vorderseite die Kreuzigung und das Abendmahl dar, auf der Rückseite die Auferstehung und das jüngste Gericht (mit Hölle und Papst). Auf den Flügeln rechts Moses und die vier großen Propheten, Adam und die Hölle; auf den Flügeln links Johannes der Täufer, Christus am Kreuz und Christus als Ueberwinder der Hölle. Wurden die Flügel aufgemacht, so war rechts Kurfürst Johann der Beständige, darüber Christus am Oelberge, links Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige, darüber die Auferstehung. Rückwärts

auswendig die Sündfluth, der Untergang von Sodom und Gomorra, Lot und seine Töchter.

Kaum war der Hauptaltar aufgestellt, so wurden 1541 die Nebenaltäre und das Sakramentshäuschen durch die Bilderstürmer abgebrochen. 1633 bei der Plünderung Schneebergs durch die Kaiserlichen wurde der Hauptaltar nach Kloster Strahow in Prag entführt und erst 1649 nach dem Friedensschlusse wieder zurückgebracht. 1705 wurde der Altar umgebaut, im Geschmack jener geschmacklosen Zeit mit dorischen und korinthischen Säulen verziert, das Mittelbild auf demselben aufgestellt und die Flügelbilder bei Seite gesetzt. Es ist wohl kein Zweifel, daß das schöne und edle Kunstwerk in sachverständiger Weise vollständig und angemessen wieder aufgestellt werden wird.

Bemerkenswerth ist die von einem Erzengel mit ausgespannten Flügeln getragene Kanzel.

Von der früheren Ausschmückung der Kirche mit Freskobildern sind noch einzelne Spuren zu erkennen; einige Chorstuhlreste erinnern an die frühere Ausstattung der Kirche. Um den Altar herum befinden sich Familienbegräbnisse mit Schildereien, Bildern und Inschriften hinter eisernen Gittern.

Weiter ab vom Centrum der Stadt wird die Bauart geringer. Außerhalb der ehemaligen Umfassungslinie sind die Häuser am Bergabhange verstreut, wie es die Bedürfnisse oder die Lage der Gruben mit sich brachten.

Im ehemaligen Bergmagazin befindet sich gegenwärtig die große weit bekannte Puppenfabrik.

In einem Seitenthälchen des Schlemmbaches zieht sich südlich von Schneeberg „das Neustädtel“, ursprünglich eine Bergmannsniederlassung, höhenaufwärts gegen Wilde Schwein- und gegen Priester-Fundgrube. Der obere Theil des Städtchens, die Scheibe, soll zuerst angebaut gewesen sein und mag wohl über hundert Jahre vor dem Fündigwerden der reichen Silberanbrüche auf dem Schneeberge bestanden haben.

Die aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammende, 1875 erneuerte, früher gewölbte, jetzt mit einer Holzdecke versehene Kirche besitzt in dem Anfang des 18. Jahrhunderts angefertigten Altar ein wahrhaft künstlerisches kirchliches Kunstwerk.

---

73. Der Schneeberger Silber-Bergbau.

„Die alte Fundgrube“ scheint das erste Berggebäude gewesen zu sein, auf welchem Silbererze gebaut wurden. Albinus setzt in seiner Chronik die ersten Silberfunde in den December 1470 und die neuen, großen Silberanbrüche auf den 6. Februar 1471. Schnell entstanden St. Georg, St. Paul, St. Cyriax, die neue Fundgrube Ueberschaar, Hoffnung u. s. w. und 1475 zählte man 13 Stollen, darunter als wichtigsten den Fürstenstollen. Näher an dem Neustädtel Katharina Neufang und die heiligen Drei Könige. „Das Bergwerk erwies sich sehr höfflich.“ Im Jahre 1478 gab es innerhalb der Schranken 57 Zechen im Abbau, und 110 außer der Schranken, keine über 1/4 Stunde Wegs von den Thoren der Stadt. Vor allen zeichnete sich „St. Georg“ aus. „Im Jahre 1476 wurde auf St. Georgenzeche die größte, edelste, kostbarste und derbste Erzstuff, 7 Ellen hoch, 3 1/2 Ellen breit angehauen, davon 400 Ctr. Silbers ausgeschmolzen worden. Der Kux auf der Georgenzeche brachte quartaliter einen Silberkuchen Ausbeute, 11000 Gulden werth.“ Der Kux auf diesem Werke gab 1477 an reiner Ausbeute 4000, 1478 = 2000 Gulden und ein Kux auf dem Römer Stolln 1500 Gulden. Von der „alten Fundgrube“ zahlte 1478 der Kux 900 rheinische Gulden. Aber bald gingen die Erträge zurück. Obgleich 1481 der Marcus Semmler Stolln begonnen und 1503, unterhalb Schlema in die Mulde mündend, beendet, viel zur Abführung der Grubenwasser beitrug, so war 1501 der St. Georg ersoffen und wurde nach seiner Wiederherstellung 1513 abermals von den übermächtig eindringenden Wassern bewältigt. Nach hartem Kampfe wurde er zwar 1516 wieder in Betrieb gesetzt; aber hier, wie ringsum, wurde der Ertrag immer geringer. Auch die wahrscheinlich 1502 angelegte St. Daniel Fundgrube, welche sich 1529 noch „höfflich und ergiebig“ erwies, ging in ihren Erträgen zurück.

Von den dreizehn Silberhütten, welche um 1500 im Gange waren, standen acht in der Nähe von Schneeberg, darunter die Georgenhütte im Lindenauer Grunde, welche 1823 noch im Betrieb war, und Katharina Neufang, welche schon 1573 zur Kobalthütte eingerichtet wurde. Fünf Hütten waren in der Schlema. Um 1743 wurde in Schneeberg auch eine Münze errichtet, um den Silberertrag hier, wie in Zwickau, zu münzen. Man prägte Schneeberger Groschen, vulgo „Schnieber“ genannt. Von den Silbertransporten her heißt der Ort „Arme Ruhe“ vor der Haßlauer Brücke heute noch „Silberstraße.“

Der Betrieb der Gruben wurde immer schwieriger und weniger

lohnend, besonders seitdem der böse Feind, der Kobalt, sich eingestellt hatte. 1560 war „Peter Paul“ am Gebirge, 1566 „Armer Wittwe beschéert Glück“ in der Stadt, sowie „Auferstehung Christi“, 1572 „St. Wolfgang“, 1781 der Fürstenstollen „sehr höfflich“; aber 1588 schon gab es keine Ausbeutezeche mehr, und seit 1594 hörte der Silberertrag der Schneeberger Gruben vollständig auf. Der Verfall der Zechen wurde 1630 durch den Bruch auf dem Marcus Semmler Stollen vollständig.

Es war eine große Zeit in der Entwickelung der Bergbaues, welcher mit diesem Einbruche zum Abschluß kam, und zahlreiche wohldurchdachte Einrichtungen und Anlagen haben schon in dieser Epoche zur Hebung des bergmännischen Ertrages, zur Sicherung des Betriebes, wie zur Vervollständigung der Arbeitskräfte Anwendung gefunden.

Hierher gehört vor Allem die Anlage von großen Wasser-Reservoirs, um die Aufschlagswasser der für den Grubenbetrieb nöthigen Wasserhaltungsmaschinen, Wasserhebmaschinen, Wasserkünste u. s. w. gleichmäßig und ausdauernd zu beschaffen. Der ungefähr 21 ha große Filzteich wurde 1483 durch Aufführung des Hauptdammes und Vertiefung des Grundes hergestellt und ging 1517 durch Kauf in das gemeinschaftliche Eigenthum der Schneeberger Gruben über. Von der Fundgrube Sieben Schlehen aus übersieht man den Teich am besten.

In engster Beziehung zu diesen Anlagen stehen auch die ausgedehnten Wasserleitungen und Kunstgräben zum Betrieb von Wasserrädern an Bergwerken und Hütten, zur Gewinnung der nöthigen Arbeitskräfte für verschiedene Hülfsarbeiten, zur Herbeischaffung der für die Hütten nöthigen Brennhölzer. So wurde 1539 vom Markscheider Kunstmann der 7097 m lange Schneeberger (oder Schlemaer) Floßgraben entworfen und von ihm und dem Stadtschreiber Wolf Schön in den Jahren 1556 bis 1559 ausgeführt. Der Bau begann den 18. Juli Abends 10 Uhr, „als welche Stunde zu einem fürtrefflichen Gelingen ganz besonders geeignet wäre“. Der Floßgraben beginnt am Rechenhause unterhalb Bockau, in der Meereshöhe von etwa 425 m, geht längs der Mulde vor, überschreitet den Zschorl- (Filz-)bach und führt in weitem Bogen um den Klosterberg herum, bis er in 380 m Meereshöhe am Huthause vom „Max Semmler“ endigt. Längs des Floßgrabens, von hier bis oberhalb Aue und von der Pulvermühle bei Auerhammer bis zum Rechenhause führt ein köstlicher Weg thalaufwärts. Mächtige Granitfelsen, gewaltige Blöcke in wildem Durcheinander, prächtige Bäume auf den Thalhängen bis an die brausende und über Hunderte von Felsenstufen schäumend dahinstürzende Mulde geben ein köstliches Landschaftsbild.

In dieser Zeit sind überhaupt wichtige Kunstgräben angelegt worden: auf dem höchsten Gebirgsplateau in eintöniger Umgebung murmelnd dahinschießend, 1540 durch Stephan Lenken der Plattener Kunstgraben; auf kurfürstlichen Befehl zur Hebung des Eibenstöcker Bergbaues 1555 der „Grüne Graben“; ferner die Kunstgraben bei Carlsfeld, Johann-Georgenstadt, Sosa u. s. w.

Nur wenig später, Ende des 16. Jahrhunderts, wurde der „Große Teich“ an der Straße von Geyer nach Elterlein durch Georg und Wolf von Elterlein zur Förderung einer „Kunst“ auf der St. Lorenzzeche angelegt. Die Lorenzzeche wird jetzt nur noch durch eine Halde oberhalb der Stadt, an der Straße nach Grünhain, bezeichnet. Der Sage nach wurde der Elterleiner Bergbau ja schon in sorbenwendischer Zeit betrieben. Als Merkzeichen steht noch der sogenannte Hüttenhof, eine längst eingegangene Silberschmelzhütte. Von dem „Kutten“, dem seiner unermeßlichen Silberschätze wegen vor Zeiten weltbekannten Schachte, sind im Norden der Stadt nur noch ein paar Halden übrig. Der Kutten ist seit Mitte des dreißigjährigen Krieges auflässig.

Aber weder der technische Fortschritt in den Kunstbauten, Wasserhaltungen, Fördermaschinen u. s. w., noch die gesteigerte Kraft der Wassergräben und Maschinen, noch irgend welche Anstrengungen vermochten den Verfall des Silberbergbaues aufzuhalten.

---

74. Kobalt. Nickel.

Den reichen Silbererzen hatte sich bald ein unbekanntes Mineral beigesellt, mit dem man nichts anzufangen wußte, so vielversprechend es auch aussah. Der Bergmann nannte es „Kobold“ (Kobalt, Kobal); denn wo dieses Mineral auftrat, hatte das Erz wohl verlockenden Schein, aber keinen Gehalt, und getäuscht warf er es mißmuthig bei Seite. Selbst im Kirchengebete wurde um „Bewahrung der Erze vor Kobolt“ gefleht, und da der Kobalt immer von einem ebenso widerwärtigen, bösartigen und unnützen Dinge begleitet wurde, mit dem man ebenfalls nichts anzufangen wußte, nannte man es „Nickel“. Sein Vorkommen bestätigte das Ausbleiben der Silbererze. Diese verachteten Mineralien haben seitdem eine Bedeutung und einen Werth erhalten, an welche Anfang des 16. Jahrhunderts Niemand denken konnte.

In diesen Erzen tritt der Kobalt als Glanzkobalt, Kobaltkies, Speiskobalt, Tesseralkies, sowie in der Kobaltblüthe, dem Erdkobalt und Kobaltvitriol, immer von Nickel begleitet, auf, wie wiederum alle Nickelerze mehr oder weniger kobalthaltig sind.

Das Nickelmetall ist fast silberweiß, dehnbar, stark magnetisch, glänzend, politurfähig, zäh, schweißbar und fast so weich wie Kupfer. Es wird hier in kleinen Würfeln in den Handel gebracht und findet eine ausgedehnte Verwendung, besonders in der neuesten Zeit, sowohl rein zu Blechen, Gefäßen und Münzen, sowie zum Ueberzug anderer Metalle auf galvanischem Wege, als auch in Legirungen mit Kupfer, Zink u. s. w. zu Gefäßen und Werkzeugen. Das Kobaltmetall ist grau, hart, dehnbar, sehr fest. Es findet sich hauptsächlich mit Arsen im Speiskobalt und mit Schwefel und Arsen im Glanzkobalt. Die gerösteten Kobalterze dienen zur Darstellung der Kobaltfarben.

Schon Peter Weydenhammer († 1520) soll aus Kobalterzen eine Art blauer Farbe hergestellt haben, „eine Fritte, welche er mit vielem Gewinn nach Venedig verkaufte, wo man sie zur Fabrikation blauer Glasperlen verwendete“.

„Mehr als 20 Jahr später versuchte der böhmische Glasmacher Christoph Schürer auf seiner Glashütte bei Neudeck Schneeberger Kobalt mit dem Glassatze zusammenzuschmelzen; das Ergebniß war ein sehr dunkelblau, fast schwarz gefärbtes Glas, welches zerklopft und zerrieben sich in ein schönes Himmelblau verwandelte und immer lichter wurde, je feiner man es rieb. Das war der Uranfang der Smalte, einer später viel begehrten Handelswaare“ *).

Schürer legte um 1540 die Plattener Farbmühle an, hatte aber wenig Gewinn von seiner Erfindung, deren Geheimniß ihm Holländer ablockten.

In Folge dessen begann der Verkauf gerösteter Schneeberger Kobalte (Zaffer, Safflor) nach Holland, wo mehrere kleine Smaltewerke entstanden; aber auch bei Schneeberg wurden mehrere Farbmühlen angelegt. Der Kobalthandel gewann zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine solche Ausdehnung, daß Kurfürst Christian II. ihn 1610 monopolisirte, indem er allen Kobalt aufkaufte, auf sechs Jahre hinaus mit holländischen Kaufleuten Lieferungsverträge schloß und eine „Kobaltverwaltung für den Verkauf u. s. w.“ einsetzte.

Im dreißigjährigen Kriege hörte das Geschäft auf; die Erze mußten um jeden Preis hingegeben, aus Mangel an baarem Gelde sogar die Bergleute mit Kobalt bezahlt werden.

Da trat mitten im Toben des Krieges der Schneeberger Bürger Hans Veit Schnorr, Besitzer der Hammerwerke Pfannenstiel, Aue, Ellefeld, Carlsfeld und Neidhardtsthal, 1635 mit der Gründung des Blaufarbenwerkes Pfannenstiel hervor. Wenige Jahre später (1644)

*) Sachsens Kobalt- und Blaufarbenwesen vom Oberhüttenmeister Winkler. (Wissenschaftl. Beilage zur „Leipziger Zeitung“ 1858, Nr. 71.)



verlegte der Schneeberger Rathsherr Johann Burkhardt das ihm gehörige Schürer'sche Farbenwerk von Platten nach Oberschlema, welches 1651 testamentarisch an Kurfürst Johann Georg II. fiel. Ferner gründete Erasmus Schindler 1649 das Blaufarbenwerk bei Bockau, und in demselben Jahre Sebastian Oeheim aus Leipzig das Blaufarbenwerk an der Sehma bei Annaberg (in der Hüttenmühle), welches jedoch 1687 nach Zschopenthal verlegt und 1845 aufgehoben wurde; endlich 1660 Johann Gabriel Löser ein Blaufarbenwerk an der Jugel bei Johanngeorgenstadt, das jedoch schon 1661 in eine Silberhütte verwandelt wurde.

Gleichzeitig (1641) hatten Oeheim, Rosine Schnorr (die Wittwe von Hans Veit Schnorr), Eras und Schindler den ersten Kobaltvertrag geschlossen, welcher die Menge und den Preis der anzufertigenden Kobaltproducte fest begrenzte. Um 1681 bedurften die Blaufarbenwerke gegen 5000 Ctr. Kobalterze und 1682 theilte man die Blaufarbenproducte der vereinigten Werke in Smalten (smaltum = Schmelzglas), Safflore (saphir) und Aescher (Asche). Die feinste Smalte nannte man Amidam.

Von 1651 an waren die Werke Oberschlema (kurfürstliches Doppelwerk), Nieder-Pfannenstiel, Schindler'sches und Zschopenthal, von denen die Privatwerke später an Gewerkschaften übergingen, vereinigt, so daß ein jedes zu gleichen Theilen den verkauften Kobalt erhielt, genau dieselben Smalte- und Safflor-Sorten fabricirte und durch ein gemeinschaftliches Handelslager verkaufte. Der Kobaltinspector überwachte die richtige Aufbereitung, Tarirung und Vertheilung der Kobalterze, der Communfactor die Mustermäßigkeit der Waaren.

Ende des 17. Jahrhunderts wußte man jedoch wunderbarer Weise noch nicht, was mit den großen Mengen jährlich nach Holland gesendeter Smalte gemacht wurde. Sobald aber die Verwendung mehr bekannt und nicht blos Malerei, Töpferei, Glasmacherei, sondern auch die Fabrikation von Papier, Leinwand, Baumwollgewebe u. s. w. Abnehmer wurden, stieg die Production enorm, um 1700 auf jährlich 12 000, um 1800 auf jährlich 16- bis 17 000 Ctr.

Nun machte aber die Anlage von Blaufarbenwerken in Thüringen, Baden, Hessen, am Harz, in den Rheinlanden, Schlesien, Oesterreich, in Frankreich und Norwegen den sächsischen Werken große Concurrenz.

Da brachte Ober-Berghauptmann Frhr. v. Herder, seit 1826 an der Spitze des Blaufarbenwesens, einen neuen Aufschwung in die ganze Fabrikation. Er legte den Schwerpunkt in die Reinheit der gewonnenen Kobaltoxyde und Kobaltsalze.

Der Kobalt ist in der Regel mit Eisen, Nickel, Wismuth, Arsenik, Schwefel und Antimon verbunden. Es handelt sich darum, diese Verbindung zu lösen. Das Wismuth wird durch Saigern getrennt, d. h. die Erze werden bis zum Schmelzen des leichter flüssigen Wismuth erhitzt, das Wismuth gesammelt und die Kobalterze darauf gepocht und in Flammenöfen geröstet. Bei dieser wiederholt vorgenommenen Operation entweicht der (in Giftfängen gesammelte) Arsenik und das porös gewordene Kobalterz oxydirt leichter. Je mehr es Sauerstoff anzieht, um so mehr färbt es. Bei dem Rösten dürfen jedoch die Erze nicht zu stark erhitzt werden, damit Arsenik und Schwefel, das etwa noch vorhandene Wismuth, sowie der mit ihnen verbundene Nickel sich als Kobaltspeise (Speiskobalt) auf dem Boden der Röstherde sammeln. Das auf diese Weise gewonnene Kobaltoxyd (Safflor, Zaffer) ist ein graubraunes Pulver, welches zur Blauglasur von Töpferwaaren, zur Blaumalerei auf Porzellan (zu welcher es den Chinesen und Japanesen schon seit mehr als 1000 Jahren bekannt war), sowie zum Färben von Glas und Emaille verwendet wird.

Zur Bereitung von Kobaltblau wird nun das Kobaltoxyd (Safflor) mit Pottasche gemengt, in großen thönernen Tiegeln zum Schmelzen gebracht, und diese „Fritte" 8 bis 10 Stunden lang unter fortgesetztem Umrühren in Fluß erhalten. Darauf schöpft man mit eisernen Löffeln die Glasmasse in eine große Kufe, durch welche unausgesetzt kaltes Wasser fließt, und hierdurch erhält das Blaufarbenglas die hochblaue Farbe und wird hinreichend spröde, um geklopft und gemahlen werden zu können. Auf dem Boden der Kufen sammelt sich die noch vorhandene Kobaltspeise.

Das Blaufarbenglas wird nun gepocht, gesiebt und gemahlen, dabei wiederholt geschlämmt und durch Haarsiebe sortirt. Das vielfache Waschen der Smalte (d. h. der gewonnenen blauen Farbe) beseitigt die salzigen Bestandtheile und ermöglicht die Trennung der verschiedenen Farbensortimente. Man unterscheidet feine, mittle, ordinäre Smalte, Couleur, Eschel, böhmischen Eschel, Stückeneschel und Mittelblausand.

Die Erfindung des künstlichen Ultramarin (eine aus Thonerde, Natron und Schwefel bereitete, sehr schöne, aber wenig beständige Farbe) machte der Smalte bedeutende Concurrenz; wenn sie aber auch nicht die Smalte verdrängen konnte, so wurden doch die Preise sehr niedergedrückt.

Einen großen Einfluß auf die Kobaltfarbenindustrie hatte die Erfindung des Argentan. Indem durch diese das Nickelmetall erst Werth erhielt, veranlaßte sie die vollständigere Gewinnung des in den

Erzen enthaltenen Nickels und ermöglichte dadurch, nickelfreie und daher weit gesuchtere Kobaltoxyde in den Handel zu bringen. Die Smalten gewannen eine Schönheit, wie sie früher nur bei Herstellung aus den nickelfreiesten Erzen möglich war.

Seitdem (1851) der Contract aufgehoben wurde, nach welchem alle Nickelspeise an das Amalgamirwerk zu Oberschlema abgeliefert werden mußte, entstand eine bedeutende Fabrikation von Würfelnickel in Oberschlema und Pfannenstiel.

Gegenwärtig bestehen nur noch zwei Blaufarbenwerke in Sachsen: das königl. $^2/_5$ = Werk in Oberschlema und das Privat = $^3/_5$ = Werk in Pfannenstiel. Sie bilden das Blaufarben=Consortium. Zschopenthal ist verkauft und das Blaufarbenwerk nach Oberschlema verlegt; das Schindler'sche Werk ist zu einer auf $^3/_5$=Rechnung gehenden Ultramarinfabrik umgewandelt.

Den Vertrieb aller Kobaltproducte besorgt das Hauptblaufarbenlager zu Leipzig mit einem Unterlager zu Schneeberg. Die feinen, alaunbeständigen Ultramarinfarben finden in der Papierfabrikation, Bleicherei, Druckerei u. s. w. Verwendung, die mittlen als Waschblau, die ordinären bei der Stubenmalerei.

Die Blaufarbenwerke Oberschlema und Pfannenstiel hatten 1884 bis 1888 im Ganzen 12 Beamte, 234 bis 200 Arbeiter (Handwerker, Hüttenleute, Blaufarbenarbeiter und Tagelöhner) und producirten, besonders in den letzten drei Jahren ansteigend, von 380 bis 438 Tonnen Blaufarbenwaaren, Nickel und Wismuth im Werthe bis über $2^1/_4$ Million Mark.

Das Blaufarbenconsortium hat die Schneeberger Gruben erworben und den Bezug von Annaberger Kobalterzen aufgegeben.

Im „Schneeberger Kobaltfeld“ sind gegenwärtig die gangbaren Gruben im Freiverbau: Bergkappe Fundgrube, Daniel sammt Siebenschlehen, Gesellschaft sammt Sauschwart, Schwalbener Flügel und Zug, Tiefer Marcus Semmler Stolln, Weißer Hirsch sammt St. Georg und Fürstenvertrag, Wolfgang Maßen sammt Priesterfundgrube. Man baut auf Silber, Kobalt und Nickel, Wismuth, Uranpecherze u. s. w. Die Belegschaft beträgt 660 Mann. Die Förderung umfaßt circa 4500 Ctr. Kobalterze, 4876 Ctr. Silbererze. Im Jahre 1881 wurde ein reiches Kobalt=Wismuthmittel erschlossen.

In den Jahren 1885 bis mit 1888 betrug die Belegschaft zwischen 617 und 647 Mann; die Ausbeute an Kobalterzen hatte im Durchschnitt einen Werth von 457 000 Mark, am meisten 1885 = 474 000 M., die Ausbeute an Silbererzen war 1886 nur 42 000 M., 1887 = 68 900 M., 1888 = 89 350 M. Die

Ausbeute an Uranpecherzen betrug 1886 = 19800 M., 1887 = 67800 M., aber 1888 nur 33500 M.

Im westlichen Erzgebirge bauten 1884 im Ganzen 10 Zechen auf Silber, 8 Zechen auf Wismuth, 1 Zeche auf Schwefelkies. Im Jahre 1888 baute man, ungerechnet die Gruben des Kobaltfeldes, auf 4 Gruben Silbererze, auf 5 bei Johanngeorgenstadt Nickel-, Kobalt- und Wismutherze, auf 3 Manganerze, auf 2 Uranpecherz, auf 1 Braunstein.

Die Blaufarbenwerke zu besichtigen ist nicht gestattet.

---

75. Lößnitz. Aue. Auerhammer.

Im prächtigen Thale des Affalterbaches, eine kleine Stunde nördlich der Mulde liegt die alte, freie Bergstadt Lößnitz, unstreitig eine der ältesten Städte in diesem Theile des Gebirges, zweifellos sorbenwendischen Ursprunges. Nach Schöttgens Meinung war sie schon im 8. Jahrhundert gegründet; urkundlich kommt sie erst seit 1284 vor und wird Lißnitz, Leßeniz, Lußeniz genannt. Sie gehörte den Burggrafen von Meißen und kam 1406 durch Kauf an Veit von Schönburg zu Lichtenstein.

Die Stadt bildet ein langes, schmales, terrassenförmig abfallendes Oval, dessen Umriß noch die Grundlinien der alten Stadtbefestigung angiebt. Oesfeld sagt: „Unsre Stadtmauern sind sehr hoch und feste". Vor Zeiten waren dieselben erneuert worden, aber „in der Neuen Stadt an der unteren Seite soll Niemand eines Schrittes weit an die Mauern bauen". Die Zahl der Rundele, Bollwerke und Thürme giebt er nicht an; wahrscheinlich war ein großer Theil derselben schon abgetragen, denn (fügt er hinzu) „der obere und niedere Graben ist jetzt ausgefüllt und mit Häusern bebaut und mit Gärten gezieret". Um 1700 sind allerdings noch Zugbrücken an den Thoren vorhanden gewesen. Mauertheile und Thurmüberreste sind jetzt nirgend mehr nachzuweisen, obgleich Schumann noch (1818) sagt: „Die Stadt hat noch alte Mauern mit Schießscharten und Thore mit Thürmen." Der am Ende der oberen Gasse der Stadt gelegene Theil heißt der Bärenwinkel, die nach Aue zu gelegene Vorstadt Brunnstädtel, die nach Affalter gelegene Hasenschwanz.

Das sehr alte Hospital wird schon 1283 urkundlich aufgeführt. Die älteste Kirche brannte 1383 nieder und seitdem zu wiederholten Malen. Die Hauptkirche ist Anfang dieses Jahrhunderts erbaut und auch die Georgenkapelle ist neu. Vor der Reformation bestand in Lößnitz eine Caland-Brüderschaft, sowie eine Terminey der Bettel-

mönche des Zwickauer Franziskanerklosters. Als eine Eigenthümlichkeit hebt Oesfeld hervor (S. 87): „Bei der Haltung des h. Abendmahles werden hier weder Kerzen angezündet, noch ein Meßgewand von den Priestern angelegt .... Viele Weiber gehen bei der h. Communion wie bei Begräbnissen verschleiert, welches ein zwar etwas kostbarer, aber sehr wohlanständiger Gebrauch ist."

Der Bergbau auf Silbererze und Eisenstein war unzweifelhaft sehr alt; später wurde er auf Wismuth und Kobalt gerichtet, kam aber Ende des vorigen Jahrhunderts zum Erliegen. Bis 1740 hatte Lößnitz ein Bergamt. „Der Stollnbrunnen", ein altes Berggebäude, wird 1383 in einer Urkunde erwähnt. Der „Kutten" am Rumpelsbache im Gotteswalde war noch 1565 im Betriebe. Berghalden und zugebühnte Schächte erinnern wiederholt an die Vorzeit .... „Die Bergleute kommen oft auf die Fußtapfen ihrer Vorfahren, die sie vor Jahrhunderten hinterlassen haben .... So ist auch in dem Stollenbrunnen, welcher vor 400 Jahren getrieben, noch allerlei Berg-Gezäh gefunden worden." (Erzgeb. Zuschauer 1773, S. 183.)

Die Papiermühle von Nieder-Lößnitz war bis 1584 ein Hammerwerk.

Oberhalb der Stadt, wenige Minuten vom Schießhause, steht ein Aussichtsthurm, von dessen Fuße man einen vortrefflichen Blick nach dem Thale des Schlemmbaches, der auf dem Stangenberge ausgebreiteten Stadt Schneeberg und den hinter ihr aufsteigenden Höhen des Sandberges und Hirschensteines hat.

Die Schieferbrüche am Hasenschwanz, bei Affalter und bei Dittersbach sind besuchenswerth. Die glimmerigen und thonschieferähnlichen Phyllite haben eine dünne, gerade und ebenschieferige Textur, so daß sie als Dachschiefer gebrochen und verwendet werden können. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts sind die Tagebrüche im Gange. 1881 waren drei im Betrieb; der eine bei Dreihannsen, der andere (Hasenschwanzbruch) an der Straße nach Stollberg, der dritte zwischen Affalter und Leukersdorf. Der Abbau erfolgt in Strossen von 2 bis 4 m Höhe und schreitet vom Hangenden nach dem Liegenden fort. Das wilde Gestein wird weggesprengt und der brauchbare Schiefer durch Herstellung eines Schrames auf der Strossensohle und durch Abtreiben der unterschramten Wand mit Keil und Brechstange als Spaltsteine, Deckplatten und Mauersteine gewonnen. Die Spaltsteine werden mit Stahlmeißel und Holzschlägel in möglichst dünne Platten gespalten. Die großen geben Fuß-, Bind- und Firststeine, die mittlen schuppenförmige Dachsteine, die kleinen Wandschiefer. Die Truhe Dachschiefer (60 Stück), mit welcher ein Quadratmeter Dach gedeckt werden kann, kostet je nach Farbe und Stärke 75 bis 125 Pfennige;

die dünneren natürlich mehr als die dickeren. Die dunkleren Schiefer stehen an Festigkeit und Dauer den besten ausländischen vollkommen gleich. Thatsache ist, daß mit Lößnitzer Schiefer gedeckte Dächer ohne irgend eine beträchtlichere Reparatur über ein Jahrhundert gelegen haben. Die Lößnitzer Schiefer haben einen metallartigen Glanz, sind aber weder so glatt, noch so ebenflächig, noch brechen sie in so großen, rechteckigen Tafeln, wie man sie für flachere Dächer braucht; dagegen sind sie für steilere Dächer vortrefflich. Die ungünstigen Verhältnisse innerhalb der Gesteinsmassen vertheuern aber den Dachschiefer außergewöhnlich; denn auf 100 cbm Bruch kann man nur 5 cbm Dachschiefer rechnen. Die Hälfte der Arbeiter ist ausschließlich mit dem Wegräumen des unbrauchbaren Gesteines beschäftigt. Außer Dachschiefer gewinnt man noch Platten für Tische, Fenstersohlbänke, Thürsohlen, Treppenstufen, Brunnen- und Schleusendecken, Zaunsäulen, Wassertröge u. s. w.*).

Von einem Felsenvorsprunge oberhalb der Eisenbahnbrücke von Nieder-Schlema hat man einen anmuthigen Blick über das Muldenthal; vom Hubert (Hohe Warte) und von der Häusergruppe „Dürre Henne“ eine gute Aussicht gebirgsaufwärts.

Unmittelbar hinter dem Blaufarbenwerk Nieder-Pfannenstiel mündet das von hohen Wänden eingeschlossene Waldthal des Rumpelsbaches, weiter aufwärts das Zweibrückenthal abzweigend. Wendet man sich hinter dem Blaufarbenwerke aufwärts, so gelangt man auf aussichtsreicher Waldstraße nach Ober-Pfannenstiel und von da nach dem Thurme auf dem Spiegelwalde (1½ Wegstunde). Die Aussicht von demselben ist eine vortreffliche. Von der Dreibrüderhöhe bei Wolkenstein, den Höhen bei Sayda und Seiffen und vom Bärensteinberge an sieht man den ganzen Gebirgskamm entlang bis zum Schneckensteine und zum Kuhberge bei Schnarrtanne. Im Westen schließt seitwärts des Gleesberges der Höhenzug des Hirschsteines die Aussicht ab, den leuchtenden Wasserspiegel des Filzteiches mit seinen Umgebungen vor sich.

Dicht unterhalb des Bahnhofes liegt die Holzstoff- und Papierfabrik zu N i e d e r - S c h l e m a. Von einem Pavillon auf einem Felsenvorsprunge an der neuen Straße nach derselben hat man einen guten Einblick in das Thal. Die Holzschleiferei der Papierfabrik ist bedeutend vergrößert. Der Lumpensammler mit Kratze und Hacke ist schon längst nicht mehr der Haupt-Rohstofflieferant für die Papierfabrikation. Bei dem außerordentlichen Wachsthum des Papierverbrauchs mußte man schon längst nach Ersatzmitteln suchen; das

*) Erläuterungen zur geogn. Karte, Sect. 126. Lößnitz. K. Dalmer.



Material an Lumpen war unzureichend, an Pflanzenstoffen nur Holz, Stroh und in den Küstenländern das afrikanische Alscha zu gebrauchen. Stroh eignet sich nur zu geringen Papiersorten. Das Holz, zu dessen Verwendung der Sachse Keller die erste Anregung gab, wird entweder auf mechanischem Wege durch das Schleifen, oder auf chemischem durch Freilegung des Holzfaserstoffes (Cellulose) unter hohem Dampfdrucke verwendbar gemacht.

Die Verwendung von durch Schleifen und Zerkleinern gewonnenen Holzstoff ist eine außerordentlich umfangreiche, obgleich seit dem Erlöschen des Patentes Mitscherlich sich verschiedene Fabriken der Herstellung der Cellulose bemächtigt haben. Cellulose ist der allgemein verbreitete Baustoff der Pflanzen und findet eine ausgedehnte Verwendung, von der Papierfabrikation an bis zur Herstellung explodirender Nitroverbindungen. Holzschliff ist nichts anderes als gemahlenes Holz. Man fertigt aus Holzschliff, Strohschliff, Cellulose und Lumpenstoff in verschiedenartigen Zusammensetzungen Pappen und Papiere, Packpapiere, Druckpapiere, von den geringsten bis zu feinsten, braun, gelblich, bläulich, weiß, geleimt und ungeleimt, für die Ausfuhr, wie für den einheimischen Verbrauch. In einzelnen Fabriken werden Bunt-, Glacé- und Glanzpapiere gemacht, in anderen sogenannte Tuch- oder Lederpappe, in einzelnen Torf- oder Halblederpappe. Die Anzahl der Holzschleifereien (mit und ohne Pappfabrikation u. s. w.) an den erzgebirgischen Wasseradern ist eine ganz außerordentlich große; weit über hundert.

Die Holzschleiferei wird in ihrem Gange und Umfange natürlich bedeutend von dem Stande der Gewässer beeinflußt, so daß mit den besseren Wasserständen eine lebhaftere Holzstoffherstellung immer in Verbindung steht. Während in den letzten Jahren verschiedene ältere Holzschleifereien zur Fabrikation von Pappen und Papieren übergingen, sind in der neuesten Zeit bedeutende Holzschleifereien erweitert und neue umfangreiche angelegt worden. Der Lang- oder Differentialschliff (im Gegensatz zu dem bisher eingeführten Querschliff) giebt einen wesentlich besseren Stoff, sowohl für die Pappe, als auch bei genügend feiner Sortirung für die Papierfabrikation.

Die Mehrzahl der Holzschleifereien ist mit Papp- oder Papierfabrikation verbunden. Man fertigt weiße Holzpappen, für Gorl ꝛc., braune Lederpappen zu Emballagen, braune Leder-, Düten- und Einschlagepapiere. In Carlsfeld macht man Packpappe aus Torf und Holzstoff. Eine Zeit lang fertigte man auch graue Schrenzpappe aus Papp- und Papierabfällen. Einige große Pappenfabriken, vier im Schwarzwasserthale, eine an der Mittweida, u. A. gingen zur Papierfabrikation über.

Die Mehrzahl der kleineren, älteren Papiermühlen betreibt jedoch die Pappenfabrikation, und zwar Buchbinder-, Cartons-, Schachtel-, Jacquardpappen (für Tüllweberei), Klöppelpappen, Balgpappen (für die Instrumentenfabrikation). In Untersachsenfeld werden Preßspäne gefertigt; Buntpapier in verschiedenen Sorten und Mustern in Ober-Schlema. Die Cartonfabrikation wird auf dem Schindler'schen Blaufarbenwerke, in Rautenkranz u. s. w. betrieben.

Auf dem Schindler'schen Blaufarbenwerke deckt sie nicht allein den eigenen Bedarf, sondern bringt auch noch eine große Menge auf den Markt; in einem Jahre werden ca. 5 Millionen Stück verschiedener Cartons und Kapseln angefertigt; aus Rautenkranz gehen jährlich gegen 10 000 Ctr. Cartonnagen nach Süddeutschland. Fast alle für die Weißwaaren-, Spitzen-, Muschel- und Instrumentenfabrikation nöthigen Cartons werden im Erzgebirge angefertigt.

Der Bahnhof von Aue liegt auf dem rechten Muldenufer. Die Mulde behauptet auch hier ihren Namen, obgleich am Vereinigungspunkte das Schwarzwasser das stärkere ist; ganz wie die schwächliche Ost-Mulde, in welche die mächtige Zschopau untergeht.

Die Stadt Aue bildet scheinbar mit Zelle und Klösterlein einen Ort. Das Kloster Zell-Maria an der Mulde wurde 1173 von Bernhardinern gegründet, ging später an die Augustiner und 1263 an die Cistercienser über. Es bestand bis 1533; wurde 1429 von den Hussiten und 1525 von den Bauern verwüstet. Die über 700 Jahre alte Kirche ist der einzige Ueberrest vom Kloster. Im Innern Holzschnitzereien an der Kanzel, einige Bilder an der Empore, sowie das Altargemälde. Besonders bemerkenswerth aber ist das außen, an der Straße nach Alberode, wahrscheinlich zwischen 1220 und 1270 in Sgraffitomanier von Martinus gemalte Wandbild: in der Mitte die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem Arme, links ein Bischof mit Krummstab, Buch und Mithra, rechts eine weibliche Gestalt mit Palmenzweig und Glorienschein. Die Sgraffitomanier, welche meist erst dem 16. Jahrhunderte zugeschrieben wird, ist hier nachweislich schon drei Jahrhunderte früher angewendet worden und hat sich durch sechs Jahrhunderte hindurch, trotz des nördlichen Klima, vortrefflich erhalten.

In Klösterlein liegt die große Maschinen- und Werkzeugfabrik von E. Kircheis, welche sich ausschließlich der Herstellung von Blechbearbeitungsmaschinen und von Klempnerwerkzeugen widmet. Dieselbe wurde 1861 in Aue gegründet, wo noch die „alte Fabrik" in der Stadt steht, um in der Heimath der Blech- und Blechwaarenfabrikation die menschliche Kraft und Geschicklichkeit durch Maschinenarbeit, wo nicht zu ersetzen, so doch zu unterstützen und zu vervollständigen.

Die Fabrikation von den deutschen Verhältnissen angepaßten Blechbearbeitungsmaschinen, bei deren Anfertigung anfangs die Wasserkraft eine hervorragende Rolle spielte, nahm nach mancherlei bittern Erfahrungen und herben Enttäuschungen doch einen derartigen Aufschwung, daß schon 1873 die neue Fabrik in Klösterlein angelegt und mit 80 Arbeitern daselbst gearbeitet werden konnte. Gegenwärtig besitzt sie sechs Wassermotoren, über 200 Hülfsmaschinen, eine eigene Gießerei mit Kupolofen u. s. w. und beschäftigt gegen 400 Arbeiter. Die Jahresleistung beträgt etwa 4500 Maschinen und 10 000 Stück Klempnerwerkzeuge von auserwählter Form und Güte. Von den verschiedenen Blechbearbeitungsmaschinen mögen hier nur genannt werden: Maschinen zum Zuschneiden (Tafel-, Schlag-, Kreis-, Kurbel-, Hebel-, Streifen-, Oval-Scheeren, Schnittstanzen); Maschinen zum Sicken, Bördeln, Drahteinlegen, Verzieren (für Gesimse, endlose Wulsten u. s. w.); Falzzudrückemaschinen (Falz-, Doppelfalz-, Bodenfalz-, Rohrfalz-Zudrückemaschinen, Conservedosen-Verschlußmaschinen); Rundmaschinen (verschiedener Größe, Trichterrundmaschinen, Bandeisenbiegemaschinen, Rohrbiege-, Rohrrunde-Maschinen, Riffelwalzwerke); Abbiegemaschinen, Wulstmaschinen, Drehbänke, Pressen, darunter Kraftziehpressen und große Geschirrziehpressen, ferner Lochstanzen für Hand- und Motorenbetrieb, Bohrmaschinen, Ziehbänke, Fallwerke und andere verschiedene Maschinen und Apparate. (Maschinen und Werkzeuge zur Blech- und Metallbearbeitung von E. Kircheis. Aue in Sachsen, 1887.)

Das am Zusammenflusse von Schwarzwasser und Mulde, in einer landschaftlich reich ausgestatteten Thalweitung liegende Städtchen Aue ist sorbischen Ursprunges. Wahrscheinlich waren auch hier Zinnseifen. Mitte des 17. Jahrhunderts begann der Abbau eines Zinnlagers, welcher über ein Jahrhundert lang glänzende Ausbeute brachte. Früher stand hier auch eine Silberschmelzhütte; aber weit bekannter ward Aue durch seine Porzellanerde. Halben Wegs an der Straße nach Lauter lieferte die Grube Andreas Neufang fast ein Jahrhundert lang ausschließlich den plastischen Thon für die Meißner Porzellanfabrik. Die Porzellanerde, Caolin, chinesisch Kao-ling, ist eine weißliche Thonart, hauptsächlich kieselsaurer Thon, von erdigem Bruche und geringerer Plasticität, welche durch längeres Einsumpfen, Schlemmen und Mahlen, unter Versetzung mit Quarz u. s. w., die nöthigen Eigenschaften für die Porzellanfabrikation erhält. Der Andreas ist seit längerer Zeit erschöpft; Porzellanerde wird jetzt an anderen Orten gefunden. Sachsen ist noch heute reich an Porzellanerde. Die Hauptlager derselben befinden sich bei Garsebach und Löthain bei Meißen.

In dem großen Gasthofe an der Ecke des Marktes zum „Engel“ war die „Tausendguldenstube“. Ein in Stein gehauener Engel über der Hausthüre war Zierstück und Schild des Hauses. Der Fußboden der großen Eckstube war getäfelt, die Wände in Felder getheilt, ein geräumiger Erker bildete die Ecke, Alles mit vom Alter gedunkeltem Nußbaumholz verkleidet. Besonders schön war die Kassettendecke; auf jedem Kreuzpunkte der Vierecke stand ein rosettenartiger Knopf und in der Mitte der Felder ein erhaben geschnitzter Engelskopf. Die Wandflächen waren durch flache, reich geschnitzte Pfeiler in Felder getheilt; die Thürgewände und Thürfüllungen mit Schnitzwerk geschmückt. Hinter dem Kachelofen war in die Wandfläche ein sitzender Dudelsackpfeifer geschnitten. Eine mit einer Muschel geschlossene Wandnische enthielt — ein Waschbecken, darüber einen Engelskopf. Das ganze war augenscheinlich Nürnberger Arbeit aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Dieses Prunkzimmer ist mit dem Gasthofe 1856 durch Verwahrlosung in Asche gelegt worden.

Westlich von Aue liegt am Einflusse des Filzbaches in die Mulde Auerhammer mit seiner riesigen Spinnerei und der Argentanfabrik von Dr. Geitner (H. A. Lange). Dieselbe beschäftigt gegen 300 Arbeiter, besitzt die vorzüglichsten Maschinen für Blech- und Drahtfabrikation und stellt vermittelst Wasserkraft, einer achtzigpferdigen und einer kleineren Dampfmaschine in der Gießerei, den Walzwerken und der Drahtzieherei Bleche und Drähte aller Stärken in vorzüglicher Qualität her. Das Argentan von Auerhammer ist wegen seiner Dichtigkeit und seines festen Glanzes berühmt.

Dr. E. A. Geitner war als Chemiker an den Mückenbergischen Eisenwerken angestellt gewesen, als er 1810 eine chemische Fabrik in Lößnitz gründete, mit welcher er 1815 nach Schneeberg übersiedelte. Hier machte er wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Färbekunst (Kupferammonium, Chromverbindungen, Kobaltgrün u. s. w.) und erfand Anfang der 20er Jahre das Argentan, eine Composition aus 55 % Kupfer, 25 % Zink, 20 % Nickel. Dasselbe ist fester und fast so dehnbar wie Messing, härter und zäher als Silber, silberweiß mit einem Stiche ins Gelbgraue, von schönem Glanz, politurfähig und vom specifischen Gewichte 7,1 bis 8,95. Es ist wenig oxydirbar und verhält sich gegen schwache Säuren und Fette fast wie 12löthiges Silber. Veranlassung zu dieser Erfindung gaben Versuche, die Nickelspeise für die Industrie nutzbar zu machen. Dieselbe wurde bis dahin als werthlos auf die Halden oder ins Wasser geworfen, oder auch zu Wegebauten verwendet. Nachdem es gelungen, ein reines Nickelmetall herzustellen, entstand durch Zusätze von Kupfer und Zink das Argentan; die fast gleichzeitig in Berlin gemachte Erfindung des

Neusilbers und die demselben gewährten Privilegien hielten jedoch die Verbreitung des Argentan bedeutend auf. Auch die demselben ähnlichen Compositionen: chinesisch Turtenag und Packfong, Elektrum, Alfenid, Argyroid, Argyrophan, Semilargent u. s. w. machten Concurrenz, und nur die Beharrlichkeit in der Herstellung vorzüglicher Waare ließ die Auer Argentanfabrikation ihren gegenwärtigen Standpunkt erreichen. Die Verwendung des Argentan zu Speise- und Trinkgefäßen, Pfeifen-, Stock-, Geschirr- und Wagenbeschlägen, Musikinstrumenten, Verzierungen und eingelegten Arbeiten ist eine sehr bedeutende.

Die Argentanwerke in Auerhammer sind in der neuesten Zeit bedeutend vergrößert und erweitert, sowie in Grünthal bei Olbernhau und in der naheliegenden Schweinitzmühle Draht- und Walzwerke neu angelegt worden. Die Werke besitzen im Ganzen Dampfmaschinen von etwa 1000 Pferdekräften und beschäftigen gegen 400 Arbeiter. In einem eigenen, neuen Laboratorium werden unausgesetzt Versuche und Proben behufs der Vervollkommnung der Fabrikation und Zusammenstellung neuer Legirungen gemacht. So ist es gelungen, ein Neusilber herzustellen, welches sich durch einen außerordentlich hohen, specifischen Leitungswiderstand auszeichnet, und folgedessen zu Stromregulatoren bei elektrischen Beleuchtungsanlagen besonders geeignet ist. Von diesen Widerstandsdrähten werden zwei Sorten „Nickelin“ und „Rheotan“ gefertigt, welche nur in äußerst geringem Grade von der Temperatur beeinflußt werden.

Die Besichtigung der Walzwerke und der Drahtzieherei wird gestattet. (Mittheilungen von Herrn J. A. Lange.)

Am 1. Oktober 1877 wurde die deutsche Fachschule für Klempner in Aue eröffnet, welche 1878 in das neue Schulgebäude übersiedelte. Sie soll jungen Leuten der Blechindustrie (Klempnern, Spenglern, Flaschnern, Blechnern) Gelegenheit geben, sich in möglichst kurzer Zeit theoretische, geschäftsmännische, kunstgewerbliche und praktische Kenntnisse zu erwerben, sich zu tüchtigen Fachmännern heranzubilden und den Fortschritten des Faches mit Verständniß zu folgen. Reichliche Sammlungen an Vorlagen und Modellen, eine zweckentsprechende Bibliothek unterstützen den Unterricht in den verschiedenen Lehrfächern. Es läßt sich voraussetzen, daß der Einfluß dieser Fachschule auch in weitere Kreise hinausdringt, bis zum einzelnen, selbstständigen Arbeiter und denselben zu einer fachgemäßen Berechnung der Herstellung anleitet und auf die Erzeugung solider Waare hinwirkend, der Anfertigung der Massen- und Schwindelartikel ein Ende macht. Der Unterricht der drei Klassen zerfällt in die theoretischen Lehr- und die praktischen Uebungsstunden, von denen unabhängig

noch ein besonderer, theoretischer und praktischer Unterricht im Metalldrücken ertheilt wird. Im Sommerhalbjahr 1887 zählte die Schule 43 Schüler. (Deutsche Fachschule für Blecharbeiter zu Aue in Sachsen. 10. Jahresbericht, Michaelis 1886/87.)

---

76. Blechlöffel. Blechwaaren.

Die Blechlöffel- und Blechwaarenfabrikation haben in der Gegend von Aue und gebirgsaufwärts seit langer Zeit ihren Sitz.

Die Blechlöffelfabrikation wird gegenwärtig noch in Beierfeld, Bernsbach und Lauter betrieben. Schumann nennt (I. 325.) Beierfeld und Sachsenfeld als Mutterorte dieses Erwerbszweiges und (1814) Bernsbach, Pfannenstiel, Wildenau, Pöhla, Raschau, Zschorlau, Neuwelt, Grünstädtel, so wie die Städte Aue und Grünhain als die Orte, über welche dieser Erwerbszweig sich ausgebreitet habe. Dieselbe wurde 1710 durch einen Schlossergesellen in Beierfeld eingeführt und die nach demselben benannten Schlosserlöffel (lange) und Doppellöffel (runde) angefertigt. Später unterschied man 21 Sorten, und zwar sieben Arten gemeine Löffel (dicke, Silber „rundpolirte, breite, schmale, Bauer-Pfennig“), 3 Arten Kinderlöffel, 3 Arten gemeine und 4 Arten dicke Potagelöffel, 3 Arten Rahmlöffel und schließlich Kaffeelöffel. Ursprünglich waren die Plattenschmiede (in Aue, Pöhla, Raschau, Rittersgrün) von den Löffelmachern (in Beierfeld, Bernsbach) getrennt, doch in Zschorlau, Grünstädtel und Wildenau waren die Plattenschmiede gleichzeitig Löffelmacher. Die Löffel wurden nicht, wie der Name vermuthen ließe, aus Blech, sondern aus Stabeisen gemacht.

Die ganze Löffelfabrikation beruhte auf Handarbeit. Die Platten, von denen je nach der Stärke 8, 9, oder 17, 18 auf das Pfund gingen, wurden durch die Plattenschmiede hergestellt. An einem Feuer arbeiteten in der Regel drei Mann, ein Arbeiter aus dem Feuer, ein Aufschläger und ein Ausstieler. Die ersten beiden machten das Eisen nach vorn breit und gaben ihm die Schale (Laffe, Löffelform): der dritte dem Stiele die Façon. Ein Meister hatte bis zu drei Feuer im Gange. Die Platten wurden in Paketen abgeliefert und kamen nun in die Hände der Schwarzarbeiter, welche sie vertieften, beschnitten und ihnen, natürlich aus freier Hand, die Façon gaben. Bei einem Beierfelder Geschäft erfolgte dies letztere jedoch schon in den sechziger Jahren vermittelst einer Maschine. Hierauf wurden die Löffel wieder an den Fabrikanten (Verleger) abgeliefert, und von diesen an den Zinner gegeben. Vor der Verzinnung werden die Löffel mit Salzsäure gebeizt und dann mit kaltem Wasser

abgewaschen. Man unterscheidet deutsche und englische Politur; bei der ersteren erfolgt die Politur nach, bei der letzteren vor dem Verzinnen. Hierauf werden die Löffel in halbe Dutzende gebunden und in Fässer gepackt, welche man in Beierfeld und Bockau fertigt. Man veranschlagte 1868 die wöchentliche Fabrikation auf 10 000 Dutzend. Die Preise schwanken zwischen 40 und 120 Mark für hundert Dutzend Speiselöffel, 15 und 36 Mark für hundert Dutzend Kaffeelöffel und 2 und 6 Mark für das Dutzend Vorlegelöffel. Man hat auch schon frühzeitig versucht, die Löffel aus Schwarzblech zu schneiden und kalt auszutiefen; diese Art hatte jedoch zu wenig Dauerhaftigkeit, weil die Stiele zu schwach waren.

Die Fabrikation von aus Schwarzblech gestanzten Löffeln, welche schon 1869 begann, gewann bei dem hohen Bedarf, welchen der Krieg mit sich brachte, bedeutend an Ausdehnung und trat besonders seit 1875 ganz in den Vordergrund. Die Maschinenfabrikation wurde zuerst in Beierfeld, später in Lauter (wo die Gebrüder Gnüchtel & Sohn 1872 drei Löffelstanzen aufstellten), zuletzt in Bernsbach eingeführt. Die Löffel werden aus Siegener und Steiermärker Bessemerblech in zwei getrennten Operationen geteuft und gestanzt. Diese Löffel sind natürlich schöner und gleichmäßiger, wie die aus freier Hand gefertigten, auch die Zwickauer und Grünhainer Löffelfabrik verwenden Maschinen. Der Preis stellte 1872 für hundert Dutzend Eßlöffel auf 105 bis 120 Mark, für hundert Dutzend Kaffeelöffel auf 60 bis 75 Mark.

Die Anfertigung von Gegenständen aus Schwarz- und Weißblech hat sich in ähnlicher Weise entwickelt, wie die Blechlöffelfabrikation, und geht mit ihr Hand in Hand. Wie der Hausirer beide Artikel gleichzeitig führte, so stammen beide auch ziemlich aus denselben Orten.

Man unterscheidet Schwarzblechklempner in Lauter, Beierfeld, Raschau, Johanngeorgenstadt und Bockau, und Weißblechklempner in Lauter, Beierfeld, Neuwelt, Bernsbach, Eibenstock. In Schönheide werden nur noch wenige ordinäre Schwarzblechartikel (Ofenrohre, Kuchenbleche, Stürzen u. dergl.) gemacht.

Das Rohmaterial zu den gefertigten Gegenständen sind böhmische und rheinische Weißbleche, sowie westphälische Schwarzbleche und Schwarzbleche von Erlahammer. Einzelne Gegenstände, wie z. B. Barbierbecken, Fidibusbecher, Cylinderlaternen, Leuchterschalen, Schlüsselhaken, Theesiebe, Uhrgewichte 2c. werden aus Messingblech; Waschkübel und Wannen aus Zinkblech hergestellt. — Eine besondere Gattung von Schwarzblechwaaren bilden die Saxoniageschirre, welche

entweder innen und außen verzinnt, oder auch nur innen verzinnt und außen getheert und mit Eisenlack gestrichen werden.

Man fertigt Töpfe, Kasserole, Kocher, Pfannen, Schüsseln, Topfstürzen, Backformen, Botanisirtrommeln, Durchschläge, Reibeisen, Gemäße, Gießkannen, Kaffeemaschinen, Trichter, Klappern, Laternen, Lampen, Leuchter, Krüge, Schreibzeuge, Sparbüchsen, Tabaks-, Cigarren- und andere Dosen und Döschen, Kasten und Kästchen, Flaschen, Schaalen, Leuchter, Christbaumdillen, Näpfe, Büchsen, Teller, Wagschalen, Waschbecken, Eimer, Zuckerdosen u. s. w. aus Weißblech, und Kaffetrommeln, Ascheneimer, Maschinen- und Bratröhren, Oefen, Ofenrohre, Stürzen, Reinigungsthüren, Kehrichtschaufeln, Kuchenbleche, Aschenkasten u. s. w. aus Schwarzblech; aus beiden Blechgattungen Kinderspielzeug aller Art.

In Lauter ist seit 1875 die Fabrikation von emaillirten Blechwaaren entstanden. Anfänglich wurden die Gegenstände gefalzt, doch seit 1878 vermittels einer Ziehpresse aus einem Stück gefertigt. Manche Geschirre werden in zwei Stücken gepreßt und dann zusammengefalzt. Ein flaches, rundes Stück Blech wird auf die untere Preßfläche aufgelegt, die beiden Stempel, der obere und untere, kommen einander entgegen, der obere drückt den flachen Blechteller in die Form hinein, und nachdem er sich wieder gehoben hat, bringt ein Cylinder den Gegenstand aus der Form des unteren Stempels heraus. Die gepreßten Gegenstände werden hierauf ausgeglüht, geglättet und justirt, nach Befinden die zusammengehörigen Theile gefalzt, Henkel aufgenietet, und dann innen weiß, außen dunkelblau emaillirt. Die Emaille wird gemahlen, geschmolzen und in Wassergefäßen gesammelt. Beim Emailliren werden die Gefäße erst außen mit der blauen Emaille versehen, getrocknet und im Glühofen gebrannt; sodann mit der weißen, inneren Glasur, welche in gleicher Weise aufgetragen und aufgeschmolzen wird.

Die erzgebirgische Blechwaarenfabrikation hat jedoch im Laufe der Zeiten eine vollständige Umänderung erlitten. Während früher unzählige kleine Meister auf eigene Rechnung arbeiteten und ihre Waaren auf dem Hausirwege selbst oder durch ihre Angehörigen vertrieben, sind jetzt schon mehrere große Fabriken thätig, um die verschiedenen Arten von Küchengeschirren, Kinderspielsachen u. s. w. in großen Massen zu erzeugen. (Industriezeitung 1885. Nr. 29.)

Die Anfertigung aller Art Hausgeräthe von emaillirtem Eisenblech hat in der neuesten Zeit eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, sowohl in Bezug auf den Umfang der Fabrikation als auch in Bezug auf den Umfang des Gebrauches. Das emaillirte Eisenblechgeschirr ist leicht, haltbar, besitzt zweckmäßige Formen, ein gutes

Aussehen und wird zu einer großen Anzahl von Hausgeräthen verwendet. Die Geschirre werden innen weiß und außen blau oder braun gefertigt, oder innen und außen grauwolkig, oder in vierzehn verschiedenen Farben marmorirt, oder endlich innen und außen weiß mit bunter Verzierung.

Es kommen in den Handel Schöpf-, Schaum-, Rahm-, Suppen-, Potagelöffel, flache Kellen u. s. w. Maschinentöpfe, Ringtöpfe, Kaffeekocher, Kasserole mit und ohne Ring, Bratpfannen, Eiertiegel, Bauch-, Schmor- und Absatztöpfe, Fischkessel, Spargelkocher, Kartoffeldampftöpfe, Töpfe und Kasserole für Petroleumöfen, Kaffee- und Theegeschirre, Wannen, Schüsseln, Waschgeschirre, Küchengeräth, Eßgeschirr, und zwar flache und tiefe, Teller, Schüsseln mit und ohne Deckel, Henkeltöpfe, Essenträger, Milchäsche, Milchkrüge, Melkgelten, Milchtransportkrüge, Oelkännchen, Oelflaschen, Petroleumkannen u. s. w.

---

77. Eisenbergbau. Hammerwerke.

Daß die Blechwaarenindustrie frühzeitig auf dem Obergebirge Platz fassen konnte, beruhte darauf, daß schon mit dem Beginn des Silberbergbaues der Abbau von Eisenerzen sich entwickelte und eine Anzahl von Hohöfen und Hammerwerken entstand, welche bei dem Reichthume an Brennmaterial die Erze an Ort und Stelle schmelzen und bearbeiten konnten.

Auf allen Abhängen des Gebirges zwischen der großen Mittweide und der Mulde, am Pöhler Wasser und am Schwarzwasser sind noch heute zahlreiche Eisengruben zu erkennen, zum großen Theile noch in Betrieb. Im Jahre 1882 beschäftigte der Eisenerzbergbau im Bergamte Schwarzenberg etwa 1000 Mann, welche auf 15 Zechen ungefähr 132 000 Centner Eisenstein und Magneteisenstein förderten.

Der Eisensteinbergbau ist verhältnißmäßig nur wenig jünger wie der Bergbau auf Silbererze; im Obergebirge vielleicht sogar älter.

Hier kann man den Beginn desselben auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts setzen, wie die Anlage der ältesten Hammerwerke bezeugt, und einen bedeutenden Aufschwung des Bergbaues auf Eisenerze in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Eisen- und Hammerordnung des Kurfürst August von 1583 und die Pirnaische Berg-, Eisen- und Hammerordnung vom 25. Februar 1594 gaben der eigenen und selbstständigen Entwickelung des Eisenbergbaues und des Hammerwesens nur den gesetzlichen Abschluß.

Die Hammerwerke des Erzgebirges und des Vogtlandes erhielten bei ihrer Begründung zum großen Theile Feld-, Wiesen- und Wald-

boden zu mäßigem Preise überlassen, vor Allem aber die zum Betriebe der Hohöfen nöthigen Holzmengen gegen sehr niedrige Taxpreise angewiesen. Die Klafter $^9/_4$ Ellen (1,282 m) langes Scheitholz kostete bis 1816 = 9 Gr. 4 Pf., die Klafter Stöcke 4 Gr. Bis 1814 durfte, ausgenommen die bestimmt festgesetzte Menge von Floßhölzern für Zwickau und Leipzig, kein Holz aus den oberen Waldungen in das Niederland abgegeben werden. Die Eisenerzeugung des Obergebirges war auf das Ausbringen des Eisens mittelst billiger Holzkohlen dergestalt angewiesen, daß sie nur bei den niedrigsten Holzpreisen bestehen konnte. Man legte Hammerwerke an, wo man Eisenstein fand; denn Holz war genug in der Nähe.

Im engsten Zusammenhange mit der Zahl und Verbreitung der Hammerwerke war daher jederzeit die Ausdehnung des Eisenbergbaues.

Die auf dem Erzgebirge vorkommenden Eisenerze sind Magneteisenstein, Rotheisenerz, auch Glanzeisenerz, Eisenglanz oder rother Glaskopf genannt, Brauneisenstein, auch brauner Glaskopf, Brauneisenerz, sowie Thoneisenstein, Eisennieren, Spatheisenstein u. s. w. Die besseren Eisenerze (Rotheisenerze) wie Glaskopf, Strahlstein, reicher dichter Rotheisenstein, guter Braunstein u. s. w. sind nur nesterweise eingelagert.

Ueber den Umfang des Eisensteinbergbaues der früheren Zeiten lassen sich jedoch nur Schätzungen aufstellen. Merkel sagt (I. 156): „Der Eisenstein wird im Amte Schwarzenberg am Ergiebigsten gefunden“ und nennt (1804) als die vorzüglichsten Gruben: Johannes am Rothenberge bei Schwarzenberg, den Henneberger Zug, Irrgang, bei Johann-Georgenstadt, Vier Gesellen, Alter Mann, Spitzleithe, Johannes am Rehhübel und Urbanus bei Eibenstock u. s. w. Er beziffert die Eisenerzgewinnung im Schwarzenberger und Annaberger Revier auf 9500 Centner jährlich. Johannes am Rothenberge war seit Anfang des 17. Jahrhunderts im Betriebe und lieferte Rotheisenstein, darunter viel Glaskopf; die Gruben am Magnetenberge jedoch seit Anfang des 16. Jahrhunderts*).

Aber schon 1697 gingen einige Hammerwerke ein, weil sie nicht mehr so viel Holz erhalten konnten, als sie zu den ihnen nöthigen Kohlen bedurften. Denn trotzdem sie sich entschlossen „Stöcke“ zu verbrauchen, beschränkte fast jede Verfügung des Landesherrn den Bezug des billigen Brennmateriales, und mit dem Stillstand des Hammers trat gleichzeitig auch der Stillstand der ihn versorgenden Eisensteingruben ein.

---

*) H. Jacobi, Von der erzgebirgischen Eisen-Industrie. Glückauf (Zeitschrift) 1888, Nr. 4.



Im Jahre 1862 baute man auf 18 Obergebirgischen Zechen 108 000 Centner Eisenerze; doch schon 1863 nur 74 000 Centner und 1865 nur 66 000 Centner. Die Eisenerzgewinnung sank bis auf 27 000 Centner. Im Jahre 1871 waren auf Eibenstocker und Johann-Georgenstädter Revier nur 4 Zechen im Freiverbau, während 29 auf Zubuße bauten und die Erzgewinnung auf 12 000 und 18 000 Centner gesunken war. Dieselbe stieg Ende der 70er Jahre wieder auf 28 000 bis 30 000 Centner. 1882 wurden 25 000 Centner Magneteisenstein gewonnen, 1883 17 600 Centner. Von 1884 bis 1888 war die Erzproduction auf Neue Silberhoffnung Fundgrube bei Raschau von 1425 Tonnen auf 450 Tonnen herabgegangen; auf Rothem-Adler-Stolln bei Rittersgrün von 2200 Tonnen auf 710 Tonnen; auf Glücksburg am Rehhübel von 20 Tonnen auf 86 Tonnen gestiegen; Gottes Geschick bei Raschau gab 1884 noch 611 Tonnen; Christoph-Fundgrube bei Breitenbrunn sank von 433 Tonnen auf 10 Tonnen. Dagegen förderten die neuen Eisensteingruben Vereinsglück bei Schedewitz 1887 890 Tonnen, Vorsicht-Fundgrube bei Cainsdorf 2017 Tonnen. Die noch 1871 in voller Ausbeute befindlichen Gruben Gesegnete Bergmannshoffnung bei Unterblauenthal, Heinrich-Stolln an der Hoffnung, Sosaer Glück und Friedrich-August-Stolln, Himmelfahrt Christi am Gerstenberge, Johannes-Fundgrube und Lorenz-Fundgrube am Rehberge, Morgenstern, Rohnert-Fundgrube am Bucker Berge, Riesenberg tiefer Erbstolln und Frisch Glück am Graul haben seitdem alle den Betrieb eingestellt. Nur am Magnetenberge und bei Erla sind noch einige Zechen im Gange.

Schon Albinus schreibt (II. 134): „Erstlich hat man viel Eisenhammer nicht weit von dem Dorfe Pela. Eisensteingruben auf der Burkhardsleithe. Das andere Eisenbergwerk ist zwischen Raschau und Grünhain; dies nennt man auf dem Memmler, andere schreiben Emmler.“ — Der Bergbau bei Raschau wird schon 1316 erwähnt; der Eisenhammer in Raschau urkundlich 1402. In Lößnitz bestand ein Hammerwerk, und in Steinbach soll um 1400 auch schon ein Hammerwerk im Gange gewesen sein. Das Tännicht bei Elterlein wurde 1500 von Kaspar Klinger als Hammerwerk angelegt. Am Pöhlbache unter dem Fichtelberge lagen der Rothe Hammer und der Schlösselhammer, an der Preßnitz der Christophshammer, Ober-, Mittel- und Nieder-Schmalzgrube (Schmiedeberg), sowie „das Werkel“ unterhalb Steinbach; an der Zwönitz der Thalheimer und der Einsiedler Hammer und ganz im Osten, an der Natzschkau, Einsiedel-Sensen-Hammer; ganz im Westen auf der Südseite des Gebirges Höllhammer (Klingenthal).

Die Hammerwerke, welche im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts

von den Herren von Elterlein angelegt worden sind, nannte man lange Zeit hindurch die „Elterleiner Hämmer“. Zu diesen gehörte der Pfeilhammer und der Pöhlhammer (später Siegel's Hammer) zu Pöhl, der doppelte Hammer zu Rittersgrün (später Schmertzing's Hammer und Arnold's Hammer), der rothe Hammer an der Miepe (später Löwenthalhammer, Wolfshammer, dann Ober-Mittweidaer Hammer), der Hammer zu Elterlein, der Drahthammer zu Mittweida. Außer diesen bestanden der Hammer zu Wildenau, sodann am Schwarzwasser der 1640 von Caspar Wittich gegründete Hammer Wittichsthal, der 1570 von böhmischen Exulanten errichtete Hammer Breitenhof, der Kugelhammer (später Erlahammer), der Hammer in Pfannenstiel. An der Bockau lag der 1598 gegründete Hammer Wildenthal, an der Wiltzsch der 1676 (oder 1678) erbaute Hammer Carlsfeld, weiter östlich die schon im 15. Jahrhundert im Betrieb befindlichen Hammerwerke Morgenröthe und Tannebergsthal; an der Mulde der obere Muldenhammer (später Ficker's Messing- und Eisenhammer genannt), das Hammerwerk Rautenkranz, der Blechhammer unter Schönheide (war vor 1615 nur ein „Stabhämmerlein“), der andere Muldenhammer (wahrscheinlich der älteste aller Muldenhammer; er soll schon von den Sorbenwenden angelegt worden sein und wurde auch deshalb der Windische Hammer oder Windischthal genannt, im 16. Jahrhundert jedoch der Hammer unter Eibenstock); ferner das 1614 errichtete Hammerwerk Schwefelhütte (später Neidhardtsthal), Hammer Wolfsgrün, Hammer Ober-Blauenthal, Hammer Unter-Blauenthal (1510 gegründet), der Auerhammer. Nächstdem waren noch 1779 im Gange Kühnheide, Hammer Unterwiesenthal und Schlössel, an der Zwota der Hammer Zwodtenthal.

Aus dieser stattlichen Anzahl von Hammerwerken läßt sich ein Rückschluß auf den Umfang der Eisenindustrie ziehen, wenngleich auch nur Wasser- und Menschenkraft angewendet und Holzkohlen verfeuert wurden.

Die innere Einrichtung dieser Hammerwerke war sehr übereinstimmend. Ein Hohofen, 4 bis höchstens 7 m hoch, $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ m im Bauche weit (also von sehr geringen Ausmaßen), mit einem durch Wasserkraft getriebenen Gebläse diente zur Schmelzung der Eisenerze. Der Hohofen wurde gewöhnlich täglich zwei Mal abgestochen; ein Gang wog 12 bis 16 Centner. Der Hammer, ebenso wie das zum Heerd (oder Hammerfeuer) gehörige Gebläse, durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt, 5 Centner schwer, schlug das gewonnene Eisen zu einer homogenen Masse, indem die Schlacken aus demselben herausgetrieben und Eisenstücke hergestellt wurden, welche man nachher zu Stangen von beliebiger Stärke und Länge ausschmiedete.

Zu jedem Hohofen gehörten sechs Arbeiter: ein Steinpocher, zwei Aufgeber, zwei Hohöfner, ein Schlacken- oder Wascheisenpocher. Bei einem Stabhammer oder Frischfeuer arbeiteten der Frischer, der Vorschmied, zwei Pursche, ein Junge; bei jedem Blechfeuer, wo das Eisen zu Blechen geschmiedet wird, sieben: der Blechmeister, der Ausgleicher, der Heerdschmied, der Urweller, der Lehrknecht, zwei Kölbelaufgeber. Im Zinnhause, wo das Blech verzinnt wird, der Meister, drei Gesellen, ein Junge, vier Wischweiber. Das Verzinnen der Eisenbleche war seit 1620 in Aufnahme, obgleich es Agricola schon kennt. Außerdem braucht jedes Hammerwerk noch einen Kohlenbrenner und vier Tagelöhner. (Peck.)

„Es wird auf diesen und anderen Hammerwerken", sagt Engelschall in der Chronik von Johann-Georgenstadt (S. 286) „der vorräthige Eisenstein im Hohenofen vermittelst des Gebläses geschmelzt, und wenn der Heerd voll lauteres Eisen mit einer eisernen Stange ein Loch in Vorheerd gemacht, worauf das lautere Eisen in die hierzu gemachte Form oder Leisten läuft. Das heißt ein Gantz."

„Aus dergleichen wird Stabeisen geschmiedet. Wenn das Eisen nicht mehr so lauter, wird es ausgebrochen und zu Theilen von 13/24 Centner gehauen. Diese nimmt der Blechmeister über, macht sie heiß, zerschrotet sie und macht Stangen, oder er zahnet sie (zieht sie aus). Mit einem kleineren Hammer theilt man die Stangen in Stücke, welche man breitschmiedet, in's Feuer legt, wieder streckt („gleicht") und das wiederholt, bis sie die rechte Breite haben ..... Die guten Bleche werden verzinnt, nachdem sie vorher gerichtet, beschnitten und gebeizt sind. Man verzinnt 100 Blatt auf einmal. Darauf werden sie sortirt. Man nennt „Kreuz" das stärkste Blech, „Fuder" das mittle, „Senkler" das schwächste Blech und den Ueberrest „Ausschuß".

In Bezug auf die Hammerschmiede fügt Engelschall hinzu, „daß sie ein stark und dauerhaft Volk, so von ihrer schweren Arbeit, worzu nicht geringe Forçe erfordert wird, herkommen mag. Sie haben die Werkeltage und bei ihrer Arbeit nichts mehr an als ein Hembd und ein Schurzfell, und weil sie immer am Feuer stehen, geht viel von ihrem Lohn aufs Getränke. Daher sie in den Privilegiis „unbändig Hammervolk" heißen; es ist ihnen aber zu dieser Zeit der Muth ziemlich gefallen."

Im Jahre 1820 bestand das Hammerwerk Tannebergsthal noch aus 1 Hohofen, 2 Stab-, 2 Frischfeuern, 2 Blechhämmern, 1 Zinnhaus, 1 Drahtmühle und lieferte gegen 4000 Waag (80 000 kg) Stabeisen und 1000 Faß Bleche.

Von den genannten Hammerwerken bestanden 1824 noch zwanzig

mit 15 Hohöfen, 1836 noch achtzehn, später nur zwölf, von denen jedoch der größte Theil den Hohofenbetrieb eingestellt hatte.

Das eigenthümliche, kleine, aber sehr alte Hammerwerk in Wildenau, der sogenannte Schaufelhammer, auf welchem mit zwei Maschinenhämmern von 3 bis 4 Arbeitern aus altem Eisen u. s. w. wöchentlich im Durchschnitt 3 Schock sogenannte Landschaufeln verfertigt und im Hausirhandel vertrieben wurden, erhielt sich bis Mitte 1871, wo es seinen Betrieb vollständig einstellte.

Die kleinen Hammerwerke konnten überhaupt die Concurrenz der großen neuen Anlagen nicht aushalten, besonders seitdem die Steinkohle, deren Transport für sie zu theuer wurde, in den Hohofenbetrieb eingeführt war. So ging denn ein Hohofen und Hammerwerk nach dem anderen ein; die Mehrzahl mußte ihren Betrieb ändern und andere Industriezweige annehmen.

Im Jahre 1886 bestanden noch 2 Hohofen, 5 Stabeisenhämmer, 1 Schweißofen, 5 Gießereibetriebe, 1 Schwarzblechhammer, 1 Blechnagelfabrik, 2 Fabriken von gestählten und ungestählten Zeugwaaren. Die Weißblechfabrikation hatte seit 1862 vollständig aufgehört. Die Roheisenerzeugung war auffallend zurückgegangen, trotzdem der Bezirk so reich an Eisenerzen ist, daß dieselben auf Jahrhunderte hinaus den Bedarf gedeckt hätten.

Die vier mit Hohofenbetrieb verbundenen Eisenhüttenwerke Morgenröthe mit Rautenkranz, Schönheider Hammer, Erlahammer und Pfeilhammer behaupteten Anfang der 70er Jahre noch ihren Hohofenbetrieb mit Holzkohlenfeuerung; aber die Production derselben war bedeutend gesunken, ja ihr Betrieb wurde von den Besitzern als eine Last empfunden, von welcher sie sich noch nicht hatten befreien können. Die Hohöfen waren 1871 nur 3, 5, 7 und 8 Monate im Betriebe; 1872 nur Pfeilhammer und Schönheider Hammer; 1873 und 1874 nur Erlahammer und Morgenröthe; 1875 nur Morgenröthe. Nach einjährigem Stillstand setzten 1877 zwar Erlahammer und Morgenröthe ihre Hohöfen wieder in Brand, aber nur auf Wochen; endlich ließ 1879 Erlahammer auch seinen wiederholt in Gang gesetzten Hohofen kalt werden.

Dagegen stellten diese Werke aus Cupol- und Flammenöfen verschiedene Gußwaaren her: Morgenröthe Glockenschaalen zu Signalapparaten und Schlagwerken mit einer bis dahin noch nicht erreichten Ausdauer und Reinheit des Tones; Erlahammer und Schönheide emaillirte Gußwaaren (Kochgeschirre, Krippen u. s. w); Schönheide (seit 1866) Eisen- und Stahlfaçonguß; Erlahammer Achsen und Zeugeisen; Erlahammer, Rautenkranz und Wildenthal Stabeisen und Zeugwaaren; Erlahammer und Rautenkranz Schwarzbleche (gegen 2000

Centner); Wildenthal Blechnägel. Wildenthal ging nach den Bränden von 1870 und 1873 ganz ein. Neidhardtsthal war kurze Zeit Maschinenfabrik.

Aber die Eisenindustrie des sächsischen Erzgebirges erlitt 1873 einen starken Rückschlag, von welchem sie sich erst Anfang der 80er Jahre wieder erholen konnte. Von den Hammerwerken hatte Erlahammer nur noch 4, Schönheide und Morgenröthe nur 2, Pfeilhammer und Unter-Blauenthal nur je 1 Copulofen im Gange, und sehr langsam wendete sich der Kampf mit ungünstigen Handels- und Zollverhältnissen zum Besseren, besonders seitdem sich die Qualität des inländischen Eisens steigender Anerkennung versichert hatte. Die Werke gingen zum Gusse von Maschinen- und Kleineisentheilen über. Morgenröthe und Schönheide liefern im Jahre über 400 000 Centner Maschinentheile, 5000 Centner Hartgußwaaren, 35 000 Centner getemperte Gußwaaren, 260 000 Centner sonstige Gußwaaren (Oefen, Theile von Nähmaschinen, Velocipeden u. s. w.). Dieselben verschmelzen ungefähr 100 000 Centner Roheisen und 200 000 Centner altes Guß-, Bruch- und Wascheisen. Schönheide ist schon seit langen Jahren durch die Feinheit seines Gusses bekannt. Die Fabrikation von schmiedbarem Eisen- und Stahlfaçon-, sowie schweißbarem Gusse, welche seit etwa 20 Jahren auf dem Hammerwerk Schönheide heimisch ist, hat in dem letzten Jahrzehnt schwere Kämpfe durchzumachen gehabt. An Gußstahl und schmiedbarem Eisenguß fabricirt Schönheide über 6000 Centner, an emaillirten Geschirren über 1200 Centner.

In Schönheide hatte sich um 1700 die Schwarz- und Weißblechfabrikation, und im Zusammenhange hiermit in Eibenstock und Dorf Schönheide die Röhrenschieberei und Klempnerei bedeutend entwickelt. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde der Hohofenbetrieb vergrößert und vervollkommnet, die Schwarzblechfabrikation, sowie die Stab- und Zain-Eisenfrischerei erweitert und die Anfänge gemacht, das Roheisen durch Heerdguß zu gewinnen. Die Napoleonischen Kriege brachten das Hammerwerk jedoch ganz herunter; 1827 war es Ruine. C. Edler von Querfurt, der neue Besitzer, widmete der Wiederherstellung des Werkes alle Kräfte, so daß es nach einem Jahrzehnt wieder vollständig leistungsfähig war. Das Anfang der 60er Jahre errichtete Puddlings-Walzwerk wurde 1863 aufgegeben, dagegen Mitte der 70er Jahre ein Eisen-Emaillirwerk errichtet, sowie nach jahrelangen Versuchen und Anstrengungen die schwierige Fabrikation des schmiedbaren und schweißbaren Eisengusses und des Stahlfaçongusses eingeführt. Mit diesem trat Schönheide in Sachsen, vielleicht wohl in ganz Deutschland zuerst auf.

Das Eisenhüttenwerk Schönheide beschäftigt gegenwärtig gegen

400 Arbeiter. Der Hauptbetriebszweig ist die Fabrikation schmiedbaren Eisen- und Stahlfaçongusses, sowie schweißbaren Gusses in den patentirten Schmelz- und Temperöfen. Es werden täglich 20 bis 24 Oefen geschmolzen (24 000 Centner Jahresproduction). Zum Entkohlen des rohen, schmiedbaren Gusses dienen 10 gewöhnliche und 2 patentirte Temperöfen. Es werden die verschiedensten Maschinen-, Wagen-, Schlossereitheile, sowie Maschinen-Klein- und Feinguß gefertigt.

Die nächstgrößte Branche ist die des Graugusses; drei Cupolöfen neuesten Systems sind im Gange und liefern täglich 250 bis 280 Centner Guß, und zwar: Stuben-, Wirthschafts- und Reguliröfen, Wasserpfannen, Kessel, Bau- und Maschinenguß aller Art u. s. w. Eine besondere Gießerei fertigt Roststäbe — 600 bis 750 Doppelcentner.

In den mit Verzinnerei, Verzinkerei, Schmirgel- und Poliranstalt verbundenen Maschinenwerkstätten werden eine Masse von Artikeln zum Versenden fertig gestellt. Drei große Wasserräder von je 150 bis 180 Pferdekräften geben die erforderliche Betriebskraft.

Das Emaillirwerk, welches seit 1865 besteht, liefert emaillirte Pfannen, Kessel, Tornister, Küchenausgüsse, Pferdekrippen, Sautröge u. s. w. besonders nach dem neuen Emaillirverfahren in ganz vorzüglicher Beschaffenheit.

In der galvanischen Anstalt werden Eisentheile vermittelst des galvanischen Stromes in besonderen Metallbädern mit Ueberzügen von Kupfer, Messing, Nickel oder Zinn versehen.

Bedeutende Erweiterungs- und Neubauten haben in jedem Jahre stattgefunden. (Mittheilungen von Hr. H. Edlen von Querfurt.)

Die Eisen-, Frisch- und Streckwerke zu Erlahammer und Rautenkranz liefern jährlich gegen 17 000 Centner. Erlahammer, welches früher Kugelhammer genannt wurde, weil es vorwiegend Artilleriegeschosse lieferte, war schon Anfang dieses Jahrhunderts durch seine Stahlerzeugung berühmt und besitzt heute noch die Eisenzechen am Rothenberge, welche durch ihren Rotheisenstein und Glaskopf bekannt sind. 1770 wurde der Drahtzug angelegt, welcher 39 Sorten Draht hauptsächlich aus Eisen von Breitenhof, Rittersgrün und Wiesenthal herstellte. 1780 wurde vortrefflicher Stahl gewonnen. Man machte auch viel gegossene Waare, Oefen, Krummzapfen u. s. w. Gegenwärtig beschäftigt Erlahammer bei der Schweißeisenfabrikation 3 Frischfeuer und 2 Schweißfeuer. Es werden daselbst Stabeisen, Zeugwaaren, Wagenachsen, Maschinentheile, Eisenguß- und Stahlgußwaaren, emaillirte Geschirre, Schwarzbleche u. s. w. gefertigt.

Im Jahre 1887 begründete das Hammerwerk Erla-Pfeilhammer

in Wittigsthal bei Johann-Georgenstadt eine Fabrik von schmiedbarem Eisen- und Stahlfaçonguß.

Nach den Berichten der Handels- und Gewerbekammer Plauen verarbeiteten die Hammerwerke Schönheide und Morgenröthe in den Jahren 1886, 1887 und 1888 im Gießereibetriebe aus zweiter Hand 2 518 000 kg, 2 704 000 kg und 3 853 000 kg, aus welchen 1 631 000 kg, 1 805 000 kg, 2 845 000 kg Gußwaaren hergestellt wurden.

Unter den alten Familien der Hammerherren stehen die Elterlein oben an; doch sollen die Siegel schon um 1400 Eisenhämmer oder Rennfeuer an der Pöhl und dem Schwarzwasser gehabt haben und als „baulustige Bergleute und hammerverständige Männer“ bekannt gewesen sein. Ferner nennt man die Gottschald auf dem Wildenthaler und Muldener Hammer, die Müller von Berneck auf Breitenhof, die um 1650 eingewanderten Niederländer Uttenhofen auf Unter-Morgenröthe, die Kleinhempel auf dem Rittersgrüner, die Arnold auf dem Mittweidaer Hammer, die Klinger auf dem Tännicht, die Pistorius auf Schmalzgrube u. A. m. Die Mehrzahl dieser Familien ist jedoch nicht mehr im Obergebirge angesessen.

---

78. Lauter. Schwarzenberg. Raschau.

Das im Allgemeinen nach Südost gerichtete Thal des Schwarzwassers bildet im großen Bogen zwischen Aue und Lauter ein enges, von bis zu 200 m hohen Abhängen eingefaßtes Waldthal, in welchem die Eisenbahn den einzigen durchgehenden Verkehrsweg bildet, abgesehen von ein Paar hoch oben dahin führenden einsamen Waldwegen.

Auf der Straße nach Schwarzenberg gelangt man in einer Stunde nach dem langausgedehnten Dorfe Lauter. Von den Ende des vorigen Jahrhunderts im Gange befindlichen Vitriolölbrennereien ist längst keine mehr im Gange. Ebenso ist die Vitriolölbrennerei in Beyerfeld und in Geyer gegen Anfang dieses Jahrhunderts zum Erliegen gekommen. Aber schon Schumann sagt (V, 423): „Man fertigt hier besonders im Winter geflochtene Arbeit von Weidenruthen und Spänen, z. B. alle Arten von Füllfässern, Schlitten-, Wagen-, Kohlen-, Schiebock-, Wäsch-, Bett- und Arbeitskörben. Die hiesigen Schlittenkörbe stehen im Rufe und werden weit verfahren.“ Seitdem hat sich in Lauter und in Bockau die Anfertigung von Spankörben für die Ausfuhr nach Amerika, England und Frankreich entwickelt, so daß sie im Sommer gegen 600, im Winter gegen 900 Menschen

beschäftigt. Man fertigt Emballagekörbe für Strohhüte, Mützen, für Weintrauben- und Spargelversand, für Blumen und Kränze, für Putzmacherartikel, wie überhaupt für den Postversand. In der neuesten Zeit sind die feineren Körbe für Haus und Wirthschaft, Wäsche ꝛc. weniger gesucht gewesen als die geringeren für Post- und Eisenbahnversand. In Lauter und Aue, sowie an einzelnen Orten der Umgebung, ist in einigen kleineren Etablissements Malerei auf schlesische Porzellane im Gange, besonders auf begehrte Gebrauchs- und Mittelwaare.

Von Lauter führt die Straße in einer Stunde nach Schwarzenberg. Vom Jeremisberge zwischen Lauter und Neu Welt hat man eine sehr gute Ansicht des Thales gebirgsaufwärts.

In dem scharf eingeschnittenen Thale des Schwarzwassers liegt kurz vor Vereinigung desselben mit der großen Mittweida, auf einem schroff nach Osten gerichteten Bergvorsprunge, Schloß und Stadt Schwarzenberg in einer breiten Schleife des Schwarzwassers. Ueber der Felsenklippe, welche in der neuesten Zeit ein Tunnel der Eisenbahn nach Johanngeorgenstadt durchbohrt, liegt das alte, vielfach umgewandelte, aber an interessanten Bauwerken arme Schloß. Es soll schon im 10. Jahrhundert gestanden haben, wie ganz erklärlich lange vor der Stadt, die Straße nach Böhmen beherrschend, welche „über die Platte“ ging. Die Grafschaft Schwarzenberg soll schon 950 bestanden haben; nur wenig später die Grafschaft Hartenstein, welche in einem schmalen etwa 55 km langen Streifen bis auf den Gebirgskamm an den Kupferhübel reichte. Diese gehörte den Burggrafen von Meißen, später den Schönburgen; Schwarzenberg im 11. Jahrhundert angeblich einem Grafen Ziska. Erst Ende des 14. Jahrhunderts kam die Herrschaft Schwarzenberg an die Burggrafen von Leisnig; 1481 an die Tettaus. Das Schloß, dessen alter Thurm wohl aus dem 12. Jahrhundert stammt, ist 1433 durch die Hussiten zerstört und erst 1555 umgebaut und das obere Stockwerk in Stein aufgeführt worden. Nach dem Brande 1709 wurde es wieder hergestellt, der Thurm niedriger, die Brücke von Stein. Trotzdem machen die hohen Schloßgebäude auf der das Thal überragenden Felsenklippe einen landschaftlichen Eindruck, der nur durch die 1690 erbaute Kirche massig und schwerfällig wird. Die Befestigungen der an das Schloß westlich angelehnten, ovalen Stadt sind nicht mehr zu erkennen. Von der durch die Hussiten zerstörten über drei Ellen starken Stadtmauer ist kein sicher nachzuweisendes Ueberbleibsel da, und von den späteren Befestigungen läßt sich kaum noch der Umriß erkennen.

In Schwarzenberg besteht seit 1884 eine Erzgebirgische Frauenschule, in welcher alle für den Haushalt nothwendigen Arbeiten —

Nähen, Stricken, Wäschezuschneiden, Kleideranfertigen, Nähen an der Nähmaschine, Platten, Putzmachen — gelehrt werden. Die im letzten Jahre von 50 Mädchen besuchte Anstalt hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihre Schülerinnen als Arbeiterinnen oder Dienerinnen unterzubringen, sobald das Erlernte nicht in der eigenen Familie verwerthet werden kann.

An beiden Ausgängen der Stadt, welche zum Schwarzwasserthale führen, hat man frische, lebendige Landschaftsbilder vor sich, besonders am südlichen; auf der Straße nach dem Ochsenkopfe gewinnt man am Vorwerk, besonders aber auf der Höhe vom Rackelmann einen interessanten Ueberblick nach Ost und Südost.

Innerhalb der Schleife des Schwarzwassers am Fuße des Schlosses liegt Bad Ottenstein.

Dicht unter dem Rackelmann liegt Bermsgrün, ein durch zugewanderte Blechschmiede gegen Ende des 16. Jahrhunderts gegründeter Ort, in welchem um 1840 = 72 Familien wohnten, welche den Namen „Blechschmidt" führten. 4 km westlich von Schwarzenberg ist oberhalb des Vorwerkes Henneberg die Morgenleithe; Aussichtsgerüst mit umfassender Rundsicht.

Nordöstlich von Schwarzenberg mündet bei Wildenau die große Mittweida, welche die gesammten von der Mitte der Erzgebirgserhebung nach dem Schwarzwasser fließenden Quellenbäche in ihrer Wasserrinne sammelt. Das Thal der Mittweida hat als Parallelthal zum Gebirgskamme eine Länge von 10 km. Bis Markersbach ist es nur auf der Südseite von bedeutend hohen Abhängen begrenzt, welche bei Mittweida bis zu 150 m ansteigen.

Von diesem dicht besiedelten Thale, welches gemeinhin „die Rasch" genannt wird, berichtet Schumann (VIII, 759), daß „immer noch für jedes Haus die erstaunliche Bevölkerung von 11 bis 12 Köpfen" sich enge zusammendränge. „Da sitzen nicht selten 10 und mehr Klöpplerinnen (um 1820) vor einem Hause, ein Haufen Kinder umschwärmt sie" ... „So könnte man durch das Dorf hindurch 300 Klöpplerinnen und mehr zählen, während rasche Hammerschläge in den Häusern, der Rauch aus den Nagelschmieden, aus den Oleumhütten und dem Vitriolwerk angeben, womit die Männer sich beschäftigen." „Es ist hier eine Industrie und ein unverdrossener Fleiß, ein Durcheinanderleben und Handeln, wovon der Niederländer auf dem Dorfe sich keinen Begriff machen kann, so lange er nicht hierher oder nach Pöhl, nach Schönhaide oder nach Beierfeld kommt; denn diese vier Orte möchten es wohl allen anderen im Gebirge zuvor thun."

Weiter oben verflachen sich die Thalwände des Scheibenbaches; doch sind die Verhältnisse immerhin sehr gewaltig, wie die bei Mitt-

weida das Nebenthal überspannende eiserne Brücke veraugenscheinlicht. Auf acht, einem eisernen Gerüst ähnelnden Pfeilern schwebt gewissermaßen die 237 m lange Brücke in der Höhe von 37 m über dem Thaleinschnitte, einestheils eine interessante Belehrung über Steigungs- und Neigungsverhältnisse des Gebirges gebend, anderntheils ein bemerkenswerthes Beispiel für Technik und Erfindung.

Von besonderem landschaftlichen Reize sind die Thäler der großen und kleinen Mittweida; das erstere von Markersbach an gegen 14 km weit, bis unter den hinteren Fichtelberg wegsam, fast auf dieser ganzen Strecke, von 100, 120 und selbst 130 m hohen, bewaldeten Abhängen eingefaßt, voller großartiger Ruhe, die nur an wenigen Stellen von menschlichen Ansiedelungen unterbrochen wird; das andere kurz oberhalb des Mittweidaer Hammers mündende ist über 6 km weit, ebenfalls von 100 bis 130 m hohen bewaldeten Abhängen eingefaßt, ein großartiges, tief stilles Waldthal.

In dem sich auenartig verbreiternden Thale der Mittweida liegt das mit 2700 Menschen besetzte, stattliche Dorf Raschau mit der ältesten und größten Korkwaarenfabrik des Gebirges. Schon 1855 wurde die Anfertigung von Flaschenkorken aller Arten und Größen und Korksohlen in Raschau eingeführt, 1873 in Bockau, später auch in Neustädtel bei Schneeberg und beschäftigt gegenwärtig in Raschau über 150 Arbeiter, an den beiden anderen Orten ungefähr ebensoviel. Vor Zeiten fand man in der Mittweida (Miepe) bis Raschau herab sog. Goldgranaten.

Da wo das Pöhlwasser bei seiner Vereinigung mit der Mittweida eine breite Thalaue durchfließt, liegt am Ostfuße des sanften Anhanges der Bärenstallung das freundliche Grünstädtel, oder wie es vor alten Zeiten hieß, Dorfstädtel, allem Vermuthen nach eine der ältesten Ansiedelungen in diesem Theile des Gebirges. Die Nachrichten über Grünstädtel sind spärlich. Im 14. und 15. Jahrhundert gehört es zu Schwarzenberg. Im 16. Jahrhundert ward es selbstständiges Kirchspiel und um 1550 gehörten diesem Breitenbrunn und Rittersgrün (bis 1559), Crandorf (bis 1711) zu. Grünstädtel war ein besuchter Wallfahrtsort. Von dem ehemaligen Altar der h. Anna Minor mit Jesus und Maria auf dem Arme sind noch das in Holz geschnittene Mittelstück mit den Figuren vorhanden, auch die Flügel mit werthvollen Bildern; aber seit der Reformation bei Seite gestellt.

Das Thal des Kaffbaches und dessen Nebenthäler sind außerordentlich besuchenswerth. Breit und auenähnlich bis Siegelhof macht es hier eine scharfe, eng gefaßte Biegung und tritt in einem Bogen in die südöstliche Richtung zwischen über 100 m hohen, von Felsen-

klippen und Blöcken verzierten Waldabhängen ein. Die Thalsohle verbreitert sich in Ober-Rittersgrün, bis wohin die Schmalspurbahn von Grünstädtel führt. Das Hauptthal steigt nach den Tellerhäusern, das größte Nebenthal nach Goldenhöhe, ein nicht minder schönes von der Böhmischen Mühle nach Halbmeil; alle drei von 130, 140 und selbst 150 m hohen Waldabhängen eingeschlossen. Von Ober-Rittersgrün nach Goldenhöhe 4 km, von da nach Gottesgab 7 km, von Ober-Rittersgrün nach den Tellerhäusern 7 km, von da nach der Fichtelbergschenke 4 km, von Ober-Rittersgrün auf der alten Pöhlaer Straße nach dem rothen Vorwerk bei Ober-Wiesenthal 14 km. Dieser einsame, herrliche Waldweg, der nur unterhalb der Hirschpfalz etwas schwieriger wird, ist ganz besonders schön. Man kann aber auch am Pöhlwasser hinauf gehen bis Zweibächen und von hier im Thale des Höllbächels nach dem Kreuzpunkte mit der alten Pöhler Straße. Die Thäler des Luchsbaches, Friedrichsbaches und Wernsbaches mit ihren verschiedenen Verästungen bieten ebenfalls zahlreiche herrliche Punkte; doch nur ein Theil derselben ist wegsam.

Die Tellerhäuser sind 1570 vom Bergmann Teller gegründet worden; Groß-Pöhla entstand um 1600 als Umgebung des Pfeilhammers, Rittersgrün um 1670 am Rothen Hammer, Globenstein um 1700 auf der Stelle alter, nicht mehr benutzter Pochwerke und Wäschen. In der Bürstenhölzerfabrik zu Globenstein werden Wagenräder, Handwagen, Schlitten, Rundstäbe, Rouleaux- und Besenstangen, Kleiderbügel, Klammern, Kinderreifen, Satz- und Postkistchen in großen Mengen gefertigt.

---

79. Johanngeorgenstadt.

Von Schwarzenberg aus tritt man oberhalb Erlahammer in das tief eingeschnittene, von 150 bis 180 m hohen Abhängen und Thalwänden begrenzte Waldthal des Schwarzwassers, in welchem der Bach lärmend und tosend über Geschiebe und Felsentrümmer abwärts eilt. Gneis- und Glimmerschiefermassen stehen einander bis zur Antonshütte gegenüber. Hier mündet das köstliche, enge Waldthal des Halsbaches, welches bis zum Huthause von Unverhofft Glück im hohen Grade besuchenswerth ist.

Die Antonshütte wurde 1830 auf Veranlassung des Oberberghauptmann Frhr. von Herder angelegt, um die geringhaltigeren Erze der oberen Reviere zu Gute zu machen, da die Transportkosten nach Halsbrücke zu hoch stiegen. Ein Ofen und drei Amalgamirfässer lieferten jährlich 3000 Mark Silber, 40 Ctr. Kupfer und 25 Ctr.

Nickelspeise. Ein gußeisernes Wasserrad von ca. 9 m Durchmesser setzte ein großartiges Cylindergebläse in Gang, dessen Luftstrome ein starker Mann kaum Widerstand leisten konnte. Mit dem Rückgange des Silberbergbaues kam auch die Hütte zum Stillstand. Später entstand daselbst eine Schuhleistenfabrik und eine der vielen im oberen Gebirge die Wasserkraft ausnutzenden Holzschleifereien. Dieselbe ging später zur Holz- und Lederpappenfabrikation über und ist gegenwärtig eine große Papierfabrik. Seit dem Eingehen der Hütte hat das Oertchen den Namen Antonsthal.

Der Magnetenberg erhebt sich steil auf der Westseite des Thales und wird in etwa 40 m Höhe oberhalb der Thalsohle von dem 2 km weiter aufwärts abgeleiteten Mühlgraben umfaßt. Längs desselben führt ein schöner Weg mit einzelnen freien Ausblicken nach dem Thale und den gegenüberliegenden Abhängen und Felsenklippen der Wilden Taube und des Zechenhübels hin. Der prächtige Weg wird aber beinahe von der Thalwanderung an landschaftlicher Schönheit übertroffen. Das Seitenthal des Fällbaches ist etwa 1/4 Stunde weit hinauf höchst besuchenswerth; ebenfalls ein prächtiges, enges Waldthal.

Etwa 4 km aufwärts von Antonsthal, 8 km von Schwarzenberg, biegt sich das nach Nord gerichtete Schwarzwasserthal scharf westlich ab. Das Thal erscheint hier als eine nach Südost ausgebogene, verhältnißmäßig sanfte Mulde, in welcher das große, lang und breit ausgedehnte Dorf Breitenbrunn gegen Ost ansteigt. Unterhalb des Dorfes liegt das Hammerwerk Breitenhof; oberhalb der Kirche, auf dem nördlich gelegenen Tellerfelsel hat man einen guten Einblick in das Rittersgrüner Thal mit seinen Nebenthälern, Fichtelberg und Keilberg im Hintergrunde.

Wenig über 2 km westlich von Breitenbrunn mündet der Goldsand führende Steinbach. Die Bärenzeche am Auersberge war noch 1501 in ergiebigem Betriebe auf Gold. Das Thal des Steinbaches ist ein stilles, enges Waldthal, von nahezu 5 km Länge bis Steinbach. In diesem ist die Klippe des Teufelsteines besonders bemerkenswerth. „Der Fels hat die Gestalt einer alten Burgruine ... er steigt zu beträchtlicher Höhe auf ... hat mehrere senkrechte Spalten und viele viereckige, säulenförmige Felsmassen.“ (Schumann XI, 659.) Von der Rückseite kann er bestiegen werden und bietet einen interessanten Einblick in das Thal.

Von der Mündung des Steinbaches bis zum Felshause aufwärts strömt das Schwarzwasser wieder durch ein enges, dicht bewaldetes, tiefes Thal. Hier liegt der von Grundig (1752) angeführte „Semmelstein“, welchen Lindner (1846) „die Hefenklöse“ nennt, eine

großen Wollsäcken ähnlich aufgethürmte Granitpartie, deren grobkörnige Säulen und Blöcke durch senkrechte Klüfte getheilt und durch waagerechte Querschnitte noch weiter zerlegt werden.

Alle diese Thalstrecken sind von bedeutender landschaftlicher Schönheit und reich an wechselnder Gestaltung.

Von Breitenbrunn nach dem Felshause 5 km, nach Wittigsthal 7 km, durch das Steinbachthal bis zum Teufelstein und von da nach Johanngeorgenstadt 9 km.

Johanngeorgenstadt, die jüngste Stadt des oberen Erzgebirges, ist seit dem letzten Brande freundlich aus den Trümmern erstanden. Man wird unwillkürlich zum Vergleich mit dem aufgefordert, was Lehmann (1656) sagt: „Wer vor 40 Jahren den wilden Wald gesehen, da itzo die ziemlich volkreiche Bergstadt Johanngeorgenstadt angebaut ist, der mag sich wohl wundern, daß die Stadt innerhalb 10 Jahren mit Mauern und Gräben versehen, mit stattlichen Häusern erbaut und von einer so volkreichen Gemeinde bewohnt sei". Vorher waren auf dem rauhen Berge nur einzelne Häuser, Wildzäune und Wälder.

„Anno 1654 den 1. Mai, des Schnees wegen nicht eher, Zuweisung der Baustätten, wobei der Schulmeister zu Schwarzenberg Zacharias Georgi die Stadt und eines Jeden Stelle abziehen mußte. Die erste Thürschwelle wurde den 10. Mai gelegt ... Die erbauten Häuser sind damals schlecht conditionnirt gewesen ... es hatten einige bis in acht Jahren lang keine Fenster" *). 1657 wurde die Kirche eingeweiht. 1664 begann der Bau des Rathhauses. Dasselbe hatte auf der Mitte des Daches ein Thürmchen und an der vorderen Kante desselben zwei kleine Erker. Das Haus war Holzbau mit Balkenverschränkung, das Dach mit Schindeln gedeckt. So waren fast alle Häuser hergestellt. 1666 erhielt das Rathhaus eine Uhr (für 130 Thaler). „Sonsten ist auch dieses Uhrwerk dergestalt gefertigt, daß außen bei den Zeigern oben zwei Böcke stehen, darunter aber ein Bergmann. Beim Schlagen der Viertel stoßen die Böcke aneinander, bei dem Stundenschlage nimmt der Bergmann den Schachthut ab, zählt mit dem Munde und giebt die Zahl der Schläge mit der in seinen Händen befindlichen Wünschelruthe an."

Die ersten Ansiedler hatten sich schon 1652 am Fastenberge niedergelassen; 1653 folgte die große Masse der aus Platten, Gottesgab u. s. w. vertriebenen Bergleute, welche trotz der 1646 vertragsmäßig zugesagten völligen Religionsfreiheit allen Kränkungen und

*) Engelhardt, Beschreibung der Exulanten- und Bergstadt Johanngeorgenstadt, 1723.

Verfolgungen ausgesetzt blieben und zuletzt noch den Befehl erhielten, entweder römisch-katholisch zu werden oder auszuwandern. Johanngeorgenstadt zählte schon wenige Jahre nach seiner Gründung gegen 2000 Bewohner *).

Wer die große, rauchende Trümmerstätte vom 22. August 1867 gesehen hat, staunt, wie trotz aller Verluste und Schwierigkeiten die Stadt in wenigen Jahren freundlich und wohlhäbig wieder aufgebaut ist. Von der ganzen Stadt standen nur noch einzelne Häuser an den äußersten Enden. Gegen 330 Brandstellen bildeten eine große Trümmerstätte, über welche Mauerreste, stehengebliebene Thür- und Fenstergewände, einzelne Schornsteine u. s. w. aufragten. Die Bewohner waren nach den Nachbarorten geflüchtet, und die Wenigen, welche auf den rauchenden Trümmern ihrer Habe umher irrten, suchten noch Einzelnes aus Schutt und Asche zu retten.

1874 zählte die Stadt wieder 384 Häuser mit 4200 Bewohnern.

Der Bergbau, welcher zur Besiedelung dieser Gegend den Anstoß gegeben hatte, wurde 1883 nur noch auf fünf Zechen auf Silbererze, auf 12 Gruben und Stolln auf Eisenerze betrieben. Die einst so reichen Ertrag gebenden Zechen Neujahr, Neujahrs Maaßen, Frisch Glück und Samuel waren schon 1718 liegen geblieben, zu welcher Zeit auch die Schmelzhütte auf der Jugel eingegangen ist.

Johanngeorgenstadt wurde seit Anfang des Jahrhunderts der Sitz der Kunsttischlerei, welche gegenwärtig zwei größere und einige kleinere Werkstätten hauptsächlich für die Ausfuhr betreiben. Dieselben beschäftigen gegen 400 Arbeiter (Tischler, Metallarbeiter, Graveure und Schlosser) und fertigen Schreibekasetten, Spielmarken-, Cigarren-, Thee-, Toiletten-, Tabaks-, Zucker-, Arbeits- und Handschuh-Kasten, Kasten und Kästchen aller Art, Bretspiele, Damenbreter u. s. w. in Jacaranda, Palisander, amerikanischem Ahorn, mit Ceder und Ahorn innen fournirt, mit eingelegten und ausgeschnittenen Figuren von Perlmutter, Neusilber, Bronce, mehr oder weniger kunstvoll beschlagen, in Naturfarbe oder grau, hell oder dunkel gebeizt oder polirt. Besonders feinere Arbeiten sind sehr gesucht. Der Absatz geht nach Holland, Dänemark, England, Frankreich, Rußland und Nordamerika.

Der Schatullentischlerei fehlte es in der letzten Zeit nicht an Aufträgen, obgleich sie 1887 durch das Ausbleiben größerer Bestellungen, und 1888 durch die gedrückten Preise leiden mußte. Der

*) Fr. Franke, Zur Gründungsgeschichte von Johanngeorgenstadt u. s. w. Schneeberg, Goedsche, 1854.



Absatz in Europa, wie nach Amerika, hatte sich gegen früher nicht unbedeutend verringert, und nur von England gingen noch mitunter ansehnliche Aufträge ein.

In der neuesten Zeit ist eine ziemlich bedeutende Fabrik von Regulatorgehäusen entstanden.

Ein zweiter Johanngeorgenstadt eigenthümlicher Fabrikationszweig ist seit 1868 die Anfertigung von Glacéhandschuhen. Derselbe entwickelte sich aus der seit den 30er Jahren hier, in Bockau, Schönheide, Pöhla u. s. w. bestehenden Handschuhnäherei in wollener und baumwollener Waare. Gegenwärtig ist die Handschuhfabrikation auf dem Erzgebirge eine weit ausgebreitete Haus- und Fabrik-Industrie. Außer in Johanngeorgenstadt wird sie in Eibenstock, Platten, Abertham, Bäringen, Gottesgab, Sonneberg, Katharinaberg, Neudeck und Joachimsthal betrieben. Das Leder wird in besonderen Werkstätten zugerichtet, sodann der Handschuh auf der Maschine zugeschnitten und dann von den Arbeiterinnen genäht, zum Theil in Fabriken, zum Theil im Hause, und das in der Mehrzahl. Die Handschuhe werden hauptsächlich aus spanischem Lammleder gemacht; man verwendet aber auch Smasche, d. i. zugerichtetes Fell von todtgeborenen Lämmern und zuweilen auch Roßleder.

Man fertigte hauptsächlich Damenhandschuhe, sogenannte Josephinenhandschuhe ohne Nath an der Seite und 3- bis 10knöpfige Handschuhe in den feinsten Qualitäten. Im Jahre 1884 lag die Fabrikation der Glacéhandschuhe sehr darnieder; doch hat sich der Geschäftsgang seitdem wieder gehoben. Die böhmischen Orte arbeiten hauptsächlich für Prag und Wien; die sächsischen Fabrikanten für die Ausfuhr nach Holland, England, Nord- und Süd-Amerika, Australien. Während eine Zeit lang viel geringe Waare nach dem Auslande versendet wurde, ist in der neueren Zeit das Hauptgeschäft in den besseren und besten Sorten. Der deutsche Handschuh, von Lamm- oder Ziegenleder oder von Smasche, hat einen hohen Ruf, sowohl in Bezug auf die Güte des Leders, als in Bezug auf die Vortrefflichkeit der Arbeit. Von der feinsten Sorte kann ein Paar vierknöpfiger Damenhandschuhe um eine Haselnuß gewickelt und in eine leere Wallnuß verpackt werden.

Im Jahre 1887 waren immer noch die langen vier- und mehrknöpfigen Handschuhe vorherrschend gesucht, aber fast durchweg nur in billigerer Waare. Nächst diesen erhielt sich die Mode für tamburirte Handschuhe, zu denen noch andersfarbige Säume und Schichteln getragen wurden, auf gleicher Höhe; auch Stepphandschuhe und dänische Handschuhe waren gesucht. 1888 arbeitete die Eibenstocker Fabrik nur nach den Vereinigten Staaten, ausschließlich lange, fünf- und

mehrknöpfige Handschuhe, klagte aber bei ausreichenden Bestellungen über niedrige Preise. In Johanngeorgenstadt ging es anfangs sehr flott; darauf trat aber eine Stockung ein, bei welcher Stepperinnen, Knopfmacherinnen und Tamburirerinnen am meisten leiden mußten, während die Handschuhnäherinnen noch volle Arbeit hatten. Die Mode begehrte mehr Suede- und Chair-Handschuhe, aber die Ausfuhr hatte sich um das Vorjahr doch nahezu um ein Viertel vermindert.

In der kleinen Thalaue im Osten der Stadt stoßen die Wasserläufe des Schwarzwassers, des Breitenbaches und des Jugler Baches zusammen. Das Thal des Schwarzwassers, welches eine lange Strecke aufwärts noch eine ziemliche breite Wiesensohle besitzt, und auf beiden Seiten von bewaldeten Abhängen eingefaßt ist, wird von Bretmühl an zum engen Waldthale, bis oberhalb Zwittermühle das Gebiet des Hochplateaus erreicht ist. Von Wittigsthal bis Zwittermühl 6 km; von da bis Seifen 3 km; von Seifen bis Gottesgab 7 km. Das Thal des Breitenbaches ist bis Platten ein enges Waldthal; interessant ist der Sattelübergang nach Bäringen. Von Wittigsthal über Streitseifen und Halbmeil nach der Böhmischen Mühle bei Rittersgrün 8 km; von Wittigsthal nach Platten 6 km; nach Bäringen 8 km. Von Johanngeorgenstadt über Jugel und den Sattel zwischen Buchschachtelberg und Scheffelsberg nach Hirschenstand 6 km; von Johanngeorgenstadt über Henneberg und Sct. Johannes nach Ober-Wildenthal 7 km.

---

80. Bockau. Eibenstock. Schönheide.

In Aue vereinigt sich die aus Südwest kommende Mulde mit dem aus Süden strömenden Schwarzwasser. Das bedeutendste Thal des westlichen Erzgebirges ist das Thal der Mulde, an dessen Abhängen der Fichtenwald meist bis zur Thalsohle herabreicht. Aus der breiten, moorigen Hochebene, in welcher sie von dem Quellenteiche der rothen Mulde bei Tannenhaus, 775 m, und der weißen Mulde bei Kottenheide 779 m bis unterhalb Friedrichsgrün fließt, tritt sie in ein enges, von höher und steiler werdenden Abhängen eingefaßtes Waldthal bis gegen Jägersgrün. Von hier an wird die erweiterte Thalsohle von blumenreichen Wiesen geschmückt, in deren Mitte der Fluß in zahllosen Biegungen und Windungen rauschend dahin schießt. Groteske Felsen, Thürme und Bergsporen, Blockanhäufungen, Riesenmauern, ruinenartige Gebilde, Geröllhalden u. s. w. bilden von hier an die Ausschmückung herrlicher Wald- und Thal-

landschaft, besonders in der Thalenge zwischen dem Einflusse der Wiltzsch und der großen Riedert, an dem Flußknie unterhalb des Rockensteines bei Schönheide, bei Neuwerk, und zwischen dem Rechenhause und Auerhammer. Fast eben so schön sind die auf beiden Seiten einmündenden Nebenthäler, besonders in ihren tiefer eingeschnittenen Absätzen: die kleine Pyhra vom Floßteiche bis Tannebergsthal, die große Pyhra vom Brücken- oder Pyhrenteiche bis zur Mulde, die Wiltzsch vom Stabhammer bis zur Mulde, die Große Riedert, die Dönitz vom Gabe Gottes Stolln bis nahe Eibenstock, die große Bockau fast in ihrem ganzen Laufe, der Sosabach von den Lochhäusern bis zur Mulde; auf dem linken Ufer nur der Silberbach und der untere Theil des Filzbaches.

Eine der schönsten Wanderungen im westlichen Gebirge führt längs des Floßgrabens. Will man sie in ihrer ganzen Ausdehnung machen, so beginnt man sie bei Ober-Schlema am Semmler Stolln und geht längs des Floßgrabens um den Klosterberg herum bis an das obere Ende von Aue. Der 5 km lange Weg bietet an vielen Stellen herrliche Ausblicke in das Thal der Mulde und des Schwarzwassers. Hier schneidet man die lange Schleife im Nebenthale des Zschorlbaches ab und geht an Auerhammer vorbei bis zum Floßgraben, an welchem man auf prächtigem Wege, anfangs bis zu 40 m über der in treppenförmigen Absätzen rauschend und schäumend dahin stürzenden Mulde, bis zum Rechenhause (5 km) geht, wo der Floßgraben der Mulde entnommen ist.

Kaum 1 km, ehe man an das Schindlersche Blaufarbenwerk kommt, mündet aus kurzer, enger, von 50 bis 60 m hohen Wänden eingeschlossener Schlucht der aus fünf kleinen Quellenbächen entstandene Bach, in dessen breiter gestalteten Mulde das große, von 2400 Menschen bewohnte Dorf Bockau liegt.

„Viele Hunderte von Händlern“ (schreibt Engelhardt 1804) „ziehen fast den größten Theil des Jahres mit Blechwaaren, blauer Farbe, Schwefel, Spielzeug, Spitzen, Bändern, Pulvern, Pillen, Pflastern, Tinkturen, Elixiren, Balsamen, Oelen u. s. w. im Lande umher“. Um 1800 gab man die Zahl der „Landreisenden“ in Bockau auf 104, in Sosa auf 75 an; 1817 in Jöhstadt auf 104, 1821 in Eibenstock auf 45 an; aber auch von Crottendorf, Neudorf, Jugel, Steinheidel, Johann-Georgenstadt, Friedrichsgrün, Hundshübel, Burkhardtsgrün, Lauter, Stützengrün u. s. w. zogen zahlreiche Hausirer mit wohlriechenden Oelen, Feuerschwamm, Wurzeln, Theekräutern, Schwefelfäden, Schneeberger Schnupftabak, Blech- und Holzwaaren, Spitzen, Bändern, Zierrathen u. s. w. im Lande umher. Fast hundert Jahre früher schon hatte sich vor allem der Arzneienhandel nach der Schweiz, dem Elsaß,

nach Preußen, Polen, Rußland und nach allen Provinzen Deutschlands ausgebildet.

In den Gärten von Bockau und Neudorf bauten die „Kräutler und Wurzler“ zahlreiche Pflanzen, aus denen sie die verschiedenartigsten Medikamente bereiteten. Wahrscheinlich wurde der Kräuteranbau und die Medikamentenbereitung schon Mitte des 17. Jahrhunderts hier eingeführt. Es mögen nur nachstehende genannt sein: Sonnenthau (alchemilla vulgaris), Jungfernelke (dianthus deltoides), Schwertwurzel (iris), Bärenwurzel, Bärentraube (herba uvae ursi), Affodil (asphodelus ramosus), Rosenwurzel (sedum rhodiola), Alant (inula helenicum), Liebstöckel (levisticum officinale), Goldwurzel, Türkenbund (lilium martagon), Knoblauch (allium sativum), Knoblauchskraut (alliaria officinalis), Engelwurz (angelica sylvestris), Meisterwurz (imperatoria ostruthium), Eibischwurzel (althaea officinalis), Zehrwurzel, Aronstab (arum maculatum), Eberwurz (carolina acaulix), weißer Enzian, Zaunrübe (bryonia alba), Alraun (geranium maculatum), Meerzwiebel (scilla maritima), Bibernell (pimpinella), Anis (pimpinella anisum), Baldrian (valeriana), Geist- oder Nieswurz (helleborus), Ackelei (aquilegia) u. s. w.

„Der Anbau und die gute Abwartung der Wurzeln und Kräuter trägt mehr ein, als der beste Weizen bei der reichlichsten Ernte.“ (Schumann. I. 401.)

Um 1840 schätzte man die jährlich versendeten Arzneiwaaren auf 800 bis 900 Ctr. Angelica, 15 bis 20 Ctr. Baldrian, 10 bis 15 Ctr. Rhabarber, 15 bis 20 Ctr. wilde Bärwurzel, 2 bis 3 Ctr. Leibstöckel u. s. w. ferner 20 bis 24 000 Dutzend Schachteln Schneeberger Kräuterschnupftabak, 50 000 Schachteln Räucher-, Zahn- und Seifenpulver, Pflaster, Pillen, Räucherkerzen, sowie zahllose Flaschen und Fläschen mit Balsam, Liquor, Spiritus, Tinkturen, Oelen, Pulvern u. s. w. (Lindner, Wanderungen u. s. w. S. 22. ff.)

Das Hausiren mit Medikamenten und Hausmitteln hat ebenso aufgehört, wie das Herumziehen von Bergleuten mit Bergwerksmodellen und Schaukästen mit Erzen und Krystallen; aber die wohlbestellten und wohlgepflegten, von Unkraut gereinigten und sorgfältig bewässerten Felder von Bockau haben trotz ihrer Meereshöhe von 500 bis 550 und sebst bis gegen 600 m einen reichen Anbau von Blatt-, Blüthen- und Wurzelpflanzen zu medizinischen Zwecken. So baut man jetzt jährlich zwischen 600 und 800 und sogar bis 1000 Ctr. Angelicawurzel; andere Wurzeln und Kräuter aber in geringeren Verhältnissen.

Von Bockau nach Eibenstock geht man entweder von der Kirche nach der Niedermühle von Sosa und über Zimmersacher in 2 Stunden; oder man geht über den Berg nach Schindlers Blaufarbenwerk, 2 km, im Muldenthale bis Unter-Blauenthal, 4 km und von da über den Berg, 3 km, oder ebenfalls über Zimmersacher im Thale der großen Bockau, 4 km.

Das Thal der Mulde wird vom Rechenhause an bis Unter-Blauenthal von etwa 150 m hohen bewaldeten Abhängen eingefaßt, welche an der Muldenbiegung zwar etwas niedriger erscheinen, aber bis oberhalb Neuwerk hin in der Hauptsache dieselbe Höhe beibehalten, nur daß ihre Formen von der Mündung der großen Bockau an dadurch wesentlich an Einförmigkeit verliereu, daß zahlreiche kleinere Nebenthäler sie unterbrechen.

Die Stadt Eibenstock liegt auf einer flachen, plateauartigen Einsenkung des zwischen der großen Bockan und des Kohl- oder Dorfbaches nach der Mulde nordwärts reichenden Höhenzuges, der im Bühel wieder auf 650 m ansteigt. Die obersten Häuser haben 670, die untersten 600 m Meereshöhe. Die untere Vorstadt nördlich des Baches heißt das Ringer Viertel, die südlich am Dorfbache und seinen Hängen aufsteigende das Rehmer Viertel, die obere, östliche das Krötensee-Viertel. Die Stadt selbst soll schon 919 gegründet worden sein.

Daß auf dem Terrain der Stadt schon Seifenwerke zur Zeit der deutschen Einwanderung bestanden und die neuen Ankömmlinge seßhafte Slaven hier fanden, wird durch die Benennungen Windischer Knock, Windische Wiesen, Windischer Hammer, Krotensee, Garstenberg u. s. w. bestätigt. Erst die Ende des 12. Jahrhunderts stattfindende Masseneinwanderung hat den Ort germanisirt. Die Eibenstocker Chronik (1749) sagt: „Von der hiesigen Sprache ist dieses sehr bedenklich, daß sie weder der Schneeberger noch Johanngeorgenstädter und andern Nachbarn gleichkommt, und wie die Einwohner sowohl von denen im Lande gebliebenen Wenden, als auch den Harzländern, Böhmen, Meißnern und Voigtländern, die sich hier angebaut, abstammen, so ist auch die Aussprache hierselbst sehr verschieden und kömmt mit der vom Harze meist überein.“ Dagegen schreibt M. Grundig, 1752: „Hier hat die Natur noch gleichsam einen Garten von schönen Auen, Wiesen, Feldern vor dem Eingang des hohen Gebirges und deren hohen Grenzwälder, welche Böhmen und Meissen scheiden, anlegen wollen.“

Zu Eibenstock gehörte der obere, mittlere und untere Freihof zu Eibenstock und der Freihof zu Sosa (in alten Urkunden Zoze). Der

Freihof besaß bis 1780 die Bären-, Reh-, Schweine- und Hasen-Jagd*).

Das bei Unter-Blauenthal mündende Thal der Großen Pockau ist das bedeutendste der Nebenthäler der oberen Mulde. Fast 8 km lang bis zum Zusammenflusse der Großen Pockau mit dem Zigeunerbache bei Wildenthal wird dasselbe anfangs von 50 und 60 m hohen Thalwänden eingefaßt, deren Höhe aber oberhalb der Vereinigung mit der kleinen Pockau sehr bald auf 100 und 150 m ansteigt, bis sie endlich bei Wildenthal selbst, am Fuße des Auersberges sogar 200 und 250 m in einem Anstiege erreicht. Im Thale des Zigeunerbaches geht man nicht ganz 3/4 Stunden bis Weiters-Glashütte; im Thale der Großen Pockau eine halbe Stunde bis zum Gasthofe Ober-Wildenthal, von wo man noch eine zweite halbe Stunde im Thale weiter gehen kann, ehe man das Hochplateau erreicht. Von Wildenthal nach Hirschenstand 2 Stunden.

Etwa 300 m über Wildenthal liegt der Thurm des Auersberges. Kurfürst Johann Georg I. hatte schon einen hölzernen Aussichtsthurm errichten lassen. Den 18 m hohen steinernen Aussichtsthurm erreicht man von Wildenthal auf einem vortrefflich angelegten Zickzackwege bequem in 2 Stunden auf dem geraden Fußsteige etwa in 1 1/4 bis 1 1/2 Stunde. Von Eibenstock geht man über das Nonnenhaus und den Bärenweg etwa 2 1/2 Stunden. Von Johanngeorgenstadt über Sauschwemme ungefähr ebenso lange. Man hat eine weitausgedehnte Rundsicht. Im Nordost Scheibenberger Hügel, Pöhlberg und am fernsten Horizonte die Schwarze Tellkuppe hinter einander; Bärenstein, darüber in weiter Ferne den Bärensteinberg; sodann den Haßberg. Im Osten den Preßnitzer Spitzberg, Kupferhübler Kapelle, Fichtelberg, Keilberg, Gottesgaber Spitzberg; im Südost den Pleßberg; den Rammelsberg, im Südwest den Aschberg bei Ober-Sachsenberg, den Schneckenstein. Nahezu im Norden den Rochlitzer Berg, östlich davon die Stadt Hohenstein und den Pfaffenberg; am Horizonte den Colmberg. Es ist möglich, daß man bei ganz hellem Wetter mit guten Ferngläsern das Altenburger Schloß, die Leipziger Thürme und den Petersberg bei Halle sehen kann.

Von Eibenstock besucht man den S c h ö n h e i d e r H a m m e r und das ausgedehnte Dorf S c h ö n h e i d e. Von dem Aussichtstempel auf dem Knock hat man einen sehr guten Ueberblick über den aus-

---

*) J. P. Oettel (Schullehrer in Eibenstock), Alte und Neue Historie der Königl. Poln. und Churf. Sächs. Freien Bergstadt Eybenstock im Meißnischen Ober-Ertz-Gebürge 1748.

gedehnten Ort und seine einzelnen Theile, aus welchen man in großen Zügen die Entstehungsgeschichte dieses ausgebreiteten, volkreichen und gewerbfleißigen Ortes herausliest. Die Aussicht nach dem Gebirgskamme ist sehr ansprechend, ja landschaftlich schön.

Das erste Haus von Schönheide wurde 1537 durch Urban Männel erbaut. 1563 war Schönheide ein kleines Dörfchen, „ist ungefähr auf zwanzig Hofstätten zu achten“ (Peck, Amt Schwarzenberg). „Die Schnarrtanne seind etwa fünf oder sechs Häuslein, haben nichts denn ein wenig Räume und klein Stücklein Feld (im Rodeland) zu genießen.“ Vogelsgrün sind auch vier oder fünf Höfe. Wernsgrün und Stützengrün, „zwei Dörfer nicht fast groß, beide auf vierzig oder fünfzig Hofstätten zu achten, haben aber sehr feine Felder und Wiesenräume“.

In Schönheide beschäftigt die Bürstenfabrikation gegen 500 Menschen. Man macht Borstwische, Bürsten (in 517 Sorten, darunter besonders hervorragend Huf-, Wagen- und Speichen-Bürsten), Kardätschen in vorzüglichster Qualität und Pinsel (in 126 Sorten); in der neuesten Zeit auch Drahtbürsten (Stahlbürsten), feine Nagelbürsten u. s. w. Die Zurichtung der Borsten, nämlich das Kämmen, Kochen, Auftheilen, Zupfen, Vorschneiden und Vorrichten derselben findet hauptsächlich in Rothenkirchen, neuerdings auch in Stützengrün statt; die Bürstenhölzer werden in Globenstein, Rautenkranz und Rothenkirchen gemacht. In großen Massen werden besonders Militärartikel für Norddeutschland gefertigt, auch Bürsten aus mexikanischer Fibre (= californischem Gras); nächst den Massenartikeln aber auch feine und elegante Luxusbürsten. Die Bürstenfabrikation ist in den letzten Jahren bedeutend gestiegen. Mehrere Fabriken sind erweitert. Die größte hat eine Dampfmaschine von 40 Pferdekr. aufgestellt, welche 1 horizontale, 3 verticale Bandsägen, 6 Kreissägen, 5 Hobelmaschinen, 15 Fraismaschinen u. s. w. in Bewegung setzt. Es werden auch Zahn- und Nagelbürsten nach englischem und französischem System gefertigt; bei den Drahtbürsten werden die Bügel und die Drahtstücke vernickelt.

Die Ausfuhr war bedeutend, der Absatz innerhalb Deutschlands umfangreich, so daß alle Fabriken voll beschäftigt waren. Der Arbeiterstand ist vergrößert, die Zahl der Dampfmaschinen und zahlreichen Hülfsmaschinen vermehrt worden; dessen ungeachtet vollzieht sich der Uebergang zum mechanischen Betriebe. Obgleich das Einziehen der Borsten durch die Maschine bewirkt wird, macht sich ein Mangel an geschulten Arbeitskräften fühlbar. Die Fabrikation widmet sich der Herstellung der feineren Waaren, dehnt sich aber auch auf die ge-

ringeren als Haushaltungsbürsten, Straßenbesen u. s. w. und die Pinselfabrikation aus.

Während der alte Muldenhammer oder Kleinhempel, sowie der Eisenbahnhof von Eibenstock in einer breiten Thalaue liegen, welche besonders in südöstlicher Richtung von flachen Hängen begrenzt wird, verengt sich das Thal der Mulde ganz auffallend von der durch ein weit vorspringendes Felsenriff bedingten Schleife an, und wird auf der Nordseite von bis zu 80 m hohen, auf der Südseite sogar von bis zu 160 m hohen Abhängen eingeschlossen, welche von verschiedenen Granitklippen, dem Rockenstein u. A. m. geschmückt werden. Zwischen Schönheide und Jägersgrün breitet sich die Thalsohle der Mulde das eine Mal zur Wiesenaue aus, ein ander Mal verengt sie sich, daß nur der Wasserlauf sich zwischen den Abhängen hindurch drängen kann, welche in der Regel 50 bis 70 m hoch über die Thalsohle emporsteigen, häufig auch mehr; fast durchgängig bewaldet, doch auch an ein paar Stellen frei und dem Feldbau und Wiesenbau überlassen.

Die große Riedert bietet nur auf etwa $2^1/_2$ km eine enge, von hohen bewaldeten Abhängen eingeschlossene Schlucht, ehe sie zu flacheren Formen übergeht; dagegen ist das Thal der Wiltzsch, mit seiner breiten Sohle bis zum Wiesenhaus, von wo an es zum engen Waldthale wird, auf dem ganzen, 7 km langen Wege von Haltestelle Wiltzschhaus bis Carlsfeld von mehr als 50 m hohen, reich bewaldeten Abhängen eingefaßt. Das schöne Thal der großen Pyhra ist auf seiner ganzen Länge, bis oberhalb Sachsengrund, auf über 8 km Wegs, ein von hohen Abhängen begrenztes Waldthal, welches nur auf kurze Strecken eine breitere Wiesensohle hat; außer der oberen Thalstrecke, bis Sachsengrund und eine halbe Stunde darüber hinaus, sind die beiden Nebenthäler, das Thal des Markersbaches ostwärts, das Thal des Heroldsbaches westwärts der Hauptwasserlinie in hohem Grade besuchenswerth. Besonders der Freund einfacher, großartiger Waldesstille wird sich an ihnen erquicken. Auch das Thal der kleinen Pyhra, welches bis Tannebergsthal von weit über 50 m hohen Abhängen gebildet wird, hat seine schönsten Theile in den Thälern der oberen Quellenbäche, im Thälchen von Gottesberg, im Hauptthale bis zum Neuberger Floßteiche und im Thälchen von Boda.

Von Boda, 1 Stunde vom Bahnhofe Jägersgrün, führt ein leicht zu findender Fußsteig in etwa 20 Minuten nach dem Schneckensteine.

Wie spät übrigens dieser westliche Theil des Gebirges erst mit Bewohnern besetzt worden ist, ergiebt sich daraus, daß Mulde — die jetzigen Muldenhäuser — erst 1620 genannt wird als ein kurfürst-

liches Jagd- und Pachthaus. Die östlich der Weißen Mulde liegenden Saubachhäuser sind erst 1630 oder 1632 errichtet worden; das zwischen Mulde und Schöneck liegende, nach seinem Erbauer Zacharias Schmerler benannte Zachariashaus ist erst nach dem dreißigjährigen Kriege, Muldenberg auf der Ostseite der Mulde sogar erst nach 1760 erbaut worden.

Nach dem Kuhberge führen von der Ostseite von Schönheide her drei Wege. Entweder man geht vom unteren Ende auf der Straße nach Rothenkirchen bis zu den Tannhäusern, 3 km, und steigt von da in südwestlicher Richtung den Berg hinauf, eine halbe Stunde; oder man geht durch Schönheide hindurch, bis zu der Häusergruppe Ascherheide und von da westwärts bis zum Fuße des Berges, $3^{1}/_{2}$ km; oder endlich man geht gegenüber der Kirche auf einem Fußsteige über die Höhe nach Neuheide, $2^{1}/_{2}$ km, und von da den Berg hinauf, 20 Minuten.

Von dem Thurme auf dem Kuhberge hat man eine prachtvolle Aussicht nach dem Gebirgskamme, im Süden den Großen Rammelsberg, westlich davor den Schneckenstein, die Höhe vom Tannenhaus, im Südwest den Großen Affenstein oberhalb Rißbrücke; östlich vom Rammelsberge den Auersberg, welcher den großen Plattenberg verdeckt, sodann den Gottesgaber Spitzberg, den Keilberg, den vorderen Fichtelberg, den Bärenstein, im Osten der Pöhlberg.

---

81. Näherei und Stickerei.

Näherei und Stickerei sind uralt. Die Kunst mit den Nadel zu sticken sollen die Phrygier erfunden und nach Babylon gebracht haben. Im Orient trugen nur Könige und die Vornehmsten gestickte Gewänder; auch die Stiftshütte der Juden hatte gestickte Vorhänge.

Im Allgemeinen bezeichnet man mit Näherei und Stickerei die Herstellung von allerlei Figuren und Mustern auf einem Grundstoff vermittelst Nadel und Faden. Die Faden werden dergestalt ein- oder aufgenäht, daß dadurch allerlei Zeichnungen auf dem Stoffe entstehen und nach Befinden sich wiederholen. Man unterscheidet Weiß- und Bunt-Näherei und -Stickerei, aber auch platte und erhabene, bei welcher letzteren durch Unterlegen von Papier u. s. w. oder durch Unterziehen von Fäden das Muster erhoben wird.

Die Ausnäherei gliedert sich in zwei Gruppen; die Arbeit mit der Nähnadel nennt man Näherei, wenn sie in offenem Grunde stattfindet, Stickerei so wie sie auf dichten oder nur halboffenen Geweben ausgeführt wird. Dagegen rechnet man die mit der Nähnadel aus-

geführte Arbeit in Plattstich, mag sie nun flach oder hoch ausgeführt werden, immer zur Stickerei (französische Stickerei). Die Arbeit mit der Tamburirnadel wurde immer zur Stickerei gezählt.

Vor einem halben Jahrhundert war Näherei und Stickerei noch über das ganze Gebirge verbreitet. „In der Dresdener und Freiberger Gegend findet die französische Stickerei statt; in Marienberg, Wolkenstein, Annaberg und Umgegend etwas Bobinnetnäherei, vornehmlich aber das Ausnähen der baumwollenen Gardinen-Fransen, welches eine große Anzahl weiblicher Hände beschäftigt. In den Bezirken von Scheibenberg, Crottendorf, Schwarzenberg, Stollberg, Hartenstein bis Hohenstein näht man in seidenen Petinnet und Bobinnet. In Schönheide, Eibenstock und in einem bedeutenden Umkreis von Schneeberg herrscht das Sticken mit der Tamburirnadel vor, obgleich auch sehr viel mit der Nähnadel gearbeitet wird. Fast jedes Städtchen und jeder Ort des Gebirges hat ihre gewohnte Weise dieser Nadelarbeit, deren Vielseitigkeit eine genaue Classification unmöglich macht." (Wieck, S. 337.)

Seit dieser Zeit ist dieselbe im östlichen Gebirge fast vollständig zum Erliegen gekommen. Um 1860 schon war die Ostgrenze des von der Näherei und Stickerei eingenommenen Gebietes bis Annaberg zurück gewichen; dasselbe erstreckte sich über die Umgebungen von Eibenstock, Lößnitz, Hartenstein, Aue, Schneeberg, Neustädtel auf der Nordseite, Platten, Neudeck, Hirschenstand, Frühbuß, Graßlitz auf der Südseite des Gebirges bis Schöneck und von da weit hinaus über den größten Theil des Vogtlandes bis in das Fichtelgebirge hinein; bis Wunsiedel, Stadt Steinach und Schwarzenbach am Wald. Man veranschlagte zu dieser Zeit die Zahl der im Plattstich und im Tamburirstich beschäftigten Ausnäherinnen auf 20 bis 25 000, welche in Weiß und Bunt arbeiteten; um 1872 in Sachsen dagegen nur auf 10 000, von denen 4500 Plattsticker, 4500 Tambursticker und 1000 Buntsticker gezählt wurden.

Die Hauptorte der Weißstickerei waren um diese Zeit Plauen, Schönheide, Eibenstock, Schneeberg. Bis von etwa 30 Jahren war alle Stickerei nur Handstickerei, welche die verschiedenen Arten von Frauenputz — Kragen, Manschetten, Unterärmel, Fanchons, Schleier, Tücher, Mantillen u. s. w. — anfertigte. Die Blüthezeit derselben war die erste Hälfte der 50er Jahre. Mit dem 1857 durch die Mode herbeigeführten Umschlage erschienen gleichzeitig die ersten Stickmaschinen aus der Schweiz. Noch 1840 hatte Wieck gesagt (S. 338), „die sinnreiche Stickmaschine kann trotz ihrer genialen Construction gegen die unermüdlichen Finger unserer Mädchen nicht aufkommen"; aber nur kurze Zeit später war die Maschine dergestalt

vervollkommnet, daß die Handarbeit von ihr überflügelt wurde. In Schneeberg und Plauen wurde damals vorwiegend Tambur- und Plattstickerei auf dichterem Grunde, in Eibenstock Tamburstickerei auf wollenem und seidenem Tüll, in Schönheide Tamburstickerei auf Tüll (Pleinstickerei) ausgeführt. Im Jahre 1866 kam der Hoch- und Reliefstich auf. An eingelegten Sachen wurden Tischdecken, Sophakissen, Untersetzer u. s. w. gefertigt.

Die Plattstickerei wurde hauptsächlich in Schneeberg, Neustädtel, Auerhammer, Niederschlema, Schöneck, Klingenthal, Steindöbra, Ober-Sachsenberg, Eibenstock u. s. w. ausgeführt; die Tamburstickerei in Eibenstock, Sosa, Schönheide, Carlsfeld, Morgenröthe, Tannebergsthal, Jägersgrün, Rautenkranz, Hammerbrück, Schönheide, Neustädtel, Zschorlau, Oberstützengrün, Wildenthal, Schöneck, Zwota, Klingenthal, Brunndöbra u. s. w. Das Gebiet derselben setzt sich nach Böhmen fort, wo Hirschenstand, Sauersack und Frühbuß die Hauptorte sind.

Die Tamburstickerei geschieht mit der Tamburirnadel, einer feinen, der Häckelnadel ähnlichen Nadel, ohne Oehr und mit einem Wiederhaken an der Spitze, mit welcher man durch das auf den Rahmen gespannte und mit Rollen angestraffte Zeug sticht, unter dem Zeuge den Faden um dieselbe schlingt, und so von Stich zu Stich die vorangehende Schlinge mit dem Faden festhält. Nach Muster oder Zeichnung fertigt man auf diese Weise Figuren u. s. w. in Kettelstich. In der Schweiz nennt man diese Arbeit Crochet- oder auch Grobstickerei.

Die Tamburirnadel wurde 1775 durch Frau Clara Nollain geb. Ungermann in Eibenstock eingeführt. Dieselbe stammte aus der Gegend von Bialystock und hatte die Tamburirstickerei in einem Kloster bei Thorn erlernt. (Wieck, S. 337.)

Die Handstickerei ging zurück, seitdem die Zahl der Stickmaschinen mit jedem Jahre stieg. Nur die feinere und feinste Handstickerei erhielt sich; aber die Zahl der guten und geübten Arbeiter nahm immer mehr ab. Die geschlungene Arbeit (Spachtelarbeit), fortlaufende durchbrochene Tambur- oder Plattstichpleins auf Jaconnet, Mull oder Tüll, welche ausgeschnitten wurden, war Anfang der 50er Jahre Mode gewesen und wurde es Anfang der 70er Jahre wieder.

Aber auch die Maschinenstickerei begann Mitte der 70er Jahre zurückzugehen, so daß sie meist nur mit der Ausführung geringerer Muster beschäftigt war. Erst gegen 1880 gelang es durch saubere Ausführung guter Zeichnung die Handstickerei in leichten Mustern für den großen Absatz zu überflügeln. Die Arbeitslöhne der Handsticker waren in Folge dessen so herabgegangen, daß nur noch die Anferti-

gung der besseren Sachen lohnte. Der Absatz ging nach Deutschland, aber auch nach Rußland, Spanien, Amerika.

Der Aufschwung der Stickerei wurde wesentlich durch die Mode begünstigt, was die Entwickelung der Muster in Zeichnung und Geschmack förderte. Aber ein Theil der Fabrikanten bemühte sich nicht, „gute Waare und schöne Muster herzustellen". „Man verliert die Hoffnung der Aufbesserung dieser großen Industrie, wenn man sieht, wie dieselbe durch schlechte, aber billige Waare in Mißcredit gebracht wird."

1882, in dem 25. Jahre, daß die Stickmaschine eingeführt wurde, lieferte die Stickmaschinenfabrik in Kappel die 3000. Maschine. Aber schon wenige Jahre darauf verminderte sich die Zahl der Schiffchenstickmaschinen auffallend. Man fertigte gestickte Tüllspitzen (dentelles de Saxe) in Weiß, Ivoire und Crême, Guipüre- und Tüllspachtelspitzen und Kragen (Eibenstock, Schönheide, Klingenthal). Großen Erfolg hatten die Nachahmungen echter Points in Ecrü (ungebleicht) und in Weiß. Gutes Fabrikat war gesucht; Jaconnet- und Nansocstriche, vor Allem aber Tüllspitzen. In Eibenstock machte man auch gestickte Schleier auf seidenem mit Grenadine unterlegten Tüll für Spanien. Die alten Eibenstocker Artikel in untergelegten und ausgeschnittenen Tüllsachen kamen jedoch nicht wieder empor; auch nicht die tamburirten, meist untergelegten und ausgeschnittenen, auf offenem Grunde bestickten Tüllgardinen, Rouleauxkanten und Decken. Sie erlagen hauptsächlich der englischen Concurrenz. Dagegen wurde die zwischen Falkenstein und Schöneck, aber auch in Böhmen, eingeführte Spachtelarbeit gesuchter, besonders seitdem es gelang, dieselbe mit der Cornely'schen dreinadlichen Bogenmaschine herzustellen.

In neuester Zeit hatte die Handstickerei noch eine leidliche Beschäftigung in mittlen Waaren in Weiß, Crême, Lindenblüthe, Beige, Abricot auf Gazestoffen, Seidentüllen, Krepplisse u. s. w. Eine neue Art Maschinenspitze, die Nachahmung der französischen dentelles de venise, in wirkungsvollen Mustern, bis zu 1 m breit und bis zu 40 Mark für den Meter im Preise, ist sehr gesucht; überhaupt wendet man sich in allen Stickereiartikeln den besseren Qualitäten zu; auch in der Tüllstickerei, wie in der Seidenstickerei auf Kleider und Kleiderbesätze, sowie in der Bohrstich- und Spachtelstickerei und der feinen, durchbrochenen Stickerei, den gestickten Nansoc- und Zephir-Volants u. s. w.

Die Weißtamburstickerei wurde seit 1881 durch die Gorl- und Perlnäherei und die Bunttamburstickerei auf dichtem Stoff sehr beeinträchtigt. Die bis dahin sehr gesuchten geringen Handtamburarbeiten auf Jaconnet (Taschentücher, Cravatten), sowie die besseren,

mit Tüll unterlegten Tischdecken u. s. w. verloren an Absatz. Dagegen kam die Tamburstickerei auf offenem Tüllgrund sehr in Aufnahme. In Eibenstock fertigte man Lockerstichgardinen, zu denen die Lockerei hauptsächlich in Sosa, die Festnäherei in Carlsfeld, Sauersack und Friebus erfolgte; in Silberbach und Schwaderbach machte man Guipures d'art, einen Concurrenzartikel. Weiße Tüllpleins fertigte man in Neuheide und Schönheide. In Eibenstock fertigte man später an Stelle der früher gebräuchlichen Mantillen die Madrileñas, große fichuartige Fanchons.

Obgleich die Hand- und Maschinentamburstickerei auf Jaconnet immer weiter zurück geht, so gewinnt doch die Anfertigung von Tüllgardinen und Spitzengardinen wiederum bedeutend an Umfang, welche in Eibenstock, sowie die Kleidertamburstickerei, welche in Schönheide, Aue und Plauen ihren Hauptsitz haben.

Die in Eibenstock, Schönheide, Klingenthal, Schneeberg und Ober-Schlema befindlichen Bleichereien sind ausschließlich für Stickereien, Tülle, Confectionswaaren u. s. w. bestimmt.

Die Buntstickerei in Langstich war in Stützengrün, Klingenthal, Sachsenberg, Rautenkranz, Tannebergsthal, Jägersgrün, Friedrichsgrün, Neidhardtsthal, Eibenstock, Schönheide, Johanngeorgenstadt, Hundshübel u. s. w.; auch in Hirschenstand, Sauersack, Friebus, Schwaderbach, Silberbach u. s. w. u. s. w. Aber die Ausschließlichkeit der einen oder anderen Stickart erhielt sich nicht, sondern es wurde in den meisten Orten sowohl in Langstich, wie in Tamburstich mit der Hand und mit der Maschine gearbeitet. Die Handstickerei ging jedoch seit 1865 sehr zurück. Man bestickte Tischdecken, wollene Shawls, Sonnenschirmüberzüge; Cachemir-, Satin-, Zanella- und Tibettücher mit Sammetmustern, mit Chenille, mit Wolle; Kleiderstoffe mit Pleins, Kanten, Streublümchen u. s. w. Tüllstickereien in Schwarz (Spanische Schleier und Mantillen); Strümpfe und Schärpen (fajas) in Bunt (für Mexiko) u. s. w.

In neuester Zeit ist in der Chenillenstickerei eine neue Tamburirmaschine eingeführt, welche sehr schnell und sauber, sowohl in Wolle als auch in Seide arbeitet. Dieselbe ist mit einer Scheere versehen, welche den Faden zerschneidet, sobald er durch den Stoff geführt ist, und dadurch der Arbeit das Ansehen von Chenillenstickerei giebt.

Gegen Ende der 70er Jahre regte man den Gedanken an, Stick- und Handtamburirschulen zu errichten, um gute Sticker heranzubilden.

In den letzten Jahren hatten die Handstickmaschinen viel Arbeit; Flanelltücher und Cachemir mit Bordüren und Streublumen. Die

bunt tamburirten und geschlungenen Tücher waren weniger gesucht, dagegen Plüschstickereien in Kleiderbordüren, abgepaßten Garnituren und Kleiderbesätzen. An Spachtelsachen wurden Cachemirshawls und fortlaufende Bordüren gefertigt. Mützen, Cachemirkleiderstoffe, Schürzen, bunte Costüme u. s. w. wurden mit guter Cousir- oder Cordinetseide tamburirt, oder auch mit italienischer und französischer Seide mit Hochstickerei versehen. Die Handstickerei arbeitete in buntem Styl-, Kreuz-, Platt-, Tambur- und Schlingstich im Kreuz-, Punkt-, Nullen- und Ringelmustern auf Cambric, Cretonne, Satin u. s. w. Die Tamburperlmaschine konnte zu allen Arten von Stickereien verwendet werden.

Die Handschuhstickerei hört fast ganz auf; auch die Bunttamburstickerei auf Kleider wurde weniger verlangt; dagegen Besatzartikel, Galons, Kleiderbordüren u. s. w., darunter Galonstickerei in Metall- und Seidefäden auf Flanell- und Cachemirstoffen. Im Allgemeinen sind die in Tamburstickerei ausgeführten Artikel nicht so schön und glänzend, wie die in Plattstich ausgeführten gleichen Muster; dagegen fester und solider. Der Absatz derselben geht vorwiegend nach dem Auslande, Nord- und Süd-Amerika, England.

Einen besonderen Zweig der Näherei und Stickerei bildet die Wäschefabrikation, sowohl mit als auch ohne gestickte Verzierungen. Dieselbe stammt aus Ober-Pfannenstiel. Vor einem halben Jahrhundert etwa fingen die Frauen aus Ober-Pfannenstiel an, mit Weißwaaren, Stickereien und Tüllfabrikaten hausiren zu gehen. Da die Sache einträglich war, gingen auch die Männer mit dem Hausirranzen. Frau Göthel fing die Geschäfte größer an und verkaufte nicht mehr im Stück, sondern im Dutzend an andere Hausirer, und ihr Mann, der Strumpfwirker Gotthold Göthel, unternahm einen Handel mit Weißwaaren, Vorhemden, Chemissettes, Lätzen, Hemdeneinsätzen, Manschetten u. s. w., welche mit Handstepperei gefertigt waren. Als 1855 die Steppmaschine eingeführt wurde, fürchteten die Näherinnen, ihre Arbeit zu verlieren, konnten aber bald nicht mehr genug schaffen. Der Hausirhandel nahm allerdings ein Ende, aber die Wäschefabrikation fing an. In Pfannenstiel, Lauter, Aue, Schneeberg, Eibenstock, Schönheide, Lößnitz u. s. w. bestehen Wäschefabriken, welche Hemden, Vorhemdchen, Victorias, Einsätze, Kragen, Manschetten, Chemisetten, Blousen, Aermel und Stulpen liefern.

Der sich seit etwa 1862 weiter ausbreitende Industriezweig wendete sich nächst dem Artikel für Herren bald auch auf genähte und gesteppte Damenartikel, als Kragen, Manschetten, Tücher, Fichus, Blousen, Unterröcke, Hauben u. s. w. in Leinwand oder Shirting mit der Näh- und Steppmaschine einfacher oder reicher hergestellt. Bald

ging man aber auch zu ganzen, ausschließlich in Leinen hergestellten Ausstattungen, Betttüchern, Kissenüberzügen u. s. w. über. Die Wäschestickerei wurde vorwiegend in Plattstich mit der Hand ausgeführt, mit handgestickten Festons verziert und mit Buchstaben und Monogrammen versehen (freilich zuweilen in den wunderlichsten Formen und Farbenzusammenstellungen). Man fertigt auch handgestickte Einsätze zur Morgentoilette in durchbrochenem Madeiragenre, sowie leinene Striche in hohlen, zarten, schmalen Dessins zur Ausschmückung der Damenwäsche.

Die Handstickerei ging 1887 und 1888 lebhafter denn je und hatte reichliche Beschäftigung in Buchstaben, Monogrammen, Figuren, Arabesken, Emblemen für die Ausstattung von Leib-, Bett- und Tischwäsche, Tischläufern, Handtüchern, Decken u. s. w. Die Stickerei auf dichtem Grunde leistete Besseres wie vorher, insbesondere die Wäschestickerei auf weißem Cambric. Der Hauptabsatz, etwa sieben Achtel der ganzen Fabrikation, war in Deutschland.

---

82. Der Gebirgskamm.

Der Kamm des Gebirges ist von dem Sattel bei Platten bis zum steinigten Fichtig bei Schöneck vollständig bewaldet. Nur als kleine Inseln liegen die oberen Enden von Hirschenstand und Steindöbra mit Aschberg in den Thalenden der Bäche, Sauersack auf öder Hochterasse zerstreut, Weiters Glashütte, Carlsfeld, Mühlleiten, Winselburg, das breit hingelagerte Hammerbrück und Muldenberg, endlich Kottenheide und Tannenhaus im Waldgebiete verstreute größere oder kleinere Häusergruppen bildend.

Auf der Ostseite der Straße von Eibenstock nach Frühbuß dehnt sich in 800 bis 820 m Meereshöhe, am Fuße des Hüttenbrand- und des Postelberges, auf mooriger Hochwiesenfläche das in mehreren unregelmäßigen Reihen angelegte Dorf S a u e r s a c k aus. M. Grundig sagt: „Sauersack, ein fast auf dem höchsten Gipfel derer Gebirge sehr zerstreut liegender Bergort, welcher auf dem kahlen Boden derer abgetriebener Holzungen an einem aus Nordwest nach Südost streichenden Gehänge sich als Rest des ruinirten Waldes vom Grunde bis auf die Gipfel der Häuser hölzern erhebt und einige Pochwerke zeiget, hat wohl den Namen in der That.“ Ihm mißfällt die Bauart der Häuser von Holz, besonders die geschnörkelten Kreuzbänder, vierfach übereinander gelegten und schnörkelhaft ausgezogenen Gesimse unter der Dachung, die halbrunden übersetzten Giebel, das Beschlagen der Seitenwände mit Schindeln, die Ercker und mancherlei hölzerne

Zierrathen.“ Noch sieht man hier einzelne Blockhäuser; aber in der Neuzeit sind die Holzbauten zum großen Theile durch Steinbauten ersetzt worden.

Auf der Westseite der Straße dehnt sich ein Moorgebiet aus, in welchem der gewachsene Torf 4, 5 m und mehr hoch ansteht. Es lassen sich hier alle Stadien der Torfbildung verfolgen, von der lebenden Pflanze bis zum braunglänzenden Specktorf.

In der Linie des eigentlichen Gebirgskammes, 3 km nordwestlich von Sauersack, 3 km südlich von Carlsfeld, am sanftgeneigten Abhange der Stangenhöhe liegt der Kranichsee. Der Kranichsee ist ein Moorlager in 920 bis 930 m Meereshöhe. Bleichgrüne Torfmoose bilden vorherrschend den schlammigen Boden. Sphagnum cymbifolium, von wechselnder Größe, Farbe und Stärke, bleichgrün, fahl, röthlich, roth, dichte Rasen bildend; dazwischen graue Säulchenflechten, becherförmig, mit großen braunen oder rothen Fruchtlagern; dazwischen die Sumpfheidelbeere (Rauschbeere) mit ihren großen rothen Beeren; die Moosbeere mit ihren braunrothen Früchten, die poleyblättrige Gränke, die schwarze, kuglige Krähenbeere, das scheidige Wollgras mit seinen graugrünen Blättern. Zahlreiche niedrige Stämme der Sumpfkiefer (Kuhbucken, Kiehbicken) stehen auf kleinen hügelförmigen, mehr oder weniger schwarzgrünen Inseln und sind dicht mit Flechten bedeckt. Zwischen ihnen kleine trübe Wasserlachen; laugenartig, bräunlich, öde, todt. Der Aberglaube nennt sie unergründlich; ihre Tiefe beträgt aber nur wenige Fuß. Kein lebendes Wesen läßt sich sehen, kein Vogel, kein Frosch; selten einmal ein Wasserkäfer. Blasen schwimmen im Sommer auf der braunen Fläche; schwere dicke Nebel lagern im Herbste über dem Moor.

Man kann wohl, von Kaupe zu Kaupe springend, eine Strecke weit vordringen, aber immer ist es nicht ungefährlich, in dieser Einöde sich weit in Moor nnd Sumpf hinein zu wagen.

Der Vegetationscharakter aller dieser Hochmoore ist außerordentlich öde. Der sogenannte Kranichsee, wie der Kuhbuckensee, die vier Torfmoore bei Hirschenstand und bei Frühbuß, jeder $^{6}/_{10}$ bis 1 km breit, 10 bis 15 m tief; ebenso die zwei großen Moore bei Gottesgab, ein jeder von fast 4 qkm Fläche, und 1 bis 5 m Tiefe, die früheren Moore am Fuße des Haßberges mit dem sagenhaften „thörichten See“ bei Satzung (Lehmann, S. 205.) u. s. w. bieten in ihrer naßkalten, dunstreichen Lage von 900 bis 1000 m Meereshöhe immer wieder dasselbe Bild, und immer dieselbe Pflanzenwelt. Die Knieholzform der Kiefer (Sumpfkiefer = pinus obliqua Sauter), welche im Westen des Gebirges „Kiebucken“ genannt wird, mitunter auch die verkümmerte gewöhnliche Kiefer (pinus

mughus) und die Zwergbirke (betula nana) sind die Vertreter der Baumwelt; nächst diesen findet man die Sumpfheidelbeere (Rauschbeere = vaccinium uliginosum), die schwarze, am Boden hinkriechende, heideartige Krähenbeere (empetrum nigrum), die Moosbeere (oxycoccos palustris), die poleyblättrige Gränke (andromeda polifolia), das scheidige Wollgras (eriophorum vaginatum), die graue Säulchenflechte (Cladonia) und zahlreiche Riedgräser, Torfmoose, Flechten u. s. w.

Die Torfbildung ist das Ergebniß der Zersetzung von Pflanzen, welche an dem Orte derselben wachsen. Auf der abgestorbenen Pflanze entwickeln sich neue, und unter dem Einflusse von reichlich vorhandenen stehenden Gewässern nimmt die Torfbildung schichtenförmig zu, an der Oberfläche leichten, hellen, schnell und ohne große Wärmeentwickelung verbrennenden weißen Moos-, Sumpf- oder Wurzeltorf bildend. Die tieferen Schichten, braun bis selbst schwarz, schwer und eine gleichförmige starke Hitze entwickelnd, werden brauner Moostorf und Klipptorf genannt. Wollgras, Cypergräser und Torfmoose sind die Hauptbestandtheile. Das truppweis stehende Eriophorum, die grasartigen Cyperiodeen mit ihren saftigen, knolligen Wurzeln, und die fahlen röthlichen, dicht aneinander gedrängten Sphagnaceen liefern mit ihren unterirdischen Stengeln, den weitverzweigten, filzartig verwachsenden Wurzelfasern in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine beträchtliche Anhäufung vegetabilischer Substanz. Da wo die Sumpfkiefer (Mooskiefer) ihre Schatten ausbreitet und die fallenden Nadeln in die schwammartigen Moore senkt, oder von Stürmen gebrochen selbst mit zur Torfbildung beiträgt (Waldtorf), wird das Wachsthum derselben ein noch bedeutend schnelleres sein. Man nimmt an, daß ein Torflager unter günstigen Bedingungen bis zu 1,5 m hoch in 30 Jahren nachwächst. Zahlreiche Wasseradern entquellen einem jeden Moorgebiete.

Wie bedeutend seinerzeit das Vorurtheil gegen die Torffeuerung sich auflehnte, wird schon dadurch bewiesen, daß, als man 1708 am Filzteiche, am Kranichsee, bei Johanngeorgenstadt und bei Scheibenberg Torfgräbereien angelegt hatte, kein Mensch den Torf kaufen wollte. 1756 wurde der Versuch eben so erfolglos wiederholt. Man gab 1000 Torfziegel für 21 Groschen, aber das Vorurtheil war so groß, daß die Leute den Torf nicht einmal umsonst haben wollten; hatte man doch Holz genug. Erst seit 1789 ist der Verbrauch von Torf ein allgemeiner geworden.

Lehmann sagt im „Historischen Schauplatz des Meißner Ober-Ertz-Gebürges“ (1699): „Massen auch in diesem Waldgebürge offt kalte und sumpfigte Heiden gefunden werden, die versauern, die Bäume

bleiben kurtz und struppigt, und verbutten, werden von Wind und Schnee zur Erde gebeuget und gedrucket, daß sie nicht gedeyen können, daher man sie wegen ihrer Niedrigkeit Kniebüsche nennet."

„Man bedenke die unzähligen Moraste, Sümpfe, Mooßräume, Brüchwerke und Weichen in Räumen und Wäldern umb und unter Plette, Gottesgabe gegen die Johann-Georgenstadt, umb Scheibenberg, Grünhain, Elterlein, Schlette, Geyer, Buchholtz, Zöblitz, Lengefeld, Kühnheyde, Was für eine schreckliche Wüstung gewesen, ehe die hohen Wälder abgetrieben, die Waldpässe gebrücket (d. h. Knüppeldämme in ihnen gelegt), die Wildberge nach ihren Flügeln und Rundungen abgezogen, so viel Floß- und andere Teiche gemacht, und durch die Röschen und Stölln die Wasser abgezapft worden. Dahin abermalen einige Benennungen der gebirgischen Situation zielen, als der Moßraum, die rothe Pfütz, das Saubad, die Sauschwemme, die Sausudel, Crotensee, thörichte See, Filtz-Sumpf, darinnen nicht nur Lastwagen, sondern auch Menschen und Vieh versinken, hingegen die wilden Säu sich gebadet, die Bären abgekühlet, die Hirsche und Wölfe sich gesuhlet haben ... Dazu kommen so viel grimmiger, reißender Thiere, die sich in einem so alten und rauhen, unbewohnten Waldgebirge unzehlig vermehret haben ... Die Einsamkeit selbst in einer so ungeheuern, unbewohnten Wildniß erweiset, daß dieses alte Gebirge fast allen fünf Sinnen des Menschen verdrüßlich gefallen."

Vom Kranichsee geht man in etwa 3/4 Stunden nach Carlsfeld. Die Eibenstocker Chronik sagt: „Der Anblick dieser Gegend erweckt leicht den Gedanken, daß hier eine höchst schauerliche Wildniß gewesen sein müsse." Das 1678 gegründete Hammerwerk, den Ursprung des Dorfes wahrscheinlich in sich schließend, kam 1823 zum Erliegen. „Seit dem Aufhören des Hammerwerkes war der Ort sehr darnieder gekommen." Die 1829 gegründete Uhrenfabrik ging ein. Dagegen macht die 1860 errichtete Hohlglashütte seit 1869 alle Arten von Medicinal-, Tinten- und Parfürmeriegläsern, Pastendosen, Selbstöler, Milchglassalbenkruken; in der neuesten Zeit auch Preßglas und zeichnet sich durch Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit ihres Fabrikats aus.

Die 1684 bis 1688 von G. Roth „Tischler von der Lößnitz" erbaute Kirche (nach Oesfeld II, 55 „eine Nachahmung der Peterskirche in Rom") hat einen quadratischen Grundriß mit verbrochenen Ecken und ist einer der ältesten Centralbauten in Sachsen. Die Architektur ist einfach, das Ebenmaaß aber hervorragend. Der Altar ist mit einer vortrefflich in Holz geschnittenen Darstellung der Kreuzigung Christi (in halber Lebensgröße) geschmückt. Neben der Kanzel stehen die Figuren der Apostel Paulus und Petrus.

Eine halbe Stunde östlich von Carlsfeld liegt Weiters Glas-

hütte. Dieselbe besteht seit 1661. Als Magister Grundig (Nachrichten und Bemerkungen von seiner Reise ins Carlsbad 1752 und 1756) sie besuchte, machte sie nur grünes Glas; später ausschließlich gewöhnliches, böhmisches Tafelglas, das in Bunden von ca. 20 Qu.-Fuß in verschiedenen Längen, Breiten und Güten verkauft wird. Die Glashütte wurde 1871 umgebaut und vergrößert.

Nicht ganz 1 Stunde südlich von Carlsfeld, 1 km südwestlich vom Kranichsee, liegt der Pyhrenteich oder Schwarze Teich, in ernster Waldesstille. Weiter nach Westen wandernd, an der Landesgrenze hin, erreicht man in einer Stunde die nach Aschberg führende Waldstraße. Von hier 15 Minuten südwärts liegt über offene Wiesenflächen hin der Aschberg mit seinem ausgedehnten Blick über den Abfall des Gebirges und das Böhmer Land. Geht man dagegen auf dem Gebirgskamme weiter, so wendet man sich nordwestlich bis an die ersten Häuser von Mühlleiten, 2 km, und von hier mehr westlich nach Winselburg und dem Kiel, wieder 2 km (921 m). Zwischen alten Halden sind zahlreiche mit Wasser gefüllte Grubentümpel. Von den Halden hat man eine weite, aber unbedeutende Aussicht nach Süd. Weiter westlich, 1 km, liegt der Schneckenstein. Derselbe besteht aus schieferartigem, mit langen Quarzstreifen gemischtem Gneis. In dem mit feinem Glimmer, grünlicher Erde und schwarzem Schörl untermengten Quarz sind zahlreiche große und kleine Drusen mit Krystallen; zwischen diesen weingelbe Topase. Der durch einen Spalt in zwei Gruppen getheilte und mit einer großen Aushöhlung versehene Schneckenstein erhebt sich 22,7 m über seine Umgebungen. Man besteigt ihn auf einer Art in den Felsen gehauener Treppe und hat eine ausgedehnte, wenn auch wenig interessante Umsicht.

In früher Zeit schon hat man hier Topase gebrochen, später damit aufgehört; auch 1727, wo der Tuchmacher Kraut diesen Edelsteinbruch wieder in Gang brachte und eine Art von Stolln getrieben wurde, kam er wieder zum Erliegen.

Auf halbem Wege nach Muldenberg, 4 km, liegt der Affenstein im Walde, eine ganz unbedeutende Felsenklippe ohne Aussicht, nicht zu verwechseln mit dem 3 km westlich von Muldenberg im Quellengebiete der Göltzsch liegenden Großen und Kleinen Affensteine.

Vom Schneckensteine trifft man in südwestlicher Richtung nach wenigen Minuten auf die Schneuse B, auf welcher man bis zum Neuen Graben und längs desselben westwärts bis zu den Sauhäusern geht, 3 km. Wendet man sich am Neuen Graben östlich, so kommt man nach einer Stunde bis an die scharfe Biegung desselben gegen

Norden, und von hier ins Thal steigend in wieder einer Stunde über Brunndöbra nach Klingenthal.

Von den Sauhäusern geht man wenige Minuten nach West, und dann auf breiter Waldstraße nach Kottenheyde, 4 km. Kuttenheide, ursprünglich bergmännische Versuchsbauten, später, im 16. Jahrhundert eine Wallfahrtskapelle zu Sct. Peter, darauf Jagd- und Pachthaus, jetzt Forsthaus; eine Häusergruppe auf hochgelegener Waldwiese, rings vom Wald umgeben, die Quellen der Weißen Mulde in einem kleinen Teiche enthaltend.

Auf dem westlichen Ende des Erzgebirges wird noch, wenn auch in sehr beschränktem Maaße, Pechsiederei und Rußbrennerei betrieben.

Die mit der Gewinnung des Harzes in Verbindung stehende Pechsiederei und Rußbrennerei hat in dem Maaße abgenommen, als die geregelte Forstwirthschaft das Harzreißen nur noch auf den einmal angerissenen Waldflächen gestattete. Die Zunahme der Holzgewinnung an Güte und Menge übertrug bei Weitem den Gewinn des Harzreißens, welcher nur mit einer großen Schädigung des Waldbestandes überhaupt erzielt werden konnte. Schon Ende des vorigen Jahrhunderts war „die Nutzung der Wälder zum Pechsieden nicht mehr so beträchtlich wie früher". (Peck.) Im 16. Jahrhundert waren auf dem Theile des Gebirges, welcher Bockau, Breitenbrunn, Bergmannsgrün, Sosa, Schwarzenberg und Schneeberg umfaßte, über 300 Personen mit dem Rechte belehnt, in der Herrschaft Schwarzenberg zu harzen.

In den Jahren 1883 und 1884 wurden im Eibenstocker und Schönecker Bezirk noch gegen 3600 Ctr. Kessel- oder Gelbpech und gegen 700 Ctr. Griesen- oder Schwarzpech gewonnen; 1886 nur etwa die Hälfte. Die Kienrußfabrikation ging ebenfalls weiter zurück.

Von Kottenheide nach dem Tannenhaus sind 3 km, von da nach Schöneck 2 km.

Aus dem Walde heraustretend hat man nach Westen hinaus einen freien Umblick auf das vogtländische Hügelland des Elstergebietes. Die Stadt Schöneck ist hufeisenförmig um den etwa bis zu 730 m hohen, 25 m über den Marktplatz aufragenden Schönecker Felsen aufgebaut. Von diesem Felsen hat man einen herrlichen Ausblick über das ganze Thalgebiet der Elster, im Südwest den Höhenzug des Hainberges und des Rehauer Waldes, darüber den Großen Kornberg, den Waldstein, den Schneeberg, die Kösseine; im Süden den Kapellenberg, im Südost den Hohen Stein. Es ist thatsächlich eine Ecke des Gebirges, von der man über drei Viertel des Kreises hinaus in Thäler und Thalzüge hinein sieht, während nur nach Osten hin

der waldige Höhenzug der Tannenhaus-Erhebung die Aussicht abschließt. Dieser Fels wurde unzweifelhaft schon von den ersten Ansiedlern „Die schöne Ecke“ genannt, und so ist die älteste Bezeichnung der Stadt „Stadt unter Schöneck“, und ihres Gebietes „Mark unter Schöneck“.

Im 13. Jahrhundert gehörte Schöneck den Grafen v. Eberstein; Anfang des 14. Jahrhunderts wird es als ein zur Herrschaft der Vögte gehörendes Schloß genannt; urkundlich 1327. Ein oberhalb des Schönecker Felsens befindliches kleines Plateau könnte der Standpunkt einer kleinen Burg oder eines kleinen Schlosses gewesen sein. Schiffner schreibt zwar (S. 358): „von der Burg hat sich auf der Felsenklippe ein runder Thurm erhalten“; gegenwärtig ist nicht die geringste Spur desselben zu erkennen. Doch schon 1370 wird Schöneck urkundlich als Stadt bezeichnet, als es von Kaiser Carl IV. seine Privilegien erhielt. Die Stadt hatte bedeutenden Grundbesitz am Schönecker Walde, der ostwärts bis Klingenthal und Stein-Döbra, nordwärts bis an den Affenstein und Schneckenstein reichte. Aus diesem erhielt jeder Bürger jährlich unentgeltlich sechs Klaftern Holz. Nach dem Privilegium von 1370 durfte die Stadt jedoch nur 130 Häuser zählen. Sie hatte volle Abgabenfreiheit; dagegen mußte sie dem Landesherrn, so wie er persönlich nach Schöneck kam, fünf Pfund schwäbische Heller in einem hölzernen Becher überreichen. Als Kurfürst August II. 1708 durch Schöneck reiste, enthielt der ihm überreichte Becher 6063 Stück schwäbische Heller (im Werthe von etwa 12 Thalern nach damaligem Münzfuße). Kurfürst August gestattete die Vermehrung der Häuserzahl auf 141, welche Zahl bis Anfang dieses Jahrhunderts inne gehalten wurde, jedoch bis zu dem 1856 stattfindenden Brande sich um einige wenige vermehrt hatte. Die Brände von 1632, 1680 und 1761 hatten keiner den Umfang wie der große Brand vom 6. Mai 1856. Es war ein trostloser Anblick, durch die rauchende Trümmerstätte zu gehen. Stehen gebliebene Schornsteine ragten aus den Ueberbleibseln der Parterremauern hoch empor — mitten in den noch rauchenden Ruinen ragte der Schönecker Felsen in die Höhe, am Fuße desselben, am Markte, stand ein großer hölzerner Wasserbottig, leer, fast vollständig verkohlt, die eisernen Reifen bis zur Basis herabgesunken. Schmuck und anmuthig hat sich die Stadt, wenn auch mit großen Opfern, aus diesem letzten und Hauptbrande wieder erhoben. Die Kirche ist neu. Die alte wurde schon 1491 als „eine sehr alte“ bezeichnet. Die Ansiedelung ist auf das 13. Jahrhundert, wo nicht auf frühere Zeiten, zurückzuführen.

---

83. Neudeck. Graßlitz. Klingenthal.

Der gewaltige Höhenrückenzug, welcher die Thäler der Weißen Wistritz und der Rohlau, bez. ihres Quellenbaches des Schwarzwasserbaches, von einander trennt, reicht in südöstlicher Richtung vom Rammelsberge bei Platten bis zum Wölfingsberge bei Merkelsgrün, in der Schwebung von 900 m, aus welcher der Bäringer Plattenberg mit 1004 m Meereshöhe, der Drachenfels mit seiner vielgezinnten Wand 960 m, der Bäringer Berg 984 m und der Wölfingsberg 971 m emporragen. Der Uebergang über denselben erfolgt von Merkelsgrün über den Wölfingsberg und Ullersloh, oder von Bäringen über Tellerhäuser, oder von Bäringen über Neuhammer, oder von Platten über Wolfsberghäuser und Neuhammer mit dem Zielpunkte Neudeck. Der kürzeste Uebergang von Bäringen über Tellerhäuser 2 Stunden; der längste von Platten über Wolfsberghäuser und durch das Thal der Rohlau gegen drei Stunden.

Tief unten, eingekeilt in das Thal der Rohlau und auf den beiderseitigen Abhängen in die Höhe kletternd, liegt das Bergstädtchen Neudeck, wahrscheinlich in Bezug auf die Ergiebigkeit der dort erschlossenen Seifenwerke ursprünglich „Neidecke" genannt. Aus den Zinnseifen entstanden Bergwerke; der Bergbau ist gegenwärtig erloschen. Die Sage berichtet, daß die „im Winkel" gelegene alte Zinnschmelzhütte, welche ihrer Baufälligkeit wegen vor einer Reihe von Jahren abgetragen werden mußte, das erste Haus von Neudeck gewesen sei. Auf einer Granitklippe erhebt sich der Glockenthurm von trapezartigem Grundriß, so daß man von Süden her alle seine vier Ecken gleichzeitig sehen kann. Derselbe ist der Ueberrest einer alten Burg, welche sich auf dem nach Nordost gerichteten Felsenvorsprunge erhob und das Thal aufwärts und abwärts beherrschte. Oberhalb der Stadt liegt das große Eisenhüttenwerk Neudeck, eines der ältesten der österreichischen Monarchie. Dasselbe liefert Schwarzbleche, decopirte, verzinnte und lackirte Bleche. Es hat eine Grobstrecke und sechs Blechwalzenstraßen, drei Schweißöfen, sechs Frischfeuer, zwei Dampfhämmer, so wie fünf Dampfmaschinen und eine Turbine. Die Anzahl der Arbeiter beträgt gegen 450.

Am Südende der Löffelschmiederei, Handschuh- und Spitzenfabrikation treibenden Stadt liegt das Gräflich Asseburgsche Schloß — ein unansehnliches Gebäude in Normannischem Style.

Von dem östlich der Stadt sich erhebenden Kapellen- oder Kreuzberge hat man einen vortrefflichen Ueberblick über die Stadt. Die Aussicht nach West ist bei Abendbeleuchtung unbedeutend; dagegen sieht man südwärts im Innern Böhmens die Höhenzüge vom

Liesengebirge bis bei Tepl und Einsiedel. Einen besonders schönen Ausblick über den Thalkessel der Rohlau und gebirgsaufwärts hat man von der Nordseite des Kapellenberges bei einer hoch gelegenen Häusergruppe, wo man das Thal von Trinkseifen hinaufsieht mit seiner Einfassung von Berg und Wald. Auf dem Wege von Bäringen über die Tellerhäuser hat man einen sehr schönen Ausblick nach West und Südwest, ehe man in das reizende, in seinen Formen an die Voralpen erinnernde kleine Thal niedersteigt, welches bis an das Südende von Neudeck führt. Man kann aber auch auf einem Waldwege den Sattel des Limitzberges überschreiten und von Norden her nach Neudeck kommen. Der Peindlberg ist bis oben hinauf mit Wald bedeckt; nur von dem Peindlfelsen an seiner Südwestecke hat man eine Aussicht nach Böhmen hinein.

Von Neudeck steigt man durch den Ullersloher Grund, oder auch durch den Grund von Hohenstolln, beide Thäler reich an Landschaftsbildern, in etwa 2 Stunden bis zu dem rings von Wald umgebenen „Gloriett“ im Hohen Hau, einem aus Steinen gesetzten Aussichtsthurme mit ausgedehnter Rundsicht. Vom Keilberg und den Sonnenwirbelhäusern sieht man den Gebirgskamm bis zum großen Plattenberge; von Südost bis Südwest weit in das Böhmer Land hinein. Auf gutem Waldwege erreicht man in einer halben Stunde, von hier, das Forsthaus Wölfing, einen durch seine köstliche Lage und Aussicht an den Schweißjäger bei Eichwald erinnernden Punkt. Unter großen Buchen ein herrlicher Ruheplatz. Von hier nach Merkelsgrün, oder nach Edersgrün $^3/_4$ Stunden; durch den Wald, am Drachenfelsen vorüber nach Bäringen $^5/_4$ Stunden.

Nur etwa $^1/_2$ Stunde südlich von Neudeck liegt auf dem Höhenzuge oberhalb Thierbach eine kleine Kapelle, von der man eine vortreffliche Aussicht hat. Man kann aber auch bis zum Waldrande am Füttersberge zurückgehen. Nach Norden sieht man in die tief eingeschnittene Thalspalte der Rohlau, welche auf der Westseite von den Abhängen des Hochtannenberges und des über demselben aufragenden Mittelwaldberges, auf der Ostseite von den Steilhängen des Peindlberges und des darüber sich erhebenden Bäringer Plattenberges, im Norden von dem terrassenförmig zum Thale gehenden Plattner Berge und dem im Hintergrunde aufragenden Rammelsberge abgeschlossen wird. Nach Osten erhebt sich der Trausnitzberg mit dem landschaftlich an Formen reichen, von etwa fünf Nebenthälern in einzelne Abschnitte und Absätze getheilten Westabhange des zwischen der Rohlau und dem Wistritzbache vorgestreckten Gebirgsarmes. Die einzelnen Häusergruppen von Gibacht, Hohenstollen und Ullersloh, welche auf den verschiedenen Absätzen von 600, 700, 800 und 850 m Meeres-

höhe mit Feld und Wiese zwischen Laub- und Nadelwald verstreut liegen, geben dieser Gebirgsansicht einen besonderen Reiz.

Von Neudeck nach Norden, im Thale der aus dem Zusammenflusse des vom Rammelsberge kommenden Weißbaches und des vom Büngerhau oberhalb Hirschenstand entspringenden Schwarzbaches, unterhalb Neuhammer entstehenden Rohlau, einem von 150 m hohen Wänden gebildeten Waldthale, kommt man über Hirschenstand (11 km) nach Wildenthal (im Ganzen 18 km). Man kann aber auch von Neuhammer über die Wolfsberghäuser nach Platten (11 km) oder am Zinnerwiesbache über die Farbenmühle nach Johanngeorgenstadt gehen (15 km).

Von Neudeck nach dem in flacher Thalmulde ausgebreiteten Trinkseifen sind 5 km, von da durch den Wald nach Frühbuß ebensoweit.

Frühbuß, ein hochgelegenes, ärmliches Städtchen, verdankt Ursprung und Namen dem längst erloschenen Bergbau. Halden und Ueberreste von Seifenwerken sind noch erkennbar. Es zieht sich in einer lang gestreckten Straße von dem oberen, etwa 900 m hoch liegenden Ende bergab bis etwa 860 m in einer sanften Mulde thalwärts nach den Mühlhäusern. Kurz oberhalb derselben tritt die Straße in das schmale, bewaldete Thal der Rothau, an dessen Ostabhange sie zu den Möschelhäusern aufsteigt und das Plateau des Hüttenberges überschreitet. Hier hat man eine sehr schöne Aussicht nach Süd und Südwest. Ueber die Waldberge zwischen Rothau und Rohlau, mit dem Zulegerbühl (716 m) und dem Füttersberge (700 m), sieht man im Südwest den durch seine Form ausgezeichneten Kapellenberg, im Süden die hoch gegen den Horizont sich erhebenden Bergzüge des inneren Böhmen und zwischen beiden in duftiger Ferne den Dillenberg und die Glatze, die Gipfel des Böhmer Waldes.

Man kann auch von Trinkseifen durch den Wald nach den Mühlhäusern gehen, 5 km, und von da nach Schönlind, 3 km; oder durch den Wald über Ober-Kohling nach Schönlind, 6 km. Am Fuße des Gebirgsabsatzes vom Hüttenberge liegt auf einer kleinen Terrasse in etwa 725 m Meereshöhe der Marktflecken Schönlind. (Gasthof zum Adler.)

Um auf dem nächsten Wege Graßlitz zu erreichen, steigt man unmittelbar hinter der Kirche von Schönlind in das Thal der Rothau hinab, überschreitet dieselbe vor dem Eisenwerke und geht auf leicht zu findendem Wege in südwestlicher Richtung durch den Wald nach Ober-Rothau und von da auf der Straße zur Adalbertskapelle, von welcher man in das Thal nach Graßlitz gelangt; 2 Stunden von Schönlind. Das Jagdschloß, 1/2 Stunde südlich von Schönlind, liegt

auf einem kleinen Wiesenplateau, von dem aus man einen herrlichen Blick nach dem Gebirge hat.

Das unvergleichlich schöne Thal der Rothau führt in das nicht minder prächtig von Waldhängen, Felsenvorsprüngen, Klippen und gegen 200 m hohen Wänden eingeschlossene Thal der Zwota bis zur Eisenbahnstation Bleistadt thalabwärts, etwa 9 km, bis zur Eisenbahnstation Unter-Graßlitz thalaufwärts, etwa 8 km. Die auf dem westlichen Thalrande der Zwota gelegene alte Bergstadt Bleistadt ist von zahlreichen Halden umgeben, welche von der Ausdehnung des Bergbaues auf Bleierze noch Zeugniß ablegen, obgleich derselbe seit langer Zeit schon eingestellt worden ist. Auf den Halden sollen noch bleihaltige Erze, aber auch Stücke von reinem Braunbleierz (Pyromorphit) zu finden sein; auch Opale im Bleiglanz bei Bleistadt und Heinrichsgrün. Der Bergbau auf Bleierze wurde bei Bleistadt, Liebenau, Prünleß, Hartenberg, Pichelberg, Horn, auf Kupfererze am Eibenberge bei Graßlitz, auf Zinnerze bei Silberbach und Schwaderbach, Hirschenstand, Neudeck, Frühbuß, Trinkseifen u. s. w. betrieben. Unzweifelhaft würde die Wiederaufnahme desselben mit hinreichender Geld-, Maschinen- und Menschenkraft nicht ohne Erfolg sein. Bei Klostergrab hat man zwei Zechen im Deutzendorfer Grunde wieder angefahren, auf Silbererze und Wismuth, und im Hüttengrunde eine auf silberhaltige Bleierze.

Die Stadt Graßlitz verdankt ihren Ursprung dem Bergbau auf Kupfererze, welcher hier Anfang des 14. Jahrhunderts begonnen haben soll. An der Wende zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert beschäftigte der an zahlreichen Halden, Stollen und anderen Merkmalen noch erkennbare Bergbau auf Kupfererze gegen 2000 Bergleute. An dem Abhange des zwischen Schwaderbach und Silberbach bis zu 802 m sich erhebenden Eibenberges befinden sich noch ausgedehnte Halden, lang am Thale hin, hoch den Abhang hinauf. Von Klingenthal steigt man auf einem Fußsteige an zahlreichen einzeln und truppweise zwischen Baumgruppen liegenden Häusern vorüber den Höhenrücken der Berghäuser hinan und dann in südöstlicher Richtung über den Fritzschberg, durch das Thal von Schwaderbach und durch verschiedene, ziemlich wagrecht ausgebreitete Häusergruppen zum kahlen Gipfel des Eibenberges, dem steilabfallenden Südende eines Rückenzuges. Der Eibenberg bietet eine prachtvolle Aussicht nach Ost. Unmittelbar über dem Steilabfalle nach dem Silberbache und seiner schmalen Thalwiese erhebt sich im Südost der Muckenbil (Mückenbühl) bis zu 949 m, im Nordost der Spitzberg bis zu 993 m, beide mit trefflich bewaldeten Abhängen, auf deren freien Stellen die oberen

Häusergruppen von Silberbach, am Tobisenberge und an der Platte eingebaut sind.

Das Thal des Silberbaches, welches man beim Abstieg von der Höhe des Eibenberges in der Nähe der Hauptgruppe des Ortes erreicht oder am Zusammenstoß der beiden Bäche unterhalb des Forsthauses, bildet von diesem an ein schmales, von Wald eingefaßtes Wiesenthal, welches mit bedeutender Steigung sich nach den Quellen hinauf zieht. Dem vom Norden kommenden Aste mit seinen bewaldeten Hängen dient der schmale Sattel zwischen dem Hirschberge und dem Aschberge in 850 m Meereshöhe als Quellengebiet; der von Osten her rauschende Bach entspringt in 900 m Meereshöhe auf der Hochebene westlich von Frühbuß und wird durch drei kurze, von Norden einfallende Nebenbäche verstärkt. Die Thalwände dieses östlichen Silberbaches, 100 bis 150 m ansteigend, reich bewaldet, geben bis oberhalb des Jagdschlosses (wo vor Zeiten die Glashütte Nancy stand) ein köstliches Waldthal. Vom Zusammenfluß der beiden Silberbäche bis Frühbuß geht man 2 Stunden.

Der interessanteste Weg von Klingenthal nach Neudeck führt über Graßlitz, die Adalbertskapelle, Unter-Rothau und Heinrichsgrün nach Scheft, 4 Stunden, von da auf dem welligen Hochplateau etwas eintönig über Oedt nach Thierbach und über die Thierbacher Kapelle nach Neudeck 2 Stunden. Das Städtchen Heinrichsgrün verdankt dem Bergbau auf Bleierze seinen Ursprung; später wurde auch auf Eisenerze gebaut; auch Edelsteine und Halbedelsteine sind hier gefunden und geschliffen worden. 1 Stunde östlich der von dem Schlosse überragten Stadt, auf der Höhe dicht über Scheft, hat man eine prachtvolle Ansicht des Gebirges nach Nordost. Die Nordwestansicht des Gebirges gewinnt man $^1/_2$ Stunde vor Scheft nördlich der Straße auf dem Zulegerbühl. Von diesem sieht man nahezu im Südwest den Kapellenberg, dann Hohenhau, Hohen Stein, Schönauer Berg, Glasberg, Muckenbühl, Hartelsberg; vor ihm den Hüttenberg und an seinem Steilabhange Schönlind; nach Süden und Südosten in das Egerland, bis zu den fernen Gipfeln des Fichtelgebirges, Böhmer Waldes und des inneren Böhmen hinaus.

Wenn diese beiden Gebirgsansichten über die Eintönigkeit des Weges von Scheft bis Thierbach erheben: so bringt der Blick von der Thierbacher Kapelle einen prächtigen Abschluß in die etwa sechsstündige Wanderung.

K l i n g e n t h a l wurde im Höllengrund 1591 als Hammerwerk von Klinger gegründet, hieß anfänglich Höllhammer, und später wahrscheinlich nach seinem ersten Besitzer „Klingerthal". Dieser Theil des Gebirges wurde bald der Sammelpunkt böhmischer Exulanten. Un-

mittelbar nach der Protestantenvertreibung von 1626 wurde Zwota, urkundlich Zwoda, mit zwei Häusern gegründet, 1628 Brunn-Döbra und Stein-Döbra, letzteres ursprünglich als Glashütte, vielleicht sogar zeitiger wie Klingenthal, weshalb ein Theil des Ortes noch jetzt „die Glashütte" heißt, 1629 Untersachsenberg, 1631 Obersachsenberg, um 1640 Aschberg, 1677 Georgenthal, 1680 Landsgemeinde. Das Hammerwerk Klingenthal ging im dreißigjährigen Kriege ein. Der bedeutend angewachsene Ort, mit gegenwärtig gegen 2500 Bewohnern, dehnt sich im Thale der Zwota, ebenso wie im Thale des Döbrabaches nahezu 2 km weit aus, und selbst nach Südost, wo die Grenze so nahe liegt, erstrecken sich die einzelnen Häusergruppen von Quittenbach, Kriegberg und Unter-Klingenthal immer noch über 1 km weit an dem linken Ufer der Zwota hin.

Von Klingenthal nordwärts liegt in etwa 2 Stunden Entfernung der Schneckenstein, in $1^1/_2$ Stunden Entfernung nordöstlich der Aschberg, und nordwestlich von den Glasbachhäusern bei Unter-Zwota das Forsthaus Kottenheide, etwa 2 Stunden weit. Zum Aschberge steigt man etwa $1^1/_2$ Stunde, über die unteren Berghäuser, Gösselhäuser und mehrere andere Häusergruppen nach Ober-Sachsenberg und Aschberg. Auf kahler Höhenfläche liegen die höchsten Häuserreihen, kurz vor dem Walde in fast 900 m Meereshöhe, Blockhäuser mit Schindeldachung, von etlichen Baumkrüppeln umgeben, die geringen Feldstücke mit Dämmen von aufgelesenen Steinen eingefaßt, allen Winden, Regen, Schneestürmen schutzlos preisgegeben. Die Aussicht ist der vom Eibenberge ähnlich, vielleicht etwas weiter in die Ferne hinausreichend, in der Hauptsache aber ebenfalls durch den nach Südost gerichteten Höhenzug des Ursprungberges abgeschlossen, über welchen nur die Gipfel ferner Gebirgszüge emporragen. Dagegen ist von den weiter vorgeschobenen Häusergruppen der Einblick in die tief eingeschnittenen Thäler höchst interessant; auf der Ostseite in das Thal des Silberbaches, auf der Westseite in das Thal von Steindöbra mit ebenso hohen, theils bis zur Thalsohle bewaldeten, theils absatzförmig mit Häusern besetzten Hängen. Bemerkenswerth als Aussichtspunkte sind das unmittelbar an der Grenze liegende Waldgut, sowie etwa 20 Minuten weiter südlich die Höhe über den Glassenhäusern (778 m) mit ihrem Steilabsturze nach Nordwest.

In einem jeden der über den Bergabhang in größeren und kleineren Gruppen verstreuten Häusern herrscht ein reges Leben, ein lebendiger Fleiß. Es wird gedreht, geschnitzt, gehämmert, geleimt, polirt u. s. w. Man mag hineintreten, wo man will, da wird man freundlich begrüßt und bereitwillig in die Geheimnisse der Thätigkeit, wenn auch nicht in alle, eingeweiht. Mann, Frau und Kinder, ein

jedes hat seinen bestimmten Arbeitsantheil, und bestände er zuletzt blos darin, das Gefertigte fortzutragen, um es in die nächste Hand, in das folgende Arbeitsstadium zu bringen, und neues Material herbeizuschaffen. Mit einer nahezu rührenden Gesprächigkeit und Aufrichtigkeit hört man über alle einschlagenden Verhältnisse und manchmal auch etwas darüber hinaus. Die große Stube im Erdgeschoß ist die Werkstatt; die Mehrzahl der Häuser zwar im Grundriß das gekoppelte Blockhaus, aber doch häufig mit einem Oberstock, oder doch wenigstens mit Giebelkammern versehen, um die Zahl der Bewohner und ihrer Arbeitsplätze zu fassen. An einzelnen Häusern ist ein Querflügel angesetzt. Bei aller Aehnlichkeit jedoch, welche diese Bauwerke in ihren Grundzügen wie in ihren Einzelheiten besitzen, machen sie einen bedeutend mehr malerischen Eindruck als die im Thale dicht zusammengedrängten Neubauten, denen bei aller Zweckmäßigkeit, Wetterbeständigkeit und Feuersicherheit das Gepräge des Unschönen anhaftet. Trotz der vor vielen Häusern befindlichen, sorgfältig gepflegten Vorgärten behaupten die älteren Wohnstätten den Vorrang in Bezug auf landschaftlichen und wohnlichen Reiz.

Von Klingenthal nach Markneukirchen im Vogtlande führt ein Weg in 2½ bis 3 Stunden durch den Wald.

M a r k n e u k i r c h e n soll Anfang des 14. Jahrhunderts gegründet worden sein und 1360 aus 17 Häusern bestanden haben. 1627 erhielt es Stadtgerechtigkeit. Hauptsächlich durch Einwanderung aus Böhmen verstärkte sich ihre Bewohnerschaft, aber die schnell angewachsene Stadt wurde 1546, sowie 1633 und 1634, endlich 1840 beinahe vollständig eingeäschert. Eine freundliche und lebhafte Stadt ist seitdem entstanden. Zugleich mit den böhmischen Exulanten ist die Fabrikation von Musikinstrumenten hier eingezogen.

Ein und eine halbe Stunde östlich von Markneukirchen, drei Stunden Wegs südlich von Klingenthal, und fast eben so weit von Graßlitz, über Schönau und Kirchberg, liegt auf der Wasserscheide zwischen Zwota und Elster der Hohe Stein, 776 m, eine Felsenwand von mit zahlreichen Quarzadern durchsetztem Thonschiefer, welche steil auf dem flach geneigten Höhenzuge aufgerichtet ist und aus welcher zahlreiche Klippen bis zu 26 m über den Bergrücken emporragen. Von der höchsten, mit Geländer gesicherten, zugänglichen Felsenklippe hat man einen sehr guten Ausblick nach Südwest. Ueber dem Kapellenberge und Hainberge ragen Kösseine, Schneeberg, Großer Kornberg und hinter diesem der Waldstein am Horizonte; die übrige Aussicht ist unbedeutend.

Weit besuchenswerther ist der nur wenig über eine Stunde von

Graßlitz entfernte Schönauer Berg, von welchem man einen vollständigen Einblick in die Thäler des Döbrabaches, des Eibenbaches und Silberbaches hat.

84. Die Fabrikation von Musik-Instrumenten.

Wann und wo die Anfertigung von Musik-Instrumenten in Böhmen ihren Ursprung zu suchen hat, ist nicht nachweisbar; doch unzweifelhaft stammt die zu einem außerordentlichen Umfange angewachsene Instrumentenfabrikation von den nach Markneukirchen und Klingenthal eingewanderten böhmischen Exulanten. Diese 1626 beginnende Bewegung setzte sich während des dreißigjährigen Krieges und nach Beendigung desselben in ausgedehntem Umfange fort. So ließ sich denn in Markneukirchen eine Anzahl von Geigenmachern nieder, welche Violinen und Bässe anfertigten. Im Jahre 1680 beantragten „von den vor nicht langer Zeit eingewanderten Exulanten etwa 9 bis 10 Geigenmacher, sich eine Empore in der Kirche bauen zu dürfen.“ Man wird also nicht weit fehlgreifen, wenn man den Beginn der Instrumentenfabrikation einige Jahre früher ansetzt (vielleicht um 1650), da die böhmischen Einwanderer doch schon hinreichend seßhaft sein mußten, um in corpore das Verlangen nach einem besonderen Kirchenplatze auszusprechen. Obgleich der Umfang der Fabrikation nur langsam wuchs, dehnte sie sich doch in Bezug auf den Umfang der Production, wie auf den Umfang des Absatzgebietes bedeutend aus. Der Verkehr bewegte sich bis zur Mitte dieses Jahrhunderts noch in sehr engen Schranken. Auf den großen Reichs- und Heerstraßen herrschte zwar ein reges Leben; aber von Massenbewegung und Massenerzeugung, wie sie gegenwärtig Handel und Wandel mit sich bringen, hatte man selbst noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts keine Ahnung. Dazu lagen Markneukirchen und Klingenthal beide abseit der großen Heerstraße. Erst 1835 erhielt Markneukirchen und später noch Klingenthal eine Verbindung. Bis zu dieser Zeit wurde der Vertrieb der Instrumente auf alle mögliche Art bewirkt. „Wenn wir unsere Waaren nur erst bis Oelsnitz haben; nach Amerika kommen sie dann schon von selber“ — war der Ausspruch eines Fabrikanten jener Zeit.

Um 1840 bestand die Instrumentenfabrikation in Markneukirchen, Klingenthal, Brunndöbra, Ober- und Untersachsenberg, Erlbach und Adorf. Die Geigenmacherei hatte sich seit 1690, wo Tavgel aus Danzig eine neue Art von Geigenlack einführte, besonders gehoben. Das Bogenmachen wurde von Joseph Ströz aus Baiern eingeführt;

das Saitenmachen um 1720; die Anfertigung von Messinginstrumenten zwischen 1740 und 1750; die Anfertigung von Holzblasinstrumenten um 1770.

Die ersten Geigenhändler trugen ihre Waaren mit dem Reff in die Welt hinaus, sie besuchten Märkte und Messen, fanden Absatz und ihre Waaren Anerkennung, so daß sie mit Aufträgen zurückkehrten. Mit der Vergrößerung des Arbeitsumfanges erweiterte sich auch das Absatzgebiet; der anfänglich einfache Hausirhandel war schon Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem vollständigen Handelssystem ausgebildet. Die Fabrikate gingen nach Holland, England, Dänemark, Schweden, Norwegen, nach Polen und Rußland, nach Frankreich, der Schweiz und Tyrol, nach Portugal und Spanien, nach der Türkei und dem Morgenlande, sowie über den Ocean, nach Amerika. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich eine umfangreiche Industrie; von einzelnen Orten dehnte sie sich über einen ganzen Landstrich; von geringwerthigem Fabrikate entwickelte sie sich bis zur Herstellung meisterhafter Instrumente; mit der Anfertigung von Geigen beginnend, zog sie alle Arten von Streichinstrumenten und Saiteninstrumenten, Holz- und Messing-Blasinstrumenten u. s. w. in ihren Bereich. Im Jahre 1800 arbeiteten „in Neukirchen Jahr ein Jahr aus 78 Meister mit Gesellen und Lehrlingen an Geigen, Bratschen, Bässen, Harfen, Lauten, Zithern u. s. w.; 26 Meister mit Gesellen und Lehrlingen an Bogen; 15 an messingenen Instrumenten; 24 an Flöten, Clarinetten und Bassethörnern u. dergl.; 30 an Darmsaiten ... In einigen nahen Dörfern und dem darunter liegenden Flecken Klingenthal arbeiten 85 Meister mit Gesellen und Lehrlingen an Geigen; doch giebt es in den umherliegenden Städtchen und Dörfern noch eine Menge Instrumentenmacher“. (Allgem. musik. Zeitung, 1800. Nr. 1.)

Von den Hauptorten der Instrumentenfabrikation Markneukirchen und Klingenthal erstreckt sich dieselbe über Erlbach, Eubabrunn und Wernsgrün nach Osten, über Siebenbrunn nach Adorf gegen West, über Bernitzgrün, Wohlbach, Gunzen nach Schöneck gegen Norden, über Zwota, Brunndöbra, Sachsenberg, Steindöbra nach Nordost, ein enggeschlossenes Gebiet bildend, welchem Quittenbach, Döhlerwald, Zwotenthal, Eschenbach, Breitenfeld, Gopplasgrün, Hermsgrün und Marieney, Freiberg und Arnsgrün, Remtengrün, Jugelsburg und Mühlhausen angehören, während Raun, Landwüst und Brambach weiter nach Süden vorgeschoben sind und die Verbindung mit dem böhmischen Theile des Fabrikationsbezirkes Schönbach, Kirchberg, Ursprung, Fleissen, Schwarzbach und Graßlitz mit seinen Nachbarorten herstellen. Die Anzahl der in den verschiedenen Zweigen der Instrumenten-

fabrikation regelmäßig beschäftigten erwachsenen Arbeiter läßt sich auf 4500 bis 5000 veranschlagen.

Die Fabrikation gliedert sich in die Anfertigung von Streichinstrumenten und ihrer Bestandtheile, von anderen Saiteninstrumenten, von Darm- und Metallsaiten, von Holz- und Blechblasinstrumenten, von Instrumentenkästen und Futteralen, von Trommeln und Schlaginstrumenten, von Mund- und Kastenharmonikas (Accordions u. s. w.). Gewisse Fabrikationszweige haben sich local entwickelt, andere sind über das ganze Gebiet zerstreut; in der Hauptsumme aber ist die Instrumentenfabrikation eine Hausindustrie und mit allen Vorzügen und Nachtheilen ausgestattet, welche diese Art von Industriebetrieb mit sich bringt. In allen den einzelnen Häusern und Häuschen herrscht ein reger Fleiß, eine musterhafte Thätigkeit, und doch giebt es unter den zahlreichen Arbeitern recht viele, welche über ein bescheidenes Maß der Leistungsfähigkeit hinauszugehen nicht im Stande sind. Auch hier zeigt es sich, daß der Pfuscher nur ein kärgliches Lohn zu erarbeiten vermag; daß er vor Allem es ist, welcher den besseren und zuverlässigen Arbeiter auf das Empfindlichste schädigt. Obgleich es unzweifelhaft ist, daß die Hausindustrie vorwiegend im Stande ist, einen seßhaften Stamm gut ausgebildeter Arbeiter heranzuziehen, liegt gerade bei ihr die Gefahr am nächsten, von dieser hohen Richtlinie abzukommen. Bestimmtes Festhalten in Bezug auf solide Fabrikation, an hohen Anforderungen in Bezug auf Güte der Arbeit, Form und Ansehen, auf die ausgiebige Benutzung des Materials und seiner Eigenschaften, sowie endlich auf das richtige und entsprechende Verhältniß von Arbeit und Lohn, von Aufwand an Intelligenz und Zuverlässigkeit mit dem Erwerb .... das Alles sind Dinge, welche sich nur an der Hand der Großindustrie auf die Hausindustrie übertragen lassen. Dann werden die Fortbildungs- und die gewerbliche Fachschule Erfolge verzeichnen.

Die Fachschulen für Musikinstrumentenbau in Adorf, Klingenthal und Markneukirchen, welche 1862 „wegen mangelnder Theilnahme nicht gedeihen“ wollten, haben seitdem einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Fach- und Fortbildungsschule zu Adorf zählt 60, die Musikschule zu Klingenthal 100, die Fachschule für Instrumentenbau zu Markneukirchen gegen 180 Schüler. Jede dieser Schulen ertheilt fachgemäßen Unterricht im Spielen der verschiedenen Instrumente, da der Instrumentenbauer sein Instrument zunächst fertig zu spielen verstehen muß, um es auch richtigen Grundsätzen entsprechend anfertigen zu können. Die Fachschule zu Adorf berücksichtigt besonders das Holzdrechseln und Schnitzen. In Böhmen sind Musikschulen in Graßlitz und in Schönbach.

Die Specialgewerbeschule für Musik und Instrumentenbau in Markneukirchen wurde 1854 gegründet, ging 1859 ein, erhielt sich aber als Musik- und Sonntagsschule. 1878 als Fachschule neu gegründet, umfaßt sie drei Jahreskurse und eine Vorschule, welche 1887/88 von 176 Schülern besucht wurden. In Verbindung mit derselben stehen Lehrwerkstätten, ein werthvolles Gewerbemuseum mit einer bedeutenden Sammlung von Instrumenten aus allen Zeiten und Gegenden und eine Bücher- und Notensammlung *).

Die Geigenmacher sind der Grundstock der Instrumentenfabrikation. Die 1680 in Markneukirchen vorhandenen 9 bis 10 Geigenmacher vermehrten sich bis Ende des 18. Jahrhunderts auf etwa 80, und stiegen in der Neuzeit, Meister, Gesellen und Lehrlinge der verschiedenen Neben- und Hülfsbranchen mit eingerechnet, auf etwa 750 bis 800, ohne die in Böhmen mit denselben Artikeln beschäftigten 500 bis 600 Arbeiter. Bei der Fabrikation der Streich- und Saiteninstrumente ist die Arbeitstheilung durchgeführt. Man unterscheidet von den Instrumentenmachern die Verfertiger von Bestandtheilen, welche sich wiederum in die Arbeiter auf Saitenhalter, Wirbel, Bogenfrösche, Stege, Dämpfer, Bogen, Griffbreter, Stäbe u. s. w. gliedern, während die Instrumentenmacher selbst sich in Geigenmacher und Baßmacher trennen. Die Geigenmacher fertigen Geigen (halbe, dreiviertel und ganze Geigen) und Bratschen (Violas, Altos), die Baßmacher Bässe (Contrabässe, Violons) sowie Cellos (Violoncellos); die Zahl der Geigenmacher ist für Sachsen etwa 250, für Böhmen etwa 200. Der Umfang des hauptsächlich in Markneukirchen concentrirten Handels mit Streich- und Saiteninstrumenten wurde für 1874 im Bericht der Handelskammer Plauen mit einer Jahresproduction von 384 000 Violinen, im Preise von 3 bis 150 Mark, 750 Bässen, im Preise von 30 bis 450 M., 540 Cellos, im Preise von 18 bis 300 M., 12 000 Guitarren, im Preise von $7^1/_2$ bis 150 M., 4 000 Zithern, im Preise von 9 bis 155 M., 30 Lauten, im Preise von 12 bis 120 M., 40 Harfen im Preise von 36 bis 150 M. das Stück, 360 Banjos (einem Negerinstrumente), im Preise von 20 bis 30 M. angegeben, und wird auch heute nicht hinter diese bedeutende Summe zurückgegangen sein. Eine andere Angabe nennt für 1884 = 400 000 Geigen, 1000 Bässe, 1000 Cellos, 15 000 Guitarren, 5000 Zithern u. s. w. Tobisch beziffert die Fabrikation von Schönbach auf jährlich 10 000 Dutzend Geigen, 1000 Dutzend Bässe, 1500 Dutzend Cello, 2500 Dutzend

*) Bericht über die Fachschule für Instrumentenbauer in Markneukirchen, von E. Bachmann, Director. 1883.



Guitarren und 5000 Dutzend Zithern an; die Fabrikation von Graßlitz auf 25 000 Stück Blasinstrumente. Neuere Angaben (Erzgeb. Ztg. 1889, Nr. 4) berechnen die Graßlitzer Fabrikation auf 5000 Blechblasinstrumente, 4500 Signalhörner, 1200 Holzblasinstrumente, 800 Schlaginstrumente, 30 000 Kindertrompeten, 6000 Dutzend Mundharmonikas u. s. w.

An Material wird Holz, Elfenbein und Metall verarbeitet. Buchen- und Fichtenholz für ordinäre Sachen, tiroler und bayerisches Fichten- und Tannenholz zu Resonanzböden, Birnbaumholz zu mittleren Sachen, tiroler Ahorn nach seiner Beschaffenheit zu geringeren, wie zu feineren Instrumenten, geflammtes Ahornholz aus Galizien, Serbien und Siebenbürgen, Erlenholz, Nußbaum, Jacaranda (besonders zu Guitarren), Buchsbaum vom Schwarzen Meere und vom Kaukasus, Fernambuc(Brasil)-holz aus Südamerika, Schlangenholz aus Surinam, Pferdefleischholz, Cocosholz und Grenadillholz aus den Tropenländern und von der afrikanischen Küste; Ebenholz aus Ceylon, Madagaskar, Isle de France, Zanzibar und Ostindien. Elfenbein, und an dessen Stelle Messing (Augsburger), Argentan (von Aue) und Silber, Perlmutter, Irismuschel u. s. w.

Bei der Anfertigung der Saiteninstrumente ist die Arbeitstheilung vollständig. Die einzelnen Theile werden von verschiedenen Arbeitern und an verschiedenen Orten gefertigt. Bogen, Griffbreter, Saitenhalter, Bogenfrösche, Wirbel, Geigenhälse, Schachteln u. s. w. treffen auf dem Arbeitstische des Instrumentenmachers zusammen, um dort zu einem Ganzen vereinigt zu werden.

Bei allen Bogeninstrumenten ist die Anfertigung des Kastens (der Schachtel) eine der wichtigsten Arbeiten. Die aus Fichten- oder Ahornholz gefertigten Rücken und Decken werden sorgfältig und gleichmäßig in der entsprechenden Wölbung ausgestochen und ausgearbeitet und auf den in verschiedenen Bogen und Ecken zusammengesetzten Zargen oder Seitenwänden aufgeleimt und mit den Schalllöchern versehen. Am oberen Ende wird der Hals mit dem schneckenförmig endenden Wirbelkasten eingesetzt und mit dem Griffbret versehen, am unteren Ende der Saitenhalter befestigt und die Saiten durch den Steg hoch gehalten. Der aus hartem, elastischem Holze (Pferdefleisch-, Fernambuc- oder Schlangenholz) gefertigte Bogen dient zur Hervorbringung der Töne. Man unterscheidet Violinen (halbe, dreiviertel und ganze, Discantgeigen, zweite Geigen), Violas (Bratschen, Tenorgeigen), Violoncellos und Violons (Baßgeigen). Aeltere Formen, wie Viola d'amore, Viola di Bardone, Viola di Gamba sind außer Gebrauch gekommen. Die verschiedenen Streichinstrumente werden in den verschiedensten Qualitäten und Preisen gefertigt. Es

giebt zahlreiche Werkstätten, welche nur die geringsten und billigsten Sorten, und wiederum andere, wo ausschließlich bessere, einzelne, wo nur vorzügliche Instrumente gearbeitet werden. Für die geringen Massenartikel wird das geringste Material genommen. Die ganz ordinären Geigen im Preise von 7 bis 36 M. für das Dutzend, welche vorzugsweise in der Umgebung von Klingenthal, in Brunndöbra, Schöneck und Schönbach in Böhmen gefertigt werden, und nur wenige in Klingenthal selbst, obgleich sie unter der Benennung „Klingenthaler Geigen" in den Handel kommen, werden nur noch wenig gesucht. Auch die sogenannte Schönbacher Waare, Geigen im Preise von 36 bis 54 M. für das Dutzend, hatte einen sehr geringen Absatz, während die mittlen Sorten von 40 bis 70 M. für das Dutzend, und die zunächst aufwärts stehenden Sorten von 48 bis 90 M. für das Dutzend in bedeutenden Mengen angefertigt werden. W. Kellner (Industriezeitung 1885, Nr. 33) bezeichnet die Erzeugnisse von Schönbach, Graßlitz, Fleißen, Kirchberg, Ursprung u. s. w. als „minderwerthige böhmische Instrumente". Die feineren Instrumente werden nur in Markneukirchen gefertigt. Besonders in der neuesten Zeit hat sich die Fabrikation in den besseren Sorten, im Preise bis zu 90 M. für das Stück gehoben. In der Hauptsache vorzugsweise für den inländischen Bedarf; doch auch ein Theil nach Rußland und Italien. Mit den Fortschritten der Technik ist eine Verbesserung des Tones verbunden gewesen. Man kann die Zahl der hauptsächlich in Markneukirchen angefertigten besseren Geigen auf jährlich 5000 veranschlagen.

Auch in der neuesten Zeit war das Geschäft in geringeren Geigensorten sehr gut, und in mittlen und feinen Geigen gut zu nennen. Hervorzuheben ist jedoch, daß auch in den billigeren Sorten sehr gute Geigen gemacht werden, welche die Schönbacher und Fleißener Geigen übertreffen. Große Nachfrage war nach Geigen von gutem Ton. Geringe Waare in Cellos wird nicht gefertigt. Das deutsche Geschäft war das befriedigendste.

Einen besonderen Fabrikationszweig bildet die Imitation, d. h. die Nachbildung von Instrumenten berühmter Meister. Dieselbe sucht neuen Geigen das Ansehen alter italienischer Instrumente zu geben und dieselben in Bezug auf Ausstattung, Ton und Klangfülle zu erreichen. Man hat gerade in diesem Fabrikationszweige außerordentliche Fortschritte gemacht. Man fertigt nach Modellen von A. Stradivarius, J. Guarnerius, N. Amati, P. Maggini, J. Stainer jährlich zwischen 800 bis 1000 Stück der getreuesten Copien im Preise von 90 bis 180 M.

Einen besonderen Zweig der Geigenmacherei bildet der ungefähr

1820 in Markneukirchen eingeführte Guitarrenbau. Abgesehen von der Massenfabrikation ordinärer Guitarren werden hier „nicht nur sehr schöne, mit zierlichen Einlagen versehene, sondern auch im Tone ausgezeichnete Guitarren gefertigt". (Berthold und Fürstenau, die Fabrikation musikalischer Instrumente.) Außer den Guitarren macht man Lauten und Mandolinen für den Orient, Violas für Südamerika, Banjos für die Neger in Nordamerika; Zithern, besonders für den deutschen Bedarf, darunter ganz ausgezeichnete, und endlich in einzelnen Werkstätten auch Harfen. Große Massen von billigen Kindergeigen und Kinderguitarren werden gefertigt. Die Fabrikation von Musikspielwaaren, oder Kinderinstrumenten überhaupt hat einen bedeutenden Umfang.

Leider finden sich immer Arbeiter, welche um Hungerlöhne arbeiten, aber auch Fabrikanten, welche zu Spottpreisen liefern und nur Schundwaare fertigen lassen. Daß hierdurch eine Industrie mit der Zeit vernichtet wird, wollen Kurzsichtige nicht einsehen. Glücklicher Weise ist aber die Mehrzahl der Fabrikanten von der Bedeutung guter Waare durchdrungen und bestrebt, unter deutscher Bezeichnung und eigener Firma mustergiltige Waare zu liefern.

Im Zusammenhange mit der Anfertigung der Instrumente entwickelte sich die Fabrikation der Darm-, übersponnenen und seidenen Saiten. Die Darmsaiten werden aus russischen und englischen Schafdärmen gefertigt, die ersteren geben einen besseren Klang und sind weißer, die letzteren dauerhafter. Die Jahresproduction beträgt 15—20 Millionen Saiten und beschäftigt gegen 400 Arbeiter. Zu den feinen Darmsaiten nimmt man Lämmerdärme, zu den stärkeren Schaf-, Ziegen- und Katzendärme. Dieselben werden geweicht, mehrere Tage in der Lauge (Beize) gelassen, von den Fettbestandtheilen gereinigt (geschleimt); in Streifen getheilt und auf dem Drehrad gesponnen; die Violinsaite E aus zwei bis drei, A aus vier, D aus sechs Strähnen, eine Contrabaßsaite aus vierzig bis sechzig. Während des Spinnens werden die Saiten glatt gestrichen und geschwefelt, sodann getrocknet, geglättet und in Ringel gebunden. Die Länge der Saiten wird nach Zug (d. h. Violin-, Cello-, Baß- u. s. w. Längen) angegeben; bei der großen Verschiedenheit dieses Maaßes soll jedoch 50 cm Länge für den Zug eingeführt werden. Eine gute Saite soll gleichmäßig stark, hell, durchsichtig und elastisch sein. Die Markneukirchner Saiten gehen nach allen Ländern der Erde. Die Herstellung übersponnener Saiten und seidener Violinquinten beschäftigt 50 bis 70 Arbeiter. Dieselben werden über die Spinnsaite von geringerer Qualität oder von Seide angefertigt; die feinsten Violin- und Violasaiten (G und C) mit

Silberdraht, die übrigen mit versilberten, feine Guitarrensaiten mit vergoldetem Kupferdraht übersponnen; jährlich ungefähr $3^1/_2$ Millionen.

Der Begehr nach besseren Saiten hat zugenommen, besonders in den feineren Sorten.

Die Fabrikation der Holz-Blas-Instrumente ist Mitte des vorigen Jahrhunderts in Markneukirchen und Klingenthal, seitdem aber auch in Erlbach, Adorf, Breitenfeld, Bernitzgrün, Wernitzgrün, Zwota, Wohlbach und anderen Orten des Industriebezirks eingeführt worden. Man schätzt den Umfang derselben gegenwärtig auf 7000 Flöten im Preise von 6 bis 120 M., 4000 Flöten im Preise von 3 bis 6 M., 9000 Flöten im Preise von 1 bis 3 M., 11 000 Piccolos im Preise von 0,8 bis 12 M., 2500 Flageolets im Preise von 1,5 bis 12 M., 4000 Clarinetten im Preise von 6 bis 75 M. Ordinäre Flöten und Clarinetten werden noch in Klingenthal und seinen nächsten Umgebungen, sowie in Adorf gefertigt; in der neueren Zeit vorwiegend mittlere Qualitäten gesucht, sowie die in Markneukirchen und Klingenthal gefertigten feineren und ganz feinen Artikel. Die ordinären werden aus Ahorn- und Buchenholz gemacht; die feineren aus Buchsbaum-, Cocos-, Eben- und Grenadillholz; in einzelnen Fällen macht man auch Flöten und Clarinetten ganz von Messing, Neusilber, Argentan und Silber. Clarinetten, Flöten und Piccolos sind in der neuesten Zeit sehr gesucht. Ein Meister in Adorf liefert gerühmte Oboen und Fagots. Auch in der neuen, tieferen Normalstimmung haben die Markneukirchner Instrumente einen weichen und vollen Ton, bei gutem Material und trefflicher Arbeit.

Alle Formen der Messingblasinstrumente haben sich verändert, seitdem Klappen und Ventile Tonumfang und Tongebung regeln.

1811 erfand man die Klappentrompete, 1830 die Ventilmaschine, 1842 die Cylindermaschine. Die Waldhornmacherei, im Gegensatze zur Pfeifenmacherei also benannt, wurde um 1750 von J. Eschenbach in Markneukirchen eingeführt. 1821 gab es 16 Waldhornmacher, 1871 70 Fabrikanten messingner Blasinstrumente daselbst. 1876 zählte man in Markneukirchen, Erlbach, Adorf, Wohlhausen, Zwota, Klingenthal, Untersachsenberg, Eubabrunn u. s. w. über 400, gegenwärtig aber 600 in diesem Fabrikationszweige beschäftigte Arbeiter. In Schönbach, Graßlitz und den böhmischen Orten gegen 300 Arbeiter. Man schätzt die Jahresproduction im Ganzen auf 40 bis 45 Tausend Instrumente. Es werden Signal-, Alt-, Tenor- und Baßtrompeten, Signal-, Klapp-, Sax- und Waldhörner, Cornets,

Pistons, Posaunen, Tenorhörner, Tubas, Baßtubas, Helikons u. s. w. nach preußischem, österreichischem, französischem und amerikanischem System, aber auch Kindertrompeten und Kinderposaunen angefertigt. Der größte Theil der Production gehört noch der Hausindustrie an; die in geschlossenen Etablissements gefertigten Instrumente überragen die anderen aber in allen Beziehungen. Die kleinen Meister machen noch große Mengen von Instrumenten und Instrumententheilen, jedoch vorwiegend die geringwerthigen. Die zwei anfangs der sechziger Jahre in Markneukirchen gegründeten Fabriken haben Dampf- und Wasserkraft, Blechbearbeitungsmaschinen, Röhrenziehmaschine, Gießerei, Schmelzerei u. s. w. und vereinigen unter einem Dache alle einzelnen Arbeitsstadien. Obgleich die Maschine die einzelne Arbeit schneller, gleichmäßiger und sicherer liefert, fällt doch der Handarbeit ein großer Theil der Arbeiten zu. Aus den Blechen (Messing, Neusilber oder Argentan) wird nach Schablonen das Instrument zugeschnitten, das Blech über eine Holzform gebogen und mit seinen Kanten durch Umbiegen der Zargen und Löthen vereinigt. Hierauf erhält die kegel- oder trombenförmige Röhre über einen eisernen Dorn die runde Gestalt und wird nun mit Blei ausgegossen, um in die entsprechende Biegung gebracht zu werden. Dann wird das Blei ausgeschmolzen, das Instrument gerichtet, äußerlich abgedreht und abgeschliffen, gereinigt und polirt, so daß jedes einzelne Stück wiederholt durch das Feuer und durch die Menschenhand gehen muß. Die in Markneukirchen gefertigten Instrumente zeichnen sich durch Reinheit der Stimmung, Güte des Materiales, solide und saubere Arbeit aus.

Man beklagt, daß viele deutsche Militärcapellen ihren Bedarf aus Böhmen decken (Königgrätz) und den Druck der böhmischen und französischen Concurrenz. Dessen ungeachtet bleibt man dem Grundsatze treu, nur gute Waare zu fertigen.

Die Fabrikation von Schlag-Instrumenten hat einen geringeren Umfang. Becken (Cinellen), Triangel, Lyras (Glockenspiele), Schellenbäume (Halbmonde), Castagnetten, Tambourins, Trommeln. Tambourins jährlich gegen 1000, das Stück 2 bis 9 M., Trommeln etwa 550—600, das Stück zu 6—180 M., aber auch Kindertrommeln. In Graßlitz fertigt man jährlich 300 bis 400 Schlaginstrumente.

Klingenthal, Brunndöbra, Unter- und Obersachsenberg, Steindöbra, Zwota u. s. w. sind der Sitz der Harmonika-Fabrikation. Die Mundharmonika besteht aus einer durchbrochenen Metallplatte, auf welcher die gestimmten Metallzungen neben einander befestigt sind, so daß man durch Blasen oder Ziehen die Töne hervorruft. Damian in Wien gab dem viereckigen Har-

monika- (oder Stimm-) Kasten auf der einen Seite einen Blasebalg und auf der anderen Seite der Windführung zu den Stimmenzungen Tasten. So entstand die Ziehharmonika. Der Form nach unterscheidet man Accordions (länglich viereckig) und Concertinos (sechs- und achteckig). Die Anfertigung der Mundharmonika besteht seit Mitte der dreißiger Jahre, die der Ziehharmonika seit Anfang der fünfziger Jahre. Die Arbeitstheilung ist vollständig. Die Zinkplatten, auf welche man die Stimmenzungen fest nietet, werden gerichtet und gerade gemacht, die Zungenlöcher durchgestoßen, die Löcher für die Nieten gebohrt und die Platten nochmals gerichtet und glatt gefeilt. Ein anderer Arbeiter fertigt die Federn (Metallzungen) aus Messing oder Neusilber, feilt sie nach der Stimmung zurecht, befestigt sie mit Drahtnieten auf der Platte, richtet und stimmt sie durch Biegen, Abfeilen, Festermachen u. s. w. Darauf folgt das Reinstimmen der Platten, das Beledern derselben für Ziehharmonikas, das Aufschrauben auf die Holzgehäuse, das Fertigmachen und nochmalige Reinstimmen. Andere Arbeiter machen die Kästchen: für Mundharmonika lediglich durch Aussägen und Ausstoßen aus einem Holzklotze; für Ziehharmonika durch Anfertigung des Gehäuses, des Resonanzbodens und des Balgrahmens; die Ausstattung durch Belegen mit Jacarandafournire, Neusilberrand und Einlagen von Perlmutter, Goldfisch, Neusilber, Elfenbeinimitation oder Messing. Die Claviaturmacher fertigen die kleinen Klappen und Drahtfedern, beledern die Klappendecken, bohren die Kästchen, in welche die Claviatur eingesetzt wird, und bezeichnen jedes Loch mit Nummer. Sodann kleben sie den Gazebezug ein, setzen die Tasten auf die Klappe und machen das Gehäuse durch Beledern luftdicht. Die Tasten sind Holz mit Knochenplättchen, Holz mit Neusilberüberzug, oder Elfenbein; die Luftklappen Messing oder Neusilber. Die Anfertigung der Bälge besteht aus dem Zuschneiden und Faltigpressen der Pappen, dem Aufleimen des Balges und der Lederecken, dem Ueberziehen mit Papier, dem Beledern des unteren Theiles und dem Zusammenschrauben von Balg und Stimmkasten.

Das Fertigmachen des Instruments und das Futteralmachen beschließen die Einzelarbeiten. Eine Maschinenfabrik fertigt seit etwa zwanzig Jahren Hilfsmaschinen für die Instrumentenfabrikation, Hobel-, Bohr- und Schneidemaschinen, Plattenstanzmaschinen, Stimmenfraismaschinen. Die Anfertigung von Mundharmonikas ist in Folge der immer schlechter werdenden Qualität bedeutend zurück gegangen. Nur in den besseren und feineren Sorten haben die Richter-Harmonikas noch befriedigenden Absatz nach Deutschland, der Schweiz, Rußland, Schweden und Amerika.

41*

Die Fabrikation der Ziehharmonika, zu welcher die Tischlerarbeit größtentheils aus Böhmen, bis Neudeck und Heinrichsgrün, aber auch aus Adorf, Schöneck und Johanngeorgenstadt kommt, trennt sich in die Anfertigung von Accordions und von Concertinos. Die Accordions haben ihr Absatzgebiet in Deutschland, Südamerika und Belgien, bez. Frankreich, neuerdings auch in England und Nordamerika. Sie sind bei gutem Klang der Töne geschmackvoll ausgestattet, reich und mannigfaltig verziert. Die Concertinos gehen nach Südafrika, Ostindien, dem Capland, den Englischen Kolonien. Im Ganzen ist der Umfang der Fabrikation gesunken; nur die besseren Sorten finden noch Absatz. Die 1868 in Klingenthal erfundenen Harmonikaflöten, von schöner Klanglage, großem Tonumfange und eleganter Ausstattung, sind gesucht. Man fertigt auch Drehharmonikas (Melodions, Drehorgeln, Leierkasten) in verschiedener Größe und Ausstattung. Einen besonderen Fabrikationszweig bildet die Anfertigung von Kinderinstrumenten, Hörnern, Trompeten, Posaunen u. s. w. mit eingesetzten Stimmen, und von anderen Spielwaarenartikeln.

Die Landwirthschaft.

Die **Landwirthschaft** nimmt auf dem Erzgebirgsabhange eine bedeutende Stelle ein und beschäftigt und ernährt Hunderttausende von Menschen, obgleich der Ertrag noch nicht die vollständige Ausnutzung aller vorhandenen Kräfte erreicht.

Der Verlauf und die Entwickelung der Ansiedelung auf dem Erzgebirge, die Anlage und Bauart der Dörfer, die Zeit der Besiedelung und der Volksstamm der Ansiedler, die Errichtung von Bauernhöfen und von Einzelhäusern brachten eine ganze Reihe von Verschiedenheiten, bei selbst scheinbarer allgemeiner Uebereinstimmung mit sich, welche wiederum von Höhenlage, Bodenbeschaffenheit und Klima, von Umfang und Größe der Bauernhöfe und Besitzungen und von dem auf den verschiedenen Güter- und Hofgrößen gehaltenen Viehstande und der angenommenen Bewirthschaftungsweise bedingt wurden.

Während die Gründung geschlossener Dorffluren und Güter den landwirthschaftlichen normalen Großbetrieb mit sich brachte, rief die Errichtung zahlloser Einzelhäuser von den frühesten Zeiten an die Gegensätze der Großbetriebe und der zahlreichen Kleinbetriebe hervor. Nächst diesen zwei großen, mit der Gründung der einzelnen Anwesen zusammenhängenden Gegensätzen ist im Laufe der Zeiten eine Reihe von Zwischengliederungen entstanden, welche zahlreiche Verschiebungen in der Art des landwirthschaftlichen Betriebes im Gefolge gehabt hat.

Die Größenverhältnisse an sich bedingen schon eine Reihe von Verschiedenheiten in der Ausübung des landwirthschaftlichen Gewerbes; nächstdem das Verhältniß von Ackerland, Wiese und Weide.

Erbrecht, Vergrößerung, Verkleinerung und selbst Zersplitterung großer Anwesen, Gründung neuer Wirthschaften mit ganz verschieden

---

*) Vergl. **Die Landwirthschaft im Erzgebirge.** Von M. v. Süßmilch. Chemnitzer Tageblatt. Landwirthschaft-Beilage. 1888. Nr. 200 bis mit 315. 1889 Nr. 6 bis mit 48.



bemessener Fläche, Zusammensetzung und Wirthschaftsführung haben die ursprünglichen landwirthschaftlichen Einheiten vollständig umgestaltet, so daß die Vertheilung des Grundbesitzes gegenwärtig eine andere geworden ist. Gab es ursprünglich nur Großgrundbesitzer (Herren, weltliche oder geistliche), Vollbauern oder Hufengutbesitzer (Bauern) und Häusler (Handwerker, Tagelöhner 2c.), so ist gegenwärtig der bäuerliche Grundbesitz in eine Reihe von Zwischenstufen gegliedert, die von dem eine wirthschaftliche Einheit bildenden Vollbauerngute bis zu der wirthschaftlich in den ungünstigsten Verhältnissen sich bewegenden Zwergwirthschaft hinabreicht. Selbst bei den Großbauergütern, Mittelbauergütern und Kleinbauergütern spaltet sich eine jede der Gattungen in drei Größen, während unterhalb der Zwergwirthschaften, die Gärtnerwirthschaften und die Häuslerwirthschaften, in große und kleine sich trennen, obgleich bei beiden von einem landwirthschaftlichen Betriebe nicht die Rede sein kann.

Von der Wirthschaftsführung der ersten Ansiedler ausgehend, kommt man durch verschiedene Phasen und Bedrängnisse derselben bis zu dem heutigen Standpunkte der Landwirthschaft im Erzgebirge. Im Großen und Ganzen nimmt dieselbe eine anerkennenswerthe Stellung ein und besitzt eine bedeutende Leistungsfähigkeit.

Natürlich üben die absoluten Erhebungen einen bedeutenden Einfluß auf die Ertragsfähigkeit von Grund und Boden. Die dem geringen Ackerbau von Oberwiesenthal angehörende Ackerfläche liegt zwischen 900 und 1100 m über dem Meere. Auf dem ganzen Gebirgskamm hin findet man urbar gemachte Flächen in 700 bis 950 m. Schon diese absolute Erhebung bedingt eine so geringe mittlere Temperatur und eine so kurze Vegetationsperiode, daß der Getreidebau nur einen zweifelhaften Ertrag geben kann.

Eine Stufe weiter abwärts legt sich die 600 m Erhebung als ein breites, wellenförmiges, von Thaleinschnitten unterbrochenes Hügelland vor den Gebirgskamm, und an diese schließt sich in ähnlichen Formen die 500 m Erhebung an. Bei weniger als 400 m Meereshöhe hört der Charakter der gebirgischen Landwirthschaft auf. Es treten im Allgemeinen die Verhältnisse des Niederlandes ein.

Es sind hierdurch vier Stufen des landwirthschaftlichen Betriebes bezeichnet, die unterste von 400 bis 500 m Höhenlage der Fluren, die zweite von 500 bis 600 m, die dritte von 600 bis 700 m und die letzte über 700 m bis zu 1000 und 1100 m.

Nächst dem Einflusse der Höhenlage macht sich die Bodenbeschaffenheit, die Beschaffenheit der Ackerkrume geltend.

Großbauerngüter haben einen Arealumfang von mehr als 20 ha an Acker und Wiesenfläche.

Im großen Ganzen haben die Hälfte der Großbauerngüter zwischen 22 und 27 ha, zwei Drittel 27 bis 32 ha, ein Sechstel über 32 ha.

Die Mittelbauerngüter von 10 bis 20 ha (18 bis 36 Acker) Feld und Wiesenfläche bilden bei dem gegenwärtigen Stande des landwirthschaftlichen Betriebes unzweifelhaft eine volle wirthschaftliche Einheit.

Die Mittelbauerngüter von mehr als 14 und weniger als 16 ha (25 bis fast 29 Acker) umfassen mehr als die Hälfte, die Güter von mehr als 13 und weniger als 17 ha sogar mehr als zwei Drittel der Gesammtheit.

Anders wird das Zahlen- und Größenverhältniß bei den Kleinbauerngütern mit einem Areal von mehr als 5 und weniger als 10 ha (9 bis 18 Acker).

Im großen Ganzen hat von diesen Kleinbauerngütern ein Neuntel über 5 ha, ein Sechstel über 6 ha, die Hälfte über 7 ha, ein Sechstel über 8 ha, ein Achtel über 9 ha Fläche. Im Osten des Gebirges wiegen die Gütchen von 6 ha und von 7 ha vor, im Westen besonders gebirgsaufwärts, die Kleinbauerngüter von 8 und 9 ha.

Die Zwergwirthschaften nehmen fast den zehnten Theil der Gesammtfläche ein. Obgleich bei weniger als 5 ha (9 Acker) von einem landwirthschaftlichen Betriebe, welcher die Arbeitskräfte vollständig ausnutzt, und den Ertrag der Bodenfläche auf angemessene Höhe steigert, nicht die Rede sein kann, so ist die Anzahl dieser kleinen Wirthschaften doch eine sehr bedeutende. Die Zwergwirthschaften sind einestheils die Endergebnisse fortgesetzter Theilungen größerer Stammgüter; Achtelhufen und Splitter bedeutenderer Anlagen, anderntheils Neugründungen, welche sogar vergrößert worden sind. Im Ganzen hat die große Hälfte dieser Wirthschaften über 3 ha, mehr als das Viertel 2 ha, aber nur der achte Theil über 4 ha Feld.

Die Kleingrundbesitzer, welche nur 1 bis 2 ha (1,8 bis 3,6 Acker) Land haben, gebräuchlichermaßen Gärtner oder Gartennahrungsbesitzer genannt, weil ursprünglich die Feldwirthschaft derselben auf Spatenkultur angewiesen war, bilden eine ganz bedeutende Anzahl. Das Verhältniß der Großgärtner mit über 1 ha Land zu den Kleingärtnern mit über 55 a Land ist 11 zu 8.

Von den Häuslern oder Hausbesitzern hat man drei Gattungen: Großhäusler mit mehr als 20 a (etwas über 1/3 Acker)

Land, Kleinhäusler mit weniger als 20 a Land, und die große Anzahl von Häuslern ohne Garten oder Feld. Das Verhältniß der Großhäußler zu den Kleinhäuslern ist 9 : 15.

Das Verhältniß in Prozenten ist: 7 Großbauerngüter, 17 Mittelbauerngüter, 13 Kleinbauerngüter, 19 Zwergwirthschaften, 11 große Gartennahrungen, 8 kleine Gartennahrungen, 9 Großhäusler, 15 Kleinhäusler; und auf die Grundfläche von 1000 ha 258 die Großbauerngüter, 443 die Mittelbauerngüter, 158 die Kleinbauerngüter, 100 die Zwergwirthschaften, 31 die großen Gartennahrungen, 7 die kleinen Gartennahrungen, 3 die Großhäusler, 2 die Kleinhäusler.

Auf den großen Großbauernhöfen wechselt die Zahl der Gespanne zwischen 2 und 4. Der Stand des Melkviehes ist im Osten im Durchschnitt 15 bis 16 Kühe, in der Gegend von Chemnitz und Flöha 18 bis 21 und 25, im Annaberger Bezirke zwischen 14 und 17, im Schwarzenberger durchschnittlich 18 Stück. Die Schweinehaltung beträgt 2 bis 3 Stück, im Schwarzenberger, Freiberger und Marienberger Bezirk bis zu 6, im Dippoldiswalder bis zu 8 Stück. An Ziegen werden im Osten mehr gehalten wie im Westen; im Marienberger 1 bis 3, im Annaberger und Schwarzenberger Bezirke aber höchstens 1.

Die mittlen Großbauerngüter wirthschaften im Flöhaer und Chemnitzer Bezirke mit 1 bis 2 Gespannen, jedoch ohne Zugochsen; im Freiberger, Marienberger Bezirke, sowie im Annaberger mit 3 gemischten Gespannen; im Schwarzenberger Bezirke mit Pferden und Ochsen, aber auch ausschließlich mit 2 oder 3 Ochsengespannen. Der Rindviehstand beträgt in den niedern Bezirken 13 bis 17, in den oberen 14 bis 15 Stück. An Schweinen werden 2, 3 und selbst 4 gehalten; Ziegen vorwiegend im Osten des Gebirges.

Bei den kleinen Großbauernhöfen gestaltet sich das Zahlenverhältniß des Spannviehes nicht viel anders; nur daß zuweilen der Bestand an Spannvieh zu groß gegenüber den in Arbeit zu nehmenden Flächen erscheint. Im Annaberger und Schwarzenberger Bezirke hat man 2 oder 3 Gespanne, jedoch vorwiegend Ochsen. Der Rindviehbestand beträgt 10 bis 14 Kühe, in einzelnen Fällen bis 18, aber auch nur 7 oder 8. An Schweinen werden vorwiegend 2, in vielen Fällen aber auch nur 1 Stück gehalten. Ziegen vorwiegend im Osten des Gebirges.

Die Mittelbauerngüter im Umfange von 10 bis 20 ha Ackerland scheiden sich ebenfalls in drei große charakteristische Gruppen. Ueber sieben Zwölftel dieser Güter haben einen Umfang von 14 bis 16 ha, ein Drittel derselben einen Umfang von 10 bis 13 ha, und nur ein Zwölftel einen Umfang von 17 bis 19 ha.

Diese Güter haben fast durchgehend ein Gespann von 2 Pferden: in einzelnen Fällen ein drittes Pferd; mitunter einen einzelnen Ochsen, aber auch wiederholt ein zweites Gespann, von 2 Zugochsen. Der Melkviehbestand beträgt 12 bis 15, in einzelnen Fällen auch 18 Stück. Schweine werden 2 bis 4, im oberen Gebirge vorwiegend 3 gehalten; Ziegen hauptsächlich im Annaberger und Schwarzenberger Bezirke, meist 1.

Die Mehrzahl der Mittelbauerngüter wird von den Gütern von 14 bis 16 ha (25,2 bis 29,5 Acker) gebildet. Im Chemnitzer und Flöhaer Bezirke haben diese Güter an Spannvieh vorwiegend Pferde, und zwar 2; im Annaberger und Schwarzenberger Bezirke fast durchgängig 1 Pferd und 2 Ochsen, mitunter auch 3. Im Osten des Gebirges, im Marienberger, Freiberger und vor Allem im Dippoldiswalder Bezirke sind die Verhältnisse sehr wechselnd. An Melkvieh haben diese Güter 9 oder 10, im Schwarzenberger und Annaberger Bezirke 8 Kühe; in den kleinsten Ställen des Obergebirges wenigstens 6 oder 7, in den größten des niederen Gebirges 12 oder 13 Kühe. Die Schweinehaltung beziffert sich im Osten mit 2 bis 3, im oberen Gebirge mit 2. Ziegen im Osten durchgängig 1, mitunter auch 2, im Flöhaer und Chemnitzer Bezirke fast keine, selten 1, ganz wie im Annaberger und Schwarzenberger Bezirke.

Bei den Mittelbauerngütern von weniger als 14 ha beträgt die Zahl der Gespanne 1, $1^1/_2$ bis 2; im niederen Gebirge vorwiegend Pferde. Das Melkvieh besteht in der Schwarzenberger Gegend aus 4 oder 5 Kühen, in der Annaberger aus 5 oder 6, in der Freiberger vorwiegend aus 6 oder 7, in der Marienberger aus 6 bis 9, in der Flöhaer aus 7 bis 9 und in der Dippoldiswalder Gegend, je nach der Höhenlage aus 4, 6, 8 und selbst 9 Stück. Schweine hält man 1 bis 2; Ziegen im Osten meist 1.

Eine sehr bedeutende Anzahl bilden die Kleinbauerngüter im Umfange von 5 bis 10 ha. Auch diese gliedern sich in drei Größen; ein Viertel derselben hat über 8 ha, die Hälfte über 7 ha, und ein Viertel zwischen 5 und 7 ha. Die Größe des Viehstandes nimmt mit dem Umfange der Ackerflächen ab, aber bei den großen wie bei dem mittleren Kleinbauer ist das Spannvieh von dem übrigen Viehstande getrennt, während bei einem großen Theile der kleinen Kleinbauern besonderes Spannvieh nicht mehr vorhanden ist, sondern die Spannarbeit von dem Melkvieh mit ausgeführt werden muß. Bei den Kleinbauerngütern über 8 ha ist durchgehend ein Gespann vorhanden: entweder 2 Pferde, oder 2 Ochsen, oder 1 Pferd und 1 Ochse. Der Viehstand dieser Güter besteht in 6, 7 oder 8, in einzelnen Fällen bis zu 12 Kühen. An Schweinen hält man mindestens

1, in der Mehrzahl 2. Im Dippoldiswalder Bezirke werden fast auf allen diesen Gütern Ziegen gehalten 1, 2 und selbst 3; im Freiberger Bezirke gar keine, im Marienberger und Annaberger auf der Mehrzahl 1 oder 2; im Westen und Norden nur bei der Hälfte 1.

Die Kleinbauerngüter von über 7 ha Feld- und Wiesenfläche (12,6 Acker) stellen das Viertelhufengut dar, wie es aus der zwei Mal wiederholten Theilung hervorgegangen ist.

Diese Kleinbauerngüter haben im Dippoldiswalder, Freiberger, Marienberger und Annaberger Bezirke durchgängig 1 Gespann, entweder 2 Pferde, oder 2 Ochsen oder 1 Pferd und 1 Ochsen; im Schwarzenberger Bezirke vorwiegend Ochsen, im Chemnitzer und Flöhaer Bezirke Pferde, jedoch in der Regel nur 1, welches für den Wirthschaftsbetrieb auch vollkommen ausreicht.

Die Anzahl der Kühe ist vorwiegend 6. Ziegen werden nur im Dippoldiswalder Bezirke gehalten.

Von den Kleinbauerngütern hat ein großer Theil nicht einmal 6 ha (10,8 Acker) Feld- und Wiesenland, so daß hier schon das Verhältniß zwischen der Bebauungsfläche und den Arbeitskräften sich wenig vortheilhaft gestaltet. Diese Kleinbauerngüter haben ein Gespann, meist 1 Pferd oder 1 Ochsen, häufig 1 Pferd und 1 Ochsen, zuweilen 2 Ochsen. Bei einer großen Anzahl dieser Bauerngüter muß aber das Melkvieh zu den Ackerarbeiten verwendet werden. Der Viehstand beträgt 4 bis 5 Kühe. Schweine hält man 1 bis 2. Ziegen nur im Dippoldiswalder Bezirke.

Die große Anzahl Zwergwirthschaften gliedert sich in zwei Gruppen: in solche mit mehr als 3 ha (5,4 Acker) und solche mit weniger als 3 ha. Drei Viertel der sämmtlichen Zwergwirthschaften gehören der ersteren und nur ein Viertel der letzteren an. Die Zwergwirthschaften über 3 ha haben zum großen Theile ein Gespann. Allerdings ist aber auch schon eine ganz merkliche Anzahl dieser Wirthschaften ohne Spannvieh und verwendet Kühe zu den Feld- und Wirthschaftsarbeiten. Die Anzahl der gehaltenen Kühe beträgt 3, 4, 5, 6; wo kein Spannvieh gehalten wird, 5 oder 6. Schweine hält man mindestens 1. Ziegen werden fast überall gehalten.

Die Zwergwirthschaften unter 3 ha haben sämmtlich kein Spannvieh. An Kühen halten sie in der großen Mehrzahl 3, Schweine 1 bis 2; Ziegen nur wenige.

Die Gärtnerwirthschaften haben kein Spannvieh. Nur in einzelnen Fällen wird auf denselben ein Pferd gehalten. Im Allgemeinen besitzen diese Gärtnerwirthschaften jedoch mindestens 1 Kuh; an Schweinen 1 bis 2. Ziegen giebt es fast überall, mindestens 1.

Die Viehhaltung der kleineren Gärtnerwirthschaften ist der größeren sehr ähnlich, wo nicht gleich.

Die Großhäusler besitzen fast durchgängig 1 oder 2 Schweine; fast überall 1 Kuh, mitunter auch 2. Ziegen findet man 1, 2 und 3, aber auch gar keine.

Die Kleinhäusler halten, wo es irgend angeht, 1 oder 2 Schweine; im Flöhaer Bezirke sehr häufig, im Chemnitzer wenigstens ausnahmsweise 1 Kuh. Ziegen halten die Kleinhäusler fast durchgängig.

Für die Beurtheilung des Betriebes der Landwirthschaft und ihres allgemeinen Standpunktes erscheint die Wirthschaft auf dem Großbauernhofe als die maßgebende, da bei ihr das entsprechendste Verhältniß zwischen der Größe der Arealfläche und dem Bestande an Feld und Wiese, an Spann-, Melk- und Jungvieh, an Mast- und Kleinvieh, an Ackerwerkzeugen und Maschinen, am Umfange von Flachs-, Garten-, Gemüse- und Obstbau, an Geflügel- und Bienenzucht 2c. besteht, und die Bewirthschaftung selbst unter der durchdachtesten und vollständigsten Ausnutzung aller verfügbaren Kräfte erfolgt. Auf dem Großbauernhofe trifft man fast ausnahmelos das angemessenste Verhältniß aller einzelnen Theile, so daß nirgend eine Kraft unvollständig ausgenutzt in dem Wirthschaftsbetriebe mit fortgeführt wird, aber auch nirgend eine Arbeit wegen unzureichender Arbeitskräfte ungenügend zur Ausführung kommt. Und zwar wird man daher die Wirthschaft auf dem mittlen Großbauerngute als den Maaßstab erkennen müssen, nach welchem die Beurtheilung der wirthschaftlichen Verhältnisse unternommen werden kann, da derselbe die Verhältnisse bietet, wie sie bei dem größten Theile der Großbauern wirklich sind, und wie sie sich in entsprechendem Umfange und Gange bei allen übrigen Stufen gestalten, welche eine selbständige und organisch gegliederte Bewirthschaftung gestatten.

Ueber die Viehhaltung ist zu bemerken: Das Spannvieh besteht aus Pferden und Ochsen. In früheren Zeiten war die Verwendung des Pferdes eine weniger allgemeine. Im Flach- und Niederlande gebrauchte man Pferde, im Gebirge vorwiegend Ochsen.

In der Feldarbeit kann der Ochse länger arbeiten, pflügt genauer und regelmäßiger und läßt nicht so leicht im Zuge nach. Bei gutem Futter und sorgfältiger Abwartung stehen bei gleichgemessener Tagesarbeit 6 Ochsen 4 Pferden gleich. Der Ochse liefert einen werthvolleren Mist und kann zuletzt noch zur Mast aufgestellt werden.

Das landwirthschaftliche Arbeitspferd entspricht noch nicht vollständig den Anforderungen, welche man an Gestalt, Leistungsfähigkeit und Ausdauer zu machen berechtigt ist.

Haltung und Behandlung das Spannviehes stehen noch nicht auf der Höhe, um die höchste Leistungsfähigkeit zu gewinnen.

Seit langer Zeit schon hat man erkannt, daß für die erzgebirgische Landwirthschaft die Rindviehzucht den Brennpunkt aller Bestrebungen bilden müsse. Das ursprüngliche Landvieh hatte sich nur in einzelnen Theilen des Gebirges zu einer kräftigen und nutzbringenden Form entwickelt. Die äußere Form der Thiere ist natürlich von der Pflege, Ernährung und Aufzucht abhängig. Der Gegensatz der Höhenrassen und der Niederrungsrassen macht sich schon bei geringen Höhenunterschieden geltend, wenn Aufzucht und Haltung des Viehes systematisch betrieben werden. Schon mit einer geringen Aufbesserung in Züchtigung, Wartung und Fütterung kann der Milch- und Fleischertrag bedeutend gesteigert werden.

Obgleich ein Aufschwung in der Viehhaltung und Viehzüchtung nicht zu verkennen ist, so war der Niedergang doch ein so bedeutender, daß nur mit großer Beharrlichkeit die begangenen Fehler wieder ausgeglichen werden können.

Wenn im oberen Erzgebirge neben Milcherzeugung Fleischproduction erstrebt wird, so muß das Simmenthaler Rind als das passendste bezeichnet werden; wo man die Milch ohne weitere Verarbeitung verwerthen kann, besonders in den mittleren und niederen Gebirgslagen ist die Oldenburger Rasse geeigneter. Das Simmenthaler Vieh giebt als Melkvieh viele und fette Milch, ist seines Knochenbaues wegen zum Zuge geeignet und bringt bei der Kreuzung mit dem Landvieh sehr befriedigende Nachzucht.

Die Milchwirthschaft wird auf den Bauernhöfen von der Hausfrau betrieben. Die Haltung von Melkvieh gestattet die lohnendste Verwerthung des Futters. Die Milchgewinnung hat außerordentlich an Umfang zugenommen. Einestheils ist der Viehstand bedeutend vermehrt worden, anderntheils hat man durch Haltung und Fütterung die Milchproduction erhöht, endlich durch sorgfältige Züchtung, reichlichere Ernährung, bessere Wartung und Pflege den Viehstand im Allgemeinen gehoben. Im Durchschnitt schätzt man den Ertrag einer guten Landkuh auf jährlich 1200 bis 1500 Liter, einer Simmenthaler und Allgäuer Kuh auf 2000 bis 3000 Liter. Der Fettreichthum der Milch des Simmenthaler Viehes bietet eine bedeutend größere Butterbereitung, bis zu 125 — 130 kg. Die Verwerthung der Milch erfolgt wo der Absatz gesichert ist, in frischem Zustande, sonst wird sie in Butter, Käse, Magermilch 2c. verwandelt.

Im Allgemeinen werden auf allen Bauernhöfen die Kühe täglich drei Mal gemolken, früh, Mittags und Abends, was bedeutend vortheilhafter ist, als das auf einzelnen kleineren Höfen gebräuchliche

zweimalige Melken. Die Molkereierzeugnisse werden im Allgemeinen im Erzgebirge selbst verbraucht. Der landwirthschaftliche Westen hat die Verbrauchsmittelpunkte Annaberg und Schneeberg innerhalb, Zwickau, Glauchau, Chemnitz an der Umfassung des Gebietes. Im Osten wird, besonders aus der Gegend von Dippoldiswalde, Frauenstein und Sayda, ein bedeutender Handel mit Gebirgsbutter nach Dresden und Freiberg betrieben.

Die Schweinehaltung, sowohl für den Hausbedarf, als auch zum Verkauf, ist auf allen Bauernhöfen bis zu den kleinsten Wirthschaften hinab, ein wesentlicher Bestandtheil der ländlichen Wirthschaftsweise. Dessen ungeachtet steht sie noch nicht auf der Höhe, welche sie einnehmen könnte.

Im Erzgebirge ist die Koppelwirthschaft von Anfang an heimisch gewesen. Die Koppelwirthschaft besteht darin, daß das Feld in kürzeren oder längeren Zeitabschnitten dem Fruchtbaue mit einem gewissen Wechsel in der Reihenfolge der Feldfrüchte dient, und sodann längere Zeit als Weideland brach liegt. In dem rauheren Klima, mit welchem die erzgebirgische Landwirthschaft um so mehr zu rechnen hat, je bedeutender die Höhenlage der Ackerfläche ist, bedarf man außer der erforderlichen Menge von Dünger und der zweckmäßig geordneten Reihenfolge der Fruchtarten auch noch der eigenthümlichen Kraft des Bodens, welche eine kräftige Grasnarbe nach ihrem Umbruch gewährt. Das Verständniß des Erfahrungssatzes, daß der Dünger die Grundlage des Ackerbaues bilde, dringt in immer weitere Kreise. Die vollständige Reinigung der Ackerkrume bis zu einer Tiefe von 20 und 25 cm, die Beseitigung der Steine, die gute und starke Düngung, die sorgfältigste Bearbeitung des Bodens, die zweckmäßige Reihenfolge der Feldfrüchte und die gewissenhafte Auswahl des Saatgutes werden auf der kleineren Fläche größere Erträge erzielen lassen, wie auf der schlechter bestellten großen. Der Stallmist vereinigt alle Stoffe, welche die Ackerpflanzen zu ihrem Gedeihen bedürfen und wirkt nächstdem äußerst vortheilhaft auf den Boden. Ebenso ist die Jauche ein vorzügliches Düngemittel. Daher fordert man entsprechend angelegte Düngerstätten und Jauchengruben.

Schon Schumann sagt (9. Bd., S. 703). „Der Gebirger muß doppelt stark düngen, trotz Koppelwirthschaft und vieler und trefflicher Wiesen. Man würde dem Gebirgischen gänzlich unrecht thun, wenn man ihm Trägheit und Unbesorgtheit nachsagen wollte. Er ist in seiner Feldbestellung unverdrossener und sorgsamer als der Niederländer; wendet sein Flachsfeld vier bis fünf Mal; jätet Flachs und Erdäpfel 2c. Der Gebirger trägt an manchen Orten, wo die

Berge nicht zu befahren sind, den Dünger auf den Schultern hinauf."

In den niederen Lagen bis über 500 m Meereshöhe ist eine fünf-, sechs- bis achtjährige Periode des Fruchtwechsels gebräuchlich. Winter- und Sommerrogen, Hafer, Lein, Kartoffeln, Erbsen, Kraut und Klee bilden die angebauten Früchte.

In den mittleren Gebirgslagen, von 520 bis gegen 700 m wächst die Periode des Fruchtwechsels bis zu einer neunjährigen Periode an, bei welcher der Acker mindestens zwei, wo nicht drei Jahre brach liegt (Dreeschacker). Der Anbau des Hafers tritt schon bedeutend in den Vordergrund. Lein, Winterroggen, Sommerroggen, Kartoffeln überwiegen den Futterbau.

In den hohen Gebirgslagen, von etwa 650 m bis 800 m und darüber, kann man zwei Arten der Feldbaugliederung erkennen, eine kurze, sechsjährige, und eine lange, elfjährige; beide jedoch kennzeichnen sich durch eine lange Dreeschperiode. Bei der ersteren liegen die Felder die halbe Zeit im Graswuchse, bei der letzteren vier Jahre. Der Anbau von Winterroggen unterbleibt; Sommerrogen, Hafer, Kartoffeln und nur in bevorzugten Lagen etwas Lein.

Alles Getreide wächst stroh- und grasreich, liefert aber in der Hauptsache mehr leichte und flache Körner, als schwere und runde. Roggen und Hafer werden vorwiegend angebaut, schon von den frühesten Zeiten her. Der Anbau von Weizen und Gerste in den niederen Lagen ist erst in späteren Zeiten eingeführt worden. Im Gebirge ist der Hafer die Hauptfrucht. Der Hafer wurde schon von den Sorbenwenden angebaut; wahrscheinlich kam er durch die germanischen und keltischen Völkerstämme zu den Römern. Aber schon Plinius bemerkt, daß er von den Germanen als Nahrungsmittel benutzt werde. Man unterschied schon im frühesten Mittelalter Weiß- und Grauhafer, die leichteste aller kultivirten Hafersorten mit langer Rispe und langer Granne, welche trefflich auf steinigem und bergigem Lande gedeiht und einen starken Grad von Frost vertragen kann.

Der ebenfalls seit den ältesten Zeiten erbaute Roggen ist die eigentliche Brotfrucht des nördlichen Europa. Der früher sehr verbreitete Anbau des Buchweizens (Heidekorn) hat beinahe vollständig aufgehört.

Die seit Anfang des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge angebaute Kartoffel hat sich dergestalt verbreitet, daß sie in den höchsten Gegenden desselben die größten Flächen des in Kultur genommenen Landes bedeckt. Der Ertrag des Kartoffelbaues ist selbst



in den mittleren Gebirgslagen zwischen 500 bis 600 m noch ein ganz bedeutender. Vorwiegend angebaut wird die rothe Zwiebelkartoffel; in neuester Zeit auch bessere Kartoffelsorten.

Von allen Futterpflanzen enthält das Gras die Nährbestandtheile für das Vieh in der für die Viehzucht und Milchgewinnung vortheilhaftesten Zusammensetzung. Der Grasbau hat daher die höchste Bedeutung für die gebirgische Landwirthschaft.

Die Bergwiesen liefern in der Regel weniger, aber um so besseres Futter; die Brachwiesen, wie sie durch Selbstberasung in den höheren Lagen entstehen, nach zwei Jahren schon einen ansehnlichen Ertrag; die Thalwiesen endlich werden nicht blos durch die bei ihnen mögliche Bewässerung, sondern auch durch die Zuführung der von den Höhen abgeschwemmten, sehr düngungsreichen Bodentheile in ihrem Ertrage bedeutend gehoben.

Der Anbau des Flachses ist über den größten Theil des Erzgebirges verbreitet. Derselbe reicht von Schlettau über Königswalde, Mildenau, Rückerswalde, längs der Waldgrenze des Obergebirges, über Blumenau, Cämmerswalde, Nassau, Dittersdorf, Liebenau, Altenberg und Lauenstein bis gegen die Elbe, und von Elterlein über Zwönitz und Stollberg bis in die Linie Chemnitz, Augustusburg, Freiberg, Tharandt; im Westen bis in die Gegend von Lößnitz, Hartenstein und Kirchberg und an das Vogtland heran. „Der Lein ist ins Erzgebirge zurückgedrängt worden, vor Allem in die höheren Lagen, wo das Klima demselben günstig ist. Die mangelhafte Behandlung des Flachsstengels, wie sie sich eingenistet hatte, wird mehr und mehr verlassen. Wird freilich der Flachs „zur Unzeit gesäet und geerntet, im Backofen geschmort, im Brechhaus gebrochen und dergestalt systematisch entwerthet, weil es der Großvater auch so gemacht hat", — so steht der Ertrag in keinem Verhältniß zur Arbeit und Auslage. Der rationelle Anbau des Flachses gewinnt wesentlich an Ausdehnung.

Die Federviehzucht wird mehr als eine unabweisbare Zugabe angesehen. Das weit verbreitete Landhuhn brütet gut und führt seine Jungen vortrefflich, legt wohlschmeckende Eier, und gibt ein kräftiges und nahrhaftes Fleisch.

An jedem Bauernhofe befindet sich ein Hausgarten; bei größeren Gütern bildet dieser Garten den Ziergarten, während der Gemüsegarten seitwärts oder hinter dem Gehöfte liegt und der Obstgarten sich an diesen anschließt.

Der Obstbau auf dem Erzgebirgsabhange hat sich bedeutend gehoben. Tausende von Obstbäumen sind auch in der neuesten Zeit gepflanzt und zahlreiche unbenutzbare Plätze nutzbar gemacht worden. Es ist unzweifelhaft, daß selbst in den rauheren Gegenden der

Obstbau mit Erfolg betrieben werden kann, wenn man Sorten einführt, welche dem Klima angepaßt sind.

Die Besitzer von 2 bis 5 ha (3,6 bis 9 Acker) Land sind streng genommen keine Landwirthe. An einen regelrechten Wirthschaftsplan ist bei dem geringen Umfange der Ackerflächen nicht zu denken. Diese Kleinbesitzer müssen neben der Bewirthschaftung ihres Gütchens noch eine andere und lohnende Beschäftigung betreiben können.

Die Zwergwirthschaft schleppt sich mühsam dahin, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Mit der wachsenden Zahl der Eigenthümer sinkt die Leistungsfähigkeit der einzelnen Besitzer und die Poductionsfähigkeit des Bodens; denn die Bodenfläche tritt zu den vorhandenen Arbeitskräften und Mitteln in ein ungünstiges Verhältniß. „Mangel an Arbeit, geringe Verwerthung derselben, unvollkommene Bearbeitung, Unsicherheit der Behauptung des Eigenthums und Besitzes, Mangel an Kapital, Mangel an geistiger Thätigkeit sind die Folgen der Zerstückelung des Grund und Bodens.“ (Vergl. Festschrift.)

Im Allgemeinen hat die erzgebirgische Landwirthschaft bedeutende Fortschritte gemacht, trotzdem sie mit mannigfachen Schwierigkeiten kämpfen muß. Die zum großen Theile weniger günstigen Bodenverhältnisse, die Bedingungen von Klima und Höhenlage, von Terrainform und Seichtheit der Ackerkrume lassen in Verbindung mit dem vielen Einzelnen nur in sehr beschränktem Maaße zu Gebote stehenden Betriebskapitale — besonders bei dem Mangel einer lebensfähigen Kreditorganisation für den Kleingrundbesitz — einen allgemeinen Aufschwung nur durch außerordentliche Zähigkeit und Ausdauer erreichen. Die Bestellungs- und Erntezeit wird mit der zunehmenden Höhenlage kürzer, der Bedarf an Arbeitskräften daher größer, die Leistungsfähigkeit des Spannviehes im bergigen Terrain geringer. Der Wirthschaftsbetrieb gründet sich noch zum größten Theile auf eine Reihe von Erfahrungs- und Gewohnheitsregeln.

Eine Hauptbedingung für die Ausnutzung der Arbeitskräfte und der Bodenfläche ist das richtige Verhältniß derselben; des Viehstandes und der Düngergewinnung zu der Bodenfläche, des Viehfutterbaues zu dem Anbau von Brot- und Verkaufsgetreide, die Zeit des Anbaues auf der Ackerfläche und der Ruhe desselben als Dreeschland 2c. Die Anordnung aller wirthschaftlichen Einrichtungen, die Vertheilung der Bestellungs- und Erntearbeiten, die Wahl der anzubauenden Feldfrüchte u. s. w. wird immer den örtlichen Verhältnissen angepaßt werden müssen.

Die noch zu Anfang der Vierziger Jahre mangelhafte Bewirthschaftung der Güter hat sich gehoben. Nur bei einzelnen Kleinbauern und Zwergwirthen ist noch der alte Schlendrian und das alte Elend zu finden.

Die Bestellung der Felder ist durchgehends bis in die höchstgelegenen Gegenden hinauf eine sorgfältigere und bessere geworden. Man ackert tiefer, düngt besser und reichlicher und reinigt den Acker sorgfältiger von Unkraut und Steinen.

Es ist unzweifelhaft, daß die Landwirthschaft im Erzgebirge bei allen Groß- und Mittelbauerngütern, also bei 70 Prozent der bäuerlichen Landwirthschaft zugehörenden Bodenfläche, auf einer vollständig gesunden Grundlage steht, während bei weiteren 15 Prozent der Bodenfläche, welche von den Kleinbauerngütern eingenommen werden, es in hohem Grade wahrscheinlich ist, daß auch sie auf einer lebenskräftigen, gesunden Unterlage sich befinden. Wo dies nicht der Fall ist, da sind nicht die Verhältnisse des Umfanges, sondern die Verhältnisse der Bewirthschaftung die Ursache der ungesunden Zustände. Bei den Zwergwirthschaften, welche 10 Prozent der Gesammtfläche einnehmen, ist es leider gewiß, daß der bei ihnen überhaupt mögliche Wirthschaftsbetrieb jeglichen Fortschritt ausschließt.

Der Umfang und die Zahl der lebenskräftigen und lebensfähigen landwirthschaftlichen Betriebe ist aber so bedeutend, daß die auf ihnen vorwaltenden Verhältnisse den Ausschlag für den Stand der Landwirthschaft geben. Dieselben sind vollständig in der Lage, jeden Fortschritt in der Bewirthschaftung, wie im Anbau von Getreide- und Futterpflanzen, in der Haltung und Aufzucht von Melk-, Mast- und Zuchtvieh 2c., selbständig und aus eigener Kraft, zielbewußt und mit Ausdauer durchzuführen und für den Gang der landwirthschaftlichen Entwickelung Ton und Takt anzugeben.

———

Schluß.

Es ist bei allem Fleiße und aller Aufmerksamkeit und Liebe, welche der Darstellung des vaterländischen Erzgebirges, seiner Bewohner und seiner reichen und großartigen Industrieen und ihrer Entwickelung gewidmet worden ist, doch wohl nicht zu vermeiden gewesen, einzelne Punkte, Erwerbszweige und Ereignisse zu übersehen oder nicht mit dem ihnen gebührenden Eingehen zu schildern. Wohl ist auch bei dem schnellen Wechsel mancher Zustände auch in dieser Beziehung eine oder die andere Lücke in der Darstellung hervorgerufen worden, und es bleibt der Nachsicht des Lesers immer noch ein hinreichend breites Gebiet, um sie dem Verfasser wohlwollend erkennen zu lassen.

Trotz alledem wird aber Niemand sich dem Eindrucke verschließen können, daß unser Erzgebirge in unendlich vielen, wo nicht in allen Beziehungen den Vergleich mit andern, vielfach und hochgerühmten Gegenden und Landstrichen wohl vertragen und ihnen mindestens gleichgestellt werden kann, wenn nicht blinde Vorliebe und Eingenommenheit das Urtheil trübt. An landschaftlicher Schönheit, pittoresken Ansichten und Aussichten ist es zweifellos jedem anderen Mittelgebirge ebenbürtig, wenn auch seine Oberflächengestalt nicht den reichen Wechsel der Formen bietet, wie manches weniger hohe, aber mit zahlreichen größeren und kleineren Erhebungen und Einschnitten geschmückte Bergland.

Wer es näher kennen lernt, lernt es lieben, das Land, wie seine Bewohner mit ihren Eigenschaften, und je mehr man es kennen lernt, und je tiefer man in die Eigenart von Land und Menschen eindringt, um so lieber werden sie Einem. Wenn Jemand länger als sechzig Jahre das Erzgebirge kennt, in früher Kindheit schon im niedern Gebirge lebte, seine ersten Ausflüge in Jünglingsjahren, seine letzten im reifen Mannesalter und später machte, und immer wieder von den Eindrücken desselben erfrischt und erquickt wurde, trotzdem er fast alle Mittelgebirge Deutschlands und das Alpenland bis in seine Hoch-

regionen wiederholt besucht hat: so ist das wohl zuletzt ein Beweis, daß der eigenthümliche Reiz des Erzgebirges eine hohe und ausdauernde Anziehungskraft besitzt.

Wer Land und Leute kennen lernen will, der muß sie besuchen; das heißt, er darf nicht mit dem Eisenbahnzuge an ihnen vorüberfliegen und am oberflächlichen, flüchtigen Eindrucke sich genügen. Er muß Zeit und Aufmerksamkeit auf die Dinge wenden, welche ihm besonders kennenswerth erscheinen, sei es das Land, seien es die Bewohner, seien es die Industrieen. Er muß mit den Leuten verkehren und mit ihnen leben; ihre Arbeiten und die Erzeugnisse ihres Fleißes ebenso beachten, wie die landschaftlichen Formen von Berg und Thal.

Die schönste Zeit im oberen Erzgebirge zu wandern ist in der Regel die letzte Mai- oder die erste Juni-Woche, wo die Nadelhölzer alle ihre frischen Triebe entwickelt, die Laubhölzer ihren vollen Blätterschmuck entfaltet haben. In den niedriger gelegenen Gebirgstheilen entsprechend zeitiger. Aber auch der Herbst mit dem Schmuck der verschieden gefärbten Laubhölzer hat seinen besonderen Reiz, während der Nachsommer durch seine langen Tage und seine angenehme Temperatur besonders empfehlenswerth ist.

Die angemessenste Weise ein Land kennen zu lernen, bietet das Fußreisen. Bei den zahlreichen Eisenbahnlinien jedoch, welche in das Erzgebirge führen, weit hinauf reichen, und eine den Bedürfnissen entsprechende große Anzahl von Zügen haben, so wie bei den vielfachen Postverbindungen der einzelnen Städte, ist es selbstverständlich, daß man Eisenbahnfahrt, Postfahrt und Fußwanderung verbindet.

Je nach dem Zwecke, welcher der Reise zu Grunde liegt, wird man mit Hülfe von Eisenbahn- und Postenfahrplan, mit der Karte in der Hand, seine Reise selbst entwerfen, sie naturgemäß an die Haupt-Eisenbahn- und Straßen-Züge anlehnen, und seinen Kräften und Bedürfnissen entsprechend die Ausdehnung der einzelnen Tagereisen bemessen. Für die Eisenbahn- und Postfahrt giebt der Fahrplan die entsprechende Anleitung. Für die Fußwanderung wird man sich eine bestimmte, gleichmäßige Tageseintheilung zum Gesetz machen, mag man sie nun auf den ganzen Tag, oder nur auf Theile desselben anwenden.

Man steht z. B. früh 5 Uhr auf, frühstückt $^1/_2$6 Uhr, macht sich zurecht, bricht um 6 Uhr im Sommer auf. Im Frühjahr und Herbst vielleicht $^1/_2$ Stunde später, unbekümmert um die Frühnebel. Man steckt einige Lebensmittel, Paßkarte, Landkarte, Reise- und Notizbuch, sowie Zeichenmaterial in die kleine Umhängetasche, das Köfferchen oder den Reisesack schickt man mit Post (zu sofortiger Bestellung) an das Tagesziel, um es dort vorzufinden. Man muß sich daran gewöhnen,

drei bis vier Stunden zu wandern, ohne einzukehren. Dann erst macht man einen einstündigen Ruhehalt, um darauf wieder etwa drei Stunden zu wandern, ohne zu ruhen. Damit beziffert man die Tageswanderung mit etwa 30 km. Aufenthalte, um ein landschaftliches Bild zu Papier zu bringen, ein gewerbliches oder technisches Etablissement anzusehen, von einer Industrie eine eingehendere Anschauung zu gewinnen u. s. w., gehören natürlich nicht zu den Ruhehalten. Die Mittagsrast macht man möglichst kurz und verlegt die Hauptmahlzeit auf das Nachtquartier, wo man zeitig genug eintrifft, um mit Bequemlichkeit und Ruhe die Eindrücke der Tageswanderung zu überdenken und festzustellen. — Es ist zweckmäßig größeren Tageswanderungen eine kleinere folgen zu lassen, oder wo dieß nicht angeht, einen Rasttag einzuschalten, der zu kleineren Spaziergängen und zur Besichtigung von Werkstellen und gewerblichen oder industriellen Anlagen benutzt werden kann.

Bei durchdachtem Reiseentwurfe wird man niemals genöthigt sein, am späten Abend an einem Orte zu bleiben, wo man weder ausgiebige Nachtruhe noch angemessene Verpflegung hat. In allen Städten, in vielen Dörfern und einzelnen Gasthäusern wird man zu voller Zufriedenheit Unterkommen finden. — Als Hauptregel für den Wanderer gilt: „Lebe einfach und bescheiden; mache keine unnöthigen und unerfüllbaren Ansprüche!“ — Dann wird es Jedermann gut gehen und ihm gefallen. Vorbereitung und Ausführung sollen den materiellen und ideellen Genuß sichern; Herz und Gemüth sollen sich erheben und dankbar empfangen, was ihnen geboten wird. Eine angemessene Sparsamkeit soll jeden Reisenden leiten; er soll kein Geld verschleudern, und seinen Genuß nicht in den Staub ziehen; er soll den Bettel weder anregen noch unterstützen.

Bei längerem Aufenthalte an einem Orte wird man die Umgebungen um so eingehender kennen lernen und im engsten Zusammenhange damit Land und Leute recht lieb gewinnen. Der Aufenthalt in der Sommerfrische, wie ihn die Verhältnisse hervorgerufen haben und weiter entwickeln, wird dem Erzgebirge immer zahlreichere Freunde zuführen, wenn nicht kurzsichtiger Unverstand und blinde Habgier die schönen Anfänge zerstören, welche in dieser Beziehung gemacht worden sind. *)

Wer irgend das Erzgebirge mit Aufmerksamkeit besucht, und nicht den zweckwidrigsten Reiseplan seinen Wanderungen zu Grunde gelegt hat, wird von Tag zu Tag immer mehr davon durchdrungen

*) Vergl. Ueber Sommerfrischen im Erzgebirge. Glückauf. (Zeitschrift) 1889. No. 1.



werden, daß unser Erzgebirge, sowohl beim flüchtigen Wandern, wie beim längeren Verweilen einen Reichthum an landschaftlichen Bildern, an gewerblichen, industriellen und technischen Betrieben, an bemerkenswerthen Anfertigungen und Beschäftigungen, an menschlichem Fleiß, Wissen und Können in sich schließt, der um so bemerkenswerther ist, als bei der dicht gedrängten Bevölkerung jede einzelne Thätigkeit regelrecht und exakt in den Gang des Ganzen eingreifen muß, um denselben in seiner Stetigkeit zu erhalten.

Der hohe Aufschwung, welchen das Erzgebirge in allen Beziehungen in der neuesten Zeit genommen hat; die im Fortschreiten begriffene Entwickelung der geistigen und moralischen Kräfte in engster Verbindung mit dem Aufschwunge aller materiellen Beziehungen im täglichen Leben und in allen Erwerbszweigen, in der Land- und Forstwirthschaft, in allen Verästungen einer reich gegliederten, weit ausgedehnten Industrie und ihrer wissenschaftlichen und tech- Hülfsgewerbe, im Kleingewerbe und der Hausarbeit u. s. w. lassen mit einer frischen und frohen Zuversicht in die Zukunft hinausblicken.

Glück auf!

Register.



Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

